

Katharina Prager  
Wolfgang Straub (Hrsg.)

# Bilderbuch-Heimkehr? Remigration im Kontext

Arco Wissenschaft



Bilderbuch-Heimkehr?



# **Bilderbuch-Heimkehr? Remigration im Kontext**

**Herausgegeben von  
Katharina Prager und Wolfgang Straub**

**ARCO WISSENSCHAFT**



# Inhalt

<i>Katharina Prager · Wolfgang Straub</i>	
Die Rückkehr der Remigration. Zur Einleitung .....	9
<i>Marita Krauss</i>	
Remigrationen – europäische Perspektiven .....	19
<b>I. TRANSFER</b>	
<i>Wynfrid Kriegleder</i>	
Charles Sealsfield, Armand Strubberg, Heinrich Boernstein: USA-Emigration und Remigration bei drei Schriftstellern des 19. Jahrhunderts .....	31
<i>Ulrike Schneider</i>	
Remigration – Übersiedlung – Rückkehr. Der Schriftsteller Fred Wander und die doppelte Erfahrung der Rückkehr .....	43
<i>Olena Komarnicka</i>	
Maria Berl-Lee. Wanderin zwischen zwei Welten .....	55
<i>Nikola Herweg</i>	
Bilderbuchheimkehrer, Persilscheine und Schweigegebot. Voraussetzungen und Bedingungen der Remigration in die Bundesrepublik Deutschland .....	63
<i>Marlen Eckl</i>	
»Brasilien ist kaum erforscht«. Remigranten als Kulturvermittler im Nachkriegseuropa .....	79
<i>Matthias Marschik</i>	
Nur ein Teil kehrt zurück. Die Remigration des Leo Schidrowitz .....	93
<i>Philipp Mettauer</i>	
»Ich hab' keinen Lockruf des Vaterlandes bekommen.« Aus Südamerika zurückgekehrt .....	107

<i>Katja Stuckatz</i>	
»Meine Gefangenschaft, die meine Befreiung war«.	
Ernst Jandl kehrt heim .....	119
 II. INSTITUTIONEN UND STRUKTUREN	
<i>Margit Reiter</i>	
Gegendiskurse. Das ( <i>Österreichische</i> ) Tagebuch als	
»intellektuelle Heimat« für Linke: Jüdinnen, Juden	
und RemigrantInnen in Österreich nach 1945 .....	135
<i>Desiree Hebenstreit</i>	
Beiträge der Remigration in der österreichischen Zeitschrift	
<i>Plan</i> (1945–1948) .....	151
<i>Peter Roessler</i>	
Geschichtsbilder und Traditionsbildungen.	
Zurückgekehrte Theaterleute im historischen Fundus .....	163
<i>Günther Stocker</i>	
»Wer ruft ihn zurück? Niemand!« Robert Neumanns	
schwierige Remigration in die deutschsprachige Literatur .....	177
<i>Karin Bischof</i>	
»Emigranten« und die Konstruktion des österreichischen	
Demos in Parlamentsdebatten nach 1945 .....	191
<i>Marion Löffler</i>	
Restitution: Wiedergutmachung übersetzt in die Sprachen der	
Alliierten. Antisemitische Konnotationen einer Begriffsdebatte .....	203
<i>Andreas Huber</i>	
Der Grat zwischen Erfolg und Enttäuschung. 1938 vertriebene	
und emigrierte Lehrende der Universität Wien	
im Wissenschaftsbereich der Zweiten Republik .....	217
<i>Katharina Kniefacz · Herbert Posch</i>	
Emigration/Remigration in den Bildungsbiografien der 1938	
vertriebenen Studierenden. <i>Das Gedenkbuch für die</i>	
<i>Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938</i> .....	231
<i>Christoph Mentschl</i>	
Der lange Weg zurück. Die späte Remigration des Karl R. Stadler .....	243

## III. IDEOLOGIEN UND MENTALITÄTEN

*Peter Pirker*

Ablehnung und Auswahl.  
Remigration aus dem politischen Exil am Beispiel der SPÖ ..... 257

*Irene Nawrocka*

»Das große Erlebnis einer funktionierenden und  
lebendigen Demokratie«. ÖsterreicherInnen im schwedischen  
Exil und die Frage der Rückkehr in autobiographischen Texten ..... 275

*Alexander Pinwinkler*

Remigration als eine Rückkehr zum Status quo ante?  
P. Thomas Michels OSB (1892–1979) zwischen den  
Vereinigten Staaten, Österreich und Deutschland ..... 291

*Dagmar Heißler*

Österreich als »ideelle Lebensaufgabe«.  
Ideologisierung der Remigration bei Ernst Lothar ..... 303

*Kerstin Putz*

Zufällige Konstanz. Günther Anders' Remigration nach Wien ..... 313

*Evelyne Polt-Heinzl*

Wenn die Zeitgeschichte die »Teile« eines Lebens zersprengt.  
Friederike Manners Romanbericht *Die dunklen Jahre* ..... 325

*Sharon Weiner*

Leo Perutz – from Celebrated Novelist to Forgotten Author.  
A remigration Enigma ..... 339

*Françoise Kreissler*

Remigration aus China. Die soziopolitischen Kontexte  
im Shanghai der Nachkriegszeit (1945–1946) ..... 349

Bibliographie ..... 361  
Autorinnen und Autoren ..... 377  
Personenregister ..... 381



Katharina Prager · Wolfgang Straub

## Die Rückkehr der Remigration. Zur Einleitung

Der Titel unseres Buches folgt einem Beitrag des streitbaren und umstrittenen Wiener Kritikers und Schriftstellers Hans Weigel, in dem er sich im Jahr 1983 an das Kriegsende und die erste Nachkriegszeit erinnert.<sup>1</sup> Für Weigel und seine Frau, die Schauspielerin Gertrud Ramlo, funktionierte die Rückkehr aus dem Schweizer Exil nach Österreich tatsächlich sehr gut, auch wenn sie die Grenze ohne gültige Papiere überschritten. Diese »Bilderbuch-Heimkehr« konnte sich auf Kontakte, die von den kommunistischen Exilnetzwerken in der Schweiz ausgingen, stützen. In Salzburg hatten die Weigels das Glück, einen alten Bekannten zu treffen, der inzwischen Kulturoffizier der US-Besatzungsmacht war und ihnen im Herbst zur Rückkehr nach Wien verhalf.

Es ist inzwischen *common sense* der Forschung, dass nur einem verschwindenden Teil der RemigrantInnen<sup>2</sup> eine »Bilderbuch-Heimkehr« vergönnt war. Neben materiellen, beruflichen, gesundheitlichen oder familiären oder sozialen Gründen waren es die Beziehungen zu den *non-exiles*, zu den MitläufInnen, KollaborateurInnen und TäterInnen, die es den Rückkehrenden erschwerete, im Ursprungsland wieder heimisch zu werden. In einem Brief an Friedrich Torberg legte Hans Weigel im Februar 1946 insofern auch eine wichtige Voraussetzung für seine »Bilderbuch-Heimkehr« offen: »Natürlich darf man nicht mit Ressentiment herkommen, sondern muss den guten Willen mitbringen.«<sup>3</sup> Ein halbes Jahr später führte er aus, dass auch Juden zurückkommen könnten, »wenn sie sich anständig benehmen«, er zweifle nicht daran, »dass auch sie hier willkommen sein werden und sich wohl

<sup>1</sup> Hans Weigel: Eine Bilderbuch-Heimkehr. In: Gerhard Amanshauser, Jochen Jung (Hg.): Vom Reich zu Österreich. Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich erinnert von Augen- und Ohrenzeugen. Salzburg 1983, S. 60–66. Zu Weigel vgl. Wolfgang Straub (Hg.): Hans Weigel. Kabarettist – Kritiker – Romancier – Literaturmanager. Innsbruck 2014.

<sup>2</sup> Wir verwenden das Binnen-I, wenn sich in der beschriebenen Personengruppe mindestens eine Frau befand oder befindet, um den weiblichen Anteil der Remigration deutlich sichtbar zu machen und mitzudenken. Auf die Setzung des Binnen-Is wurde in Ausnahmen verzichtet, wenn es sich sehr eindeutig um ein weitgehend von Männern dominiertes Milieu handelte und nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob es außer Männern auch Frauen in dem angesprochenen Bereich gab.

<sup>3</sup> Hans Weigel, Wien, an Friedrich Torberg, New York, 28. 2. 1946, Wienbibliothek, Handschriftensammlung, Nachlass Friedrich Torberg, ZPH 588, Archivbox 23.

fühlen werden – wenn sie ohne vorgefasste Meinungen kommen und nicht um jeden Preis zum Übelnehmen entschlossen sind.«<sup>4</sup> Wenn man an das bekannte Buch *Jenseits von Schuld und Sühne* (1966) von Jean Améry, einem *non-reémigré*, denkt, in dem er das Ressentiment als »existentielle Dominante von meinesgleichen«<sup>5</sup> bezeichnet, tut sich eine Kluft auf.

Für die meisten der aus Österreich vertriebenen Freunde und Bekannten Weigels, mit denen er im Exil korrespondierte, war eine Remigration auch alles andere als selbstverständlich. Weigel betätigte sich als eine Art Propagator einer Rückkehr nach Österreich: Er schrieb in Zeitungsartikeln, dass man die wichtigsten Künstler zurückrufen solle, und er schrieb an Freunde und Bekannte in New York, Havanna und Shanghai, dass sie zurückkommen sollen, in Wien herrsche »grosser Mangel an fähigen Leuten aller Art«<sup>6</sup> – und er habe hier keinen Antisemitismus bemerkt. Ein Schulfreund Hans Weigels, Eric Simon, der inzwischen als Komponist, Arrangeur und Klarinettenlehrer (unter anderem von Benny Goodman) in New York lebte, antwortete ihm im Sommer 1945:

Du fragst mich: Wie denkst Du über Österreich und die Heimkehr? – Darauf kann ich nur mit einer Frage antworten: Was heisst Heimkehr? Meinst Du die Rückkehr an einen geographischen Punkt, an dem ich viele Jahre meines Lebens verbrachte? Oder Rückkehr in eine Stadt, die mir ein Heim war? [...] Ich kannte Wien nur zwischen den zwei Kriegen, und da war es mir kein Heim. Es war eine schöne Stadt – dafür konnte es nicht; es gab mir keine Arbeit – dafür konnte es. Es war die Stadt von Mozart und Beethoven – dafür konnte es nicht; es verfolgte mich wegen meiner Rasse – dafür konnte es. Heimkehr nach Wien ist für mich eine *contradictio in adjecto*. Fahrt nach Wien – das steht offen.<sup>7</sup>

Was heißt *Rückkehr*, und wann darf man von *Heimkehr* sprechen? Diese Fragen blieben und bleiben in der wissenschaftlichen Befassung mit dem Thema relevant. In der Forschungsliteratur findet sich eine Vielzahl von Begriffen, um etwas zu benennen, dessen kleinster gemeinsamer Nenner eine »grenzüberschreitende Wanderung in Herkunftskontexte«<sup>8</sup> sein könnte. Im Deutschen ist neben Remigration auch der Begriff Rückmigration üblich geworden. Im Englischen spricht man abseits von remigration von return

<sup>4</sup> Hans Weigel, Salzburg, an Friedrich Torberg, New York, 16. 8. 1946, ebd.

<sup>5</sup> Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart 1977, S. 117.

<sup>6</sup> »Ich kann Ihnen nur raten, herzukommen. Es herrscht hier grosser Mangel an fähigen Leuten aller Art, aber besonders auf unserem speziellen Gebiet.« Hans Weigel, Wien, an Hans Morgenstern, Shanghai, 17. 4. 1946, Wienbibliothek, Handschriftensammlung, Nachlass Hans Morgenstern, ZPH 860, Archivbox 1.

<sup>7</sup> Eric Simon, New York, an Hans Weigel, o. O., 23. 8. 1945, UCLA Library – Performing Arts Special Collection, Eric Simon Collection of correspondence from musicians, Coll. No. 128, Archivbox Weigel.

<sup>8</sup> George Gmelch: Return Migration. In: *Annual Review of Anthropology*, 9 (1980), S. 135–159, S. 136 (Übersetzung von K. Prager).

migration oder re-emigration (»*reémigrés*«). Eine übergreifende Definition dieser Begriffe wagte Edda Currie 2006: »Grundsätzlich wird der Begriff [...] verwendet, wenn Personen in ihr Herkunftsland zurückkehren, nachdem sie eine signifikante Zeit nicht im Land verbracht haben.«<sup>9</sup>

Dass es beim Versuch, Remigration bzw. Rückmigration begrifflich oder definitorisch in den Griff zu bekommen, notwendig ist, sich auf eine sehr allgemeine, ja vage Position zurückzuziehen, verweist auf eine grundlegende Problemstellung jeglicher Remigrationsforschung, die in der Literatur vielerorts konstatiert wird: Die Komplexität und Heterogenität des Themas erschwert einen systematischen Zugang. Man hat es meist mit höchst unterschiedlichen Individualgeschichten zu tun, die Thesenbildungen und strukturelle Analysen sehr schwierig machen. Zur Heterogenität des Themas gehört auch, dass man wohl nicht von einem eigenen Forschungsgebiet sprechen kann, sondern dass Fragen von Rückkehr vielmehr in Einzeldisziplinen – idealerweise mit interdisziplinärem Blick – behandelt werden.

Die schwierige Systematisierung hat mit dem zweiten grundlegenden Problem im Umgang mit Remigration zu tun, auf das der britische Geograph Russell King bereits 1978 hinwies:<sup>10</sup> Es fehlen meist empirischen Grundlagen. So kann für den in unserem Buch im Mittelpunkt stehenden Zeitraum nach 1945 nur grob geschätzt werden, wie viele ExilantInnen nach Deutschland oder Österreich zurückgekehrt sind.<sup>11</sup> In den letzten Jahren versuchen Forschungen und statistische Erhebungen vermehrt die Remigration systematisch empirisch zu erfassen; hier lieferte etwa das EU-Projekt »Re-Turn«, das sich mit der Rückkehrmigration vor allem in Ostmitteleuropa unter dem Aspekt eines wirtschaftlichen Nutzens für Regionen beschäftigt, interessante Ergebnisse, zeigte aber auch den notwendigen großen Aufwand (so wurde eine Umfrage mit 3.000 TeilnehmerInnen durchgeführt und ausgewertet).<sup>12</sup>

Der US-amerikanische Anthropologe George Gmelch, einer der »Pioniere« der Remigrationsforschung, sah 1980 in der fehlenden empirischen Basis einen Grund für die lange währende Vernachlässigung der Rückkehrmigration in der wissenschaftlichen Forschung.<sup>13</sup> Diese »Vernachlässigung« ist ein Topos in Einleitungen zu einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten.

<sup>9</sup> Edda Currie: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration. In: soFid (Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst), 2006/2 (Migration und ethnische Minderheiten), S. 7–23, S. 7, online-Version: [www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/fachinformationen/servicepublikationen/sofid/Fachbeitraege/Migration\\_2006-2.pdf](http://www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/fachinformationen/servicepublikationen/sofid/Fachbeitraege/Migration_2006-2.pdf) (20. 9. 2015).

<sup>10</sup> Vgl. Russell King: Return migration. A neglected aspect of population geography. In: Area, 10 (1978), S. 175–182, S. 176.

<sup>11</sup> Marita Krauss etwa schätzt, dass 30.000 der 500.000 deutschsprachigen EmigrantInnen nach Deutschland, Österreich und in die Tschechoslowakei remigrierten. Vgl. Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001, S. 9.

<sup>12</sup> [www.re-migrants.eu/Result.php](http://www.re-migrants.eu/Result.php) (22. 9. 2015).

<sup>13</sup> Gmelch, Return Migration, S. 135f.

Im Jahr 2000 etwa schrieb Russell King als ein weiterer »Pionier«: »Return is the great unwritten chapter of the history of migration«<sup>14</sup>.

Die wenigen, die sich genauer mit diesem »Randthema« auseinandersetzen, versuchten sich immer wieder in Typologisierungen der RückkehrerInnen. Zum einen konnte man danach fragen, ob es sich um eine freiwillige oder unfreiwillige Rückkehr handelt – »wobei diese beiden Kategorien nicht immer trennscharf sind«<sup>15</sup> –, zum anderen nach den Motiven der Remigration und der »Reintegrationsfähigkeit«<sup>16</sup> der RückkehrerInnen, Frank Bovenkerk setzte hier 1974 erste Impulse. Neben soziologischen waren es vor allem Ansätze aus der Wirtschaftswissenschaft, die sich der Remigration zuwandten. Die Ökonomie untersuchte in erster Linie die Arbeitsmigration, die als Versuch der Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen Situation verstanden wurde, und betrachtete, zumindest aus »neoklassischer« Sicht, die Remigration als Scheitern im Gastland. Hinzu kam, dass in diesem Ansatz RemigrantInnen als volkswirtschaftlich unwichtig eingestuft wurden, weil von ihnen wegen der bestehenden starren Strukturen in den Herkunftsändern keine oder nur wenige Impulse ausgehen könnten.<sup>17</sup> Im Gegensatz dazu sehen Ansätze der »New Economics« Rückkehr als Teil einer kalkulierten, auf eine Zeitspanne angelegten »erfolgreichen« Migration an.<sup>18</sup>

Es war wiederum Russell King, der als einer der Ersten darauf hinwies, dass Rückkehr als ein Bündel aus Motiven und Bedingungen, ökonomische, lebenszyklische, familiäre, soziale, verstanden werden müsse.<sup>19</sup> Daraus ergab sich eine Relativierung der meist ökonomisch dominierten Fragestellungen, die Ursachen oder Möglichkeiten »erfolgreicher« Rückkehr in den Mittelpunkt stellten. Soziologischer Migrationsforschung gelang es in der Folge besser, der Komplexität des Phänomens gerecht zu werden. In diesem Kontext entstanden etwa zahlreiche Untersuchungen zur Rückkehr von sogenannten »Gastarbeitern« in ihr Herkunftsland. Fragen nach ihren Lebensbedingungen, ihrer Integration und Assimilation standen im Vordergrund.

In der Politikwissenschaft wiederum konzentrierten sich Beiträge zur Remigration zuerst vor allem auf die Analyse der (deutschen) Rückkehrpolitik

<sup>14</sup> Russell King: Generalizations from the history of return migration. In: Bimal Ghosh (Hg.): *Return Migration. Journey of hope or despair?* Genf 2000, S. 7–55, S. 7.

<sup>15</sup> Currle, Theorieansätze, S. 7.

<sup>16</sup> Frank Bovenkerk: *The sociology of return migration. A bibliographic essay*. The Hague 1974, S. 46.

<sup>17</sup> Vgl. u. a. Francesco P. Cerase: Expectations und reality. A case study of return migration from the United States to Southern Italy. In: *International Migration Review*, 8 (1974), S. 245–279.

<sup>18</sup> Vgl. u. a. Jean-Pierre Cassarino: Theorising return migration. The conceptual approach to return migrants revisited. In: *International Journal on Multicultural Societies*, 6 (2004), S. 253–279.

<sup>19</sup> Vgl. Russell King: *Return migration and regional economic development: An overview*. In: Ders. (Hg.): *Return migration and regional economic problems*. London 1986, S. 1–37.

und Rückkehrprogramme; in jüngerer Zeit gibt es einen Fokus auf entwicklungspolitische Maßnahmen sowie auf die mit Remigrationsbewegungen einhergehenden Entwicklungen von neuen Politiken in Europa.<sup>20</sup>

Neuere Ansätze in der Soziologie, der Migrations- und Entwicklungsforschung gehen auf die Gegebenheiten der Globalisierung, der transnationalen Realitäten, der neuen Kommunikationsmedien, der steigenden Mobilität ein, zuweilen ist von einem »return of return migration«<sup>21</sup> die Rede. Dabei sieht man Rückkehr als fixen (auch wiederkehrenden) Teil von Migration an, sie ist nicht mehr der »Endpunkt« – es geht also um das Bild einer zirkulären Migration. Mobilität, Multilokalität, Transnationalität, Netzwerktheorie oder *social remittance* sind einige der Begriffe, die den neueren Remigrationsdiskurs in der Forschung leiten.

Mit einer Ausnahme, die sich aus den USA remigrierenden österreichischen Schriftstellern im 19. Jahrhundert widmet, steht in den vorliegenden Beiträgen die Remigration nach dem Zweiten Weltkrieg im Mittelpunkt. Daher können wir auf Marita Krauss' Definition, die sie in dem unser Buch einleitenden Essay leistet, zurückgreifen: »Remigration, das ist hier die Rückkehr von Frauen oder Männern, die aus ihrem Heimatland ausgewiesen wurden, die vor politischer, rassistischer oder religiöser Verfolgung flohen und im Exil überlebten.« (Siehe S. 19.) Der Fokus auf das Nachkriegsdeutschland und -österreich bedingt zahlreiche Korrespondenzen zur Exilforschung. In der Literaturwissenschaft und Zeitgeschichtsforschung, die das Gros der Beiträge umfassen, sind Fragen der Rückkehr stets intensiv mit dem Blick auf die Situation des Exils verwoben, Exil- und Remigrationsforschung sind hier schwerlich voneinander zu separieren.

Trennscharfe Unterscheidungen sind in diesem Forschungskontext generell ebenso problematisch wie hilfreich – so auch die Trennung in die Kategorien Exil und Emigration.<sup>22</sup> Mit Bertolt Brecht wurde und wird das Exil in der deutschsprachigen Exilforschung als erzwungene Auswanderung, als Flucht definiert:

Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab: Emigranten. Das heißt doch Auswanderer. Aber wir wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluss, wählend ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht ein, in ein Land, dort zu bleiben, womöglich für immer. Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte. Und kein Heim, ein Exil soll das Land sein, das uns aufnahm.<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Vgl. Currle, Theorieansätze, S. 18.

<sup>21</sup> Biao Xiang: The Return of Return. Migration, Asia and Theory. In: Graziano Battistella (Hg.): Global and Asian Perspectives on International Migration. Cham u. a. 2014, S. 167–182, S. 168.

<sup>22</sup> Vgl. Claus-Dieter Krohn, Lutz Winckler: Vorwort. In: Dies.: Exilforschung im historischen Prozess. München 2012, S. VII–XIV.

<sup>23</sup> Zitiert in: Friedrich Stadler (Hg.): Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940. Wien, München 1987, S. 4.

Gerade im Kontext der Remigration kann sich die Verwendung der Kategorien Exil und Emigration verändern, sowohl in der Wahrnehmung der ZeitgenossInnen als auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. In den vorliegenden Texten wurde »Exil« nach Brecht als der Aufenthalt in einem Gastland nach erzwungener Auswanderung verstanden, »Emigration« als Prozess, als Fluchtbewegung. »Remigration« beinhaltet die Rückkehrbewegung der ExilantInnen, öffnet sich aber auch als Kategorie nicht abgeschlossenen Prozessen wie fortdauernden Migrationsbewegungen oder dem Wissens- und Kulturtransfer. Diese Offenheit führt dazu, dass im Umgang mit dem Phänomen Remigration eine klare Trennung der Kategorien nicht immer möglich ist.

Der nicht entkoppelbare Zusammenhang dieser Kategorien zeigt sich auch in einem Blick in die Fachliteratur. Die wesentlichen Publikationen aus verschiedenen Disziplinen, auf die wir uns stützen konnten und auf die in einer Auswahl in der Folge hingewiesen sein soll, bringen oft Beiträge sowohl aus der Exil- als auch aus der Remigrationsforschung.

Für die literaturwissenschaftliche Betrachtung der Remigration in Deutschland stellt die Publikation *Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945* (2005) ein Standardwerk dar, auch in der paradigmatischen Verknüpfung der Perspektiven der Geschichtswissenschaft und der Philologie, die das Herausgeberduo bereits signalisiert: Irmela von der Lühe ist Germanistin, Claus-Dieter Krohn Historiker, beide sind zentrale Figuren der deutschen Exil- und Remigrationsforschung.<sup>24</sup> Eine wichtige Institution der philologischen Exilforschung in Europa ist das Londoner Research Centre for German and Austrian Exile Studies, seine Mitglieder tun sich immer wieder in der Remigrationsforschung hervor, allen voran Ian Wallace und Richard Dove.<sup>25</sup> Weitere wichtige Impulse gaben Jaqueline Vansants *Reclaiming Heimat* (2001) und der von Jörg Thunecke herausgegebene Band *Echo des Exils* (2006).<sup>26</sup>

In Österreich wiederum ist die Wiener Exilbibliothek eine institutionelle Verankerung für die Erforschung der literarischen Remigration – die natürlich auch in Monographien zu zurückgekehrten AutorInnen stattfindet –, ihre (2016 pensionierte) Leiterin, Ursula Seeber, lieferte bedeutende Grundlagen.<sup>27</sup>

<sup>24</sup> Vgl. Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn (Hg.): *Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945*. Göttingen 2005.

<sup>25</sup> Vgl. u. a. Ian Wallace (Hg.): *Feuchtwanger and Remigration* (Feuchtwanger Studies, Bd. 3). Oxford u. a. 2013; Richard Dove: Eine andere Besetzung? Drei Emigranten und das Nachkriegsösterreich: Hermynia Zur Mühlen, Robert Neumann, Hilde Spiel. In: Heide Kunzelmann, Martin Liebscher (Hg.): *Kontinuitäten und Brüche. Österreichs literarischer Wiederaufbau nach 1945*. Oberhausen 2006, S. 77–92.

<sup>26</sup> Jaqueline Vansant: *Reclaiming Heimat. Trauma and Mourning in Memoirs by Jewish Austrian Reémigrés*. Detroit 2001; Jörg Thunecke (Hg.): *Echo des Exils. Das Werk emigrierter österreichischer Schriftsteller nach 1945*. Wuppertal 2006.

<sup>27</sup> Vgl. Ursula Seeber: Ein Niemandsland? Remigranten in Österreich. In: Kunzelmann, Liebscher (Hg.): *Kontinuitäten und Brüche*, S. 93–111.

Für die Remigrationsforschung innerhalb der österreichischen Germanistik war der von Johann Holzner betreute Band *Eine schwierige Heimkehr* (1991) ein wesentlicher Meilenstein, der Untertitel »Österreichische Literatur im Exil 1938–1945« verstellt die Tatsache, dass hier »Heimkehr«, wie der Band Remigration nennt, einen gewichtigen Anteil umfasst.<sup>28</sup> In der Theaterlandschaft Wiens nach 1945 waren RemigrantInnen von erheblicher Bedeutung und die Theaterwissenschaft hat dem etwa in dem wichtigen Sammelband *Zeit der Befreiung* (1998) Rechnung getragen.<sup>29</sup>

In der österreichischen Zeitgeschichtsforschung wurde und wird Remigration oft immanent Thema, Pionierarbeit in dem Feld leistete der Zeithistoriker Friedrich Stadler. 1993 nahm er im Rahmen einer englischsprachigen Ausstellung in Venedig zusammen mit Peter Weibel den »Cultural Exodus from Austria« in einer Art interdisziplinären Gesamtschau erstmals grundlegend in den Blick und verschaffte der Thematik internationale Aufmerksamkeit.<sup>30</sup> In seiner weiteren Arbeit rückte die intellektuelle Remigration, die Rückkehr der Wissenschaftstheorie – personell und institutionell –, immer stärker in den Fokus und es entstanden reichhaltige Grundlagen für die Zeitgeschichte und Philosophie. Zahlreiche Beiträge von ZeithistorikerInnen in diesem Buch zeigen, wie stark dieses Fundament zum weiteren Ausbau anregt – ein aktueller Schwerpunkt liegt in der Zeitgeschichte auf Remigration im universitären und publizistischen Kontext.

Christian Fleck setzte seitens der österreichischen Soziologie einen ähnlichen Schwerpunkt auf Personen, Institutionen und Dynamiken im Kontext der Remigration nach Österreich, der wichtige Ergänzungen zu Friedrich Stadlers Forschungen bot. Auch der Soziologe Christoph Reinprecht beschäftigte sich früh mit der Rückkehr österreichischer Juden und Jüdinnen.<sup>31</sup> Seine Arbeit stand – wie die der meisten ForscherInnen in Sachen Remigration – stark im Zeichen der Interdisziplinarität und Reinprecht fokussierte weiterhin stark auf (aktueller) Migrationsforschung.

Vorwiegend im Kontext der österreichischen Exilforschung – die meistens in außeruniversitären Zusammenhängen stattfindet, aber mit der universitären Forschung eng verbunden ist – entstanden zudem in den vergangenen Jahren wichtige Anthologien und Sammlungen, die Erinnerungen, autobiographische Fragmente oder Interviews mit RemigrantInnen versammelten und analysierten: Beiträge dazu leisteten Heinz Kienzl und

<sup>28</sup> Johann Holzner, Sigurd Paul Scheichl, Wolfgang Wiesmüller (Hg.): *Eine schwierige Heimkehr. Österreichische Literatur im Exil 1938–1945*. Innsbruck 1991.

<sup>29</sup> Vgl. u. a. Hilde Haider-Pregler, Peter Roessler (Hg.): *Zeit der Befreiung. Wiener Theater nach 1945*. Wien 1998.

<sup>30</sup> Vgl. Peter Weibel, Friedrich Stadler (Hg.): *The cultural exodus from Austria* [Ausstellung des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, 11. 6. 1993 bis 10. 10. 1993, Venedig]. Wien 1993.

<sup>31</sup> Christoph Reinprecht: *Zurückgekehrt. Identität und Bruch in der Biographie österreichischer Juden*. Wien 1992.

Susanne Kirchners mit ihrer »Spurensuche«<sup>32</sup>, Siglinde Bolbecher und Konstantin Kaiser nicht nur mit ihrem bahnbrechenden »Lexikon der österreichischen Exilliteratur«, sondern auch mit ihren Tagungen »Gespräche über die Rückkehr«, die ausschnittsweise publiziert wurden.<sup>33</sup> Auch Sonja Franks Dokumentation *Young Austria*<sup>34</sup> und zahlreiche andere Publikationen im Umfeld der Theodor Kramer Gesellschaft und der österreichischen Gesellschaft für Exilforschung bewahrten und beforschten Remigrationsgeschichte.

Aufbauend auf diesen kultur- und sozialwissenschaftlichen Grundlagen der deutschsprachigen Remigrationsforschung und den Erkenntnissen der sich universitär institutionalisierenden Exilforschung<sup>35</sup> ist es das Anliegen dieses Buches, den Fokus auf die Rückkehrbewegung und die mit ihr verbundenen Dynamiken zu legen. Es ist uns wichtig, das Forschungsfeld zu internationalisieren, zu systematisieren und vermehrt auf strukturelle Fragen zu lenken. Durch einen internationalen Call konnten ForscherInnen verschiedenster Disziplinen zur Teilnahme gewonnen und damit die aktuelle Forschungslage zur Remigration in den Sozial- und Kulturwissenschaften abgebildet werden. Die BeiträgerInnen brachten durchgehend noch nicht oder wenig bearbeitete Themen in die Debatte ein und werteten neue Quellen aus.

Die Diskussionen im Rahmen des im Februar 2015 in Wien abgehaltenen gleichnamigen Symposions schärften die Fragestellungen, Muster und Strukturen wurden sichtbarer. Der Veranstaltung folgte ein intensiver Überarbeitungsprozess der Beiträge, die gegenseitige Anregungen aufnahmen und Bezüge herstellten. Aus der großen thematischen, geografischen, disziplinären und zeitlichen Bandbreite haben sich drei große Themenkomplexe entwickelt, die die Fragestellungen zum einen strukturieren, zum anderen interdisziplinär verschränken:

So werden unter dem Titel TRANSFER einerseits Einzelschicksale behandelt, die aber mit einem klaren Fokus auf Bedingungen, Dynamiken und Arten der Rückkehr analysiert wurden. Andererseits liegt hier ein Schwerpunkt auf Gruppen von RemigrantInnen, dem Austausch mit dem Herkunftsland in der unmittelbaren Nachkriegszeit und kulturellen Transfers. Es wird deutlich, wie oft entscheidende neue Impulse durch Zurückkehrende in die Herkunftsänder gebracht wurden und dass viele RemigrantInnen als Kultur-

<sup>32</sup> Heinz Kienzl, Susanne Kirchner (Hg.): Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen. Erinnerungen und Spurensuche. Wien 2002.

<sup>33</sup> Siglinde Bolbecher, Konstantin Kaiser (Hg.): Lexikon der österreichischen Exilliteratur. Wien 2000.

<sup>34</sup> Sonja Frank (Hg.): *Young Austria. ÖsterreicherInnen im Britischen Exil 1938 bis 1947. Für ein freies, demokratisches und unabhängiges Österreich.* 2. erweiterte Auflage, mit DVD. Wien 2014.

<sup>35</sup> In Österreich ist die Exilforschung nach wie vor randständig institutionalisiert, während sie in Deutschland und der Schweiz in den letzten Jahren etwa an der Universität Frankfurt/Oder (Lehrstuhl Kerstin Schoor) oder der Universität Bern (Lehrstuhl Kristina Schulz) universitär verankert wurde.

vermittler agierten – nicht zuletzt der österreichische Avantgarde-Dichter Ernst Jandl, der als Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft auch das Produkt einer spezifischen Art von Rückkehr nach Österreich war.

In dem Abschnitt INSTITUTIONEN UND STRUKTUREN geraten verschiedene Institutionen wie Zeitschriften, der Theater- und Literaturbetrieb, die »politische Bühne« und schließlich die Universität in den Blick. Muster, Traditionsbildungen und strukturelle Merkmale werden sichtbar. Fragen der (beruflichen, wirtschaftlichen, sozialen) Rahmenbedingungen von Remigration, der In- und Exklusion im Herkunftsland treten hier in den Vordergrund.

IDEOLOGIEN UND MENTALITÄTEN prägten nicht nur das Land, in das ExilantInnen zurückkehrten, sondern auch die Zurückkehrenden selbst. Sowohl in sozialistischen wie auch in konservativen Kreisen wurde Remigration verhandelt. Zurückkommende Einzelpersonen fanden sich oft mit ideologischen Zuschreibungen konfrontiert, die ihre Integration in die Herkunftsgesellschaft teils förderten, teils behinderten. Nicht zuletzt nahmen RemigrantInnen auf sehr sensibel die Mentalitäten ihrer Aufnahme- und Herkunftsstaaten wahr.

Unser Band zeigt in der Zusammenschau die Vielfältigkeit, die Bandbreite, die Heterogenität des Umgangs mit dem Phänomen Remigration; und er führt vor Augen, wie viel es hier noch zu erforschen gilt. Wir hoffen, mit dem Buch Grundlage und Anregung für weitere Forschungen liefern zu können; wir haben uns etwa der Analyse der Remigration aus der Perspektive der Gender Studies oder Intersektionalität nicht widmen können – Remigration stellt, wie das Exil, ein spannendes Laboratorium etwa für Geschlechtergeschichte dar.<sup>36</sup>

Wien, August 2016

Katharina Prager, Wolfgang Straub

<sup>36</sup> Vgl. Katharina Prager: »Ungewöhnliches biographisches Bewusstsein« – Exilantinnenbiografien als Laboratorium für Geschlechterverhältnisse und Transkulturalität. In: Gabriele Knapp, Adriane Feustel, Inge Hansen-Schaberg (Hg.): Flüchtige Geschichte und geistiges Erbe – Perspektiven der Frauenexilforschung (Frauen und Exil, Bd. 8). München 2015, S. 53–66.



Marita Krauss

## Remigrationen – europäische Perspektiven

Die Rückkehr aus dem Exil, die Remigration, ist ein höchst komplexer Prozess. Remigration, das ist hier die Rückkehr von Frauen oder Männern, die aus ihrem Heimatland ausgewiesen wurden, die vor politischer, rassistischer oder religiöser Verfolgung flohen und im Exil überlebten.<sup>1</sup> Es klingt so einfach: Das Regime, das für die Verfolgung verantwortlich war, verliert seine Macht und der Flüchtling kann zurückkehren. Aber eine solche Rückkehr ist ein sehr spezifischer Migrationsprozess. Meist ist es keine »Heimkehr«: Die Freunde sind nicht mehr da, früher bestens bekannte Häuser, Straßen und Landschaften haben sich verändert. Und die Erinnerung ist manchmal eine schlechte Begleiterin: Das Licht früherer glücklicher Tage vergoldet eine Szene, schlimme Erinnerungen verdunkeln sie. In jedem Falle ist nichts mehr, wie es war, wenn man Jahre später zurückkommt. Sogar die Rückkehr nach einem langen freiwilligen Aufenthalt in der Fremde, zum Beispiel nach Arbeitsmigrationen, führt zu solchen Phänomenen. Doch die erzwungene Flucht und die damit

<sup>1</sup> Mit den folgenden Ausführungen beziehe ich mich auf vielfältige Forschungen zu dem Thema, die ich in den vergangenen zwanzig Jahren publiziert habe. Als Überblick: Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001; außerdem z. B.: Dies.: Exilerfahrung und Wissenstransfer. Gastprofessoren nach 1945. In: Dittmar Dahlmann, Reinhold Reith (Hg.): Elitenwanderung und Wissenstransfer im 19. und 20. Jahrhundert. Essen 2008, S. 35–54; Dies.: »Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung«. Transatlantische Gastprofessoren nach 1945. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 3 (2006), S. 224–242; Dies.: Herbert Will: Innensichten. Grenzüberschreitungen bei Emigranten der NS-Zeit in interdisziplinärer Annäherung. In: Hans Hecker (Hg.): Grenzen. Gesellschaftliche Konstitutionen und Transfigurationen. Essen 2006, S. 57–72; Dies.: Jewish Remigration: An Overview of an Emerging Discipline. In: Leo Baeck Yearbook, 49 (2004), S. 107–119; Dies.: Exil, Neuordnung und Erneuerung Deutschlands: Jüdische Remigranten im politischen Leben Nachkriegsdeutschlands. In: Hans Erler, Arnold Paucker, Ernst Ludwig Ehrlich (Hg.): »Gegen alle Vergeblichkeit«. Jüdischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Frankfurt/M., New York 2003, S. 388–406; Dies.: Hans Habe, Erich Friedlaender, Hermann Budziszlawski – drei Zonen, drei Städte, drei Schicksale. In: Claus-Dieter Krohn, Axel Schildt (Hg.): Zwischen den Stühlen? Remigranten in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte). Hamburg 2002, S. 245–266; Dies.: Projektion statt Erinnerung. Der Umgang mit Emigranten und die deutsche Gesellschaft nach 1945, in: Exil 18 (1998), S. 5–16; Dies.: Remigration, in: Claus-Dieter Krohn u. a. (Hg.): Handbuch des deutschsprachigen Exils 1933–1945. Darmstadt 1998, S. 1161–1171.

verbundene tiefe Zurückweisung vergiften das Leben; die Hoffnung auf Rückkehr hat für diese Zwangsmigranten eine besondere Bedeutung.

Deshalb ist der Prozess der Remigration oft von höchst ambivalenten Gefühlen und Gedanken begleitet. Schon der bloße Gedanke an Rückkehr zwingt den Emigranten, die Emigrantin, sich mit den Erfahrungen vor der Ausreise zu befassen.<sup>2</sup> Diese Konfrontation ist meist schmerzlich, da sie die Trauer über das eigene zerstörte und mühsam wieder zusammengeflickte Leben umschließt. Vielfach versuchen RemigrantInnen die tiefen Brüche der eigenen Biografie durch die Rückkehr zu heilen. Der aus Wien emigrierte Journalist Georg Stefan Troller formuliert das in seinem Buch *Selbstbeschreibung* so:

Emigranten sind Spezialisten in Heimweh. Aber was bedeutet das überhaupt, Heimat, Vaterland? Jedenfalls den Ort, an dem man üblicherweise den schwerwiegendsten Realitätsverlust zu verzeichnen hat. Vielleicht ist es unmöglich, den Zauber einer Heimat zu erklären, weil er ja eins ist mit der nie zu definierenden Magie der Kindheit. In der Heimatliebe liebt man sich selbst im Rückblick. Darum führt Heimatverlust auch zum Abhandenkommen eines guten Stücks der normalen Selbstliebe, des voraussetzungslosen Zu-sich-selbst-Stehens.<sup>3</sup>

Die Rückkehr bietet damit die Möglichkeit, unter Schmerzen abgespaltene Teile der eigenen Persönlichkeit wieder zu integrieren; sie ist immer höchst individuell, zutiefst geprägt von den eigenen Erfahrungen, Hoffnungen und Ängsten.

Eigentlich würde man es für »normal« halten, dass Rückkehrer von ihren Landsleuten willkommen geheißen werden. Nicht etwa nur aus Mitleid, nein, die Kenntnis verschiedener politischer und kultureller Systeme, die sie sich im Exil angeeignet haben, prädestiniert sie eigentlich für Positionen, in denen sie einen Neuanfang mitgestalten könnten. Aber so ein Willkommen, das lässt sich aus dem deutschen und dem österreichischen Fall ableiten, ist keineswegs »normal«. Remigrerende wurden hier nach dem Zweiten Weltkrieg oft zu Objekten von Abwehr und Projektion.<sup>4</sup> Für die im Lande Gebliebenen standen die EmigrantInnen und RemigrantInnen außerhalb der oft beschworenen »Volksgemeinschaft«, sie hatten die »deutsche Größe« nicht geteilt – und teilten nun nicht die deutsche Schuld. Damit waren sie auch der lebende Beweis dafür, dass man nicht hatte mitmachen müssen, dass es auch andere Wege gab. Außerdem fürchteten die Dagebliebenen die Rache der Rückkehrenden und sie suchten die Schuld für das strenge Strafgericht gegen Deutschland nicht bei dem nationalsozialistischen Regime, seinem Angriffskrieg und der Shoah, nein, angeblich hetzten geheime Feinde das Ausland gegen Deutschland auf. Schnell gerieten dabei die EmigrantInnen in Verdacht, denen man so viel Grund gegeben hatte zu hassen. In einer Umkehrung der Opfersituation wurden sie gleich pauschal mitverantwortlich gemacht für das

<sup>2</sup> Zur Deutung solcher Vorgänge vgl. Leon Grinberg, Rebecca Grinberg: Zur Psychoanalyse der Migration und des Exils. München 1991.

<sup>3</sup> Georg Stefan Troller: *Selbstbeschreibung*. Hamburg 1988, S. 233.

<sup>4</sup> Krauss, Projektion statt Erinnerung.

Leiden der Bevölkerung während des Bombenkrieges. Die EmigrantInnen, so die allgemeine Auffassung, hatten das bessere Los gezogen, wenn sie von den »Logen und Parterreplätzen des Auslands« der deutschen Katastrophe zusahen – wie dies der Schriftsteller Walter von Molo in seiner Antwort an Thomas Mann im Rahmen der Debatte um Exil und »Innere Emigration« ausdrückte.<sup>5</sup> Auch der Wiener Schauspieler und Regisseur Fritz Kortner berichtet:

Ich sah mich mit den Augen der Betrachter: ein herausgefressener Amerikaner, der keine Ahnung von den durchgestandenen Höllenqualen haben kann. Ich bemerkte, daß das meinesgleichen Zugefügte im Bewußtsein der Mehrzahl derer, denen ich begegnete, keine Rolle spielte. Erwähnte ich – in einem Verteidigungsversuch, denn die Rolle des schicksalsverwöhnten Juden lag mir nicht – daß allein meiner Familie elf Verwandte vergast worden waren, so war die Reaktion darauf kondolenzartig höflich. Ich kämpfte um die Anerkennung meiner Gleichberechtigung am Unglück, am erlittenen Elend. [...] Die meisten verharrten im Gefühl, kein Leid reiche an ihres heran. Wahrscheinlich brauchten sie das Bewußtsein des am schwersten erlittenen Unrechts zur Beruhigung ihres Unterbewußtseins.<sup>6</sup>

RückkehrerInnen schwiegen daher oft über ihr Schicksal. Besonders Politiker, die gewählt werden wollten, hörten sehr bald auf, über ihre Exilerfahrungen oder ihren Kampf gegen die Naziherrschaft zu sprechen. Es entstanden Leerstellen in den Biografien. Bekannte RemigrantInnen wie Willy Brandt oder Bruno Kreisky waren immer wieder Angriffen ausgesetzt. Man warf EmigrantInnen vor, auf der anderen Seite gestanden, in fremder Uniform gekämpft zu haben. Kurz: Zurückgekehrte galten nicht als »national zuverlässig« und dieser Vorwurf begleitete alle Wahlkämpfe der Nachkriegsjahre, in denen remigrierte Politiker kandidierten. Dass dies nicht auf die Nachkriegszeit oder auf Deutschland und Österreich beschränkt war, sondern in postsozialistischen Transformationsgesellschaften genauso aussah,<sup>7</sup> zeigen die einschlägigen Wahlkämpfe von Karel Schwarzenberg in Tschechien. Er sagte im Interview mit Sarah Scholl-Schneider:

<sup>5</sup> Zitiert nach: Peter Mertz: Und das wurde nicht ihr Staat. Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland. München 1985, S.123.

<sup>6</sup> Zitiert nach: Marita Krauss: Theaterremigranten – Fritz Kortner und andere. Das Beispiel der Münchner Kammerspiele. In: Irmela von der Lühe, Axel Schildt, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): »Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause«. Jüdische Remigration nach 1945 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 34). Göttingen 2008, S. 339–355, hier: S. 340f.

<sup>7</sup> Im Hinblick auf den europäischen Vergleich konnte ich besonders von einer Tagung profitieren, die ich zusammen mit Andreas Gestrich und Sarah Scholl-Schneider im Deutschen Historischen Institut London organisierte (<https://idw-online.de/de/attachmentdata15520.pdf>, Zugriff 10. 4. 2015); dort sprachen Kollegen und Kolleginnen aus verschiedenen europäischen Ländern. Ein knapper Bericht dazu bei Andreas Gestrich, Marita Krauss: European Remigrations in the Twentieth Century, in: German Historical Institute London, Bulletin, Volume 35, No. 1, May 2013, S. 18–38.

Besonders bei der Präsidentschaftswahl wurde das von Zemann immer wieder verwendet: »Der war ja draußen, der hat die Zeit hier nicht mitgemacht. Ja, der ist Österreicher oder Deutscher«, oder ich weiß nicht was, habe ich alles zur Genüge erfahren. Ja, das gehört dazu – im Wahlkampf kann man nicht tief genug greifen, damit man den anderen besiegt. Es ging dabei immer gegen Emigranten. Das ist immer dasselbe. Der Emigrant ist ein scheußliches Tier!<sup>8</sup>

Diese bestürzende Formulierung bringt all die Abneigung auf den Punkt, die RückkehrerInnen entgegenschlug.

Doch noch einmal zurück zur deutschen Nachkriegsremigration, die bisher mit am besten erforscht ist.<sup>9</sup> Von den rund 500.000 EmigrantInnen aus den deutschsprachigen Raum kamen insgesamt nur wenige wieder. Von den politischen EmigrantInnen kehrte nach 1945 etwa die Hälfte zurück – das waren für Deutschland rund 4.000 SozialdemokratInnen, 3.000 KommunistInnen und eine Handvoll RepräsentantInnen konservativer Parteien. Von der weit überwiegenden Mehrheit, den aus rassistischen Gründen Verfolgten, kehrten nur etwa vier bis fünf Prozent zurück, nach Österreich ca. acht Prozent von 120.000 Menschen. Für Deutschland gibt es Schätzungen, dass sich etwa 12.000–15.000 Menschen jüdischer Konfession bei den wieder entstehenden Gemeinden meldeten. Rückkehrende, die zwar »als Juden« verfolgt worden waren, aber nicht der jüdischen Glaubensgemeinschaft angehörten, sind nur sehr schwer quantitativ zu erfassen. Eine grobe Schätzung beziffert die Gesamtzahl deutscher RemigrantInnen auf rund 30.000.

Die Frage nach »europäischen Remigrationen« müsste sich vorrangig mit den Menschen befassen, die im 20. Jahrhundert Opfer von Deportation, Evakuierung, Flucht und Vertreibung wurden – allein zwischen 1914 und 1960 waren das rund 75 Millionen.<sup>10</sup> RückkehrerInnen in europäische Länder waren aber nicht nur ZwangsmigrantInnen; auch diejenigen, die nach einer langen Arbeitsmigration in ihr Land zurückkehrten, gehören dazu und werden zunehmend zum Thema der Forschung.

Wer waren die RückkehrerInnen der Zwangsmigrationen? Generell kann man sagen – und das gilt auch für RemigrantInnen anderer europäischer Länder und anderer Zeitepochen: je politischer der Emigrationsgrund, desto stärker der Rückkehrwunsch. Politisch engagierte EmigrantInnen wollten am politischen Wiederaufbau teilnehmen und bemühten sich um eine frühe Rückkehr. PolitikerInnen lebten vielfach mit festem Blick auf ihr altes Heimat-

<sup>8</sup> Ich danke Sarah Scholl-Schneider, die das Interview mit Karel Schwarzenberg am 17. 2. 2014 in Prag führte und es mir zugänglich machte. Vgl. außerdem Caroline Hornstein Tomic, Sarah Scholl-Schneider: Ein leichtes Spiel? Erfahrungen der Rückkehr im postsozialistischen Kontext Kroatiens und Tschechiens. In: Markus Kaiser, Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld 2015, S. 205–238.

<sup>9</sup> Vgl. zu den folgenden Zahlen die Literaturangaben in Anm. 1, insbesondere Krauss, *Remigration*, in: Krohn u. a.: *Handbuch des deutschsprachigen Exils*.

<sup>10</sup> Vgl. Jan M. Piskorski: *Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts*. München 2013, S. 20.

land, sie machten keine Versuche, sich im Emigrationsland zu »integrieren«. Außerdem bot ihnen ihre Partei – zum Beispiel die sozialistische Internationale – eine besondere Art von Heimat. Erfolgreiche politische Rückkehr setzte dann auch die Solidarität der dagebliebenen ParteikollegInnen voraus, die Bereitschaft, den Rückkehrenden wieder zu integrieren, ihn als Kandidaten aufzustellen und ihm die Stimme für Parteämter zu geben. Hier geht es um die Frage von Netzwerken der politischen EmigrantInnen, ihren Elitestatus vor und während der Emigration und den engen Zeitplan einer Rückkehr. Wer nicht – so zeigt das deutsche Beispiel – bis 1948, also drei Jahre nach dem Systemwechsel und vor der Systemstabilisierung, zurückkehrte, hatte kaum mehr die Chance, an führender politischer Stelle mitzuarbeiten. Für Westdeutschland ist hier beispielsweise Wilhelm Hoegner zu nennen, den die US-Militärregierung 1945 zum bayerischen Ministerpräsidenten machte, oder Max Brauer, der aus den USA zurückkehrte und 1946 zum Regierenden Bürgermeister von Hamburg gewählt wurde.<sup>11</sup> Mehr als zwanzig Jahre nach der Rückkehr wurde Heinz Kühn (zurückgekehrt 1946) in Nordrhein-Westfalen Ministerpräsident und der jüdische Rückkehrer Herbert Weichmann (zurückgekehrt 1948) Regierender Bürgermeister in Hamburg. In Berlin wirkten Ernst Reuter und Willy Brandt. 1969 wurde Willy Brandt deutscher, 1970 Bruno Kreisky österreichischer Bundeskanzler.<sup>12</sup> Es gab zwar Kontakte zwischen diesen RemigrantInnen im Rahmen der sozialistischen Internationale, aber es handelte sich nicht um eine »politische Gruppe«. In der DDR nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung: Die linientreuen Moskau-EmigrantInnen wurden von der Sowjetunion als Führungsgruppe installiert und sie dominierten die Politik in den folgenden dreißig Jahren. Für diese Rückkehrphasen sind die europäischen Vergleiche der postsozialistischen Remigration interessant: Für die Tschechoslowakei nach 1989 gab es wie für die Bundesrepublik nach 1945 eine Zeit, in der es gelang, sich zu etablieren, im Laufe der neunziger Jahre wurde es für Rückkehrende immer schwieriger.<sup>13</sup>

Aber es gab nicht nur politische Rückkehrer, es kamen auch diejenigen, die berufliche oder wirtschaftliche Gründe dafür; immer standen es höchst individuelle Überlegungen hinter einer solchen Remigration – sei es der Wunsch der Rückkehr zur eigenen Muttersprache, der Versuch, geraubtes Eigentum oder verlorene Pensionsansprüche zurückzugewinnen oder wieder eine Heimat zu bekommen. Schwierig zu schätzen ist der Prozentsatz derer, die nie auf Dauer remigrierten, die aber dennoch durch journalistische Arbeit,

<sup>11</sup> Krauss, Heimkehr in ein fremdes Land, S. 95–111 zur »Heimkehr in die Politik«; Wolfgang Blaschke, Karola Fings, Cordula Lissner (Bearb.): Unter Vorbehalt. Rückkehr aus der Emigration nach 1945. Köln 1997.

<sup>12</sup> Vgl. Elisabeth Röhrlich: Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 2). Göttingen 2009.

<sup>13</sup> Zum Thema Rückkehr in die Tschechoslowakei vgl. Sarah Scholl-Schneider: Mittler zwischen Kulturen. Biographische Erfahrungen tschechischer Remigranten nach 1989. Münster u. a. 2011.

Teilhaberschaft an einer Anwaltskanzlei, als GastprofessorInnen oder freie WissenschaftlerInnen wieder in oder für ihre alten Heimatländer tätig wurden. Georg Stefan Troller, der nicht dauerhaft nach Wien oder nach Deutschland zurückging, aber vor allem durch seine deutschsprachige Fernseharbeit aus Paris einen prägenden Einfluss ausübte, ist ein gutes Beispiel dafür. Solche »sojourners«, also Rückkehrende auf Zeit, bilden einen wichtigen Teil der Wirkung des Exils, ohne RemigrantInnen im strengen Sinne zu sein. Eine weitere Gruppe sind diejenigen EmigrantInnen, die nie mehr selbst kamen, deren Werke aber rezipiert wurden. Als »Remigration der Ideen« bekommt dieses aus den Emigrationsländern reimportierte Wissen in vielen Bereichen große Bedeutung. Diese Frage kann dann ebenso unter dem Aspekt der Internationalisierung oder der Modernisierung diskutiert werden.<sup>14</sup>

Für viele Menschen jüdischen Ursprungs schien es zunächst undenkbar, in ein Land zurückzukehren, in dem ihre Familien und Freunde verfolgt und vernichtet worden waren, das sie selbst ausgestoßen und ihres Besitzes beraubt hatte.<sup>15</sup> Für sie war eine Rückkehr nach Deutschland, aber auch in andere europäische Länder, die die Judenverfolgung geduldet oder aktiv betrieben hatten, ein Tabu. Die meisten von ihnen blieben im Immigrationsland – wer zurückkam, musste sehr gute Gründe dafür haben. Und nicht nur das: Die Emigration veränderte die Betroffenen: Sie wurden Bürger zweier oder mehrerer Staaten, fühlten sich in mehreren Sprachen und an höchst unterschiedlichen Orten »zu Hause«. Die Frage nach einer irgendwie nationalen »Identität« ist hier schwierig zu beantworten, die EmigrantInnen werden meist typisch transnational denkende, fühlende und handelnde Personen. Remigration kann daher nicht bedeuten, dass diese Menschen nach ihrer Rückkehr wieder in ihr Herkunftsland »integriert« werden wie vor der Ausreise. Man vergisst nicht, was man durchlebt hat, und die Erfahrung mit den Ländern, in denen man gelebt, und den Menschen, die man kennengelernt hat, werden untrennbare Bestandteile der eigenen Identität. In mancher Hinsicht sind diese Emigranten damit Vorläufer der transnationalen Eliten, die wir heute kennen.

Und solche Prozesse beschränken sich nicht auf Emigration und Rückkehr nach Deutschland oder Österreich. Sarah Scholl-Schneider hat die Rückkehr in die Tschechoslowakei / nach Tschechien untersucht;<sup>16</sup> RückkehrerInnen nach 1989 – emigriert waren seit 1948 etwa 260.000 Menschen, es kehrten ca. 20.000 zurück – sahen sich Misstrauen, Ablehnung und Neid gegenüber, ihnen wurde die Zeit im Exil vorgehalten, sie galten als unzuverlässig. Doch

<sup>14</sup> Dies lässt sich exemplarisch am Thema der Gastprofessoren aus Emigrantenkreisen diskutieren; Krauss, »Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung«. Außerdem Marita Krauss, »Mixed feelings« – Remigration or internationalization of mathematics after World War II, Vortrag im Deutschen Historischen Institut London, März 2012 (<https://idw-online.de/de/attachmentdata15520.pdf>).

<sup>15</sup> Vgl. Krauss, Jewish Remigration.

<sup>16</sup> Scholl-Schneider, Mittler.

gerade im Beraterstab von Vaclav Havel fanden sich viele dieser Remigranten als sogenannte »Zufallseliten«. Jan Kavan erlebte gleich mehrfach Exil und Rückkehr:<sup>17</sup> Er war der Sohn einer englischen Lehrerin und eines jüdischen tschechischen kommunistischen Politikers, der in London den Zweiten Weltkrieg überlebte. Nach dem Krieg kehrte der Vater mit der Familie nach Prag zurück, geriet dort Anfang der fünfziger Jahre in die stalinistischen Verfolgungen der Slansky-Schauprozesse gegen WestemigrantInnen, wurde verurteilt und eingesperrt; er starb 1960 nach der Entlassung an den Folgen der Haft. Der Sohn wuchs in der Tschechoslowakei auf, engagierte sich als Studentenführer im »Prager Frühling« und emigrierte nach dem sowjetischen Einmarsch wieder nach London. Nach 1989 kehrte er in die Tschechoslowakei zurück, wurde ins Parlament gewählt, musste sich jedoch immer wieder für seine Zeit im Exil rechtfertigen. Es war keine triumphale Heimkehr. Zehn Jahre später wurde er Außenminister, doch es blieben Anfeindungen und Verleumdungen.

Karel Schwarzenberg betonte im Interview,<sup>18</sup> dass er in der Nachkriegszeit gesehen habe, wie sich RemigrantInnen in Österreich abmühten, wieder akzeptiert zu werden – denn sie hatten, so Schwarzenberg, das Gefühl dafür verloren, wie ihr altes Herkunftsland »tickte«. Daher habe er nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei bzw. in die Tschechische Republik erst einmal zehn Jahre im Land gelebt und sich anderen Dingen gewidmet, bevor er wieder in die Politik eingestiegen sei. Nur nicht auffallen, sich dem alten neuen Heimatland anzupassen, keine Provokationen, so könnte man diese Haltung resümieren. RemigrantInnen in Südost- und Ost-Mitteleuropa sahen sich wohl auch mit besonders dichten Elitenetzwerken noch aus sozialistischen Zeiten konfrontiert. Ohne deren Zustimmung gelang es RückkehrerInnen nicht, sich wieder in Elitenpositionen zu etablieren. Die dagebliebenen Eliten sind letztlich der Schlüssel für erfolgreiche Remigration, wenn nicht durch äußere Eingriffe ein vollständiger Elitenwechsel stattfindet, der andere Chancen eröffnet.

Ist es also »normal«, dass zurückkehrende PolitikerInnen Probleme haben, sich wieder zu etablieren? Es gibt Gegenbeispiele: Als Charles de Gaulles 1944 aus dem Exil kam, erlebte er eine triumphale Rückkehr als Befreier von Paris. Und auch Edvard Beneš konnte nach der Rückkehr aus dem englischen Exil 1945 sofort wieder als Präsident anfangen. Beide Politiker kehrten in vorher besetzte Länder zurück und es war ihnen gelungen, anerkannte Exilregierungen zu bilden. Damit galten sie als offizielle Vertreter ihrer jeweiligen Länder im Exil, nicht als heimatlose Flüchtlinge ohne Staatsangehörigkeit. Da ihre Rückkehr mit der Befreiung zusammenfiel, konnten sie die positiven Emotionen auf sich konzentrieren.

<sup>17</sup> Zu seinem Schicksal und seinen Aussagen vgl. Gestich/Krauss, European Remigrations.

<sup>18</sup> Interview Sarah Scholl-Schneider mit Karel Schwarzenberg in Prag, 17. 2. 2014.

Ein anderes Beispiel ist Spanien:<sup>19</sup> Es zeigt, dass es eine Zeitspanne gibt, nach der Remigration noch möglich ist. Dauert jedoch die Herrschaft eines Regimes zu lange, schwinden Kontakte, Beziehungen und Kenntnis des Landes immer mehr. Nach Francos Tod gab es daher in Spanien keine nennenswerte Remigration ehemaliger RegimegegnerInnen. Die fast vierzig Jahre seiner Herrschaft hatten die RegimegegnerInnen nicht überdauert. Die nächste Generation verfügte dann nicht mehr über die Kontakte oder Erinnerungen, die eine »Rückkehr« sinnvoll gemacht hätten – sie waren ohnehin bereits in ihren neuen Heimatländern geboren und aufgewachsen.

Was hätten solche RemigrantInnen für Spanien oder andere Länder bedeuten können? Das tschechische Beispiel zeigt die Möglichkeiten in Wissenschaft, Politik und öffentlichem Leben. Es ist daher immer zu fragen: Welches Wissen wurde von wo transferiert? Wie wurde es angepasst und verändert? Und, im Mittelpunkt: War es Remigranten möglich, an der Modernisierung der Gesellschaft mitzuwirken?

Hier schließt eine andere zentrale Frage unmittelbar an: Welche Bedeutung hatte die Remigration im Prozess der Internationalisierung? Hat die Untersuchung von Remigration möglicherweise ganz unbewusst doch eine nationale Färbung, gewissermaßen eine nationale Gewinn- und Verlust-Rechnung, wie sie sich jeweils bei der Nominierung von »amerikanischen« Nobelpreisträgern erkennen lässt, die doch »eigentlich«, so die Auffassung der Medien dieser Länder, der Erfolgsbilanz ihrer Herkunftslander zuzurechnen wären? Warum sollten, um die Frage zu wenden, Menschen in ihr Herkunftsland zurückkehren und nicht dort bleiben, wo sie sich beruflich und persönlich gut etabliert haben? Gibt es eine Art »Pflicht« zur Rückkehr, wie die Nachkriegsdebatten suggerieren?

Wirft man den Blick auf die Wissenschaften, so erkennt man, dass sich mit der Emigration ein Prozess der Internationalisierung in den Wissenschaften ungemein beschleunigte, in dem viele WissenschaftlerInnen zur transnationalen Elite wurden, geprägt durch ihr Herkunftsland wie durch ihr Emigrationsland gleichermaßen.<sup>20</sup> Sie kamen als GastprofessorInnen zurück und besuchten ihre früheren Universitäten und ihre Freunde. Und sie versuchten, diesen ehemaligen KollegInnen und den jungen Studierenden den Weg in amerikanische Colleges und Universitäten zu ebnen. Remigration war nicht ihr Ziel, aber sie waren von großem Einfluss, als es galt, der Wissenschaft und den WissenschaftlerInnen den Weg in die Welt der internationalen Wissenschaft zu öffnen. Das sind wohl auch die Wege der Gegenwart und der Zukunft in einer immer mehr zusammenwachsenden Welt.

<sup>19</sup> Vgl. Carolina Rodríguez-López, *Why to Come Back? Spanish Professors in American Universities and Their Paths in Exile*, Vortrag im Deutschen Historischen Institut London, März 2012 (<https://idw-online.de/de/attachmentdata15520.pdf>).

<sup>20</sup> Vgl. Krauss, »Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung«; Krauss, »Mixed feelings«.

Die Fremdheiten, mit denen sich RemigrantInnen konfrontiert sehen, lösen sich teilweise in den internationalen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und zunehmend auch politischen Kontexten auf. Es ist daher kein Zufall, dass sich viele remigrierte PolitikerInnen später im EU-Parlament wiedertrafen. Remigration in das ehemalige Heimatland ist eben nur einer von mehreren Wegen, mit der erzwungenen Migration umzugehen. Vielleicht trägt Remigration dann auch dazu bei, dass in manchen Ländern Gesellschaften entstehen, die Auswanderung oder Flucht in Zukunft überflüssig machen werden.



# **TEIL I**

## **Transfer**



**Wynfrid Kriegleder**

## **Charles Sealsfield, Armand Strubberg, Heinrich Boernstein: USA-Emigration und Remigration bei drei Schriftstellern des 19. Jahrhunderts**

Das 19. Jahrhundert ist durch große europäische Migrationsbewegungen charakterisiert. Die USA waren das bevorzugte Ziel,<sup>1</sup> ökonomische Motive dominierten. Die erzwungene »intellektuelle« Migration, wie sie im 20. Jahrhundert, zwischen den Weltkriegen, zentral werden sollte, spielte eine wesentlich geringere Rolle,<sup>2</sup> auch wenn es natürlich im Vormärz und nach der 1848er Revolution politisch Verfolgte gab, die flüchten mussten. Dabei standen aber die USA gegenüber europäischen Nachbarländern als Aufnahmeland zurück.<sup>3</sup>

Zur Amerika-Emigration im 19. Jahrhundert gibt es inzwischen eine überschaubare internationale Forschungsliteratur. Festzuhalten ist, dass die aus ökonomischen Gründen Emigrierenden – heute würde man wohl sagen: die Wirtschaftsflüchtlinge – selten der Gruppe der ganz Armen entstammten, sondern eher der am Aufstieg interessierten Mittelschicht angehörten.<sup>4</sup> Auch bei ihnen gab es eine hohe Remigrationsquote,<sup>5</sup> wobei häufig eine von vorn-

<sup>1</sup> Man geht von ca. 5,5 Millionen EmigrantInnen aus, die zwischen 1816 und 1914 aus den deutschsprachigen Ländern in die USA auswanderten. Der Höhepunkt lag im Jahr 1854, mit mehr als 200.000 EmigrantInnen. Diese Zahlen nach Steffen Wiegmann: *Transnationale Perspektiven im 19. Jahrhundert. Studien zum Identitätsbewusstsein politisch motivierter deutscher Auswanderer in die USA*. Frankfurt/M. 2014, S. 36.

<sup>2</sup> Vgl. Marianne Henn, Sabine Severn: *Introduction*. In: Seminar 42 (2006), H. 3. Special Theme Issue: *Immigrant/Emigrant Experience and German Culture*, S. 189–193. Henn/Severn berufen sich auf Douglas S. Massey u.a.: *Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium*. Oxford 1998.

<sup>3</sup> Die Zahl der aus dem deutschen Sprachraum in die USA ausgewanderten politischen Flüchtlinge ist für das 19. Jahrhundert schwer zu fassen. Steffen Wiegmann (*Transnationale Perspektiven*, S. 39) nennt unter Verweis auf die relevante Forschungsliteratur für die 1820er und 1830er Jahre »einige hundert politisch motivierte Auswanderer« und für die Jahre nach 1848 ca. »4.000 so genannte Achtundvierziger«.

<sup>4</sup> Vgl. Josef Ehmer, Ursula Prutsch: *Gespräch über Auswanderungsströme aus der österreichischen Hälften der Monarchie in die USA*. In: Thomas Fröschl, Ursula Prutsch (Hg.): *Österreich und die Amerikas (= Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit*, 5 (2005), H. 1, S. 93–103).

<sup>5</sup> Sehr informativ ist Karen Schniedewind: *Begrenzter Aufenthalt im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Bremer Rückwanderer aus Amerika 1850–1914*. Stuttgart 1994.

herein als temporär konzipierte Migration anzunehmen ist, also ein »Gastarbeiterwesen« im wörtlichen Sinn.

### Literarische Auseinandersetzungen mit Remigration aus den USA: Goethe, Anti-Amerika-Romane

Die Amerika-Migration und -Remigration fand im 19. Jahrhundert natürlich auch einen literarischen Niederschlag.<sup>6</sup> Allerdings ist davon auszugehen, dass die überlieferten Texte das Bild insofern verzerren, als die autobiographischen Schriften von emigrierten LiteratInnen nicht unbedingt die Erfahrungen der breiten Masse von Wirtschaftsflüchtlingen widerspiegeln. Wo hingegen die Migration und Remigration in fiktionalen Texten, in Romanen, Erzählungen und Dramen verarbeitet wurde, da ordnete sich die Darstellung dem konkreten politischen oder auch ästhetischen Interesse des jeweiligen Textes unter, und es ist daher fraglich, ob und inwieweit aus solchen Texten Informationen über die reale Situation der meisten MigrantInnen und RemigrantInnen zu gewinnen sind.<sup>7</sup>

Eine breitere Auseinandersetzung mit der Amerika-Auswanderung erfolgte in der deutschsprachigen Literatur erst, als diese Auswanderung zu einem Massenphänomen wurde, also seit den 1830er Jahren. Allerdings enthält bereits ein so früher Text wie Goethes kanonischer Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* von 1795/96 das Porträt eines Remigranten. Über den Adeligen Lothario heißt es: »Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinktion unter den Fahnen der vereinten Staaten gedient hatte.«<sup>8</sup> Lothario hat an der Seite Washingtons gekämpft und ist dann nach Europa zurückgekehrt, um gemäß seinem oft zitierten Ausspruch »hier, oder nirgends ist Amerika!«<sup>9</sup> Reformen auf seinen Besitzungen durchzuführen. Eine ähnliche Figur findet sich auch in Goethes Fortsetzungsroman, dem 1829 veröffentlichten *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Dort treffen wir auf einen Remigranten der zweiten Generation, den sogenannten »Oheim«, der als Kind deutscher Auswanderer

<sup>6</sup> Dazu gibt es eine reiche Literatur. Ich nenne nur Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill, London 1998, sowie Wynfrid Kriegleder: *Vorwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855* (Edition Orpheus, Bd. 13). Tübingen 1999.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 23). Tübingen 1988. Diese Untersuchung leidet allerdings an dem Manko, die Differenz zwischen fiktionalen Verarbeitungen und faktuellen historischen Quellen nicht ausreichend zu reflektieren.

<sup>8</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. München, Wien 1988 (Münchener Ausgabe 5), S. 262.

<sup>9</sup> Goethe, *Lehrjahre* S. 433.

in Philadelphia geboren wurde, als »Jüngling« jedoch nach Europa zurückgekehrt ist, weil er, wie er sagt, lieber die europäischen Beschränkungen ertragen wolle, »als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage um sie zu vertreiben, oder sie durch Kontrakte betriege, um sie zu verdrängen, aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquitos zu Tode gepeinigt wird.<sup>10</sup> Aber trotz dieser ironisch-skeptischen Aussage des Oheims bleibt Amerika in Goethes Romanen ein Versprechen für die Zukunft, eine potentielle Utopie. »Amerika, du hast es besser«, heißt es in Goethes bekanntem, 1827 entstandenem Gedicht *Den Vereinigten Staaten*.<sup>11</sup>

Wenn allerdings in den sonstigen Erzähltexten des 19. Jahrhunderts Auswanderer nach Europa zurückkehren, dann kommt dies zumeist einem Eingeständnis der eigenen Niederlage gleich – oder aber der Einsicht, dass Amerika seine Versprechen bei weitem nicht erfüllen könne. Explizit anti-amerikanische Romane, die weit über eine punktuelle Kritik an amerikanischen Unzulänglichkeiten hinausgehen, werden seit den 1840er Jahren immer häufiger. Zu ihrem Erzählprogramm gehört es, das unvermeidliche Scheitern eines Europäers angesichts der amerikanischen Verhältnisse zu demonstrieren. Dafür nur zwei Beispiele:

1839 veröffentlichte der norddeutsche protestantische Pastor Johann Christoph Biernatzki den voluminösen Roman *Der braune Knabe*, der 1844 bis 1892 immerhin drei weitere Auflagen erlebte.<sup>12</sup> Hier kehrt der aus politischen Gründen in die USA emigrierte Protagonist Walter nach Deutschland zurück und verhindert die Auswanderung einer protestantischen Gemeinde dadurch, dass er von seinen schlimmen Erlebnissen in Amerika erzählt, das vor allem durch die Sklaverei und eine ungerechte Indianerpolitik charakterisiert wird. Heute vermutlich bekannter – und in seiner Amerikakritik noch extremer – ist Ferdinand Kürnbergers Roman *Der Amerikamüde* von 1855, der gleichfalls die Geschichte einer Emigration und Remigration erzählt.<sup>13</sup> Kürnberger orientierte sich am Schicksal des berühmten Lyrikers Nikolaus Lenau, der 1832 in die USA ausgewandert war und bereits acht Tage nach seiner Landung bestätigt fand, was er offenbar immer schon gemutmaßt hatte, dass die Amerikaner nämlich »himmelanstinkende Krämerseelen« seien, »Todt für alles geistige Leben, maustodt.«<sup>14</sup> Kürnbergers Protagonist, der

<sup>10</sup> Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. München, Wien 1991 (Münchener Ausgabe 17), S. 315.

<sup>11</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Den Vereinigten Staaten*. In: Ders.: Sämtliche Werke. Letzte Jahre. München, Wien 1997 (Münchener Ausgabe 18/1), S. 13.

<sup>12</sup> Johann Christoph Biernatzki: *Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung*. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Erste vollständige Gesamtausgabe in 8 Bdn., Bd. 5–7. Altona 1844.

<sup>13</sup> Ferdinand Kürnberger: *Der Amerikamüde*. Mit einem Nachwort von Hubert Lengauer. Wien, Köln, Graz 1985.

empfindsame Poet Morfeld, irrt durch ein alpträumartiges, oft mit bissiger Satire gezeichnetes Amerika und vermag sich am Ende mit Müh und Not nach Europa zu retten, während hinter ihm in New York City das Viertel der deutschen Ansiedler in einem antideutschen Pogrom niedergefackelt wird. Amerika ist definitiv »no country for sensitive men«.

Vor diesem Hintergrund soll ein Blick auf drei Literaten geworfen werden, deren Biographien dem Schema von Emigration und Remigration folgen: Charles Sealsfield, Armand Strubberg und Heinrich Boernstein. Aus den drei individuellen Lebensläufen sollen drei typische Remigrations-Szenarien abstrahiert werden – Szenarien, die möglicherweise auch für die Situation im 20. Jahrhundert Aussagekraft haben. Denn es handelt sich um Fälle der eingangs angesprochenen »intellektuellen« Remigration, auch wenn ökonomische Aspekte nicht völlig auszuschließen sind.

### **Erstes Remigrationsszenario: Beibehaltung der neuen Identität (Charles Sealsfield)**

Charles Sealsfield, unser erster Fall, wurde 1793 als Carl Anton Postl in Poppitz bei Znaim geboren. Er war ein Bauernsohn, wurde katholischer Priester und erreichte in Prag eine nicht unbeträchtliche Position in der katholischen Hierarchie als Sekretär des General-Großmeisters der Kreuzherren mit dem Roten Stern, ehe er 1823, also mit dreißig Jahren, aus bisher ungeklärten Gründen flüchtete. Ein Jahr später tauchte er in Pennsylvania auf.

Wir wissen nicht, warum Postl/Sealsfield Prag verließ; wir wissen auch nicht, ob ihm die Vereinigten Staaten von Anfang als Ziel vor Augen schwebten. Nach drei Jahren dürfte er sich jedenfalls als gescheitert betrachtet haben, denn er fuhr unter dubiosen Umständen nach Europa zurück, freilich mit seiner neuen Identität als angeblicher Amerikaner. Sein Wunsch, in London und im deutschen Sprachraum eine journalistisch-literarische Karriere zu etablieren, blieb erfolglos, weshalb er 1828 ein zweites Mal in die USA reiste. Er veröffentlichte einen Roman in englischer Sprache und arbeitete für eine amerikanische Zeitschrift. Obwohl es ihm dieses Mal also besser erging, kehrte er 1831 nach Europa zurück – möglicherweise in einer politischen Mission. Ab 1831 war er jedenfalls im Prinzip ein Remigrant. Er lebte nun in der Schweiz und begann 1833 eine erfolgreiche Laufbahn als Verfasser deutschsprachiger Romane aus amerikanischer Perspektive; für die literarische Öffentlichkeit galt er als Amerikaner. 1837 reiste er noch einmal für wenige Monate in die USA. 1853 bis 1858 – da hatte er seine literarische Tätigkeit längst beendet – lebte er erneut in den Vereinigten Staaten. Dieser

<sup>14</sup> Brief an Anton Schurz, Baltimore am 16. Oktober 1832. In: Nikolaus Lenau: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 5/1. Hg. von Hartmut Steinecke und András Vizkelety in Zusammenarbeit mit Norbert Otto Eke und Karl Jürgen Skrodzki. Wien 1992, S. 230f.

Aufenthalt dürfte aber nur den Zweck gehabt haben, endlich offiziell die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Denn nachdem er die notwendige Voraussetzung – einen fünfjährigen Aufenthalt – erfüllt hatte, kehrte er auf der Stelle nach Europa zurück.

Erst nach Sealsfields Tod wurde seine frühere Identität als Carl Postl enthüllt. Genauer gesagt – seine frühere Identität wurde rekonstruiert. Denn Sealsfield hinterließ kein einziges Dokument, das bewiesen hätte, dass er in einem früheren Leben Carl Postl gewesen war. Auf seinen Grabstein ließ er die Worte »Charles Sealsfield – Bürger der Vereinigten Staaten« setzen. Hätte man ihn fragen können, hätte er vermutlich mit den Worten seines fast hundert Jahre später lebenden fiktionalen Schweizer Landmanns Anatol Ludwig Stiller aus dem Roman von Max Frisch beteuert: »Ich bin nicht Postl!«

Mit erstaunlicher Konsequenz spielte Sealsfield die Rolle des US-Amerikaners nicht nur in seinem Leben, sondern auch in seinem literarischen Werk. In den Romanen und Erzählungen wird das Thema der Emigration aus Europa nach Amerika weitgehend vermieden. Sealsfields Erzählinstanzen, egal ob diegetische oder exegetische Erzähler,<sup>15</sup> sind in Amerika geborene Amerikaner, die selbstbewusst den unwissenden europäischen Lesern Auskunft über das Leben in der Neuen Welt geben. Dass ein Mann wie Carl Postl/Charles Sealsfield seine eigenen Erfahrungen zumindest vordergründig nirgends fiktionalisiert, ist auch literaturpsychologisch höchst merkwürdig. Sealsfield hat jedenfalls mit seinem früheren Leben völlig gebrochen – er hat auch seine Familie, für die er verschollen war, nie kontaktiert.

Ich postuliere damit ein erstes Remigrationsszenario: der Emigrant, der eine neue Identität erwirbt und diese auch nach seiner Rückkehr beibehält. Charles Sealsfield wurde und blieb Amerikaner.

### **Zweites Remigrationsszenario: Inszenierung einer erfolgreichen Emigration (Armand Strubberg)**

Armand Strubberg, der zweite vorzustellende Remigrant, hat eine ähnlich gebrochene Biographie. Über Strubbergs Leben sind wir kaum besser informiert als über das von Carl Postl/Charles Sealsfield, obwohl Strubberg mit Informationen über seine (angeblich) abenteuerliche Vita nicht geizte. Die Literaturwissenschaft hat aber festgestellt, dass nur wenige der Angaben Strubbergs stimmen.<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Ich folge hier der Terminologie von Wolf Schmidt: Elemente der Narratologie. 2., verb. Auflage. Berlin, New York 2008. Für Schmidt gehört der diegetische Erzähler (traditionell meist Ich-Erzähler), anders als der exegetische Erzähler, zur Diegesis und erzählt über sein früheres Ich als Figur der erzählten Geschichte.

<sup>16</sup> Zu nennen ist hier v. a. Ralf-Peter Martin: Wunschpotentiale. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May. Königstein/Ts. 1983, S. 93–114.

Mit einiger Sicherheit lässt sich Folgendes rekonstruieren: Friedrich Armand Strubberg wurde 1806 in Hannover in eine wohlhabende Kaufmannsfamilie geboren und ergriff auch selbst diesen Beruf. In den späten 1820er Jahren lebte er in den USA, wahrscheinlich im Rahmen einer Art von Berufspraktikum, und kehrte vermutlich nach einem Jahr wieder zurück. Später behauptete er, er habe wegen eines Duells nach Amerika flüchten müssen und sei jahrelang dort geblieben. Wohl erst in den frühen 1840er Jahren ging er erneut in die USA, war als Geschäftsmann in New York tätig und musste sich – wahrscheinlich weil er pleite gegangen war – in den amerikanischen Westen absetzen. Er selbst behauptete später, er habe wegen eines Duells die Ostküste verlassen müssen. Im Westen nannte er sich Dr. Shubbert und gab vor, Arzt zu sein – vermutlich hat er nach seiner Flucht aus New York eine kurze medizinische Ausbildung absolviert.

1846/47 war Strubberg jedenfalls nachweislich in Texas, und hier hat er in der Tat ein abenteuerliches Leben geführt.<sup>17</sup> Zuerst ließ er sich mit einigen Freunden an der »Indianergrenze« nieder, dann war er für den »Mainzer Adelsverein«, eine Auswanderergesellschaft, als Kolonialdirektor der neu-gegründeten Stadt Friedrichsburg tätig. Vielleicht war er in gewalttätige Auseinandersetzungen mit »Indianern« verstrickt; nachweisbar ist eine Schießerei in Wild-West-Manier mit anderen Vertretern des Adelsvereins. Strubbergs gesamte Existenz als Abenteurer dürfte kürzer als zwei Jahre gedauert haben. 1848 ließ er sich in der Kleinstadt Camden in Arkansas als Arzt nieder; schon beim Mainzer Adelsverein hatte er sich auf sein angebliches Doktordiplom berufen. 1854 kehrte er, angeblich aus medizinischen Gründen – er hatte sich eine schwere Augenentzündung zugezogen –, nach Europa zurück. Seit 1860 lebte er in Kassel. Grundsätzlich suggeriert Strubberg in seinen Schriften, er habe wesentlich mehr Zeit in den USA verbracht, als bei kritischer Überprüfung der Quellen plausibel ist.

1858 veröffentlichte er, aufgefordert offenbar von seinen Freunden und von seiner Schwester Emilie, einer Lehrerin und Übersetzerin, bei Cotta in Stuttgart unter dem Namen Armand die *Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten*, eine fiktionale Verarbeitung seiner texanischen Erlebnisse. Die vierbändige Vorgeschichte, *Bis in die Wildnis*, erschien im selben Jahr. In rascher Folge brachte Strubberg nun bis zu seinem Tod 1889 Roman auf Roman heraus.

Die These ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich Strubberg, in Amerika in mehrfacher Hinsicht gescheitert, in seinen Werken eine Wunschbiographie erschuf.<sup>18</sup> In seinen ersten beiden Romanen kreierte er die Kunstdfigur Armand, und unter diesem Namen wurden die Bücher auch ver-

<sup>17</sup> Vgl. Wynfrid Kriegleder: Bilder »aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignisreichen Lebens«. Die Amerika-Romane des Friedrich Armand Strubberg. In: Alexander Ritter (Hg.): Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung. Wien 2011 (SealsfieldBibliothek, Bd. 8), S. 133–173.

<sup>18</sup> So argumentiert Märtin, Wunschpotentiale.

öffentlicht. Armand ist ein vorweggenommener Superman – allen anderen Figuren körperlich und geistig überlegen, der Liebling aller Frauen, der Beschützer von Witwen und Waisen. Im Wilden Westen lebt Armand eine ritterliche Existenz, die sich auf die Jagd und den Kampf mit wilden Tieren oder wilden Indianern beschränkt – das Leben ist eine nie endende Folge von »aventuren«. Den Höhepunkt dieser Selbststilisierung findet man wohl in der Aussage des Erzählers, er habe sich den Respekt der amerikanischen Ureinwohner erworben, als sie erkannten, »daß er ein besserer Indianer sei, als sie selbst«<sup>19</sup>.

In seinen späteren Romanen, die er gleichfalls unter dem Namen »Armand« publizierte, lässt Strubberg zwar nicht mehr Armand selbst auftreten, schafft dafür aber wiederholt andere Alter Egos, deutsche Abenteurer, die manchmal auch als Nebenfiguren und Helfer der jeweiligen Protagonisten agieren. Es ist merkwürdig, dass er lange Zeit davor zurückschreckte, jene Episode seines Lebens literarisch zu verarbeiten, die nachweislich durch gefährliche Erlebnisse geprägt war – die Zeit als Kolonialdirektor in Texas. Wahrscheinlich stand die allzu prosaische Wirklichkeit dem Bedürfnis nach heldenhafter Selbststilisierung im Weg. Erst 1867 brachte er den Roman *Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. Von Armand* heraus, ließ hier als wichtige Nebenfigur einen Arzt namens Dr. Schubbert auftreten und behauptete im Vorwort, mit dieser Figur identisch zu sein. Das Buch orientiert sich zwar nur sehr vage an der Realität. Die romanhafte Handlung, mit einem erzbösen indianischen Schurken und einem edlen europäischen Liebespaar, trägt allzu viele triviale Züge. Aber obwohl Dr. Schubbert offensichtlich eine stark idealisierte Version des tatsächlichen Kolonialdirektors Strubberg/Schubbert darstellt, erweist sich der Roman doch als zaghafte Versuch Strubbergs, seine Migrationserfahrungen »realistisch« zu schildern.

Interessant ist an diesem Roman, wie auch an vielen anderen Texten Strubbergs, die europäisch-konservative Perspektive. Die texanische Stadt Friedrichsburg, an der Grenze des Territoriums der Comantschen, erscheint als ein idyllisches deutsches Städtchen, dessen Bewohner sich noch an die Sitten »aus dem alten deutschen Vaterland«<sup>20</sup> halten; für den örtlichen Pfarrer ist der Ort »ein Denkmal deutscher Kraft und Ausdauer«<sup>21</sup>. Auch schon in seinen früheren Romanen hatte Strubberg, bei aller Feier des vorzivilisatorischen Lebens in der Wildnis, die letztendliche Herstellung einer agrarischen, sekuritätsgesättigten Lebensform und den Sieg der europäischen Zivilisation über das Leben der UreinwohnerInnen begrüßt. Das ist besonders auffällig in seinem erfolgreichen Jugendroman *Carl Scharnhorst. Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika*, der erstmals 1863 erschien und es in den nächsten

<sup>19</sup> Friedrich Armand Strubberg: Bis in die Wildniß. Von Armand. Zweite Auflage, [Breslau] 1863, Bd. 4, S. 229.

<sup>20</sup> Armand: Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. Erster Band. Leipzig 1867, S. 187.

<sup>21</sup> Armand, Friedrichsburg, Bd. 2, S. 159.

vierzig Jahren auf etwa zehn Auflagen brachte.<sup>22</sup> Das Buch schildert die erfolgreiche Ansiedlung einer deutschen Auswandererfamilie in Texas und endet mit der Etablierung eines – durchaus multikulturellen – agrarischen Idylls, das die am Beginn des Romans in Deutschland verlorengegangene ländliche Gemeinschaft restituiert. Strubbergs fiktionales Amerika verwandelt sich am Ende immer in ein räumlich versetztes Europa.

Ich postuliere damit ein zweites Remigrationsszenario: der Emigrant, der seine deutsche bzw. europäische Identität beibehält und nach seiner Rückkehr den Daheimgebliebenen die Rolle des in der Emigration angeblich erfolgreichen europäischen Tausendsassa vorspielt. Strubberg war und blieb Europäer.

### **Drittes Remigrationsszenario: Kosmopolitismus (Heinrich Börnstein)**

Der dritte Remigrant, dessen Selbstinszenierung beschrieben werden soll, ist Heinrich Börnstein. Börnsteins literarischer Ruhm beruht auf seinem 1851 in den USA veröffentlichten sensationalistischen Roman *Die Geheimnisse von St. Louis* sowie auf seinen 1881 in Leipzig veröffentlichten, fast 900 Seiten umfassenden Lebenserinnerungen *Fünfundsiezig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden*. Seine Tätigkeit war aber wesentlich breiter: Börnstein wirkte als Schauspieler, Theaterdirektor, Journalist, Soldat und Diplomat in verschiedenen europäischen Ländern und auch in den USA.

Börnstein, 1805 in Hamburg als Sohn eines Schauspielers geboren, der nach seiner Heirat eine bürgerliche Kaufmannskarriere eingeschlagen hatte, wuchs, nachdem die Familie vor den napoleonischen Kriegen geflohen war, im habsburgischen Lemberg, der ursprünglichen Heimat seines Vaters, auf. Sein weiteres Leben war abwechslungsreich: Soldat in der österreichischen Armee, Student, Schauspieler und Theaterkritiker in Wien, dann von 1829 bis 1841 Theaterdirektor in St. Pölten, Laibach, Linz, Agram und Triest. Ab 1842 leitete er in Paris ein Opernhaus, schloss Freundschaft unter anderem mit Heine, Liszt und Meyerbeer, schrieb Korrespondentenartikel für deutsche und deutsch-amerikanische Zeitungen und gründete 1844 das deutschsprachige Journal *Vorwärts*, das bald zum Organ der Pariser radikalen Linken (Marx, Engels, Ruge) werden sollte. Der Revolution von 1848 stand er skeptisch gegenüber, da sie ihn als Operndirektor finanziell ruinierte. 1849 emigrierte er mit seiner Familie nach Amerika. In seinen Memoiren hielt er fest, er sei »aus Europa nicht wegen der Tyrannie der Herrscher, sondern wegen der Freiheit,

---

<sup>22</sup> Vgl. Wynfrid Kriegleder: Friedrich Armand Strubberg und sein Roman *Carl Scharnhorst* (1863). In: Wynfrid Kriegleder, Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hg.): Literarische Narrationen der Migration Europa–Nordamerika im 19. Jahrhundert. Wien 2012 (Sealsfield-Bibliothek, Bd. 9), S. 21–35.

wie sie leider mißverstanden worden sei, davon gelaufen und nach Amerika gegangen«<sup>23</sup>.

Ab 1850 lebte Börnstein in St. Louis, damals eine von deutschen EmigrantInnen, darunter vielen 1848ern, geprägte Stadt.<sup>24</sup> Sehr bald erlangte er als Herausgeber und Eigentümer der deutschsprachigen Zeitschrift *Anzeiger des Westens* eine zentrale Position in der deutschen Migrantenszene. Er war an der Gründung der gegen die Sklaverei gerichteten republikanischen Partei beteiligt und spielte 1861 beim Ausbruch des Amerikanischen Bürgerkriegs im sogenannten Missouri-Putsch eine wichtige Rolle.<sup>25</sup> Vorübergehend fungierte er auch als Militäركommandant der von den Unionisten eroberten Hauptstadt Missouris, Jefferson City. Über seine militärische Laufbahn urteilt der amerikanische Historiker Steven Rowan: »he was a showman and an actor in a situation where those qualities were desperately needed«<sup>26</sup>.

Die Regierung Lincoln ernannte Börnstein 1861 zum amerikanischen Konsul in Bremen. Da er während seiner Abwesenheit von Missouri deutlich an politischem Einfluss eingebüßt hatte, beschloss er 1866 in Europa zu bleiben. Er kehrte nach Wien zurück, schrieb weiterhin für amerikanische Zeitungen und versuchte sich auch noch einmal als Theaterdirektor: 1869 bis 1871 leitete er das Theater in der Josefstadt. 1881 schrieb er seine Memoiren, 1892 starb er.

Im Fall Börnsteins, der eine umfangreiche Autobiographie hinterließ, ist es einfacher als bei Sealsfield und Strubberg, explizite Aussagen zur Auswanderung, zur Beurteilung der USA und zu den Motiven für die Rückkehr zu finden. Natürlich stilisiert sich Börnstein und verschweigt Unerquickliches; außerdem reflektieren die Memoiren seine Sicht der Welt als alter Mann. Trotzdem lässt sich seine ideologische Entwicklung nachvollziehen.

Börnstein stammte aus liberalem Haus – sein Vater war Freimaurer. Zunächst eher unpolitisch, entwickelt er sich, auch durch seine Erfahrungen mit der Theaterzensur, allmählich zum kirchen- und österreichkritischen Liberalen. Im Rückblick urteilt er scharf über den Vormärz und den vermeintlich guten Kaiser Franz, der seine Kritiker in Munkacs oder im Spiel-

<sup>23</sup> Heinrich Börnstein: Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. Zwei Bände. Leipzig 1881. Bd. 2, S. 102.

<sup>24</sup> Vgl. Christof Hamann: Ost-West-Städte. Zur Inszenierung von St. Louis und San Francisco in Familienzeitschriften vor der Reichsgründung. In: Alexander Honold (Hg.): Ost-westliche Kulturtransfers. Orient – Amerika (Postkoloniale Studien in der Germanistik, Bd. 1). Bielefeld 2011, S. 221–243.

<sup>25</sup> Steven Rowan: Die zweite badische Revolution: Missouri 1861. In: Wolfgang Hochbrück, Ulrich Bachteler, Henning Zimmermann (Hg.): Achtundvierziger / Forty-Eighters: Die deutschen Revolutionen von 1848/49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg. Münster 2000, S. 101–115.

<sup>26</sup> Steven Rowan: Introduction. In: Henry Boernstein: Memoirs of a Nobody: The Missouri Years of an Austrian Radical, 1849–1866. Übersetzt und herausgegeben von Steven Rowan. St. Louis 1997, S. 25.

berg »erbarmungslos bei lebendigem Leibe verfaulen« ließ: »O es war eine äußerlich stille und fröhliche – aber innerlich eine böse, heillose Zeit.«<sup>27</sup>

Vor seinem Exil in den USA war er offenbar noch nicht besonders deutschnational. In Paris verdiente er etwa viel Geld damit, aktuelle französische Theaterstücke ins Deutsche zu übersetzen und den auf neue Stücke angewiesenen deutschen Theaterdirektoren zu verkaufen, was ihm heftige öffentliche Attacken der jungdeutschen Autoren zuzog, er ruiniere den deutschen Theaternachwuchs. In den USA war er dann immer wieder mit Aktionen der Nativisten, der amerikanischen Anti-Ausländer-Bewegung, konfrontiert. Dies dürfte sein deutschnationales Selbstverständnis geweckt haben. Als Journalist versuchte er, die politische Position der Deutsch-AmerikanerInnen zu stärken. In dieser Zeit wurde der Kampf gegen die Sklaverei zum dominierenden politischen Thema. Börnstein sah im Rückblick die Deutsch-AmerikanerInnen als Speerspitze jener zweiten amerikanischen Revolution, als die er den Bürgerkrieg verstand – die Durchsetzung der Ideale von Freiheit und Gleichheit.

Börnsteins Deutschnationalismus bedeutete allerdings keinen deutschen Chauvinismus. Er ist grundsätzlich ein Anhänger der Nationalstaatidee. Wenn er auf die Revolution von 1848 zurückblickt, betont er das à la longue positive Ergebnis: »Heute nach 33 Jahren ist *Frankreich* wieder eine Republik«, Italien sei geeint, die weltliche Macht des Papstes sei zerstört, »ein großes einheitliches Deutschland ist erstanden« und »[S]elbst das alte *Oestreich* der *Metterniche* und *Sedlnitzky* ist ein konstitutioneller Staat geworden«<sup>28</sup>. In seinen *Memoiren* schreibt er, dass es »für mich nur drei große und bedeutende Männer in diesem unsernen neunzehnten Jahrhundert giebt: *Napoleon*, – *Goethe* – und *Bismarck*«<sup>29</sup>. Bismarck habe durch sein Bündnis mit Österreich den »Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich« »aus der Welt geschafft und *die großdeutsche Idee* hatte sich verwirklicht.«<sup>30</sup>

Trotz seiner eindeutigen deutschnationalen Positionierung gibt es für Börnstein keine grundsätzliche und unüberbrückbare Differenz zwischen Europa und dem Exilland USA. Dies unterscheidet ihn von dem gleichfalls deutschnationalen Ferdinand Kürnberger. Schon in Europa ist Börnstein mobil und überall zu Hause. Er versteht sich als ein Mann, der Aufklärung und Kultur verbreitet, wo immer er sich aufhält, und damit ökonomischen Erfolg hat. Der Sieg der Aufklärung ist auch gut für die eigene Brieftasche. Als Theaterdirektor hat er in allen Städten, in denen er tätig ist, mit denselben Problemen zu kämpfen – Linz ist übrigens besonders mühsam. Die Situation in den USA ist nicht wirklich anders. Auch dort geht es darum, die Göttin Gelegenheit beim Schopf zu packen, das herrschende Vorurteil zu bekämpfen und die jeweils anderen Verhältnisse zu nützen. Börnstein nimmt natürlich

<sup>27</sup> Börnstein, Fünfundsiebzig Jahre, Bd. 1, S. 141f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 401.

<sup>29</sup> Ebd., S. 30.

<sup>30</sup> Ebd., S. 120.

an jedem Ort, an dem er sich niederlässt, die unterschiedlichen Zustände zur Kenntnis, manchmal irritiert, manchmal amüsiert. Aber er sieht sich als Mitstreiter in einem europäisch-liberalen Projekt, das es weltweit zu verwirklichen gelte. Die Fremde ist nirgends wirklich fremd.

Anders als Sealsfield oder Strubberg musste sich Börnstein niemals neu erfinden. Ob in der Habsburger Monarchie, in Paris oder in St. Louis – sein ökonomisches Geschick und seine Beherrschung der deutschen Sprache lassen ihn überall die Position erringen, die er für angemessen hält. Deutsch als lingua franca erlaubt ihm in Paris und in St. Louis den Zugang zum kulturellen Feld. Und dieses kulturelle Feld ist letztlich überall identisch.

Ich postuliere damit ein drittes Remigrationsszenario: der Emigrant, der eigentlich gar nicht in der Emigration, sondern als Kosmopolit überall zu Hause ist. Börnstein bewegte sich in einer globalisierten Welt. Er war und blieb Kosmopolit. Und deshalb gelang ihm – vielleicht – eine Bilderbuch-Heimkehr.

## Fazit

An drei Autoren des 19. Jahrhunderts habe ich drei unterschiedliche Strategien demonstriert, mit Emigration und Remigration umzugehen. Man kann die ursprüngliche Identität völlig ablegen, eine neue annehmen und auch nach der Rückkehr bei dieser bleiben. Das ist Sealsfield. Man kann die ursprüngliche Identität beibehalten, sich vom Exil nicht beirren lassen und nach der Rückkehr der bleiben, der man immer schon war – oder gewesen sein möchte. Das ist Strubberg. Oder man kann von vornherein eine Identität entwickeln, die offen genug ist, sich der Exilsituation gar nicht stellen zu müssen, weil das Exil gar kein Exil ist, weil die Rückkehr gar keine Rückkehr ist, weil man schon immer in derselben *einen* Welt gelebt hat. Das ist Börnstein. Ob diese drei Modelle auch für die Situation im 20. und 21. Jahrhundert anwendbar sind, weiß ich nicht. Als Optimist hoffe ich, dass das von mir favorisierte Modell Börnstein trotz seiner Eurozentrik in einer globalisierten Welt zur Norm wird.



**Ulrike Schneider**

## **Remigration – Übersiedlung – Rückkehr. Der Schriftsteller Fred Wander und die doppelte Erfahrung der Rückkehr**

Eine wirkliche Heimat habe ich nicht. Ich habe immer noch das Gefühl, im Exil zu sein, also Emigrant zu sein. Einmal exiliert ist immer exiliert. Wer einmal in die Emigration geht, bleibt auch dort. Es gibt keine Rückkehr. Ich fühle mich auch nicht als Österreicher. [...] [Ich] bin Jude.<sup>1</sup>

Mit diesen Worten beschreibt der Schriftsteller Fred Wander seine Selbstverortung in einem Interview mit dem Journalisten Thomas Mayer für die *Leipziger Volkszeitung* im Jahr 1997. Wander lebte zu diesem Zeitpunkt seit vierzehn Jahren wieder in Wien, seiner Geburtsstadt, die er 1938 als 21-Jähriger nach dem »Anschluss« Österreichs verlassen hatte. Damit versuchte er als Sohn einer aus der Bukowina stammenden jüdischen Familie den alltäglichen Anfeindungen der österreichischen Bevölkerung und ihrer unbedingten Gefolgstreue gegenüber der nationalsozialistischen Regierung sowie der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Das nicht freiwillig gewählte Exil in Frankreich wurde zum Ausgangspunkt einer neuen Erfahrung, die von ihm rückblickend als Beginn einer würdevollen, solidarischen, gleichberechtigten und humanen Begegnung mit Menschen, insbesondere mit der französischen Arbeiterschicht, gesellschaftlichen Außenseitern und mittellosen, meist jüdischen Exilanten entworfen wird. Zugleich bildete sie den Ausgangspunkt für eine lebenslang andauernde transitorische Existenz, die weder mit der Rückkehr 1945 nach Wien endete, nach dem Überleben mehrerer Lager und der im April erfolgten Befreiung aus dem Konzentrationslager Buchenwald, noch mit der zweiten Rückkehr 1983, nach einem 25-jährigen Aufenthalt in der DDR. Sie bestand vielmehr bis zum Tod des Schriftstellers im Jahr 2006 fort, der diese Existenzform nicht allein auf den topographischen Raum, auf die Zwischenstationen Wien – Paris – Kleinmachnow/Berlin – Wien bezog, sondern auf den eigenen Entwicklungsprozess, den er als permanenten Schwellenzustand und ständige Selbstbefragung und -reflexion formulierte:

---

<sup>1</sup> Interview mit Fred Wander. In: *Leipziger Zeitung*, 4./5. 1. 1997.

Und gewiß mein[e] [ich] dieses Unterwegssein nicht nur geographisch, auch persönlich: nicht stehenbleiben, sich wandeln, lernen, sich entwickeln, die eigene Lebensweise immer wieder in Frage stellen! Und ich lebe als Jude in der Diaspora, der Zerstreuung in der Welt.<sup>2</sup>

Die Prozesshaftigkeit, die dem eigenen Ich sowie den Lebensstationen zugewiesen und durch die wiederkehrenden Nomen »Wanderung«, »Bewegung«, »Diaspora« hervorgehoben wird,<sup>3</sup> ist zugleich signifikantes Darstellungsmittel von Wanders Schreiben. Die inhaltliche Thematik seiner, wie er in seinen Erinnerungen *Das gute Leben* schreibt, »ahasverischen Existenz«<sup>4</sup> wird auf der strukturellen Ebene durch Anachronien, Ellipsen, repetitive Sequenzen und Fragmentarität ausgeformt. Weiterhin wird die Narration um das Element des »Außenseiters«, des »Parias« (GL, S. 47, S. 118) ergänzt. Zum einen kann dies als Bestandteil des Transitorischen begriffen und in seiner positiven Konnotation im Gegensatz zu negativen Zuschreibungen der »jüdischen Existenz« im antisemitischen Sprachgebrauch der 1920er und 1930er Jahre, aber auch der Nachkriegszeit gelesen werden.<sup>5</sup> Zum anderen skizziert der Autor darüber ein Exklusionsschema, welches nicht auf die Exilierung nach 1938 beschränkt bleibt, sondern ebenso auf die frühen Nachkriegsjahre in Wien als auch die Jahre in der DDR bezogen wird. Im Folgenden soll dieses von Fred Wander an die Diaspora-Existenz geknüpfte und durch Ausgrenzung geprägte Außenseitertum hinsichtlich seiner unterschiedlichen Funktionen in Österreich und der DDR befragt werden. Weiterhin ist zu untersuchen, inwiefern bei Wander aufgrund seiner Selbstverortung und deren narrativen Umsetzung, nicht allein in seinen *Erinnerungen*, sondern ebenso in seiner Erzählung *Ein Zimmer in Paris* (1975) und seinem autobiographisch motivierten Roman *Hotel Baalbek* (1991), im biographischen Sinne von einer »Rückkehr« nach Österreich gesprochen werden kann, wenn man von der geographischen Bewegung ab-

<sup>2</sup> Gedenken, Erzählen, Leben. Gespräch mit Fred Wander, geführt von Wolfgang Trampe. Argonautenschiff, Bd. 6 (1997), S. 13–23, S. 16.

<sup>3</sup> Vgl. zur Verwendung der Termini und ihrer Signifikanz den Artikel von Sarah Jilani: Writing Exile: Displacement and Arrival in Eva Hoffman's »Lost in Translation« and Edward Said's »Out of Place«. In: Life Writing, 12 (2015), H. 1, S. 59–73 (insbesondere die Passagen zu Eva Hoffman).

<sup>4</sup> Fred Wander: Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken. Erinnerungen. München 2009, S. 194 [Im Folgenden mit der Sigle GL im Text zitiert.].

<sup>5</sup> Vgl. Ute Gerhard: Literarische Transit-Räume. Ein Faszinosum und seine diskursive Konstellation im 20. Jahrhundert. In: Sigrid Lange (Hg.): Raumkonstruktionen in der Moderne. Kultur – Literatur – Film. Bielefeld 2001, S. 93–110, S. 97: »Als Gegenstand der unterschiedlichen Wissensfelder [der 1910er und 1920er Jahre, U.S.] erhalten Wanderungsbewegungen und Mobilität insgesamt eine folgenreiche Differenzierung, die mit einer eindeutigen binären Ausrichtung entsprechender Symbole einhergeht und dadurch gesamtkulturell wirksam wird. [...] Konstitutives Moment all dieser Formen ist die Stabilisierung oder Re-Stabilisierung individueller Identität und Identifizierung. Auf der anderen Seite und in Opposition dazu bildet sich ein Bündel absolut negativer Symbole der nomadischen Bewegung, wozu neben Vermischung, Entwurzelung, Ausschweifung die Zerstreuung gehört.«

sieht. Zugleich gilt es jedoch, seine retrospektiv verfassten, an gesellschaftliche und erinnerungspolitische Gegenwartsbezüge geknüpften Erinnerungen mit weiteren Texten Wanders aus den jeweiligen Jahrzehnten zu kontrastieren sowie die kulturpolitischen und sozialhistorischen Bedingungen der unterschiedlichen Zeiten einzubeziehen.

In diesem Zusammenhang kann nur bedingt auf die Akzentverschiebungen in den beiden Fassungen der Erinnerungen von 1996 und 2006 – in der späteren Ausgabe wurde der Titel erweitert um den Zusatz *Von der Fröhlichkeit im Schrecken* – eingegangen werden. Während zahlreiche Rezensionen zur zweiten Fassung die Kontinuität des Textes und die nur geringfügigen Änderungen konstatierten, betonten Walter Grünzweigs Besprechung sowie Hans Höllers Nachruf<sup>6</sup> die verstärkte Auseinandersetzung mit der österreichischen Gegenwart im Gegensatz zur ersten Fassung, vor allem aber auch eine veränderte Positionierung Wanders gegenüber dem Herkunftsland. Evident wird an dieser thematischen Verschiebung, wie Gegenwartsdiskurse auf autobiographische Texte einwirken und diese sich in der inhaltlichen und strukturellen Ausrichtung niederschlagen. Volker Depkat hat auf die »komplexe temporale Struktur der Autobiographie« verwiesen, die »vergangene und gegenwärtige Erwartungshorizonte verschränkt«<sup>7</sup>. Autobiographien sind laut Depkat »sozial ausgehandelte, im Dreieck von Geschichtserfahrung, retrospektiver Deutung und Gegenwartsbezug gründende Entwürfe von Identität«<sup>8</sup>. Die Erzählstruktur, die diesen zugrunde liegt, sowie die inhaltliche Ausrichtung und versuchte Deutung des eigenen Lebens werden somit von den aktuellen gesellschaftlichen Diskursen entscheidend geprägt. Es ergibt sich daraus eine »aktuelle Erzählsituation«<sup>9</sup>, die bei Wander 1996 durch die im gesamtdeutschen Feuilleton, der Geschichtswissenschaft und Politik dominierenden Einordnungsverfahren hinsichtlich der DDR, Anfang der 2000er Jahre von den gesellschaftlichen Debatten in Österreich mitbestimmt wurde.

<sup>6</sup> Walter Grünzweig: Von der Fröhlichkeit im Schrecken. In: *Der Standard*, 27. 1. 2007; Hans Höller: Fred Wander (1917–2006). Eine Würdigung seines Lebens und Werks. In: *Literatur und Kritik*, 41 (2006), Heft September, S. 32–40, S. 36. Vgl. weiterhin Dennis Tate: »Schicht um Schicht« – The Evolution of Fred Wander’s Life Writing Project in the GDR Era and Beyond. In: Birgit Dahlke, Dennis Tate, Roger Woods (Hg.): *German Life Writing in the Twentieth Century*. Woodbridge, Rochester/N.Y. 2010, S. 164–178, S. 173.

<sup>7</sup> Volker Depkat: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), S. 441–476, S. 461. Fred Wander hat betont, dass es sich bei seinem Text um »Erinnerungen«, nicht um eine »Autobiographie« handle. Die Ausführungen Depkats sind m. E. jedoch übertragbar, da auch bei Erinnerungen die retrospektive Verfasstheit eine signifikante Rolle spielt. Vgl. zum Unterschied zwischen Erinnerungen und Autobiographie Bernd Neumann: Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie. Frankfurt/M. 1970, S. 12–38.

<sup>8</sup> Depkat, S. 466.

<sup>9</sup> Ulrike Jureit: Erfahrungsaufschichtung. Die diskursive Lagerung autobiographischer Erinnerungen. In: Magnus Brechtken (Hg.): *Life Writing and Political Memoir – Lebenszeugnisse und Politische Memoiren*. Göttingen 2012, S. 225–242, S. 226.

Dabei tritt 1996 und 1997, dies verdeutlichen die in den Tageszeitungen veröffentlichten Rezensionen, die Wahrnehmung der Exil- und Lagererfahrung seitens der Rezessenten hinter das Experiment DDR zurück, welches zudem mit deutlichen Bewertungen verbunden ist.<sup>10</sup> Im Gegensatz dazu steht die bereits angedeutete Akzentverschiebung in den späteren Jahren. Diese korreliert mit der in Literaturwissenschaft und -kritik zunehmenden und breiteren Untersuchung sowie Rezeption von Erinnerungsliteratur jüdischer Exilanten und Überlebender seit Mitte der 1990er Jahre. Sie resultiert aber auch aus Wanders anderem Lebensort Österreich und den damit verbundenen erinnerungsgeschichtlichen Prozessen.

### Die Wiederkehr nach Österreich 1945

Ich habe nach der Rückkehr aus dem KZ Buchenwald zehn Jahre wieder in Wien gelebt und die traurige Erfahrung gemacht, daß das Naziumwesen und der Antisemitismus noch sehr lebendig waren – und wir sollten das nicht bagatellisieren – von gewissen Mächten lebendig erhalten wurden! (GL, S. 376)

Im Unterschied zu einem Großteil der nach dem Zweiten Weltkrieg zurückgekehrten Exilanten kam Fred Wander nicht aus einem Exilland, sondern im Juni 1945 als ehemaliger jüdischer Häftling der Konzentrations- und Vernichtungslager zurück.<sup>11</sup> Die Wiederkehr des jüdischen Verfolgten war keineswegs eine »Bilderbuchheimkehr«, vielmehr eine der »größten Niederglagen« (GL, S. 113) seines Lebens, nur als Zwischenstation gedacht, motiviert allein durch die Suche nach seinen engsten Familienangehörigen, die sich hoffnungslos gestaltete. Die Bestrebungen in die USA auszuwandern, da die Stadt Wien und das Land Österreich keine Option für den Überlebenden bilden konnten, scheiterten bzw. wurden von Wander aus privaten Gründen schließlich aufgegeben. Es erfolgte 1947 der Eintritt in die KPÖ, aufgrund ihrer antifaschistischen Ausrichtung und einer damit verbundenen Abgrenzung gegenüber konservativ-nationalen und bürgerlichen Parteien. Zur gleichen Zeit begann Wander als Fotograf und Journalist zu arbeiten, unter anderem und später vor allem für von der KPÖ finanzierte Publikationsorgane. Sein Wirkungsfeld überschnitt sich daher nicht mit dem Kreis der jungen AutorInnen um den zurückgekehrten Hans Weigel, wie Ilse Aichinger

<sup>10</sup> Vgl. Ralf Schuler: Das wahre und das gute Leben im Sozialismus. In: Die Welt, 2. 10. 1996; Ulf Heise: Ein unerhörtes Leben. Fred Wanders Biographie – eine Huldigung und eine Abrechnung. In: Märkische Allgemeine, 4. 1. 1997.

<sup>11</sup> Fred Wander wurde im August 1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert, von Ende 1942 bis Anfang 1945 war er im Konzentrationslager Groß Rosen inhaftiert. Am 7. 3. 1945 ist er mit einem Todesmarsch in Buchenwald eingetroffen, am 16. März wurde er nach Crawinkel, einem Außenlager von Buchenwald, gebracht, von dort gelangte er zwischen dem 4. und 8. 4. 1945 zurück nach Buchenwald. Die Angaben entstammen einem Gespräch der Autorin mit Susanne Wander vom 7. 8. 2009.

oder Ingeborg Bachmann, wobei Weigel als Vermittler dieser an die Medien- und Verlagswelt agierte. Christine Schmidjell hat in ihrer Untersuchung zu den ersten Veröffentlichungsorten Wanders die wichtige Funktion der Zeitungen *Der Abend*, *Die Volksstimme* sowie der Wochenzeitschrift *Stimme der Frau* hervorgehoben, für die er zwischen 1951 und 1953 nicht nur zahlreiche Artikel verfasste und Fotografien bereitstellte, sondern im *Abend* zudem eine eigene Serie *Vom Kriegsschauplatz des Alltags* realisierte.<sup>12</sup> Für den Autodidakten Wander bedeutete dies zum einen den Aufbau einer zwar unsicheren, aber immerhin auskömmlichen journalistischen Existenz. Zum anderen war es der Anfangspunkt eines Schreibens, welches wesentlich von der Beobachtung des Wiener Alltags sowie der unteren Schichten inspiriert war und aufgrund der »Parteinaahme des Verfassers«<sup>13</sup> und der Formulierung sozialer Forderungen dem Genre der Sozialreportage zugeordnet werden kann. Darüber hinaus beteiligte sich Wander bereits kurz nach seiner Rückkehr im *Österreichischen Tagebuch*, ab 1950 im *Tagebuch* an aktuellen Debatten und Kontroversen, indem er auf Diskussionen zur Schuldfrage reagierte, den Entnazifizierungsprozess kritisierte, geschichtliche Kontinuitäten anprangerte und die nicht erfolgte Auseinandersetzung einzelner Mitläufer betonte. Sein Hinterfragen der politischen Rhetorik und privater Redeweisen weisen ihn als gesellschaftskritischen Beobachter und sprachanalytisch geschulten Hörer bzw. Leser aus, der zugleich in eigener Sache als Verfolgter spricht. Die von ihm ermittelten, in der österreichischen Bevölkerung wirksamen Entschuldungsstrategien, die Darlegung der verwehrten Anerkennung einer gleichberechtigten Position von Überlebenden und Exilanten sowie seine Akzentuierung der zwischen Remigranten und der übrigen Bevölkerung bestehenden Erfahrungsdifferenz geben ein eindrückliches Bild der frühen Nachkriegszeit, das Parallelen zu Erfahrungen anderer Remigranten enthält:<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Christine Schmidjell: »Das Brot der Geschichtenschreiber liegt auf der Straße«. Fred Wander als Journalist in Wien 1950 bis 1954. In: Walter Grünzweig, Ursula Seeber (Hg.): *Fred Wander. Leben und Werk*. Bonn 2005, S. 125–151.

<sup>13</sup> Ebd., S. 136.

<sup>14</sup> Vgl. Helga Embacher: Eine Heimkehr gibt es nicht? Remigration nach Österreich. In: *Jüdische Emigration. Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn u. a. München 2001, S. 187–209, S. 194; Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001, insbesondere S. 125–136. Weiterhin Günther Anders: Die Schrift an der Wand. *Tagebücher 1941–1966. Teil V: Wiedersehen und Vergessen*. München 1967, S. 94–213, S. 137: »Daß ich, der ich an dieser Vergangenheit niemals teilgenommen hatte, in dieser Ge- spenstergesellschaft zu ersticken glaube, das ist nicht erstaunlich. Aber auch L., die diese Welt noch miterlebt hat, wirft mir eingeschüchterte Blicke zu. *Denn nicht das Zerstörte ängstigt, sondern das Gebliebene*. –« (Hervorhebung im Original) sowie S. 160f.: »Aber wenn man bedenkt, daß die hiesige Bevölkerung aus den Schlägern von gestern besteht, ohne daß man dem Einzelnen je ansehen könnte, welcher der zwei Gruppen er zugehört hatte; daß sie in der Stadtbahn nebeneinander sitzen oder gar einander Platz machen; daß der ehemalige SA-Mann, zur Zeit Kellner, zum gestrigen Konzentrationsär, zur Zeit Gast, ›danke ergebenst, Herr Doktor‹ sagt; daß der

Das ist die generelle geistige Atmosphäre. – Nur »anständige Leute!« Nur Schuldlose, die nichts gewußt haben! [...] Was hätten die Herren Göring und Heß bis Kaltenbrunner getan ohne ihre Untergebenen [...]? [W]as hätten sie ausgerichtet ohne die »kleinen politischen Leiter« und die große Masse der Pgs dahinter? [...] Bis jetzt [...] habe ich noch keinen Nazi gesehen, der reuig seine Mitschuld bekannt – oder wenigstens schweigend und bescheiden einen gewissen Grad von innerer Zerknirschung und Bedrücktheit gezeigt hätte. Ich kenne nichts, als jene merkwürdige Form von jovialer Frechheit und heuchlerischer Biederkeit [...].<sup>15</sup>

In den Äußerungen der frühen Nachkriegszeit tritt die Erfahrung als Häftling sowie das Plädyer für ein gesellschaftliches Engagement hervor, über die von Wander eine eigene Positionierung vollzogen und an die Frage des Ortes von Remigranten, ehemaligen Häftlingen und Überlebenden in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft gebunden wird. Geknüpft wird dies ebenfalls an die Hoffnung auf ein Mitspracherecht, das anhand der publizierten Texte als öffentliche Stellungnahme evident wird. In den *Erinnerungen* modifiziert Wander diese Thematik, indem er sie stärker mit dem österreichischen Antisemitismus verbindet. Er stellt über die Beschreibung seiner Kindheit die Ausgegrenztheit als »Kind ostjüdischer Einwanderer« (GL, S. 34) als Kontinuum dar, das in den gesellschaftlichen Strukturen begründet liegt und zu seiner »Außenseiter-Identität« (GL, S. 34) führt. Diese wurde mit der Wiederkehr nicht aufgehoben, sondern aufgrund der Kontinuitäten, insbesondere hinsichtlich des gesellschaftlichen, immer noch salonfähigen Antisemitismus, verstärkt. Zeichen dieses Selbstverständnisses ist die bereits dargelegte Betonung der »Wanderung«, die durch die Unterstreichung der Einwandererexistenz seiner Eltern in den *Erinnerungen* akzentuiert wird. In Differenz zu den frühen Stellungnahmen findet in den späteren Lebensjahren eine Verschiebung vom öffentlichen auf den privaten Raum statt. Die von Wander öffentlich geäußerten Einsprachen werden in den *Erinnerungen* ebenso wenig dokumentiert wie sein damaliges Engagement. Statt dessen wird die durch die österreichische Gesellschaft erzwungene, aber schon in der eigenen Genealogie angelegte jüdische transitorische Existenz ausgeformt, die zugleich als Deutungsmuster fungiert.<sup>16</sup>

---

Verprügelte dem Prügler die Ladenkasse führt; und daß, wie in heimlicher Verabredung, im Alltagsverkehr kein Mensch dem anderen gegenüber die kritischen Jahre erwähnt, denn weiß der Himmel, was sich da herausstellen würde – also wenn man das alles bedenkt, dann wird einem hundeeleend.«

<sup>15</sup> Fritz (Fred) Wander: Zuschrift zum Artikel »Nazisühne – ja oder nein?« In: Österreichisches Tagebuch, 28. 9. 1946, S. 4. Vgl. weiterhin Fred Wander: Ist Herr L. W. Ein politischer Mensch? In: Österreichisches Tagebuch, 26. 4. 1947, S. 9; Fred Wander: Bemerkungen eines »Unpolitischen«. Offener Brief an die Herren Brungraber und NR Czernetz. In: Tagebuch, 10. 6. 1950.

<sup>16</sup> Vgl. Wander, GL, S. 194: »Gehen, als Haltung des ahasverischen Typs, des Menschen im Exil, der auf ein Wort wartet, ein freundliches Gesicht, einen auf deinem Weg, der dich als Bruder erkennt. [...] Gehen, weil du in dir den Drang deiner Vorfahren spürst, das Weite zu suchen, die Erde mit deinen Schritten auszumessen.«

## Die Übersiedlung in die DDR

Ich habe dann fünfundzwanzig Jahre in einem Berliner Vorort gelebt und dort Freunde gefunden wie nie zuvor in meinem Leben [...]. Es waren menschliche Beziehungen, die absolut nichts mit irgendeiner politischen Meinung oder mit meiner jüdischen Herkunft zu tun hatten. Und ich blicke mit Dankbarkeit auf diese Zeit zurück und auf die Begegnungen mit Menschen, die ich lieb gewonnen habe. Aber dieses sehr persönliche Bekenntnis – und das ist mir schmerzlich bewußt – kann nicht verallgemeinert werden. (GL, S. 377)

Über die KPÖ, insbesondere durch die Unterstützung des aus dem mexikanischen Exil remigrierten Journalisten und verantwortlichen Redakteurs der Zeitung *Der Abend* Bruno Frei sowie des Sekretärs der *Gruppe kommunistischer Schriftsteller Wien* Hans Ungar, kam Fred Wander 1955 als Stipendiat an das im selben Jahr gegründete Literaturinstitut Leipzig.<sup>17</sup> Für den in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Journalisten bedeutete dies die einzigartige Möglichkeit einer akademischen Ausbildung, vor allem aber eine Perspektive für die Entwicklung eigener schriftstellerischer Projekte. Trotz seiner bereits nach der Ankunft in Leipzig privat geäußerten Skepsis gegenüber den politischen Entwicklungen in der DDR und der sozialistischen Doktrin, die durch ihren Partejargon zur einer Distanz zwischen Regierung und Bevölkerung führten, entschieden sich Fred Wander und seine Frau Maxie Wander für das Projekt Sozialismus. Neben dem antifaschistischen Selbstverständnis des ostdeutschen Staates, der Anerkennung seiner Erfahrungen und dem damit verbundenen Interesse der Schriftstellerkollegen an seinen Berichten und Erzählungen, die konträr zu den in Österreich erfahrenen Ausgrenzungen standen, bestand der ausschlaggebende Grund vor allem darin, in der DDR als Schriftsteller arbeiten zu können. Der Literaturbetrieb, repräsentiert durch ein gut ausgebautes Förderungs- und Unterstützungs- system, das sich in unterschiedlichen Produktions- und Veröffentlichungsbedingungen niederschlug, erwies sich trotz der offiziellen kulturpolitischen Richtlinien als nahezu idealer Ort für die Begründung seiner Schriftstellerexistenz. Wanders Übersiedlung ist zugleich Indikator einer allgemeinen Entwicklung hinsichtlich kommunistischer bzw. links stehender Intellektueller, Wissenschaftler und Künstler in Österreich, deren berufliche Situation sich seit der großen Koalition zwischen ÖVP und SPÖ in den 1950er Jahren

<sup>17</sup> Im August 1955 wurde Wander als österreichischer Vertreter empfohlen. Neben der schwierigen wirtschaftlichen Situation führte Ungar in seinem Empfehlungsschreiben Wanders KZ-Haft sowie seine künstlerische »Entwicklungsfähigkeit« als Argumente für eine Aufnahme an. Damit wurden zugleich die Nachweise erbracht, ergänzt um die Parteizugehörigkeit Wanders, die die entscheidenden Voraussetzungen für die Aufnahme darstellten und später in den Statuten des Instituts als wesentliche Kriterien verankert wurden. Vgl. dazu sowie zu den folgenden Ausführungen: Ulrike Schneider: Fred Wanders Publikationsorte in der DDR und Fred Wanders Position als Schriftsteller in der DDR. In: Dies.: Jean Améry und Fred Wander. Erinnerung und Poetologie in der deutsch-deutschen Nachkriegszeit. Berlin, Boston 2012, S. 166–192.

zunehmend verschlechterte und eine vermehrte Abwanderung in einen der beiden deutschen Staaten zur Folge hatte.

Neben mehreren Reisereportagen, Jugendbüchern und Theaterstücken verfasste Wander Prosawerke, von denen die Erzählung *Der siebente Brunnen* 1972 mit dem renommierten Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet wurde. Wander begründete mit diesem Erinnerungsbuch nicht nur eine differenzierte Position auf dem Feld der antifaschistischen Widerstandsliteratur, sondern er unterwanderte die Vorgaben des sozialistischen Realismus mit einer auf der jüdischen Erzähltradition beruhenden Erzählpoetik. Er berichtet darin vom Schicksal der jüdischen Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald, und schrieb diesen, entgegen der offiziellen Geschichtsdarstellung, einen gleichberechtigten Ort in der öffentlichen Erinnerung der DDR zu. Sein integratives Erinnerungs- und Literaturkonzept, dem eine ständige Aktualisierung der Vergangenheit durch die Aufnahme verschiedener Erinnerungsgruppen unterliegt, wichen erheblich von der offiziellen antifaschistischen Geschichtsschreibung ab. Dies führte zu einer Auseinandersetzung mit dem parteipolitisch agierenden Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer, die sich Anfang der 1980er Jahre fortsetzte.<sup>18</sup> Meines Erachtens bildete die vom Komitee unternommene Hierarchisierung von KZ-Erfahrungen, mit der Wanders Erfahrungen degradiert wurden – neben der sich zusätzlichen politischen Situation seit der Ausbürgerung Biermanns im Jahre 1976 – einen der Gründe, warum er sich für die Rückkehr nach Österreich entschloss.

In seinen *Erinnerungen* stellt Wander sein Leben in der DDR dar und konkretisiert seine »Außenseiter«-Existenz. Sätze wie »ich gehörte nicht dazu«, »der Außenseiter, der ich immer war, blieb ich auch dort«, »mein ungebrochenes Lebensgefühl als Außenseiter« (GL, S. 168, 195, 199) ziehen sich als Leitmotiv durch die Skizzierung dieser Jahre. Einerseits werden diese Aussagen verallgemeinert und auf Maxie Wander übertragen, indem er die »privilegierte« Situation als österreichische Gäste hervorhebt und rechtfertigt sowie ihren privaten, unkonventionellen Lebensraum gegenüber dem »normalen«, aber auch politisch durchdrungenen DDR-Alltag hervorhebt.<sup>19</sup> Andererseits wird das Selbstverständnis als Außenseiter in Bezug auf die Ruhelosigkeit, die transitorische Existenz, vor allem aber hinsichtlich der Shoah-Erfahrung konzeptionell erweitert und als signifikantes Trennungsmoment für die Gegenwart formuliert: »Die Welt mit dem See und den Bäumen, mit den heiteren Menschen und dem guten Geruch von Essen war ein Traum. Das Leben war eine mehrfach belichtete Aufnahme, aber unter allen

<sup>18</sup> Vgl. Fred Wanders Positionierung im Widerstandsdiskurs. In: ebd., S. 240–276. Das Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer (KAW) wurde 1953 nach der staatlich angeordneten »Selbstauflösung« der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-regimes (VVN) als Nachfolgeorganisation gegründet und war eng an die SED gebunden. Es bestand aus einem Gremium von ca. 30 Mitgliedern, dem ein Präsidium von zehn Mitgliedern vorstand.

<sup>19</sup> Vgl. Wander, GL, S. 202, S. 205.

Schichten lag das eingebrennte Bild des Abgrunds.« (GL, S. 88)<sup>20</sup> Dieses Trennungsmoment bedingt und motiviert die Unbeständigkeit des eigenen Lebens, aus dem zudem die Suche nach individuell möglichen Existenzformen resultiert, die ein Leben nach der Shoah zulassen. Diese Suche lässt zugleich die Verhandlung gesellschaftspolitischer Konflikte des ostdeutschen Staates sekundär werden.

### Der Rückzug nach Österreich

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Ich bin nicht in der Lage zu sagen, »Ich bin Österreicher, ich habe einen österreichischen Paß, ich bin hier geboren«, ich bringe es nicht fertig, mich als Österreicher zu bezeichnen. Ich finde, ein Jude, der das alles erlebt hat, kann nicht mehr Österreicher sein und auch nicht Deutscher.<sup>21</sup>

Der Rückzug nach Wien erfolgte unter gänzlich anderen Vorzeichen als die Wiederkehr 1945. In der DDR war Wander als Schriftsteller sowie als Herausgeber der Briefe und Tagebücher seiner 1977 verstorbenen Frau Maxie Wander hervorgetreten, die sowohl in Ost- als auch Westdeutschland eine breite Rezeption erfahren hatten. Zudem fiel der Umzug mit neu ausgerichteten erinnerungsgeschichtlichen Prozessen in Österreich zusammen. Diese wurden zum einen von AutorInnen wie Elfriede Jelinek, Thomas Bernhard oder Robert Schindel, die als provokante KommentatorInnen der innenpolitischen Ereignisse und österreichischen Geschichtsvergessenheit auftraten, eingeleitet und postuliert. Zum anderen begann sich eine jüngere Autoren-generation um Robert Menasse und Doron Rabinovici zu etablieren, die im Zuge der späten 1980er Jahre explizit Fragen einer hybriden jüdisch-österreichischen Identität »als Ausdruck eines politischen Engagements« thematisierte.<sup>22</sup> Einen weiteren Faktor bildete das seit Ende der 1980er Jahre zunehmende gesellschaftliche Interesse an veröffentlichten Autobiographien und Erinnerungen von Shoah-Überlebenden, Exilanten und Remigranten. Nicht allein Ruth Klüger publizierte 1992 ihren Essay *Weiter leben – eine Jugend*, bereits 1983 hatten Hermann Hakel *Aus den Tagebüchern*, 1989 Hilde Spiel *Rückkehr nach Wien. Ein Tagebuch* oder Elisabeth Freundlich 1992 *Die fahrenden Jahre* veröffentlicht.<sup>23</sup> Für Fred Wander ist zu konstatieren, dass eine vermehrte österreichische Rezeption erst mit der Veröffentlichung des Romans *Hotel Baalbek* (1991), vor allem jedoch mit dem Erscheinen seiner Erinnerungen *Das gute Leben* (1996) einsetzte. Dies ist auf die bereits genannte literatur- und geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Er-

<sup>20</sup> Vgl. weiterhin ebd., S. 203f.

<sup>21</sup> Vgl. Wander, Interview.

<sup>22</sup> Vgl. u. a. Matthias Beilein: 86 und die Folgen. Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici. Berlin 2008, S. 281ff., Zitat S. 292.

<sup>23</sup> Vgl. Embacher, Eine Heimkehr gibt es nicht, S. 205, FN 9.

innerungsliteratur zurückzuführen, aber auch auf die spezifische Position Wanders im literarischen Feld. Die Rückkehr in den 1980er Jahren war stark an die Charakterisierung als »DDR-Schriftsteller« gebunden, die ihm nicht im Hinblick auf die thematische Ausrichtung seiner Werke, sondern allein wegen des Lebensortes, bis 1991 aufgrund seines Veröffentlichungsortes, dem Aufbau-Verlag, zugeschrieben werden kann. Mit den *Erinnerungen* wurde seitens der österreichischen Literaturkritik eine an den Erinnerungsdiskursen der Gegenwart orientierte Zuordnung als Shoah-Überlebender unternommen, die andere Bezüge fokussierte. Dieses Rezeptionsmuster setzte sich in Österreich und Deutschland in den 2000er Jahren fort, ergänzt um die Wiederaufgabe seiner Erzählung *Der siebente Brunnen* (2005), des Romans *Hotel Baalbek* (2007) und die erweiterte Version seiner Erinnerungen *Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken* (2006) im Wallstein Verlag. Die Auszeichnungen Wanders mit österreichischen Literaturpreisen sind in diesem Kontext zu sehen; sie verhalfen dem Schriftsteller zu erweitertem symbolischem Kapitel im Literaturfeld und stellten eine Würdigung seines Lebens und Werkes dar.<sup>24</sup> Für Wander konnte sich daraus jedoch keine nationale oder kulturelle Zugehörigkeit ergeben. Die retrospektiv seit der Kindheit als Kontinuität begriffene und später literarisierte Ausgeschlossenheit aus der österreichischen Gesellschaft, fortgesetzt durch die Enttäuschungen nach der Wiederkehr 1945, die aus der Erfahrung der Shoah resultierende Einsamkeit und Fremdheit in der Gegenwart blieben auch in den letzten Lebensjahren in Wien dominant. Evident wird dies an der in den *Erinnerungen* gebrauchten Metaphorik, die in ihrer Gesamtheit durch Termini wie »Paria«, »außenstehender Betrachter«, »Schlemihl«, »Unabhängigkeit«, »Unruhe«, »Rastlosigkeit« und dem wiederkehrenden Verweis auf Durchgangsorte wie Bahnhöfe, Straßen und Hotels gekennzeichnet ist. Keiner der Orte, an denen Fred Wander nach der Befreiung lebte, konnte zur Heimat oder zum Identifikationsort werden, da sie von der Lagererfahrung überlagert wurden. Sie waren nur Zwischenstationen. Das den *Erinnerungen* unterlegte Konstruktionsprinzip einer transitorischen Existenz ist an eine Genealogie jüdischer Geschichtenerzähler und (Ein-)Wanderer gebunden und wird bewusst einer österreichischen Tradition der nationalen Einheit, Identifizierbarkeit, des Ausschlusses und der Verfolgung gegenübergestellt. Es subsumiert den Begriff der jüdischen Diaspora, der positiv konnotiert ist, und wird um die Solidarität mit und Zugehörigkeit zu den gesellschaftlichen Außenseitern sowie in der Gegenwart der 2000er Jahre durch das unbedingte Eintreten für Flüchtlinge erweitert. Wien bzw. Österreich fungiert demgegenüber allein als »Stützpunkt«<sup>25</sup>. Eine österreichische Identität konnte Wander nicht für sich reklamieren, signifikant ist jedoch, dass sich in den letzten Lebensjahren

<sup>24</sup> 1996 erhielt Fred Wander den Österreichischen Würdigungspreis für Literatur, 2003 den Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und Exil, 2006 den Preis der Stadt Wien für Literatur.

<sup>25</sup> Wander, Argonautenschiff, S. 16.

dennoch eine Annäherung an die Stadt seiner Kindheit vollzog. Neben die geschichtliche und erinnerungspolitische Kritik trat – ausgelöst durch die Sichtweise seiner dritten Frau<sup>26</sup> – eine neue Wahrnehmung der Stadt, ihrer Kultur und Natur. Es war keine Aussöhnung, aber eine erweiterte, differenzierte Perspektive auf Wien, die zugleich widerspiegelt, dass Fred Wander auch darin seinem Lebensprinzip verpflichtet blieb: »[Nicht] stehenbleiben, sich wandeln, lernen, sich entwickeln, die eigene Lebensweise immer wieder in Frage stellen.«<sup>27</sup>

## Fazit

Fred Wander war nicht der einzige Autor aus Österreich, der die DDR in den 1950er Jahren für die Übersiedlung wählte. Bereits Ende der 1940er Jahre entschieden sich Schriftsteller und Intellektuelle, wie Eduard Zak oder Walter Hollitscher, in den 1950er Jahren Theater- und Filmregisseure, wie Carl Riha oder, kurzzeitig, Friedrich Lobe, und Schauspieler wie Wolfgang Heinz, Peter Sturm oder Rudolf Wessely für den neugegründeten sozialistischen Staat als Arbeits- und Lebensort. Den wesentlichen Motivationsgrund bildete die Möglichkeit der künstlerischen Tätigkeit, die in Österreich nur noch partiell, für einige nicht mehr gegeben war. Daneben spielte das eigene politische Engagement und linke Selbstverständnis eine wichtige Rolle. Diese Auswanderungsbewegung von Österreich in die DDR, in der der KPÖ und ihren Verbindungen zu verschiedenen parteipolitischen Gremien, staatlichen Institutionen und VertreterInnen des ostdeutschen Kulturbetriebes eine wesentliche Rolle für die Vermittlung möglicher Tätigkeitsfelder zukam, ist bisher kaum erforscht. Neben der Befragung der einzelnen Lebensläufe in der DDR und der zum Teil erfolgten Rückkehr nach Österreich steht vor allem eine eingehende Untersuchung der Arbeitsfelder der einzelnen österreichischen Künstler, Wissenschaftler und Intellektuellen, ihrer Involviertheit in die Kultur- und Staatspolitik sowie ihrer Bedeutung für die Entwicklung künstlerischer Prozesse in der DDR aus. Für den Einzelfall Fred Wander ist abschließend festzuhalten, dass die durch Exil, Remigration, Übersiedlung und Rückkehr hervorgerufenen und geprägten unterschiedlichen Aufenthaltsorte in ihrer Konzeptionalität über rein geographische Bewegungen weit hinaus-

<sup>26</sup> Vgl. dazu: »Wir wohnen in Wien, der Stadt meiner Kindheit, wohin ich niemals zurückkehren wollte [...]. [...] Es ist nicht meine Heimat und doch meine Welt. Das Wien der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Zeit unserer Erniedrigung, Vertreibung und Vernichtung! Aber ich entdecke eine Realität in meinem Leben – ich sehe mit den Augen von Susanne und erlebe diese Stadt auf eine neue und beglückende Weise, es ist auch die Stadt von Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms, umgeben von Bergen und Wäldern, die wir lieben, in denen wir ebenso leben wie in der Stadt.« Wander, GL, S. 390. Vgl. dazu auch Tate, Schicht um Schicht, S. 175.

<sup>27</sup> Wander, Argonautenschiff, S. 16.

gehen. Aus diesen Prozessen und ihrer literarischen Beschreibung konstituiert *Wander* *sein* Lebenskonzept, das nicht auf die Frage der Rückkehr/Remigration oder erneuten Verwurzelung/Beheimatung ausgerichtet ist, sondern auf die Bestimmung einer Zwischenexistenz, die nicht an territoriale Orte oder Staaten bzw. an parteipolitische Verpflichtungen gebunden wird. Die Betonung seiner transitorischen jüdischen Existenz steht damit im Gegensatz zu anderen Remigrations- und Übersiedlungsprozessen österreichischer AutorInnen, KünstlerInnen oder Intellektueller, die aus parteipolitischen Überzeugungen resultierten.

Olena Komarnicka

**Maria Berl-Lee.**

**Wanderin zwischen zwei Welten**

Die Fahrt ins Exil ist »the journey of no return«. Wer sie antritt und von der Heimkehr träumt, ist verloren. Er mag wiederkehren, zu Menschen, die er entbehren musste, zu Stätten, die er liebte und nicht vergaß, in den Bereich der Sprache, die seine eigene ist. Aber er kehrt niemals heim.<sup>1</sup>

Carl Zuckmayer

### **Remigration nach Österreich?**

Eine der Autorinnen, die nach dem Zweiten Weltkrieg versuchten, wieder in Österreich Fuß zu fassen, war die Dichterin Maria Berl-Lee. Sie wurde am 20. Juli 1924 in Wien geboren. Ihr Vater, Arthur Berl, war Rechtsanwalt, ihre Mutter, Gunda Berl, stammte aus München und arbeitete als Lehrerin. In Wien besuchte die spätere Autorin die Volksschule und danach das Ursulinen-Gymnasium. 1938 floh sie in die Schweiz, wo sie schon zuvor einige Zeit, in Fribourg, in einem Pensionat gelebt hatte. 1939 verließ sie die Schweiz in Richtung Frankreich, wo sie wieder mit ihren Eltern zusammenkam. Im August 1941 erreichte die Familie schließlich Amerika – Berl-Lee war nach wie vor Schülerin. Otto von Habsburg hatte für die Familie Berl sogenannte »Danger Visa«<sup>2</sup> organisiert, um sie aus Südfrankreich zu retten. Durch diese Art von Visum konnten ExilantInnen rasch einreisen, doch ihr Aufenthalt war nur für eine gewisse Zeit gesichert, da es sich nicht um Immigrationsvisen handelte. Reguläre Immigrationsvisen konnte man sich nach der Einreise verschaffen, indem man für einige Tage nach Kanada oder nach Kuba fuhr und sich im dortigen Konsulat ein dauerhafteres Visum ausstellen ließ. Die Familie Berl fuhr nach Kanada, das näher lag und daher einfacher und günstiger zu erreichen war. Aufgrund eines formalen Fehlers landete die Familie aber vorerst in Ellis Island,<sup>3</sup> da ihr Name nicht auf der Liste der Emigrant-

<sup>1</sup> Horst Möller: Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933. München 1984, S. 102.

<sup>2</sup> Interview mit Maria Berl-Lee vom 10. 3. 1983. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes 317. [Im Folgenden unter der Sigle I im Text.]

<sup>3</sup> Ellis Island nahm bis 1954 alle Immigranten auf, bei denen noch unklar war, ob sie in die USA einreisen könnten.

Innen, die einreisen durften, stand. Sie verbrachten dort aber nur drei Tage, da Freunde, die sie auch mit Affidavits versorgt hatten, sich rasch darum kümmerten, alle Papiere in Ordnung zu bringen und die Familie herauszubekommen.

Grundsätzlich kam die Familie mehr oder weniger mittellos in den USA an, doch Maria Berl-Lee konnte sich durch Nebentätigkeiten und mit einem Stipendium ein Studium der deutschen und englischen Literatur am Nazareth College in Rochester und später (bis 1949) an der Fordham University in New York finanzieren. Ihr Vater erwarb im nördlichen New York State (oder Upstate New York) eine Milchfarm, die er »mehr schlecht als recht« (I) führte. Als Rechtsanwalt wusste er von Kühen und Milch nicht viel. Die Eltern betrieben diese Farm im Sommer und verbrachten den Winter in Syracuse, wo der Vater Jura studierte und die Mutter in einer Porzellanfabrik arbeitete.

Nach dem Krieg wurde Arthur Berl offiziell aufgefordert zurückzukehren, um in Wien als Richter tätig zu sein, da es in Österreich sehr wenige Juristen gab, die nicht mit den Nazis sympathisiert hatten. 1947/48 kam der Vater zum ersten Mal wieder nach Wien, um zu klären, ob und wie man dort leben könnte.

Marie Berl-Lee war sich, wohl bereits durch die Tätigkeit ihres Vaters, rasch darüber im Klaren, dass die ÖsterreicherInnen kaum Schuld eingestanden, sondern dass fast jede oder jeder sich vom Nationalsozialismus distanzierte. Das begründete früh ihre Skepsis zurückzukehren: »Ich meine, wir sind unter so furchterlichen Bedingungen weg, daß man irgendwie doch Reservation hätte.« (I) Zudem hatte sie gerade begonnen, sich in den USA zu Hause zu fühlen:

Und ich war nicht glücklich, denn ich war meine ganze Kindheit und Jugend hin- und hergezerrt zwischen Amerika und Österreich. Und Österreich war doch immer noch das Land meiner Liebe und meiner Geburt und Jugend. Und Amerika hab' ich auch sehr gerne gehabt. Und es war endlich so weit, daß ich mich irgendwo zu Hause gefühlt hab'. Und das war Amerika. Und jetzt wieder abbrechen und wieder weg und ich bin also sehr ungern und unglücklich weggegangen. (I)

Auf Zureden ihres Vaters kehrte sie aber doch nach Wien zurück, wo sie die Jahre 1949 bis 1951 verbrachte. Vor allem die Eltern drängten sie, zumindest zu versuchen, in ihrer Heimatstadt ein neues Leben zu beginnen. Damit macht die Familie Berl generationenbedingte Meinungsunterschiede im Hinblick auf Remigration sehr deutlich. Maria Berl-Lee verließ Österreich als Schülerin und durchlief einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Ausbildung in den USA. Dies trug sicher bereits viel dazu bei, dass sie sich rascher dem »American way of life« anpasste als ihre Eltern, die nicht nur ihren Beruf, sondern auch ihre Gewohnheiten aufgeben mussten. Nicht zuletzt lernte sie viel rascher und gründlicher die neue Sprache, da sie in Schule und Universität ständig in Kontakt mit AmerikanerInnen war.

Die Eltern hingegen brauchten mehr Zeit, um mit ihrer neuen Umgebung zurechtzukommen. Sprachliche Schwierigkeiten erschwerten den Kontakt zur Außenwelt und weckten Gefühle wie Isolation und Ausgegrenztheit. Nicht

zuletzt hatte die ältere Generation eine viel tiefere Gefühlsbindung an ihr Herkunftsland und ihre Muttersprache.

Den Generationenkonflikt in Zusammenhang mit Remigration zeigt auch das Beispiel einer gleichaltrigen österreichischen Dichterin in New York: Eva Kollisch verstand nicht, wieso die Eltern weiterhin Österreich »treu« blieben. Für sie war es unbegreiflich, wie man weiterhin ein Land lieben und seine Kultur pflegen konnte, nachdem man vor dort vertrieben worden war. In ihrem autobiographischen Roman schrieb sie: »Wir begannen den ganzen Patriotismus und diese Naturverehrung und Sentimentalität zu verachten. Wir hassten Österreich, weil es uns hasste. Und unsere Eltern erschienen uns zugleich unrealistisch und unfassbar.«<sup>4</sup> Ein kurzes Gespräch mit der Mutter, Margarete Kollisch, brachte das noch deutlicher zum Ausdruck: »»Aber Mutti«, protestierte ich, »sie, die Österreicher, sind die Barbaren.« »Nur einige«, entgegnete meine Mutter, die keine pauschale Verurteilung vornehmen wollte.«<sup>5</sup> Auch andere Stellen und Gespräche mit dem Sohn beziehungsweise Bruder, Peter Kollisch, belegen solch gravierende Unterschiede in der Haltung von Eltern und Kindern.<sup>6</sup>

Es kann also festgehalten werden, dass sich die jüngere Generation viel leichter im Exil zurechtfand, das für sie bald ein »Zuhause« wurde, während die Eltern, sobald sich die Gelegenheit bot, in ihr eigentliches »Zuhause« zurückkehren wollten.

Wahrscheinlich spielte für Arthur Berl die Möglichkeit, seinen alten Beruf wieder auszuüben, die entscheidende Rolle beim Entschluss zur Rückkehr. Schließlich gestaltete sich die Remigration jedoch auch für die Eltern nicht einfach. Gunda Berl kam mit der Situation im Nachkriegsösterreich besonders schwer zurecht, da sie die Grausamkeiten des Nationalsozialismus nicht vergessen und verzeihen konnte. Maria Berl-Lee meinte im Interview 1983, dass der unterschiedliche Umgang mit der österreichischen Nachkriegsgesellschaft an den unterschiedlichen Temperaturen der Eltern lag. Der Vater konnte und musste bereits in seiner beruflichen Praxis seinen »großen Gerechtigkeitssinn« leben, indem er beide Parteien berücksichtigte und der Lage objektiv auf den Grund ging. (I) Die Mutter hatte diese Möglichkeit und Perspektive nicht.

Insgesamt schrieb Maria Berl-Lee über die erste Zeit in Wien: »Der Anfang war nicht sehr vielversprechend, wir haben bei Freunden gewohnt in Untermiete und das war alles ziemlich arm und es gab keine Kohlen und wenig zu essen.« (I) In dieser schwierigen Anfangszeit versuchte Maria Berl-Lee, rasch Arbeit zu finden, weil sie der Meinung war, dass sie so besser Fuß fassen könnte. Sie sprach fließend Englisch, Deutsch, Französisch und auch gut Spanisch. So fand sie eine Stelle als Übersetzerin und Dolmetscherin in

<sup>4</sup> Eva Kollisch: *Der Boden unter meinen Füßen*. Wien 2010, S. 21.

<sup>5</sup> Ebd., S. 88.

<sup>6</sup> Vgl. Interview mit Peter Kollisch: Peter Kollisch Collection, AR 10717, Leo Baeck Institute.

der US-Botschaft. Durch die Arbeit bei »den Amerikanern« hatte Berl-Lee im Vergleich zur Wiener Bevölkerung viele Vorteile und Vergünstigungen in der Versorgung mit Gütern des täglichen Lebens.

1951 kehrte sie schließlich dennoch in die USA zurück und lebte vorerst in New York. Dort kam es zu einer Wiederbegegnung mit dem US-Amerikaner Ray E. Lee, den sie während ihrer Tätigkeit in der Wiener US-Botschaft kennengelernt hatte. Lee war inzwischen ein Analyst im New Yorker Finanzwesen und spielte nun eine wichtige Rolle in der Entscheidung Berl-Lees für ein dauerhaftes Leben in den USA. Die Frage der Rückkehr war allerdings nicht nur erleichtert durch diese neue Bindung, denn Maria Berl-Lee hatte auch in Wien einen Freund gehabt. Nun war sie zwischen zwei Männern hin und her gerissen und überlegte wieder und wieder, ob es besser wäre, in die USA zurückzukehren und Ray Lee zu heiraten oder doch in Wien bei den Eltern und dem österreichischen Freund zu bleiben. Nach ihrer Rückkehr machte Berl-Lee niemals Pläne, die USA wieder dauerhaft zu verlassen, auch wenn ihre Beziehung zu den USA ambivalent blieb – einmal schrieb sie von einer »Haßliebe«:

Amerika ist ein Land, gegenüber dem der Europäer vielfach eine Art Haßliebe empfindet. Es zieht ihn an, wie meist das Unbekannte, und stößt ihn ab, wie oft das Seltsame. Aber ob er nun das Amerikanische bewundert und missachtet, fast immer ist er neugierig und interessiert, mehr darüber zu hören. Und besonders trifft das beim Schriftsteller zu, der ja immer auf der Suche ist nach Neuem und Unbekanntem, das er in sich aufnehmen und dichterisch verwerten kann.<sup>7</sup>

Berl-Lees Eltern blieben bis zu ihrem Tod in Österreich. Arthur Berl war in Wien zunächst als Richter und später als Oberlandesgerichtsrat tätig und arbeitete noch nach seiner Pensionierung als Rechtsanwalt. Marie Berl-Lee kam die Eltern öfter besuchen, aber sie konnte sich im neuen Österreich nicht mehr zurechtfinden. Sie empfand die Situation in vielerlei Hinsicht deprimierend. Wesentlich ist festzuhalten, dass sie ja grundsätzlich gegen eine Remigration nach Österreich gewesen war. 1957 kam sie nach sechsjähriger Abwesenheit erstmals wieder nach Wien auf Besuch. Die Stadt, die sie nun vorfand, unterschied sich sehr von dem, was sie nach dem Krieg gesehen hatte:

Es waren damals überall die zerbombten Häuser. Wo man hingeschaut hat, war eine Ruine oder eine Fassade mit hinten nichts. Oder ein Haus, wo [...] noch ein halbes Zimmer mit einem Kasten oder einem Bett zertrümmert war. Also es war sehr deprimierend. Und wie ich dann das erste Mal zurückgekommen bin, war ich außer mir, wie diese Ruinen schon wiedererbaut waren. (I)

<sup>7</sup> Maria Berl-Lee: Amerikas Widersprüche werden Poesie. In: Dies.: Lieder einer Doppelzunge. St. Michael 1982, S. 71. [Im Folgenden unter der Sigle L mit Seitenzahl im Text.]

## Die Dichterin

Maria Berl-Lee gehört zu den wenig bekannten und gelesenen Dichterinnen der New Yorker Exilszene. Ein Teilnachlass befindet sich im Deutschen Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt am Main. Die Autorin ist etwa in der für die Wiederentdeckung und Verfestigung der Exilliteratur im öffentlichen Bewusstsein wichtigen Publikation *In welcher Sprache träumen Sie?* (2007) mit einem Gedicht vertreten.<sup>8</sup> In den gängigen Lexika zur Exilliteratur sind jeweils kurze biographische Angaben zu Berl-Lee zu finden, wobei die Angaben zum Todesjahr differieren (Berl-Lee starb 1984 in New York).<sup>9</sup>

Maria Berl-Lee hat Preise und Auszeichnungen sowohl für ihre deutsche als auch englische Produktion erhalten, darunter den Writer's Digest Kurzgeschichten-Preis, National Writers Club Lyrik- und Prosapreise, den Novellenpreis des Verbandes deutschsprachiger Autoren in Amerika. Sie hat auch im Tonbandprogramm des Immigranten-Museums in der Freiheitsstatue mitgewirkt.

Zu den deutschsprachigen Veröffentlichungen kam es wahrscheinlich durch persönliche Kontaktaufnahme der Autorin mit verschiedenen Verlagen im Rahmen ihrer häufigen Europa-Aufenthalte. Es waren schließlich die Verlage Wilhelm Köhler, der Bergland Verlag und der Bläschke Verlag, die ihre Werke publizierten. Nicht nur die Exilantin Maria Berl-Lee hat ihre Werke in deutschsprachigen Verlagen veröffentlicht. Andere ExilantInnen mit ähnlicher Publikationsgeschichte waren etwa Margarete Kollisch, Mimi Grossberg oder Alma Mahler-Werfel. Im Februar 1973, als Maria Berl-Lee anlässlich des 80. Geburtstages ihres Vaters ihre Eltern in Wien besuchte, wurde sie von ihrer Freundin, der Lyrikerin Mimi Grossberg, beauftragt, die Verhandlungen mit dem Bergland Verlag wegen der Herausgabe von *Österreichisches aus Amerika*<sup>10</sup> und *Die k. und k. Armee in der österreichischen Satire* zu führen. In der erstgenannten Anthologie war Berl-Lee selbst mit fünf Gedichten vertreten.<sup>11</sup>

Als Dichterin arbeitete Maria Berl-Lee sowohl in ihrer Muttersprache als auch in der Sprache des Exillandes. Sie nannte sich eine »Doppelzunge«, die in zwei Sprachen dichtete:

<sup>8</sup> Maria Berl-Lee: Der elfte Tag im März. In: Miguel Herz- Kestranek, Konstantin Kaiser, Daniela Strigl (Hg.): *In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Lyrik des Exils und des Widerstands*. Wien 2007, S. 60.

<sup>9</sup> Das *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil 1933–1945* von Renate Wall (2004) sowie das Nachlassverzeichnis der Deutschen Nationalbibliothek ([www.dnb.de/DE/DEA/Bestaende/Nachlaesse/nachlaesse\\_node.html](http://www.dnb.de/DE/DEA/Bestaende/Nachlaesse/nachlaesse_node.html)) schreiben von 1984, das *Lexikon der österreichischen Exilliteratur* von Siglinde Bolbecher und Konstantin Kaiser (2000) und das Nachlassverzeichnis bei Kalliope (<http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de>) von 1983.

<sup>10</sup> Mimi Grossberg (Hg.): *Österreichisches aus Amerika. Vers und Prosa*. Wien 1973; Dies.: *Die k. u. k. Armee in der österreichischen Satire*. Wien 1974.

<sup>11</sup> Grossberg, *Österreichisches aus Amerika*, S. 12–14.

Ich schreibe und veröffentliche jetzt in beiden Sprachen und ungefähr gleichviel [sic!]. In beiden Sprachen habe ich Kurzgeschichten, Lustspiele und Poesie herausgebracht; mein erstes Buch und eine Novelle sind deutsch, meine Artikel alle auf Englisch. [...] Ich arbeite auch an Übersetzungen [...] Auch mache ich oft Übertragungen meiner eigenen Werke aus dem Deutschen ins Englische und umgekehrt: der Sinn bleibt intakt, aber jede Sprache fordert ihre eigenen Klänge und Rhythmen. (I)

Das »Zwischen-zwei-Welten«-Stehen wurde zu einem wesentlichen Thema ihrer Lyrik. Ihre Texte handeln vom wehmütigen Zauber der alten Kaiserstadt oder vom lärmenden Selbstbewusstsein der modernen Stadt New York: »Das, was meine Produktion wahrscheinlich bestimmt, ist natürlich der Zwiespalt zwischen Österreich und Amerika. Ich glaub', so alt ich werden werde, der wird nie ganz von mir weggehen. (I) (Die Konstellation des Hin- und her-Wanderns zwischen Alter und Neuer Welt, zwischen Wien und New York erinnert an Ernst Lothars Roman *Die Rückkehr*, in dem die Hauptfigur ebenfalls zwischen diesen beiden Polen changiert.)<sup>12</sup>

Das deutschsprachige Werk der Exilantin umfasst Kurzgeschichten,<sup>13</sup> Lyrik und Einakter,<sup>14</sup> die unter anderem in Anthologien und Periodika (*Literatur und Kritik*, *Österreichisches aus Amerika*, *Volksblatt*, *German-American Studies* etc.) erschienen. Zwei Gedichtbände wurden veröffentlicht: *Schaumwein aus meinem Krug* (1974)<sup>15</sup> und *Lieder einer Doppelzunge* (1982). Außerdem veröffentlichte der Münchener Wilhelm Köhler Verlag zwei deutschsprachige Dramen der Autorin: *Ein Tag der Überraschungen* (1966/67) und *Bombe im Tor* (1970). Der erste Gedichtband enthält auch fünf Kurzgeschichten und einen Einakter.

Immer wieder taucht Wien in ihren Texten auf. Berl-Lees Protagonistinnen kehren aus verschiedenen Gründen in die alte Heimat zurück, obwohl diese Tatsache gar nicht im Vordergrund steht, sondern ganz nebenbei erscheint. In der Geschichte *Durchkreuzter Seitensprung*<sup>16</sup> fliegt die Hauptfigur Elisabeth nach Wien, um ihre Eltern zu besuchen, zum ersten Mal seitdem

<sup>12</sup> Vgl. Dagmar Heißlers Beitrag in diesem Band, S. 303–323.

<sup>13</sup> Zum Beispiel *A Sunday Morning Drive*, *Die zerbrochene Milchflasche*, *Die abenteuerliche neue Welt*, *The Liberation of Laura*, *Ein Herr in Brillenalter*, *Dienst am Kunden*, *Flight from Glasses*, *The Creature* und *Paint the Weekend Blue*. Andere Kurzgeschichten siehe: John Spalek (Hg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*. USA, Teil 1. Bern 1989, S. 223–224.

<sup>14</sup> Dazu gehören: *Ein Tag der Überraschungen*, *Bombe im Tor*, *Don't Rock the Waterbed*, *The Case in Question*.

<sup>15</sup> Gertrude Urzidil, die Ehefrau des Prager deutschen Schriftstellers Johannes Urzidil, schrieb folgende wohlwollende Besprechung des Bandes: »Die sehr liebenswürdige Persönlichkeit der Frau Maria Berl-Lee erteilt ihrer Produktion eine ganz spezifische Anziehungskraft. [...] Ihre Themen reichen von Wien nach Amerika, und sie vermag sogar in beiden Sprachen zu formulieren, denn ihr Wortgefühl ist mustergültig. Sie verfügt über einen herzlichen Humor, den eine weiblich sanfte Melancholie schön kontrapunktiert. Abschied klingt auf allen Wegen auf und er begleitet uns bis zum Tod.« *Volksblatt*, 15. 8. 1975.

<sup>16</sup> Maria Berl-Lee: *Schaumwein aus meinem Krug*. Wien 1974, S. 17–21.

sie in den USA verheiratet ist. In *Die Chance*<sup>17</sup> fährt eine Opernsängerin namens Ilse Preysinger nach Wien, um dort ein Konzert zu geben, das ihr die Möglichkeit bieten soll, in Europa wieder bekannt und anerkannt zu werden. Die zweite Sammlung der Exilantin, *Lieder einer Doppelzunge*, ist in folgende Teile gegliedert: *Lieder aus dem Jenseits*, *Lieder aus dem Diesseits*, *Zwischensänge* – es folgt der Essay *Amerikas Widersprüche werden Poesie*. Das »Jenseits« entspricht in diesen Liedern der Welt jenseits des Ozeans, Amerika, während das »Diesseits« für Österreich steht. Die *Zwischensänge* sind dagegen ohne besondere Bindung an Ort und Zeit.

In dem Gedicht *In die Catskills gekommen*<sup>18</sup> zeigt die Autorin kontrastierende Symbole: Die Alte Welt ist hier »Europas Totengebirge«, dem sie die »sonnenumzitterten Hügeln, sanft wie die Mutterbrust« der Neuen Welt gegenüberstellt. Das Gedicht endet aber mit einem optimistischen Ausblick, das lyrische Ich kann sich vom Trauma der Vergangenheit befreien.

Nach einem Besuch in Wien sind die Gedichte *Atlantikflug I* (L, S. 27) und *Atlantikflug II* (L, S. 28) entstanden. In dem zweiten Gedicht schreibt sie:

Ich bin verloren gegangen  
in einem alten Buch von Sagen.  
Nun kehre ich zurück  
Aus dem Märchenland  
wo ein Kindheitsraum wieder erwacht ist,  
eine törichte Jungfrau  
die mit verlöschender Lampe  
den Weg zurücksucht  
den sie gekommen ist.

Österreich wird hier zum Märchenland, zum Ort bzw. »Raum« der Kindheit, aber auch zu einem »Buch«, in dem man sich verlieren kann. Die Autorin selbst meinte: »Das sind die zwei Flüge hinüber in die Kindheit und herüber wieder in das amerikanische Leben zurück.« (I)

Das Gedicht *Des Auswanderers Rückkehr* berührt die Frage der (unmöglichen) Remigration – gekleidet in das Motiv der Vertreibung aus dem (Kindheits-)Paradies – und setzt sich mit der schwierigen Identitätssuche in einem lebenslangen Transitraum auseinander. Der Ton dieses Gedichtes erstreckt sich von sanfter Wehmut über Resignation bis zum brennenden Heimweh.

Zwischen zwei Welten  
schwanke ich.  
Der silberne Stahlvogel flitzt  
blitzend ins Blaue –  
hin wo die Linde blüht  
im alten Hof  
und der Leiermann spielt  
das altbekannte Lied  
von Leid und Vergessen.

<sup>17</sup> Ebd., S. 39–44.

<sup>18</sup> Herz-Kestranek (Hg.), *In welcher Sprache träumen Sie?*, S. 35.

Und ich kann dich nicht vergessen,  
altgewohntes Haus,  
altvertrauter Kummer,  
Kindheitswelt.

Wie vom Feuerengel  
vertrieben aus dem Paradies  
verließ ich dich,  
gehetzt auf wilder Flucht.  
Eine neue Heimat fand ich,  
wollte nichts mehr von dir wissen.

[...]

Und zwischen zwei Welten schwankend  
gibt's kein Zurück.<sup>19</sup>

Für die Autorin wurde die »neue Heimat« zum Schwebezustand zwischen zwei Welten: Das lyrische Ich kann die Kindheitswelt nicht vergessen, eine Reise in die alte Heimat reißt alte Wunden auf und bringt die Erinnerungen aus der Kindheit zurück. Die Zerrissenheit, das »Dazwischen« wird Berl-Lee zu einer Lebensmetapher – über die beiden Lebensorte hinausgehend, ein existentieller Zustand: »Ein Fehlgriff rechts [/] ein Fehlgriff links [/] und so bin ich zwischen allem.« (*Zwischen zwei Hacken*, L, S. 59) Wie ein basso continuo zieht sich das Tragische und Grausame durch ihre Lyrik – »Dämon«, »Tod«, »Mordschlag«, »Jammer der Welt«, »Unbarmherzigkeit« sind Ausformungen dieses Grundtons. Und bei Berl-Lee baut alles auf traumatischen Kindheitserinnerungen auf, die sie – wie im Gedicht *Nachspiel* (L, S. 41) in kühne Metaphern kleidet: »Ich bin ein Kind von Krieg und Zerstörung [/] Im Orkan geboren. [/] Meine Muttermilch war Lava und Asche.«

<sup>19</sup> Mimi Grossberg (Hg.): Geschichte im Gedicht. Das politische Gedicht der austro-amerikanischen Exilautoren des Schicksalsjahres 1938, New York 1982, S. 77.

## Bilderbuchheimkehrer, Persilscheine und Schweigebot. Voraussetzungen und Bedingungen der Remigration in die Bundesrepublik Deutschland

»[E]in Jude, der das alles erlebt hat, kann nicht mehr Österreicher sein und auch nicht Deutscher«, befand der KZ-Überlebende Fred Wander.<sup>1</sup> Viele derer, denen die Flucht vor der NS-Verfolgung ins Exil rechtzeitig gelungen war, konnten oder wollten sich ebenfalls nicht mehr mit ihrem Herkunftsland identifizieren und schlossen eine Rückkehr aus: »Under no circumstances would I go back to Germany«<sup>2</sup>, äußerte der Kaufmann Heinz Altschul; wer »von der Heimkehr träumt, ist verloren«<sup>3</sup>, konstatierte der Dramatiker Carl Zuckmayer; und die Lyrikerin Nelly Sachs konkretisierte, »ich hatte einmal geliebteste Menschen dort – und vielleicht darum kann ich nicht kommen[,] es würde mich überwältigen.«<sup>4</sup> Sachs' Kollegin Hilde Domin hingegen feierte ihre Rückkehr nach 22 Jahren im Exil 1964 als »euphorische Heimkehr«<sup>5</sup> und stellte 1978 fest: »Ich bin Deutscher [sic].«<sup>6</sup> In literarischen Texten, in Interviews und bei öffentlichen Auftritten präsentierte sie sich als Beispiel einer gelungenen Remigration und wird bis heute von ihren Lesern und der Wissenschaft als solches wahrgenommen.

Ob es sich im Fall Domin tatsächlich um eine »euphorische Heimkehr«, eine »Bilderbuch-Heimkehr« handelte, ob eine solche nach der Vertreibung aus dem nationalsozialistischen Deutschland überhaupt möglich war und wenn ja, zu welchen Bedingungen, soll im Folgenden am Beispiel Hilde Domin sowie weiterer im Fremd- wie Selbstbild als erfolgreich wahrgenom-

<sup>1</sup> Interview mit Fred Wander. In: Leipziger Zeitung, 4./5. 1. 1997. Siehe dazu den Beitrag von Ulrike Schneider in diesem Band, S. 43–54.

<sup>2</sup> Heinz Altschul an Georg E. Mallinson, 4. 9. 1945 [Durchschlag]. In: Nachlass Heinz Altschul, Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) Tokyo.

<sup>3</sup> Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt/M. 1966, S. 461.

<sup>4</sup> Nelly Sachs an Hilde Domin, 14. 2. 1960. In: Nachlass Hilde Domin, Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA).

<sup>5</sup> Hilde Domin: Unter Akrobaten und Vögeln. In: Karl Ude (Hg.): Besondere Kennzeichen. Selbstporträts zeitgenössischer Autoren. München 1964, S. 69–76, S. 73.

<sup>6</sup> Hilde Domin: o. T. [Später in einer erweiterten Fassung unter dem Titel »Hineingeboren«]. In: Hans Jürgen Schultz (Hg.): Mein Judentum. Stuttgart 1978, S. 104–117, S. 114.

mener RückkehrerInnen bzw. Nicht-RückkehrerInnen untersucht werden. Um einen Eindruck von den Voraussetzungen und dem möglicherweise zu zahlenden »Preis« für eine erfolgreiche und dauerhafte Remigration zu gewinnen, soll zunächst die Frage nach den Bedingungen der Rückkehr im Allgemeinen gestellt werden.

## I. Die politische und gesellschaftliche Situation im Nachkriegs- (West-)Deutschland

Die Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 bedeutete zwar das Ende des Krieges in Europa, nicht jedoch das des Pazifischen Krieges<sup>7</sup> und schon gar nicht den Moment, in dem das Gros der rückkehrwilligen ExilantInnen zurückkehrte. Tatsächlich konnten die meisten RemigrantInnen ihre »Heimkehr« erst mit mehrjähriger Verzögerung antreten. Dem Wunsch zurückzukehren – so er denn da war –, standen neben familiären, alters- oder gesundheitsbedingten Gründen vor allem die hohen Reisekosten und die fehlenden Papiere entgegen. Etwa 300.000 Menschen war zwischen 1933 und 1945 die deutsche Staatsbürgerschaft<sup>8</sup> entzogen worden.<sup>9</sup> Obwohl diese von den NS-Behörden als Strafmaßnahme deklarierten Ausbürgerungen nach dem Ende des Unrechtssystems hätten automatisch für nichtig erklärt werden müssen – und obwohl dies teilweise von den Alliierten angedacht worden war<sup>10</sup> –, sah die Praxis anders aus. Eine scharfe Auswahl durch die Partei in Ostdeutschland und aufwendige Antragsverfahren in Westdeutschland, bei denen die Vertriebenen die Unrechtmäßigkeit ihrer Ausbürgerung nachzuweisen hatten, führten dazu, dass sich die meisten ExilantInnen noch bis ca. 1947 in

<sup>7</sup> Der Pazifische Krieg und somit auch der Zweite Weltkrieg endeten mit der Kapitulation Japans Anfang September 1945. ExilantInnen, die in den Teilen der Welt Zuflucht gefunden hatten, in denen noch Krieg herrschte, hätten also frühestens ab September 1945 eine Passage nach Deutschland erhalten können.

<sup>8</sup> Betroffen waren auch ÖsterreicherInnen, die ab 1938 als deutsche StaatsbürgerInnen behandelt wurden.

<sup>9</sup> Vgl. Hans Georg Lehmann: *Wiedereinbürgerung, Rehabilitation und Wiedergutmachung nach 1945. Zur Staatsangehörigkeit ausgebürgerter Emigranten und Remigranten*. In: Wulf Köpke, Claus-Dieter Krohn, Erwin Rotermund, Lutz Winckler (Hg.): *Exil und Remigration (Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 9)*. München 1991 S. 90–103, S. 91.

<sup>10</sup> Mit Rücksicht auf Verfolgungsopfer, die eine Wiedererlangung der deutschen Staatsbürgerschaft als Zumutung hätten empfinden können, wurde auf eine automatische Nichtigerklärung der NS-Strafexpatriation verzichtet. Geplant war ursprünglich, die Entscheidung allein den ExilantInnen zu überlassen, umgesetzt wurde dies jedoch nicht bzw. nur zeitlich und räumlich begrenzt. Ausführlich auf die Wiedereinbürgerungspraxis nach 1945 geht Hans Georg Lehmann in seinem Beitrag *Wiedereinbürgerung, Rehabilitation und Wiedergutmachung nach 1945* ein. Sein Fazit: »Nach zunächst fruchtbaren Ansätzen blieb die Wiedergutmachung der NS-Ausbürgerungen weitgehend auf Rehabilitation beschränkt.« Lehmann, *Wiedereinbürgerung*, S. 102.

einer rechtlichen Grauzone bewegten, die eine Rückkehr zu einem unabwagbaren Risiko machte.

Die Forschung geht davon aus, dass ca. 30.000 ExilantInnen nach 1945 in das ehemalige Reichsgebiet zurückkehren wollten.<sup>11</sup> So individuell die Gründe waren, lassen sich doch bestimmte Gruppen unterscheiden. Großen Einfluss auf das Rückkehrverhalten hatten zum Beispiel die Lebens- und Arbeitsbedingungen im Exilland. Für ExilantInnen in vom Krieg ganz oder weitestgehend unberührt gebliebenen Staaten – wie den USA oder der Dominikanischen Republik – stellte sich die Frage einer frühen Rückkehr zunächst nicht: der hohen Reisekosten wegen, aber auch, weil man eine unzerstörte Umgebung und sichere Versorgungslage gegen eine unsichere Zukunft in einem zerstörten und von Hunger gebeutelten Land hätte tauschen müssen. Während der Rückzug aus den USA mit seiner offenen und integrationsbereiten Gesellschaft auch in späteren Jahren signifikant gering war, verließen fast sämtliche derjenigen, die in der Dominikanischen Republik überlebt hatten, in den Folgejahren das diktatorisch geführte Land Richtung USA oder Israel. Früh und teilweise gegen ihren Willen kehrten dagegen die in Shanghai Exilierten in ihre Herkunftsländer zurück.<sup>12</sup> Einfluss auf eine Entscheidung für den Verbleib im Exilland, die Weiteremigration oder die Rückkehr ins Herkunftsland hatte auch die Berufszugehörigkeit. So war die Remigrationsbereitschaft bei Berufsgruppen, die auf ein deutschsprachiges Umfeld angewiesen waren – SchriftstellerInnen, JuristInnen, GeisteswissenschaftlerInnen, Theaterleute etc. – höher als zum Beispiel bei Kaufleuten.<sup>13</sup> Der prägnanteste Unterschied ist jedoch der zwischen politisch und »rassisch« Verfolgten. Während über 50 Prozent der politisch Verfolgten teilweise schon recht früh zurückkehrten, entschieden sich nur etwa 4 Prozent der 270.000–300.000 jüdischen ExilantInnen – meist nach längerem Zögern – für einen Neustart in Deutschland bzw. vorwiegend in Westdeutschland.<sup>14</sup>

Die Angehörigen dieser Gruppe, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren werde, kamen mehrheitlich in den späten 1950er oder den 1960er Jahren zurück. Ab Mitte der 1950er Jahre konnten sie durch die Auszahlung von Entschädigungen und Renten auf eine bescheidene Lebensgrundlage bauen; ihr Zögern beruhte vor allem auf der Sorge hinsichtlich der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Deutschlands.<sup>15</sup> Auch die geringe Akzeptanz einer Rückkehr nach Deutschland in den eigenen Reihen ließ viele zurück-

<sup>11</sup> Vgl. Marita Krauss: *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945*. München 2001, S. 10.

<sup>12</sup> Siehe dazu den Beitrag von Françoise Kreissler in diesem Band, S. 349–359.

<sup>13</sup> Vgl. Marita Krauss: *Westliche Besatzungszonen und Bundesrepublik Deutschland*. In: Claus-Dieter Krohn, Elisabeth Kohlhaas (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt 1998, Sp. 1161–1171, Sp. 1162.

<sup>14</sup> Vgl. *Rückkehr aus dem Exil und seine Rezeptionsgeschichte. Einleitung*. In: *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Sp. 1157–1160, Sp. 1158.

<sup>15</sup> Vgl. Krauss, *Heimkehr in ein fremdes Land*, S. 13f.

schrecken. Im Juli 1948 hatte der Jüdische Weltkongress Juden in aller Welt aufgefordert, sich nie wieder »on the bloodstained soil of Germany«<sup>16</sup> anzusiedeln, und die ersten israelischen Reisepässe enthielten den Vermerk: gültig für »alle Länder – mit Ausnahme Deutschlands«<sup>17</sup>. Wer sich dennoch nach 1945 für eine Rückkehr nach Deutschland entschied, musste oft feststellen, dass er oder sie wenig willkommen war. Der Exilant und Journalist Henry William Katz erinnert sich,

dass Rückkehrer nach einigen Monaten wieder in New York auftauchten, enttäuscht und sichtlich verwirrt. Was berichteten sie? Rückkehrer hatten in Deutschland noch immer fanatische Hitleranhänger gefunden, für die die heimkehrenden Exilanten nicht etwa ANTI-NAZIS, sondern ANTI-DEUTSCHE waren, Verräter am Vaterland, »Nestbeschmutzer«.<sup>18</sup>

Man könne schmutziges Wasser nicht wegschütten, wenn man noch kein frisches habe, soll Bundeskanzler Konrad Adenauer auf die Frage nach der Wiederbesetzung von Verwaltungsstellen durch ehemalige NationalsozialistInnen geantwortet haben. Die personelle Kontinuität mag in manchen Bereichen alternativlos gewesen sein; für die RückkehrerInnen bedeutete sie die Konfrontation mit Menschen, die sie diskriminiert, enteignet, beraubt und verfolgt hatten und die an der Ermordung ihrer Verwandten und Freunde beteiligt gewesen waren.

Doch es war vor allem die deutsche Nachkriegsgesellschaft, die die Konfrontation mit den Opfern scheute. Abwehr- und Entlastungsmechanismen führten zu einer Projektion der Schuld auf die während der NS-Diktatur Vertriebenen. Schon die NS-PropagandistInnen hatten die Bezeichnung »Emigrant« zum Schimpfwort stilisiert,<sup>19</sup> und die unmittelbar nach Kriegsende geführte Kontroverse um die »innere Emigration«<sup>20</sup> machte die offene

<sup>16</sup> World Jewish Congress: Germany. In: Resolutions Adopted by the Second Plenary Assembly of the World Jewish Congress, Montreux, Switzerland, 27. 6.–6. 7. 1948. London 1948. Zitiert nach Jay Howard Geller: Jews in Post-Holocaust Germany, 1945–1953. Cambridge 2005, S. 62.

<sup>17</sup> Zitiert nach Monika Boll, Raphael Gross: Einleitung. In: Dies. (Hg.): »Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«. Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945. Frankfurt/M. 2013, S. 12.

<sup>18</sup> Henry William Katz: Warum ich in den USA geblieben bin. Rede in der Paulskirche 1988. In: Edita Koch, Frithjof Trapp (Hg.): Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse. Frankfurt/M. 2006, S. 14–22, S. 17.

<sup>19</sup> Vgl. Herbert A. Strauss: Wissenschaftsemigration als Forschungsproblem. In: Ders., Klaus Fischer, Christhard Hoffmann, Alfons Söller (Hg.): Die Emigration der Wissenschaften nach 1933. Disziplingeschichtliche Studien. München u. a. 1991, S. 9–23, S. 12.

<sup>20</sup> In der heftigen Polemik gegen Thomas Mann ordneten Walter von Molo und Frank Thieß die »innere Emigration« dem Exil moralisch über und warfen den ExilantInnen indirekt vor, »aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands der deutschen Tragödie« zugeschaut zu haben. Vgl. Frank Thieß: Innere Emigration. Zitiert nach Thomas Mann, Frank Thieß, Walter von Molo: Ein Streitgespräch über die äussere und die innere Emigration. [1945], S. 3.

Ablehnung von ExilantInnen als »Vaterlandsverräter« auch nach 1945 schnell wieder salonfähig. Den alliierten Besatzern entging die negative Haltung der deutschen Bevölkerung gegenüber Rückkehrenden nicht. Von den USA in Auftrag gegebene Studien zeigten ein erschreckendes Bild des weiterhin vorhandenen Antisemitismus und Rassismus.<sup>21</sup> Trotzdem geriet der in der amerikanischen Besatzungszone mit großem Engagement eingeleitete Entnazifizierungsprozess zunehmend zur Farce. 1945 hatte US-Präsident Eisenhower noch erklärt, die Umerziehung der Deutschen zu demokratischen Idealen »[would] take 50 years of hard work«<sup>22</sup>. Doch schon im März 1946 übergab die US-amerikanische Militärregierung die Verantwortung für die Entnazifizierung und die Internierungslager, in denen mutmaßliche KriegsverbrecherInnen, NS-FunktionärInnen und SS-Mitglieder festgehalten wurden, den deutschen Behörden. Die Urteile lagen nun in der Hand von Spruchkammern, denen Deutsche – meist Laienrichter – vorsaßen. Die Hoffnung, dass eine Entnazifizierung durch die deutsche Gesellschaft selbst ein langfristiges gesamtgesellschaftliches Umdenken befördern würde, aber auch die Konzentration der USA auf den sich anbahnenden Kalten Krieg waren maßgeblich für diese Entscheidung. In der Folge sprachen die Spruchkammern über 50 Prozent der Beschuldigten als »Mitläufer« oder unbelastet frei. Tatsächlich verurteilt wurden ca. 10 Prozent, eine Strafe antreten mussten weniger als ein Prozent.<sup>23</sup>

## II. Netzwerkstrukturen und Persilscheinpolitik

Mit sogenannten Persilscheinen – Leumundszeugnissen, die von tatsächlichen oder mutmaßlichen Opfern und GegnerInnen des Nationalsozialismus für die beurteilenden Kommissionen und Spruchkammern ausgestellt worden waren – konnten zahlreiche ehemalige NationalsozialistInnen, darunter SS-Angehörige und hochrangige FunktionsträgerInnen, unbehelligt ihre alten Positionen in Politik, Justiz, Verwaltung oder an den Universitäten wieder einnehmen.

Besonders in der auf internationale Kontakte angewiesenen Güter- und Finanzwirtschaft entwickelte sich ein reges System der Persilschein-Vergabe. Der Historiker Martin Münzel zeigt in seiner Studie über *Die jüdischen Mit-*

<sup>21</sup> Vgl. Jan Foitzik: Politische Probleme der Remigration. In: Köpke u. a. (Hg.), *Exil und Emigration*, S. 104–114, S. 104; sowie: Anna J. Merritt, Richard L. Merritt (Hg.): *Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys, 1945–1949*. Urbana 1970, S. 146ff.

<sup>22</sup> Zitiert nach Noland Norgaard: Eisenhower Claims 50 Years Needed to Re-Educate Nazis. In: *The Oregon Statesman*, 13. 10. 1945, S. 2 ([www.newspapers.com/clip/1206197/eisenhower\\_50\\_years\\_for\\_denazification/](http://www.newspapers.com/clip/1206197/eisenhower_50_years_for_denazification/), 9. 2. 2015).

<sup>23</sup> Vgl. Wolfgang Benz: Deutschland unter alliierter Besatzung 1945–1949. In: Ders., Michael F. Scholz: *Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte*. Bd. 22. Stuttgart 2009, S. 1–221, S. 119.

glieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955 (2006) die Mechanismen eines gegenseitigen Gefälligkeitsaustausches auf. Er weist darauf hin,

daß Elemente der für die Wirtschaftselite spezifischen Solidaritätskodizes die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur und aller Entrechtungs- und Verfolgungserfahrungen überdauert hatten. Leumundszeugnisse wurden daher nicht nur bereitwillig, sondern bisweilen auch unaufgefordert ausgestellt.<sup>24</sup>

Münzel führt zahlreiche Beispiele an, die zeigen, dass allgemeine Bedenken, die sehr wohl existierten und innerhalb der Korrespondenz mit anderen ehemaligen Flüchtlingen durchaus Niederschlag fanden, »positiven persönlichen Erfahrungen nachgeordnet wurden.«<sup>25</sup> So erklärt sich, weshalb zum Beispiel der bis in die 1930er Jahre hinein in Deutschland einflussreiche Bankier Otto Jeidels, der seiner jüdischen Abstammung wegen 1938 ins US-amerikanische Exil gehen musste, nach Kriegsende den ehemaligen Freunden und NS-Karrieristen Kurt Schmitt<sup>26</sup> und Hermann Josef Abs<sup>27</sup> ausführliche Leumundszeugnisse ausstellte. Jeidels selbst blieb im US-amerikanischen Exil, wo ihm der berufliche Neuaufstieg längst gelungen war.<sup>28</sup> Wie er zeigten zahlreiche (ehemalige) Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite große Bereitschaft, die alten Netzwerke wieder aufzunehmen, kehrten aber selten dauerhaft nach Deutschland zurück.

Dies gilt auch für den Kaufmann Heinz Altschul. Im Vergleich zu Münzels Beispielen war er ein kleines Rädchen im Wirtschaftsbetrieb und steht eher für das »Exil der kleinen Leute«. Während der NS-Zeit wurde Altschul als Jude diskriminiert und aus seiner Position in einem deutschen Unternehmen in Japan verdrängt. 1946 emigrierte Altschul mit seiner Familie weiter in die USA, wo er zunächst erfolglos versuchte, sich mit einem Unternehmen selbstständig zu machen. Die Vermittlung von Importgeschäften zwischen deutschen, japanischen und US-amerikanischen Firmen lief nicht gut an und entsprechend schlecht ging es der Familie in den ersten Jahren in den USA. In dieser Situation erreichten Altschul die Bitten ehemaliger Kollegen. Von dem

<sup>24</sup> Martin Münzel: Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Paderborn 2006, S. 301.

<sup>25</sup> Ebd., S. 307.

<sup>26</sup> Kurt Schmitt war einer der Industriellen, die Hitler schon vor der Machtübernahme 1933 ihre Unterstützung zugesagt hatten. Er war Ehrenmitglied der SS und von 1933 bis 1934 Reichswirtschaftsminister. Als Aufsichtsratsmitglied verschiedener Unternehmen unterstützte er das Regime bis zu seinem Ende. Nachdem er 1945 sämtliche Ämter hatte aufgeben müssen und 1946 als »Hauptschuldiger« eingeordnet wurde, wurde das Urteil 1949 wieder aufgehoben.

<sup>27</sup> Der Bankier Hermann Josef Abs war u. a. ab 1937 Mitglied des Aufsichtsrats der I.G. Farben. Welche Rolle Abs bei Zwangarbeit und Arisierung innehatte, ist umstritten. Nach einer kurzzeitigen Suspendierung wurde er als Finanzberater in der britischen Besatzungszone herangezogen. Sein Entnazifizierungsverfahren endete mit einem Freispruch.

<sup>28</sup> Münzel, S. 264f. und 305ff.

Leumundszeugnis eines als Juden Verfolgten erhofften sie sich den Freispruch in ihren Entnazifizierungsverfahren und somit die Möglichkeit, nach Japan zurückzukehren, um dort die Geschäfte wieder aufzunehmen. Diese Aussicht bot auch Potential für Altschuls eigenes Unternehmen. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass er den Bitten der Kaufleute, die er in Briefen an Familienmitglieder noch als »big Nazi[s]«<sup>29</sup> tituliert hatte, entsprach. In den Begleitschreiben drückt Altschul die Hoffnung aus, dass das »gewünschte Leumundszeugnis [...] zureichend«<sup>30</sup> sein möge, und kommt nach einigen persönlichen Worten auf seine eigenen schlecht laufenden Geschäfte zu sprechen, die allerdings in Zukunft besser gehen sollten, wenn nämlich »bei Ihnen u. in Japan die Möglichkeit besteht[,] freie Offerten zu unterbreiten und dabei Vertreterkommission einzuschliessen. Bis es so weit ist, muss ich eben versuchen, mich weiter durchzuwursteln.«<sup>31</sup> Tatsächlich konnte Altschul in den USA Fuß fassen. Die wieder aufgenommenen Verbindungen zu ehemaligen Kollegen und Geschäftspartnern aus Deutschland und Japan waren dabei von Bedeutung. Eine dauerhafte Rückkehr nach Deutschland schloss Altschul dennoch aus. Damit gehört er zu der großen Mehrheit der in der Güter- und Finanzwirtschaft Beschäftigten, die zwar teilweise Geschäftsbeziehungen zu Deutschen und Deutschland unterhielten, sich aber gegen die Remigration entschieden bzw. entscheiden konnten.<sup>32</sup>

Nicht nur VertreterInnen von Industrie und Wirtschaft waren und sind abhängig von Netzwerken; WissenschaftlerInnen sind es auch. Während viele emigrierte NaturwissenschaftlerInnen sich in einer ähnlichen Lage befanden wie Kaufleute und Industrielle, in ihren Exilländern teilweise gute Arbeitsmöglichkeiten vorfanden und insgesamt geringes Interesse an einer Remigration zeigten,<sup>33</sup> war es für GeisteswissenschaftlerInnen ungleich schwieriger, in der fremden sprachlichen Umgebung zu wirken. Die Bereitschaft zur Rückkehr war bei ihnen tendenziell höher.<sup>34</sup> Die dennoch niedrige Rückkehrerquote resultierte unter anderem aus der mangelnden Bereitschaft der bundesdeutschen Universitäten, ihre verstoßenen Mitglieder zurückzurufen bzw.

<sup>29</sup> Heinz Altschul an Rudi Altschul, 12. 1. 1947 [Kopie]. In: Nachlass Heinz Altschul, OAG Tokyo.

<sup>30</sup> Heinz Altschul an Fritz Dölling, 12. 5. 1948 [Durchschlag]. In: Nachlass Heinz Altschul, OAG Tokyo.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Vgl. Krauss, Heimkehr in ein fremdes Land, S. 92f.

<sup>33</sup> Vgl. Strauss, Wissenschaftsemigration als Forschungsproblem, S. 14.

<sup>34</sup> Auch hier muss differenziert werden: So fanden GermanistInnen in den USA gute Arbeitsbedingungen vor; viele JudaistInnen blieben oder gingen später nach Israel; bei den ErziehungswissenschaftlerInnen war die Rückkehrerquote nach Deutschland mit knapp 50 % hingegen sehr hoch. Einen Sonderfall stellt die Soziologie dar: Durch die prominenten Wissenschaftler und Rückkehrer Theodor W. Adorno und Max Horkheimer wurde Frankfurt mit seiner Frankfurter Schule zu einem der wichtigsten wissenschaftlichen Remigrationszentren der Bundesrepublik. Vgl. Krauss, Heimkehr in ein fremdes Land, S. 83 und S. 85f.

ihnen angemessene Angebote zu unterbreiten. In der britischen Besatzungszone wurde es den Universitäten zwar zur Auflage gemacht, die ehemaligen MitarbeiterInnen zurückzubitten – zu welchen Konditionen, überließ man dabei jedoch den Hochschulen.

Dass dies problematisch war, zeigt das Beispiel des Philosophen und Soziologen Helmuth Plessner. Die Universität Köln hatte den Husserl-Schüler bereits 1933 aus seiner Stellung als nicht beamteter außerordentlicher Professor entlassen. Grund war die jüdische Abstammung von Plessners Vater bzw. das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«. Schon Ende 1945 erreichte den in die Niederlande Emigrierten ein ebenso pflichtschuldiger wie halbherziger Rückruf aus Köln, der etwas später – als keine Reaktion erfolgte – erneut und verbindlicher formuliert an Plessner erging. Diesmal antwortet Plessner:

So sehr mich die freundliche Gesinnung, die aus [Ihren Briefen] spricht, berührt, so deutlich machen sie mir, dass auch nach 12 Jahren Köln mir kein Arbeitsfeld bieten kann, welches meinem Alter und meiner hiesigen Stellung entspricht. Brächte man holländischerseits noch Verständnis dafür auf, dass ich den Ruf auf ein Ordinariat in ernstliche Erwägung zöge, so würde man mir verübeln, wenn ich an eine Rückkehr unter solchen Bedingungen dächte, wie Ihre beiden Briefe sie andeuten.<sup>35</sup>

Plessner befand sich in der glücklichen Situation, das Angebot der für ihn inzwischen unattraktiven Stellung als außerordentlicher Professor ablehnen zu können. Immerhin: Er gehörte zu den wenigen, die tatsächlich individuell zurückgerufen wurden. Dass er nicht gezwungen war, dem Ruf zu folgen, stärkte seine Verhandlungsposition bei späteren Berufungsverfahren. Dies und die Anerkennung, die ihm in den Niederlanden entgegengebracht wurde, dürften Gründe dafür sein, dass ihm – ähnlich wie den Vorzeigemigranten des Wissenschaftsbetriebs Theodor W. Adorno und Max Horkheimer – einige Jahre später eine Art »Bilderbuch-Heimkehr« gelang. 1951 nahm Plessner, seine ordentliche Professur für Philosophie in Groningen aufgebend, den Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie in Göttingen an. Die Historikerin Carola Dietze beschreibt die beeindruckende Nachkriegskarriere Plessners als *Nachgeholt Leben* – so der sprechende Titel ihrer Dissertation. Gleichzeitig zeigt Dietze auf, dass auch Plessner unmittelbar nach Kriegsende mit dem bereitwilligen Ausstellen von Leumundszeugnissen den ehemaligen KollegInnen aus Deutschland signalisierte, kein Anhänger der Kollektivschuldthese zu sein und wieder Teil des alten Netzwerkes werden zu wollen.<sup>36</sup> Ein Kollege, für dessen Verbleib im Wissenschaftsbetrieb sich Plessner einsetzte und mit dem er in der Nachkriegszeit kollegialen bis freundschaftlichen Kontakt pflegte, war Erich Rothacker. Der Philosoph und Soziologe, der wie Plessner zu den Vertretern der Philosophischen Anthro-

<sup>35</sup> Helmuth Plessner an Peter Rassow, 17. 12. 1945. In: Nachlass Helmuth Plessner, UB Groningen. Zitiert nach Carola Dietze: *Nachgeholt Leben. Helmuth Plessner 1892–1985*. Göttingen 2006, S. 255.

<sup>36</sup> Vgl. Dietze, *Nachgeholt Leben*, S. 483f.

pologie zählt, hatte sich bereits 1932 zu Hitler bekannt und trat auch während der folgenden Jahre für den Nationalsozialismus und dessen Ideologie ein. Trotzdem hielt ihn Plessner für ungefährlich bzw. für einen »gewöhnlichen« Antisemiten, Rassisten und Nationalisten«.<sup>37</sup>

Nach seiner Rückkehr aus dem Exil nahm Helmuth Plessner nicht nur Kontakt zu KollegInnen auf, die dem Nationalsozialismus offensichtlich nahegestanden und von dem System profitiert hatten, sondern kehrte seine eigene Exilvergangenheit genauso »unter den Teppich« wie die NS-Vergangenheit von FreundInnen, KollegInnen und (mit Ausnahmen) sogar KonkurrentInnen: Indiz dafür, dass ein Leben sich *nicht* so einfach nachholen lässt und dass Plessners – wie vermutlich jedes andere – »Rückkehrer-Bilderbuch« Misstöne enthält. Es ist vielleicht bezeichnend, dass Plessner nach seiner Emeritierung im Jahr 1962 in die Schweiz übersiedelte. Seinen Nachlass vertraute er der Universität Groningen an.

### III. Verschweigen und Verzeihen

Wer als RückkehrerIn in der Bundesrepublik Deutschland leben wollte, hatte sich an das ungeschriebene Gesetz zu halten, öffentlich Stillschweigen zu wahren – nicht nur hinsichtlich der eigenen Verfolgungserfahrung, sondern auch hinsichtlich des Verhaltens der Anderen während der NS-Jahre. Kollektive Schuld sowie individuelle und institutionelle NS-Vergangenheiten galt es nicht zu thematisieren. Der Philosoph Hermann Lübbe bezeichnete dies als »nicht-symmetrische[] Diskretion«<sup>38</sup>:

Daß der Widerständler gegen seinen Ex-Nazi-Kollegen recht behalten hatte, war [...] öffentlich nicht bestreitbar, und wieso der Kollege einst Nationalsozialist geworden war – das war, nach seinen respektablen oder auch weniger respektablen Gründen, keinem der Beteiligten [...] ein Rätsel.<sup>39</sup>

Es wäre deswegen müßig gewesen, dieses »Nicht-Rätsel« als Frage aufzuwerfen. »Der im Widerstand bewährte Kollege wurde Rektor« – so Lübbe weiter – und habe darauf verzichtet, seine »aus der Differenz ihrer politischen Biographien« herrührende Überlegenheit gegenüber dem »sich gebotenerweise zurückhaltenden Ex-Nazi-Kollegen [...] auszunutzen«<sup>40</sup>. Bei einer Podiumsdiskussion im Jahr 2004 zog Lübbe namentlich Helmuth Plessner als Beispiel für seine These heran. Jener hatte von 1960 bis 1961 als Rektor der Universität Göttingen fungiert und sich gemeinhin an das »Schweigegebot« gehalten. Sein öffentliches Eintreten gegen eine Berufung des Soziologen

<sup>37</sup> Ebd., S. 470.

<sup>38</sup> Hermann Lübbe: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein. In: Historische Zeitschrift, Bd. 236 (1983), S. 579–599, S. 587.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Ebd.

Arnold Gehlen an die Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität im Jahr 1958 steht dazu – wie Dietze überzeugend darlegt – nur scheinbar im Widerspruch. Dietze spricht im Fall Plessners von »begrenzte[r] Diskretion«<sup>41</sup>; tatsächlich wandte sich der Kreis von Wissenschaftlern, der sich gegen die Berufung des NS-Sympathisanten formiert hatte, erst in dem Moment an die Presse, als alle anderen Mittel der Hintergrunddiplomatie ausgeschöpft schienen. »Der öffentliche Hinweis auf eine NS-Vergangenheit erscheint hier als letzte Reserve.«<sup>42</sup> In der Regel taten besonders Angehörige von maßgeblich auf Netzwerke angewiesenen Berufsgruppen – wie WissenschaftlerInnen und Geschäftsleute – aber gut daran, die jüngste Vergangenheit nicht zu thematisieren.

Dass dies auch für andere Disziplinen gilt, zum Beispiel für KünstlerInnen und die Kunst selbst, möchte ich am Beispiel der Literatur zeigen. Die aggressive Haltung gegenüber RemigrantInnen spiegelte sich besonders deutlich in der literarischen Landschaft wider. Literatur von ExilantInnen wurde als »Tendenzliteratur« abgetan. Bücher, die als bedrohlich und anklagend empfunden wurden, fanden meist wenig LeserInnen – und folgerichtig nur schwer deutsche Verlage. Es gibt freilich Ausnahmen: *Das Tagebuch der Anne Frank* (1950) gehörte zu den erfolgreichsten Büchern der Nachkriegsjahre. Allerdings war in der deutschen Übersetzung das Wort »Deutsche« konsumentenfreundlich durch »besetzende Macht« oder »diese Deutschen« ersetzt worden.<sup>43</sup> Der Kommentar der Schriftstellerin und Auschwitz-Überlebenden Cordelia Edvardson dazu: »Durch die rührenden Briefe an ›Kitty‹ erhielt die Welt ihre Katharsis zu einem allzu billigen Preis [...].«<sup>44</sup>

Der Preis für einen möglichen Erfolg trotz Auschwitz- oder Exilvergangenheit war, bei der bundesdeutschen Schuldverdrängung mitzuspielen. Dem Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer, der schon 1946 als Simultandolmetscher bei den Nürnberger Prozessen nach Deutschland zurückgekehrt war, bald als Suhrkamp-Autor reüssierte und Mitglied der Gruppe 47 war, wurde 1966 nicht nur der Büchner-Preis angetragen, sondern auch – nicht ohne die Bitte um Verschwiegenheit – seitens seines Verlages mitgeteilt, dass als Laudator das Akademie-Mitglied Fritz Martini vorgesehen sei. »Martini war ein gerichtsnotorischer Nazi, und zwar ein völlig unverstellter«<sup>45</sup>, berichtet der

<sup>41</sup> Dietze, *Nachgeholtet Leben*, S. 383.

<sup>42</sup> Ebd., S. 476.

<sup>43</sup> Vgl. Hanno Loewy: Das gerettete Kind. Die »Universalisierung« der Anne Frank. In: Stephan Braese, Holger Gehle, Doron Kiesel, Hanno Loevy (Hg.): *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*. Frankfurt/M. 1998, S. 19–41, S. 24f.

<sup>44</sup> Cordelia Edvardson: *Gebranntes Kind sucht das Feuer*. München, Wien 1986, S. 114.

<sup>45</sup> Walter Boehlich an Wolfgang Hildesheimer, 15. 8. 1966 [Durchschlag]. In: Archiv des Suhrkamp Verlages (SUA), DLA Marbach. Zitiert nach Christoph Willmitzer: Wolfgang Hildesheimer im Suhrkamp Verlag. Zur Remigration und Position deutsch-jüdischer Autoren im literarischen Feld der BRD [Vortrag im Rahmen des *Mittwochseminars* am DLA Marbach, 11. 3. 2015]. Ich danke meinem Kollegen Dr. Christoph

Suhrkamp-Lektor Walter Boehlich dem »Rabbiner-Sohn«<sup>46</sup> Hildesheimer. Boehlich geht ausführlich auf Martinis Publikationstätigkeit im Nationalsozialismus ein und schließt: »[N]ichts gegen den Büchner-Preis, aber alles gegen die Hildesheimer-Laudatio durch Martini. Sie können sich jetzt ein Bild davon machen, wie dieser Mann vor wenig[en] Jahren noch über sie [sic] geschrieben hätte.«<sup>47</sup> Hildesheimer, dem inzwischen zugetragen worden war, wie sehr Martini sich in der Jury für ihn stark gemacht hatte, äußert sich dazu wie folgt:

Das macht die Sache natürlich etwas peinlich. Ich habe mir überlegt, ob ich unter den Umständen den Preis überhaupt ablehnen soll, aber ich glaube, das wäre ein Fehler und damit wäre nichts besser gemacht. Wahrscheinlich müssen wir also die Sache so hinnehmen wie sie ist.<sup>48</sup>

Tatsächlich mussten Verlag und Autor »die Sache« doch nicht »hinnehmen«; da Martini noch nicht informiert gewesen war, wurde schließlich Walter Jens als Laudator gewählt. Der Brief zeigt jedoch, dass Hildesheimer bereit gewesen wäre, den renommierten Preis aus den Händen einer Person, die er für einen »Nazi« hielt,<sup>49</sup> anzunehmen. Über Martinis Verstrickung in den Nationalsozialismus haben sich weder Hildesheimer noch sein Verlag öffentlich geäußert. Über seine eigene (Exil-)Vergangenheit wahrt Hildesheimer, der Deutschland bereits 1957 wieder verlassen hatte, ebenfalls Stillschweigen. Noch in den 1970er Jahren beschwerte er sich beim Suhrkamp Verlag über einen Klappentext, der ihn als Exilanten auswies, mit dem Hinweis darauf, nicht in die Reich-Ranicki'sche ›Emigranten-Schublade‹ gesteckt werden zu wollen.<sup>50</sup>

Die Sorge, als Exilantin und ehemalige »rassisch« Verfolgte in ungeliebten »Schubladen« zu landen, trieb offensichtlich auch die Lyrikerin Hilde Domin um – allerdings nur in den ersten Jahren nach ihrer Rückkehr. Der später als »Dichterin der Rückkehr«<sup>51</sup> gefeierten Autorin wurde zunächst

---

Willmitzer für den Hinweis und die Bereitstellung seines unveröffentlichten Manuskriptes, das in »treibhaus« 12 (2016) zu Wolfgang Hildesheimer publiziert wird.

<sup>46</sup> Ebd. Übrigens waren Wolfgang Hildesheimers Urgroßvater und Großvater Rabbiner, nicht jedoch sein Vater.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Wolfgang Hildesheimer an Siegfried Unseld, 23. 8. 1966. In: Archiv des Suhrkamp Verlages (SUA), DLA Marbach. Zitiert nach Willmitzer, Wolfgang Hildesheimer

<sup>49</sup> Wie weit Martini tatsächlich in den Nationalsozialismus verstrickt war, ist umstritten.

<sup>50</sup> Wolfgang Hildesheimer an Siegfried Unseld, 30. 7. 1971. In: Archiv des Suhrkamp Verlages (SUA), DLA Marbach. Hildesheimer schreibt an Unseld: »Es passen eben nicht alle ehemals deutsche Juden in Ranickis Klischee von ›Vertriebenen‹, ›Flüchtlingen‹ und ›Emigranten‹. Herzlicher Dank für den Hinweis auf den Brief an Christoph Willmitzer.

<sup>51</sup> Hans-Georg Gadamer: Hilde Domin. Dichterin der Rückkehr [1971]. In: Bettina von Wangenheim, Ilse Luise Metz (Hg.): Vokabular der Erinnerungen. Zum Werk von Hilde Domin. Frankfurt/M. 1998, S. 29–35.

von ihrem Verlag nahegelegt, über die eigene Exilvergangenheit zu schweigen. Entsprechend präsentierte sich Domin zunächst als Kosmopolitin. In einer Selbstdarstellung, die sie 1959 an den *Merkur* schickte, beschreibt sie sich folgendermaßen: »Hilde Domin geb. in Köln a. Rh., studierte in Heidelberg, Berlin, Rom und Florenz, lebte später in Westengland, Lateinamerika und den Vereinigten Staaten. Kam 1954 wieder nach Deutschland.«<sup>52</sup> Mit keinem Wort deutet Domin auf ihre Verfolgung als Jüdin hin. In ihrem veröffentlichten Werk war das Thema Exil freilich von Beginn an zentral, allerdings stets mit der Konzentration auf die glückliche Rückkehr und somit die (vermeintlich) positive Seite der Vertreibungsgeschichte. »Die Rückkehr, nicht die Verfolgung, war das große Erlebnis meines Lebens«<sup>53</sup>, äußert sie sich gegenüber ihrer Leserschaft. Domins private Korrespondenz, in der ganz andere Töne durchkommen – in Briefen an Familienmitglieder oder Freunde wie Ilse Aichinger oder Marcel Reich-Ranicki drückt Domin Bedenken bezüglich der Rückkehr und des Lebens als Jüdin in Deutschland aus –, steht dabei in auffälliger Diskrepanz zu ihren öffentlichen Auftritten und ihrem Werk mit seinem positiven und versöhnlichen Grundton.

Eine Ausnahme stellt Domins einziger Roman dar: In *Das zweite Paradies* (1968) beschreibt sie den Versuch, in der alten Heimat wieder heimisch zu werden – eine Problematik, zu der viele exilierte Literaten Stellung nahmen, zum Beispiel Carl Zuckmayer, der konstatierte: »Du kannst nicht in das Land der Kindheit zurück, in dem du noch ganz zu Hause warst – auch nicht in ein Land, aus dem du ausgewandert bist; denn du möchtest es so finden, wie es in dir lebt, und so ist es nicht mehr.«<sup>54</sup> Wie Domin selbst, entscheidet sich ihre autobiographische Züge tragende Protagonistin für die Remigration. Das »Land der Kindheit« im Sinne Zuckmayers, also das »erste Paradies«, findet sie freilich nicht. Der Roman enthält jedoch eine Art Gebrauchsanleitung für das Zusammenleben von RemigrantInnen und den »Zuhausegebliebenen«<sup>55</sup>, mit der eine Rückkehr in das sogenannte »zweite Paradies« möglich werden soll: Das »Schweigegebot« muss aufgehoben und das während der NS-Jahre Geschehene benannt werden, »[d]amit es ein Teil von uns wird. Damit wir weiterleben können.«<sup>56</sup> Als »Gegenleistung« bietet die Protagonistin des Romans Verständnis und Verzeihung an. Von den ehemaligen Bekannten, die nach 1933 nicht mehr grüßten, fordert sie: »Geben Sie es doch zu. Wir sitzen am gleichen Tisch, an Ihrem Tisch. Wir haben Ihre Einladung angenommen. Sie hatten einfach Angst um Ihre Stelle. Was konnten Sie tun. Es war für Sie vielleicht nicht weniger peinlich als für uns.«<sup>57</sup> »Was konnten Sie tun« ist

<sup>52</sup> Hilde Domin an Joachim Moras, 21. 4. 1959. In: Archiv der Zeitschrift *Merkur*, DLA Marbach.

<sup>53</sup> Domin, o. T. [»Hineingeboren«], S. 114.

<sup>54</sup> Zuckmayer, Als wär's ein Stück von mir, S. 461.

<sup>55</sup> Hilde Domin: *Das zweite Paradies*. Roman in Segmenten. München 1968, S. 129.

<sup>56</sup> Ebd., S. 154f.

<sup>57</sup> Ebd., S. 155.

dabei ein Aussage-, kein Fragesatz. Die individuelle Verantwortung des Einzelnen wird im Roman also klein geschrieben, eine Kollektivschuld ausgeschlossen, die »Peinlichkeit« sogar gleichmäßig verteilt.

Das Ende des Romans ist offen. Ob der Protagonistin die Rückkehr in ein »zweites Paradies« gelingt, erfährt der Leser nicht. Liest man den Roman autobiographisch, ist ein positiver Ausgang zumindest greifbar, auch wenn das eingeforderte Eingeständnis der »Zuhausegebliebenen« bekanntermaßen ausblieb und die Bedingung also nur einseitig erfüllt wurde – im Roman wie in Domins eigenem Leben und den Leben der meisten RemigrantInnen. Als Domin den Roman Anfang der 1950er Jahre abschloss, war das Verhalten der deutschen Bevölkerung während der NS-Jahre noch ein Tabuthema. Erst mit der 68er-Bewegung änderte sich dies und erfüllten auch die »Zuhausegebliebenen« die von Domin aufgestellte Bedingung.

Domins Roman musste übrigens mehrere Jahre auf die Veröffentlichung warten und fand nach seinem Erscheinen nur wenige LeserInnen. Die Zweifel, ob ein Leben in Deutschland nach Exil und Shoah möglich sei, werden in ihm nicht weggewischt. Stattdessen spiegelt *Das zweite Paradies* die Unsicherheit, die auch in Domins privater Korrespondenz zu Tage tritt. Anders als Domin es retrospektiv darstellt, hatte die Entscheidung des Ehepaars Hilde Domin und Erwin Walter Palm, nach Jahren des Exils in Übersee und des Nacherfalls in Spanien nach Deutschland zurückzukehren, vor allem praktische Gründe. Maßgeblich waren die Anstellung, die die Universität Heidelberg Erwin Walter Palm antrug, und die finanzielle Sicherheit, die diese dem Ehepaar versprach. Besonders Domin haderte mit dem Schritt, sich fest in Deutschland niederzulassen. Von einer »euphorischen Heimkehr« ist weder im Roman noch in rezenten Zeugnissen die Rede.

#### IV. Fazit und Ausblick

Heinz Altschul und Otto Jeidels, Hilde Domin, Wolfgang Hildesheimer und Helmuth Plessner: fünf Beispiele erfolgreicher Exil- und Nachkriegsbiographien ehemaliger »rassisches Verfolgter und gleichzeitig fünf sehr unterschiedliche Schicksale. Das Exil als Kollektiv hat es nicht gegeben, genauso wenig wie die Remigration; trotzdem sind Gemeinsamkeiten erkennbar, die Hinweise darauf liefern, welche Kriterien eine Rückkehr ermöglichen und zu einer bzw. keiner »Erfolgsgeschichte« werden lassen konnten.

Remigration war kein Massenphänomen: Über 95 Prozent der »rassisches Verfolgten kehrten nicht zurück und die wenigen, die sich zur Rückkehr entschlossen, taten dies oft aus einer Notlage oder Dringlichkeit heraus. Wer beruflich und/oder emotional nicht auf ein deutschsprachiges Umfeld angewiesen war und im Exil gute oder ansatzweise gute Lebensbedingungen vorgefunden hatte, entschied sich – wie Heinz Altschul oder Otto Jeidels – meist gegen die Remigration. Wer in sein Herkunftsland zurückgehen wollte, musste dort Perspektiven haben, etwa in Hinblick auf Arbeit, Entschädi-

gungszahlungen, Pension und soziale Kontakte. Positiv auf den »Erfolg« einer Remigration wirkte sich sicher der Grad der Freiwilligkeit aus: Je weniger Notwendigkeit bestand, nach Deutschland zurückzukehren, desto stärker war die eigene Position, beispielsweise bei Einstellungsverhandlungen. Hilfreich war der individuelle Rückruf durch Einzelpersonen, gesellschaftliche Gruppen oder Institutionen sowie die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, zum Beispiel einer Partei, einer wissenschaftlichen Schule etc. Auch der Assimilierungsgrad der Herkunftsfamilie vor 1933 hatte vermutlich Einfluss auf das Gelingen einer Rückkehr. Hilde Domin und Helmuth Plessner stammten – wie andere Beispiele dauerhafter Remigration – aus Familien, die sich vor 1933 selbstverständlich der deutschen Gesellschaft zugehörig gefühlt hatten und dieser Zugehörigkeit einen größeren Stellenwert beimaßen als der zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft.

Einige der RemigrantInnen kehrten der jungen Bundesrepublik schon bald wieder den Rücken. Der wiederaufkeimende Antisemitismus, die aggressive Ablehnung durch die bundesdeutsche Gesellschaft und die zur Farce geratene Entnazifizierung hatten sie desillusioniert. Wolfgang Hildesheimer gehört zu diesen. Allerdings blieb er Teil der deutschen Literaturszene, weshalb er sich – wie jene, die dauerhaft in Deutschland blieben – mit der deutschen Nachkriegsgesellschaft arrangieren musste. Dies bedeutete, auf die Forderung nach Schuldeingeständnissen zu verzichten und sich auf das »Schweigegebot« einzulassen bzw. – wie Domin in ihrer Dichtung oder Plessner im Umgang mit Kollegen – eine Gratwanderung zwischen Benennen und Verschweigen zu vollziehen.

Ob der gefühlte oder tatsächliche Zwang, sich auf Zugeständnisse wie das Ausstellen von Persilscheinen einzulassen, bzw. das Wissen um solcher Gefälligkeitspolitik Auswirkungen auf ein langfristiges Gelingen der Remigration hatte, müsste genauer untersucht werden. Die hier beleuchteten Schicksale könnten ein Hinweis darauf liefern. Altschul und Jeidels, die schon in den 1940er Jahren mit der »Persilscheinpoltik« konfrontiert waren, entschieden sich gegen eine Remigration. Hildesheimer hätte den begehrten Büchner-Preis zwar aus den Händen eines »gerichtsnotorische[n] Nazi[s]« angenommen, hatte die Bundesrepublik zu diesem Zeitpunkt allerdings schon wieder verlassen. Als Mitglied des deutschen Literaturbetriebs ließ er sich auf das ein, was Hermann Lübbe als »nicht-symmetrische Diskretion« bezeichnete; so auch Plessner, der bis zu seiner Emeritierung in Deutschland lebte, dann jedoch in die Schweiz ging. Und Hilde Domin? Auch sie balancierte auf dem schmalen Grat zwischen Benennen und Verschweigen, hielt öffentlich aber immer ihre »euphorische Heimkehr« hoch. Wurde sie tatsächlich wieder in Deutschland heimisch? Einiges spricht dafür; gleichzeitig offenbart der Blick in den Nachlass Seelennöte, die unter anderem auf ihre Situation als Jüdin in Deutschland zurückzuführen sind und sich – so die Einschätzung von Marie

Luise Kaschnitz – bis zum »Verfolgungswahn«<sup>58</sup> steigerten. In einem Brief an Kaschnitz spricht Domin 1968 von einer »furchtbare[n] [e]nttäuschende[n] Rückkehr«<sup>59</sup>.

Und die »euphorische Heimkehr«? Um von einer solchen zu sprechen, bedarf es wohl vor allem der Bereitschaft und Fähigkeit zur Inszenierung; der Publikumsliebling Hilde Domin brachte diese mit – genauso wie der Theater-Mensch Hans Weigel: »Bilderbuch-Heimkehr« ist ein Konstrukt.

---

<sup>58</sup> Marie Luise Kaschnitz: Tagebücher aus den Jahren 1936–1966. Bd. 2. Hrsg. von Christian Büttrich, Marianne Büttrich, Iris Schnebel-Kaschnitz. Frankfurt/M. 2000, S. 958. Eintrag aus dem Frühjahr 1966.

<sup>59</sup> Hilde Domin an Marie Luise Kaschnitz, 28. 10. 1968 [Durchschlag]. In: Nachlass Hilde Domin, DLA Marbach.



Marlen Eckl

## »Brasilien ist kaum erforscht«<sup>1</sup>. Remigranten als Kulturvermittler im Nachkriegseuropa

Auf die Frage »Führt ein Weg zurück nach Deutschland?« antwortete Max Hermann Maier in seinem im November 1948 in der *Neuen Zeitung* erschienenen gleichnamigen Artikel:

Der Riß, der sich infolge der Entwurzelung aus dem heimatlichen Boden durch das Leben aller erwachsenen Emigranten zieht, kann, kaum vernarbt, nicht erneut aufgetan werden. Jenen Emigranten, die Aufgaben und Berufe in der Fremde gefunden haben [...], ist es meines Erachtens nicht zuzumuten, ihre Arbeit abzubrechen, neue Freunde zu verlassen und sich und ihre Kinder einer ganz ungewissen Zukunft auszusetzen, [...] Deutschland ist unfrei. [...] Mir erscheint die Zeit zu einer Rückkehr noch nicht reif.<sup>2</sup>

Mit dieser Meinung war der Rechtsanwalt aus Frankfurt, der 1938 aufgrund seiner jüdischen Herkunft aus Deutschland hatte fliehen müssen und in der im südlichen brasilianischen Bundesstaat Paraná gelegenen landwirtschaftlichen Kolonie Rolândia zu einem erfolgreichen Kaffeepflanzer geworden war, nicht allein. Für die meisten der ca. 16.000 bis 19.000 deutschsprachigen Flüchtlinge des Nationalsozialismus, die zwischen 1933 und 1945 in Brasilien eine Zuflucht gefunden hatten, war das Land wegen seiner starken gesellschaftlichen Assimilationswirkung und der Entwicklungsmöglichkeiten zu einem dauerhaften Heim geworden. Die Zahl derer, die nach Kriegsende beschlossen, nach Europa zurückzukehren, war deshalb vergleichsweise gering.

Ebenso wie für andere Exilländer bestätigte sich für Brasilien die Regel: »Je politischer die Gründe für die Emigration, desto größer die Rückkehrbereitschaft.«<sup>3</sup> Daher waren es mehrheitlich die politisch Verfolgten, die sich für die Rückkehr entschieden, um aktiv am Aufbau der alten Heimat mitwirken zu können. Da infolge der politischen Rahmenbedingungen des diktatorischen Regimes von Getúlio Vargas katholische und bürgerlich-konservative Kreise im brasilianischen Exil eine größere Rolle spielten als in anderen Ländern,

<sup>1</sup> Karl Lustig-Prean: »Brasilien – unermeßlich«. In: Die Zeit. Halbmonatsschrift für Kunst, Kultur und Politik (Wien), 2. Jg., H. 3, 1. 2. 1949, S. 5/6, S. 5.

<sup>2</sup> Max Hermann Maier: »Führt ein Weg zurück nach Deutschland?« Zitiert nach: Wilfried F. Schoeller (Hg.): Diese merkwürdige Zeit. Leben nach der Stunde Null. Frankfurt/M. 2005, S. 299–304, S. 301f.

<sup>3</sup> Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001, S. 94.

war die Zahl sozialdemokratischer und kommunistischer Flüchtlinge dort entsprechend gering.<sup>4</sup>

So nimmt es nicht wunder, dass die wenigen bedeutenden Politiker, die in Brasilien Zuflucht gefunden hatten, dem konservativen und liberalen Lager angehörten, wie der ehemalige Reichsinnen- und -justizminister und Vizekanzler sowie Mitbegründer und langjährige Vorsitzender der Deutschen Demokratischen Partei Erich Koch-Weser, der im Oktober 1944 in Rolândia verstarb, nicht ohne sich jedoch zuvor mit Thomas Mann über die Frage »What to do with Germany?« ausgetauscht zu haben.<sup>5</sup> Neben ihm zählten Johannes Schauff, Hermann Mathias Görgen und Johannes Hoffmann zu den bekannten politischen Flüchtlingen.

Für die ExilantInnen aus dem Bereich der Literatur, des Theaters und Journalismus waren die Sehnsucht nach der sprachlichen und literarischen Heimat und die mit der Rückkehr in den deutschen Sprachraum einhergehenden Möglichkeiten der Publikation und Verbreitung ihrer Arbeiten einer der wichtigsten Beweggründe für ihren Entschluss, nach Europa zurückzukommen. Im Exilland Brasilien hatten sie sich mit besonderen Herausforderungen konfrontiert gesehen, denn infolge der vom Vargas-Regime verfochtenen Nationalisierungskampagne waren unter anderem die Publikation fremdsprachiger Medien und Bücher sowie der Unterricht und der Gottesdienst in fremden Sprachen verboten und nach dem Eintritt des Landes in den Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Alliierten der Gebrauch der Sprachen der Achsenmächte in der Öffentlichkeit untersagt. Überdies war die Ausübung einiger freier Berufe, darunter der des Journalisten, ausschließlich gebürtigen Brasilianern vorbehalten.<sup>6</sup> Angesichts dessen überrascht es nicht, dass es viele AutorInnen, PublizistInnen und Theaterschaffende vorzogen, entweder die erste sich bietende Möglichkeit zu ergreifen und noch während des Krieges in die USA zu gehen, wie Paul Frischauer und Ulrich Becher, und/oder nach dem Krieg nach Europa zurückzukehren. Frischauer, der in den 1920er und 1930er Jahren mit historischen Romanen international bekannt geworden war, konnte nach seiner Rückkehr nach Wien erfolgreich populärwissenschaftliche Sachbücher und Romane veröffentlichen und bekam für seine Verdienste um die Geschichtsforschung und Literatur den Professorentitel verliehen.<sup>7</sup>

<sup>4</sup> Vgl. Andreas Pfersmann: »Brasilien«. In: Alisa Douer, Ursula Seeber (Hg.): *Wie weit ist Wien. Lateinamerika als Exil für österreichische Schriftsteller und Künstler*. Wien 1995, S. 89–93, S. 89.

<sup>5</sup> Vgl. Brief von Erich Koch-Weser an Thomas Mann, Rolândia, 27. 8. 1943 und Brief von Thomas Mann an Erich Koch-Weser, Chicago, 20. 3. 1944. In: Nachlass Erich Koch-Weser. Bundesarchiv Koblenz, N 1012/60 und N 1012/221.

<sup>6</sup> Vgl. dazu Marlen Eckl: »Das Paradies ist überall verloren.« Das Brasilienbild von Flüchtlingen des Nationalsozialismus. Frankfurt/M., Madrid, Orlando 2010.

<sup>7</sup> Vgl. Ursula Prutsch, Klaus Zeyringer: *Die Welten des Paul Frischauer. Ein »literarischer Abenteurer« im historischen Kontext*. Wien – London – Rio – New York – Wien. Wien, Köln, Weimar 1997, S. 285–308.

### Erfinder des »Urwaldbarocks«: Ulrich Becher

Während die Beziehungen zu den brasilianischen Intellektuellen- und Politikerkreisen in Frischauers Leben und Werk nach seiner Rückkehr nach Wien nicht mehr von Bedeutung waren, sollten die drei Jahre des brasilianischen Exils nachhaltige Spuren im literarischen Werk von Ulrich Becher hinterlassen, die seinen Neuanfang in der alten Heimat prägten. Er erfand den »Urwaldbarock«, wie er seinen Schreibstil selbst ironisch bezeichnete.<sup>8</sup>

1950, zwei Jahre nach der Rückkehr nach Europa, wo er zwischen Österreich, Deutschland und der Schweiz pendelte und schließlich überwiegend in Basel lebte, veröffentlichte Becher mit dem *Brasilianischen Romanzero* das erste Werk mit unverkennbar brasilianischer Thematik, das der Maler, Grafiker, Freund, Mit-Exilant in Brasilien und ebenfalls Remigrant Axl Leskoschek mit Holzschnitten versehen hatte und für das im Exil kein Verlag gefunden werden konnte. Schon im Juli 1945 hatte Becher seine Eltern, die sich zu diesem Zeitpunkt noch in Brasilien befanden, wissen lassen:

Für mich ist entscheidend, wo ich das durch die Herrschaft des Faschismus mir Zunichtegemachte und Versäumte am Schnellsten nachholen, d. h., wo ich drei Romane schreiben und veröffentlichen kann und von den Veröffentlichungen mein Leben bestreiten. Axel [sic][Leskoschek] wird sicher in Österreich eine gewisse Rolle spielen, und dort liest man meine Sprache.<sup>9</sup>

1951 wurde Bechers erstes in Brasilien spielendes Theaterstück *Samba* im Theater in der Josefstadt uraufgeführt. Die unvergesslichen Impressionen des lebensfrohen Karnevalstreibens in Zeiten eines zerstörerischen Weltkriegs auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans dienten Becher in *Samba* als Folie, auf der er die Geschichte der Flüchtlinge des Nationalsozialismus in Brasilien erzählte und so auf Anraten seines Freundes George Grosz ein Werk mit dem Thema »Europa im Urwald« verfasste.<sup>10</sup> Eine Kritik der Premieren-aufführung seines zweiten Brasiliensextes *Makumba*, das 1958 unter dem Titel *Der Herr kommt aus Bahia* seine Uraufführung am Deutschen Theater in Göttingen hatte, verdeutlicht, dass Becher am geringen Wissen über die brasilianische Kultur und dem Unwillen, sich damit auseinanderzusetzen, scheiterte.

Der 1910 in Berlin geborene, 1933 emigrierte Rowohlt-Autor und Roda-Roda-Schwiegersohn Ulrich Becher [...] schüttete über das Publikum ein Füllhorn von Erinnerungen aus seiner Brasilienzeit, deren Nomenklatur er auf langen Seiten im

<sup>8</sup> Nancy Anne McClure Zeller: Ulrich Becher. A Computer-Assisted Case Study of the Reception of an Exile. Frankfurt/M. u. a. 1983, S. 58.

<sup>9</sup> Ulrich Becher: Ich lebe in der Apokalypse. Briefe an die Eltern. Hg. von Martin Roda Becher, Dieter Häner und Marina Sommer. Wien 2013, S. 273f.

<sup>10</sup> Ulrich Becher: »Aus der Spielmacher-Schule geplaudert«. In: Ders.: Spiele der Zeit 2. Niemand, Makumba, Mademoiselle Löwenzorn. Berlin, Wien 1968, S. 311–333, S. 324.

Programmheft erläutern mußte, weil sie aus dem Stück allein nicht zu verstehen waren.<sup>11</sup>

Dies mag vielleicht erklären, weshalb seinen Dramen trotz mancher Verfilmung ein dauerhafter Erfolg versagt blieb.

### **Brasilien-Kenner im Nachkriegsösterreich: Karl Lustig-Prean**

Bechers Freund Karl Lustig-Prean, der 1937 aus politischen Gründen nach Brasilien emigriert war, war es dort abgesehen von kleineren, gelegentlichen Engagements und Projekten ebenfalls nicht gelungen, seinen Werdegang als angesehener Theaterdirektor, Opernregisseur und Journalist fortzusetzen. Bereits Ende Mai 1945 schrieb er Alexander Roda Roda nach New York, dass

mich nun die Sehnsucht gepackt [hat], nachhause [sic] zurückzukehren, was ich mir ja irgendwie verdient habe, da mein breiter Buckel seit 1922 und auch in der Emigration sehr viele naziotische [sic] Prügel bezogen und ausgehalten hat. Ihr, meine Lieben, die Ihr Gross- und Weltstädter seid, werdet sicherlich eine Idee haben, wie man von Euch aus Dr. Speck [d. i. Dr. Eduard Speck, der damalige Grazer Stadtschulrat, M. E.] verständigen kann, dass LP noch lebt und dass ebendieser Sehnsucht hat, heimzukehren. (Mit Zyther [sic] und Lederhosen.) Ich wäre Euch riesig dankbar.<sup>12</sup>

Lustig-Prean hegte die Hoffnung auf einen Neubeginn in vertrauter Umgebung. Doch es sollte bis 1948 dauern, bis er nach Österreich zurückkehren konnte. Im Unterschied zu anderen RemigrantInnen fand er als Direktor des Konservatoriums und der Musiklehranstalten der Stadt Wien sowie später des Stadttheaters in Baden schnell wieder in sein altes Betätigungsgebiet zurück. Das brasilianische Exil erwies sich insofern als nachhaltige Erfahrung, als er mit seinen Kenntnissen über Brasilien zu einer gefragten Person wurde, um in Österreich und in der Schweiz »dem Europäer das seltsame und fremde, ferne und unendliche Land näherzubringen.«<sup>13</sup>

Während er als »hervorragender Kenner brasilianischer Verhältnisse« vorgestellt wurde und man betonte, dass er Brasilien »wie kaum ein zweiter Europäer« kennengelernt habe,<sup>14</sup> wies er selbst ausdrücklich darauf hin, dass »dem ungeheuren Lande nicht beigekommen ist. Man braucht sich dessen

<sup>11</sup> Anonym: Mit Aspirin. In: Der Spiegel, 12. Jg., Nr. 29, 16. 7. 1958, S. 49.

<sup>12</sup> Brief von Karl Lustig-Prean an Alexander Roda Roda, 25. 5. 1945. In: Teinachlass Alexander Roda Roda, Wienbibliothek im Rathaus, Wien, Handschriftensammlung, I.N. 215.550.

<sup>13</sup> Anonym: Karl Lustig-Prean in Bern. In: Theaterzeitung, Bern, 16. 11. 1948.

<sup>14</sup> H. B.: »Das ist Brasilien. Gespräch mit dem Verfasser des noch unveröffentlichten Werkes ›Wahrheit ohne Dichtung: Brasilien‹.« In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 246, o. D.; Karl Lustig-Prean: »Beispiel Brasilien. Drei Rassen münden in ein Volk.« In: Österreichisches Tagebuch. Monatshefte für Kultur, Politik und Wirtschaft, 4. Jg., H. 3, März 1949, S. 9/10, S. 9.

nicht zu schämen; denn: Brasilien ist kaum erforscht, in seiner Unendlichkeit auch nicht erforschlich.«<sup>15</sup> Dennoch versuchte er in Zeitungsbeiträgen, Publikationen und Vorträgen, mit Hilfe von persönlichen Erlebnissen und objektiven Kenntnissen ein umfassendes Bild des vielschichtigen Landes zu vermitteln. Vor dem Hintergrund, dass angesichts der schwierigen Situation in den Nachkriegsjahren viele Österreicher in Erwägung zogen, die besetzte Heimat zu verlassen, wurden Lustig-Preans Ausführungen zu Brasilien immer auch unter dem Aspekt eines möglichen Einwanderungslandes betrachtet. Dabei mahnte er,

nicht mit dem Vorurteil an brasilianische Beziehungen heran[zu]gehen, man könne dem Brasilianer der grossen Städte irgend etwas Neues oder Überraschendes bringen. Brasilien hat in der Tat alles. [...] Und darum möchte ich keine übertriebenen Hoffnungen erwecken [...]. Nur eines kann ich mit gutem Gewissen sagen: Österreich genießt auch in Brasilien aufrichtige Sympathien. [...] Die Definition des neuen Österreich sind wir unseren brasilianischen Freunden noch schuldig; sie zu geben, fällt mir heute noch schwer. Aber ich, der ich – 25 Jahre – auch im Auslande ein Raunzer, d. h. ein echter Österreicher geblieben war, bin, seit ich heimgekehrt bin und sehen konnte, was schon geschehen ist, ein Optimist geworden.<sup>16</sup>

### **Wegbereiter deutsch-brasilianischer Wirtschaftsbeziehungen: Frank Arnau**

Lustig-Prean gehörte zu den RemigrantInnen, deren Rückkehr als gelungen angesehen werden kann. Im Unterschied zu ihm und Becher zählte Frank Arnau zu den AutorInnen und PublizistInnen, die im brasilianischen Exil trotz der gesetzlichen Beschränkungen für AusländerInnen als JournalistInnen hatten arbeiten können. Regelmäßig publizierte Arnau Beiträge in den großen Zeitungen wie dem *Correio da Manhã* und *O Globo* zur europäischen Kultur und vor allem dem politischen Geschehen in der alten Heimat. Dabei wurde er insbesondere aufgrund seiner kartographischen Arbeit bekannt, mit der er der brasilianischen Leserschaft den Kriegsverlauf veranschaulichte. Darüber hinaus machte er sich in Brasilien auch einen Namen als Autor von Kriminalromanen.

Nach Kriegsende nahm Arnau bald Verbindung zu den Presseorganen in Deutschland auf und begann, für diese über Brasilien zu berichten. In seinen zahlreichen Beiträgen, unter anderem für die *Neue Zeitung*, die *Frankfurter Rundschau* und den *Bonner General-Anzeiger*, bemühte er sich, ein möglichst realistisches Bild der brasilianischen Wirklichkeit zu zeichnen. Für ihn bestand kein Zweifel darüber, dass Brasilien eines der an lebenswichtigen Roh-

<sup>15</sup> Lustig-Prean, »Brasilien – unermeßlich«, S. 5.

<sup>16</sup> Karl Lustig-Prean: Brasilien – Land und Leute – Geschäfts- und Absatzmöglichkeiten. Unveröffentlichter Vortrag. Donaueuropäisches Institut, Wien, Februar 1949. In: Nachlass Karl Lustig-Prean, Österreichische Nationalbibliothek, Wien, H 26/77.

stoffen reichsten Länder der Erde sei.<sup>17</sup> In seinen Artikeln wie zum Beispiel »Brasilien. Zwischen Amazonas und Atlantik« oder »Brasilien – Negerhütten neben Palästen« verwies er auf das »Land der Superlative und der krassen Gegensätze« und machte darauf aufmerksam, dass »[k]aum in einem anderen Land größter Luxus und bedrückende Armut so eng beieinander [wohnen] wie in Brasilien.«<sup>18</sup>

Seine weitreichenden Kontakte zur brasilianischen Regierung und Wirtschaft nutzte Arnau, um der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und deutschen Unternehmen beim Aufbau diplomatischer und wirtschaftlicher Beziehungen zu Brasilien als Berater zur Seite zu stehen. Sein Geschick in dieser Vermittlerrolle brachte ihm viel Anerkennung vonseiten der deutschen Regierungsvertreter ein. Ungeachtet der Tatsache, dass Arnau indirekt an der aufstrebenden brasilianischen Wirtschaft partizipierte, fühlte er, dass dies nicht seine Zukunft war. Er zog es vor, 1955 einer Einladung von Henri Nannen folgend in die Redaktion des *Stern* einzutreten. Er wollte »[s]chreiben mit Geld verdienen« und war sich wohl bewusst, dass dies seine »letzte Chance, ein comeback zu finden«, war.<sup>19</sup> Die Rückkehr nach Deutschland geschah jedoch auch aus gesundheitlichen Gründen. Wie bei vielen Emigranten in tropischen Ländern machten sich auch bei Arnau nach sechzehn Jahren die Folgen des ungewohnten Klimas bemerkbar. Trotz des Umzugs nach Deutschland gab Arnau die persönlichen und beruflichen Verbindungen zu Brasilien nicht auf und berichtete als Chefkorrespondent des *Correio da Manhã* und anderer Presseorgane über Deutschland und Europa.

Obwohl Arnau der Neuanfang mithilfe der Redakteursstelle bei einer angesehenen Zeitschrift vergleichsweise leicht gemacht wurde, konnte dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass er »ein Vierteljahrhundert ganz und gar verloren hat, und mit über sechzig anfängt sich eine neue Basis aufzubauen.«<sup>20</sup> Bereits während eines Jahres erkannte er, dass eine dauerhafte Tätigkeit beim *Stern* für ihn nicht infrage käme.

Die Kollegen waren mir eine völlig fremde Welt. [...] Während die Jugend und die Erwachsenen das Horst-Wessel-Lied gesungen hatten, schrieb ich »Die braune Pest«.

Ich paßte nicht in diese Kollegenschaft. Sie waren alle miteinander politisch nicht nur einwandfrei, sondern so ausgeprägt antifaschistisch, daß ich erst durch sie diesen

<sup>17</sup> Vgl. dazu u. a. Frank Arnau: *Der verchromte Urwald. Licht und Schatten über Brasilien*. Frankfurt/M. 1956, S. 179.

<sup>18</sup> Frank Arnau: »Brasilien – Negerhütten neben Palästen«. In: *General-Anzeiger*, 2. 6. 1953; Ders.: »Brasilien: Land der Superlative und der krassen Gegensätze«. In: *Informationen für den Außenhandel*, 1. 8. 1957; Ders.: »Brasilien. Zwischen Atlantik und Amazonas«. In: *Wunsiedler Tagblatt*, 21. 9. 1957.

<sup>19</sup> Frank Arnau: *Gelebt, geliebt, gehasst. Ein Leben im 20. Jahrhundert*. München 1973, S. 353.

<sup>20</sup> Brief von Frank Arnau an Manfred George, Frankfurt/M., 16. 4. 1957. In: Nachlass Frank Arnau. Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Arnau.

typisch *deutschen* Antifaschismus kennenernte. Ich war und blieb unter ihnen ein Fremdling.<sup>21</sup>

Trotz seines Ausscheidens aus der *Stern*-Redaktion gelang es dem Publizisten, sich eine dauerhafte neue Existenz aufzubauen. Einerseits festigte Arnau seine Position als Brasilien-Kenner mit dem Buch *Der verchromte Urwald. Licht und Schatten über Brasilien*, in dem er all sein Wissen über das Land zusammengefasst hatte. Andererseits wirkte er nach seiner Rückkehr nach Deutschland auch als Kriminalist und Kriminologe.

### Flucht in den Urwald: die Kolonie Rolândia

Wenngleich Arnau mit seiner Arbeit zwar auf Entscheidungen in Politik und Wirtschaft der jungen Bundesrepublik Einfluss nahm, so war der Entschluss für die Rückkehr nicht von diesem Gedanken geleitet gewesen, im Unterschied zu Johannes Schauff und Hermann Mathias Görgen, die wie Arnau aus politischen Gründen nach Brasilien geflohen waren. Ende 1933 war Schauff, der 1932 als jüngster Abgeordneter der Zentrumspartei in den Reichstag eingezogen war, nach Brasilien gereist, um die Siedlungsmöglichkeiten als Voraussetzung für die Emigration von Regimegegnern auszuloten. Auf dieser Reise traf er Erich Koch-Weser, der nicht nur wegen seiner politischen Überzeugung, sondern auch aufgrund seiner jüdischen Herkunft in Deutschland für sich keine Zukunft mehr sah und zu dieser Zeit nach Brasilien emigrierte, wo er sich in Rolândia niederließ.

Rolândia war zunächst eine Kolonie, die auf einem gemeinsam 1932 beschlossenen Projekt der Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee und der *Companhia de Terras Norte do Paraná* beruhte. Im Lauf der Entwicklung wurde sie indes nicht zuletzt dank des mutigen Engagements von Schauff und Koch-Weser zu einem rettenden Refugium für Flüchtlinge des Nationalsozialismus. Infolge der strengen Devisenbestimmungen nach 1933 und Brasiliens zunehmend restriktiver werdenden Einwanderungsbestimmungen entwarf der mit der finanziellen Abwicklung des Projekts betraute Schauff ein Tauschgeschäft, das beide umging. Die Lösung hieß: deutsche Eisenbahnschienen gegen brasilianisches Land. Nach Schätzung von Geert Koch-Weser, dem Sohn von Erich Koch-Weser, der 1934 ebenfalls nach Rolândia emigrierte, sind »von den etwa 400 deutschen Zuwandererfamilien etwa 80 Emigranten [familien] gewesen«<sup>22</sup>. Schauff selbst gelangte 1939 über Italien mit seiner damals achtköpfigen Familie (zwei weitere Kinder wurden in Brasilien geboren) nach Südamerika.

<sup>21</sup> Arnau, Gelebt, geliebt, gehasst, S. 354.

<sup>22</sup> Geert Koch-Weser, zitiert nach: Peter Johann Mainka: Roland und Rolândia im Nordosten von Paraná. Gründungs- und Frühgeschichte einer deutschen Kolonie in Brasilien (1932–1944/45). São Paulo 2008, S. 173.

Ebenso wie im Fall des bereits erwähnten Rolândia-Emigranten Max Hermann Maier entwickelte sich die Fazenda Santa Cruz der Familie Schauff zu einer blühenden und Gewinn bringenden Kaffeplantage. Nach Kriegsende drängte es Schauff allerdings, beim Wiederaufbau Europas Hilfe zu leisten. Bereits im August 1945 entwarf er ein »Programm für eine Hilfsaktion für Opfer des Nazismus und des Krieges in Deutschland«. Darin wies er auf Brasilien als mögliches Aufnahmeland für diese hilfsbedürftigen Menschen hin.<sup>23</sup> Sein Engagement für die Flüchtlingsarbeit fand schon bald die Unterstützung katholischer Würdenträger, die sich auf internationaler Ebene darüber zu verständigen begannen.<sup>24</sup> Schauff legte noch im selben Jahr dem apostolischen Nuntius in Brasilien in einem Memorandum die Notwendigkeit der Schaffung einer internationalen katholischen Migrationsorganisation dar.

Den inneren Kampf, der mit der Entscheidung zwischen dem Bleiben in Brasilien und der Rückkehr nach Europa einherging, beschrieb Schauffs Frau Karin in der Retrospektive folgendermaßen:

Wir liebten das Stück Erde, das wir aus dem Chaos des Urwalds zu einer blühenden Farm gestaltet hatten. Eine neue Heimat war es uns geworden, als wir in tiefer Trübsal waren und nichts mehr besaßen [...] Da hätten wir immer bleiben mögen, wäre nicht in uns Eltern ständig die bohrende Sehnsucht nach Europa gewesen und der Drang, jetzt dort nach Kräften bei seinem Wiederaufbau aus moralischen und materiellen Trümmern zu helfen. In voller innerer und äußerer Freiheit mußten wir uns zum Verzicht des in der Fremde Erreichten entschließen zu einem neuen, fragwürdigen Beginn. Aber die Hilferufe aus Europa drangen unüberhörbar an unser Ohr.<sup>25</sup>

### Ratgeber im Nachkriegseuropa: Johannes Schauff

Schauff, der noch 1949 die brasilianische Staatsbürgerschaft annahm, reiste 1947 erstmals wieder nach Europa, worauf die etappenweise Übersiedlung der Familie folgte, die 1951 abgeschlossen wurde. Hinter der Ablehnung einer Rückkehr nach Deutschland und in die deutsche Politik stand eine im Exil

<sup>23</sup> Vgl. Entwurf des »Programa para uma ação de socorro as vítimas do nazismo e da guerra na Alemanha«. August 1945. In: Nachlass Johannes Schauff. Institut für Zeitgeschichte, München, Ed 346/10 (Bd. 10).

<sup>24</sup> Vgl. Brief des Erzbischofs von Rio de Janeiro, Jaime de Câmara Barros, an den Erzbischof von New Orleans, Joseph Francis Rummel, 15. 9. 1945; Brief des Erzbischofs von São Paulo, Kardinal Carlos Carmelo de Vasconcelos Mota, an den Botschafter José Carlos de Macedo Soares, 14. 4. 1945; Brief des Abtes des Benediktinerklosters in Rio de Janeiro, Thomas Keller, an den Botschafter José Carlos de Macedo Soares, 21. 4. 1945. In: Nachlass Johannes Schauff. Institut für Zeitgeschichte, München, Ed 346/10 (Bd. 10).

<sup>25</sup> Karin Schauff: »Wechselvolles Familienschicksal«. In: Paulus Gordan (Hg.): Um der Freiheit willen. Eine Festschrift für und von Johannes und Karin Schauff zum 80. Geburtstag. Pfullingen 1983, S. 19–37, S. 30f.

vollzogene Abkehr von nationalstaatlichem Denken, weshalb sich Schauff für eine international ausgerichtete Tätigkeit in Rom entschied.<sup>26</sup> Doch in besonderen Missionen wurde er für deutsche Politiker – zum Beispiel für den Bundespräsidenten Heinrich Lübke und den Bundesaußenminister Heinrich von Brentano – tätig<sup>27</sup> und wirkte als Berater und Vermittler von außen nach Deutschland hinein. Durch das vertrauensvolle Verhältnis, das Schauff zu vielen wichtigen Politikern der jungen Bundesrepublik über die Partegrenzen hinweg pflegte, trug er 1966 zum Zustandekommen der großen Koalition von CDU und SPD mit Kurt Georg Kiesinger als Bundeskanzler bei.<sup>28</sup>

Bereits 1948 hatte Schauff in einem Memorandum »Pro-Memoria zur internationalen Zusammenfassung der katholischen Arbeit für Flüchtlinge, Wanderung und Ansiedlung« die bestehenden Probleme und seine Lösungsvorschläge aufgezeigt. Das Memorandum wurde Papst Pius XII. zur Kenntnis gebracht und kann als Anstoß zur Gründung der International Catholic Migration Commission (ICMC) in Genf 1951 angesehen werden.<sup>29</sup> Als deren Vizepräsident und Generalsekretär spielte Schauff eine richtungsweisende Rolle in der Flüchtlingspolitik des Vatikans. Die Aufzählung seiner Aufgaben gegenüber Kiesinger 1967 gewährt einen Einblick in die Vielfältigkeit seiner Tätigkeit und der damit verbundenen weitreichenden Einflussmöglichkeiten:

Zur Zeit bin ich Mitglied des kulturpolitischen Beirates des Auswärtigen Amtes, vertrete das Finanzministerium, resp. den Präsident des Bundesausgleichsamtes, als Vorsitzender bei dem Beratungsausschuss für Umsiedlungsgeschädigte in Bozen, [...] Mitglied des Institutes für internationale Solidarität der Konrad-Adenauer-Stiftung, sowie in Rom Präsidenten [sic] der FIS, der Organisation der Europäischen Christlich-demokratischen Parteien für politische Entwicklungshilfe außerhalb Europas – speziell Südamerika –, sowie Mitglied der Kommission »Justitia et Pax« des Hl. Stuhles.<sup>30</sup>

Der Einschub »speziell Südamerika« verweist darauf, dass Schauff einerseits infolge seiner Kenntnisse und Kontakte in dieser Weltregion bei seiner Arbeit

<sup>26</sup> Auch das Angebot, als deutscher Botschafter in Brasilien tätig zu sein, kam daher für ihn nicht infrage. Vgl. Dieter Marc Schneider: Johannes Schauff (1902–1990). Migration und »Stabilitas« im Zeitalter der Totalitarismen. München 2001, S. 97f.

<sup>27</sup> Vgl. Brief von Johannes Schauff an Kurt Georg Kiesinger, 11. 2. 1967 und Brief des Bundesministers für besondere Aufgaben Heinrich Krone an die Passabteilung des Auswärtigen Amtes, z. Hd. Herrn Kopp, 17. 2. 1964. In: Nachlass Johannes Schauff. Institut für Zeitgeschichte, München, Ed 346-4-60 (Bd. 4) und Ed 346-4-239-242 (Bd. 4).

<sup>28</sup> Kiesinger hatte sich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ernsthaft mit dem Gedanken getragen, Deutschland zu verlassen und nach Rolândia zu gehen, wo er sich auf die Stelle eines Hauslehrers auf der Fazenda von Erich Koch-Weser beworben hatte. Da die Stelle schon anderweitig vergeben worden war und Kiesinger eine Absage erhielt, verwarf er die Auswanderungsabsichten. Vgl. Mainka, Roland und Rolândia, S. 114.

<sup>29</sup> Vgl. dazu Schneider, Johannes Schauff, S. 99f.

<sup>30</sup> Brief von Johannes Schauff an Kurt Georg Kiesinger, 11. 2. 1967. In: Nachlass Johannes Schauff. Institut für Zeitgeschichte, München, Ed 346-4-60 (Bd. 4).

darauf achtete, die lateinamerikanischen Länder mit einzubeziehen und ihnen auf diese Weise zum Fortschritt zu verhelfen. Andererseits wurde sein Rat bei Fragen bezüglich Lateinamerikas, vor allem natürlich Brasiliens, immer wieder gesucht.

Tatsächlich gehörten mit Schauff und Görgen gleich zwei Remigranten, die aus Brasilien nach Europa zurückgekehrt waren und auf die Ausrichtung der Entwicklungspolitik der jungen Bundesrepublik Einfluss nahmen, zum Kreis von Adenauers Beratern. So ist es auf die führende Rolle, die Schauff und Görgen in jenen Jahren im Institut für internationale Solidarität (IIS) spielten, zurückzuführen, dass Lateinamerika dessen Arbeitsschwerpunkt wurde. In Lateinamerika war, anders als oft in Afrika und Asien, der Dialog mit den dort existierenden christlich-demokratischen Parteien und Gewerkschaften möglich. Schauff und Görgen, die durch ständigen Kontakt zu den Ländern und Besuche vor Ort über die Entwicklungen bestens informiert waren, konnten Bundeskanzler Adenauer von der Notwendigkeit und Wichtigkeit einer profunden Entwicklungspolitischen Arbeit für und in Lateinamerika überzeugen.

### **Brückenbauer zwischen den Kontinenten: Hermann Mathias Görgen**

Anders als Schauff, der bereits unmittelbar nach dem Krieg in Europa gestaltende Aufgaben übernahm, ließ Görgen 1948 Walter Kreiser wissen, dass »[i]n das europäische Tollhaus zurueckzukehren, [...] ein Wahnsinnsakt [wäre]. [...] Ihre Lust nach Deutschland zurueckzukehren habe ich auch. Aber ich wiederhole, es waere ein Wahnsinnsakt.«<sup>31</sup> Kreiser war der Autor des Artikels über die heimliche Aufrüstung der deutschen Luftwaffe, für den er zusammen mit Carl von Ossietzky im aufsehenerregenden *Weltbühne*-Prozess angeklagt und verurteilt worden war. Er gehörte wie Ulrich Becher und dessen Frau Dana Roda Becher (die Tochter von Alexander Roda Roda) sowie Johannes Hoffmann und Georg Wassermann (der zweitälteste Sohn von Jakob Wassermann) zur sogenannten »Gruppe Görgen«. 1941 hatte Görgen die Flucht dieser Gruppe von 48 Personen, von denen 38 nach den Nürnberger Gesetzen »Nicht-Arier« waren, nach Brasilien organisiert.

Als Saarländer richtete Görgen, der nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zunächst von 1933 bis 1938 in Österreich Zuflucht gesucht hatte, seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Vorgänge in seiner Heimat. Nach der Unterzeichnung des Saarstatuts 1954, das über eine Volksabstimmung den Weg zur Eingliederung des Saarlands in die Bundesrepublik Deutschland ebnen sollte, kehrte Görgen an die Saar zurück. Johannes Hoff-

---

<sup>31</sup> Brief von Hermann Mathias Görgen an Walter Kreiser, Juiz de Fora, 9. 5. 1948. In: Nachlass Hermann Mathias Görgen. Deutsches Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek, 1933–1945, EB 92/311, I.C. 408.

mann, der inzwischen der erste Ministerpräsident des Saarlandes geworden war, berief ihn zum Generaldirektor des Saarländischen Rundfunks, ein Amt, das Görgen nach dem Rücktritt der Regierung Hoffmann nach der Ablehnung des Saarstatuts im Oktober 1955 noch im selben Jahr aufgeben musste. Von 1957 bis 1961 war er Mitglied des Deutschen Bundestags. Unter der Regierung Adenauer wurde er 1957 Beauftragter des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung für Sonderaufgaben in Lateinamerika. In dieser Funktion, die er bis 1973 innehatte, sollte er unter anderem in Brasilien das neue Deutschland, das demokratische Deutschland, vorstellen. Dafür schrieb er regelmäßig Beiträge für brasilianische Presseorgane und hielt Vorträge vor dem brasilianischen Senat und Parlament, an Universitäten und anderen Institutionen. Seine Arbeit fand große Anerkennung von brasilianischer Seite. Auch sein Einsatz für Brasilien gegenüber der deutschen Öffentlichkeit sowie Politik- und Wirtschaftsvertretern wurde sehr geschätzt. Ivo Arruda vom Bureau Interestadoal de Imprensa würdigte dem Außenminister Francisco Negrão de Lima gegenüber

die großen Dienste, die der Abgeordnete Görgen Brasilien in seinem Land erweist, denn neben seinem engagierten Interesse am wirtschaftlichen Austausch übersetzt er auf kulturellem Gebiet Bücher brasilianischer Autoren in die deutsche Sprache und bringt sie selbst heraus.<sup>32</sup>

Angesichts der Tatsache, dass sowohl in Brasilien als auch in Deutschland viele Vorurteile gegenüber dem jeweils anderen Land vorhanden waren, gründete Görgen zusammen mit anderen Politikern und Persönlichkeiten 1960 die noch heute tätige Deutsch-Brasilianische Gesellschaft e.V. (DBG). Von Anfang an stellte er sowohl gegenüber der deutschen als auch der brasilianischen Öffentlichkeit klar, dass die DBG das Bild des realen Brasilien zu vermitteln versuche, da dieses in den deutschen Medien nicht selten verzerrt werde. Ferner wolle die DBG durch die Herausgabe der *Deutsch-Brasilianischen Nachrichten*, später *Deutsch-Brasilianische Hefte*, ein neues Bewusstsein für das moderne Brasilien schaffen und deutlich machen, dass das Land innerhalb Lateinamerikas eine individuelle Stellung einnehme und nicht einfach unter die lateinamerikanischen Länder subsumiert werden könne.<sup>33</sup> Brasiliens Sonder- und Führungsrolle unter den lateinamerikanischen Staaten hatte nach Görgens Ansicht die Gründung einer eigenen Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft notwendig gemacht. Mit und in der DBG setzte Görgen die Arbeit

<sup>32</sup> Brief von Ivo Arruda an den Außenminister Francisco Negrão de Lima, Rio de Janeiro, 8. 5. 1959. In: Nachlass Hermann Mathias Görgen. Deutsches Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek, 1933–1945, EB 92/311, I.A. 206/211.

<sup>33</sup> Vgl. Hermann Mathias Görgen: Redemanuskript zur Gründung der Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft e. V., vermutlich Bonn, 1960. In: Archiv der Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft, Bonn; Ders.: Alemanha face à América Latina. Vortrag an der Escola Superior de Guerra, Rio de Janeiro, 18. 8. 1964. In: Nachlass Hermann Mathias Görgen. Deutsches Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek, 1933–1945, EB 92/311, I.D. 005.

des Vermittlers zwischen beiden Ländern fort, die er in seinen politischen Ämtern schon begonnen hatte. Darüber hinaus engagierte sich Görgen in dem von ihm 1961 gegründeten und geleiteten Lateinamerika-Zentrum für Entwicklungszusammenarbeit und war 1961 bei der Gründung von Adveniat, dem katholischen Lateinamerika-Hilfswerk, beteiligt.<sup>34</sup>

Die Militärdiktatur stellte in den 1960er und 1970er Jahren einen besonderen Prüfstein dar. Aus eigener Erfahrung wusste Görgen einerseits, was es heißt, wegen der politischen Überzeugung verfolgt zu werden und dem Terror und der Willkür eines diktatorischen Regimes ausgesetzt zu sein. Andererseits galt es für ihn und die DBG,

die Kommunikation in beiden Richtungen offen zu halten, in Brasilien weiter für die deutschen Anliegen zu werben – was durch den klaren antikommunistischen Kurs des Regimes erleichtert wurde – und in Deutschland die brasilianische Entwicklung und ihre weiteren Perspektiven, unter Berücksichtigung des inzwischen bedeutenden deutschen industriellen Engagements, ausgewogen darzustellen.<sup>35</sup>

Dies stimmte auch mit der offiziellen Linie der Bundesregierung überein, die auf Kontinuität im Verhältnis zu Brasilien setzte. In Anbetracht der zunehmenden Menschenrechtsverletzungen und Repressionen seitens des Militärdiktatoriums wurde Görgen jedoch für eine verharmlosende Darstellung der damaligen Verhältnisse in Brasilien und das dem Regime entgegengebrachte Verständnis kritisiert. So zeigte sich der 1948 aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrte Pater Paulus Gordan, der 1938 aufgrund seiner jüdischen Herkunft nach Brasilien emigriert war, in einem Brief an Görgen 1970 über die Schönfärberei und die Verharmlosung der Zustände dort verwundert und übte harsche Kritik.<sup>36</sup> Gordan betonte jedoch, dass sie beide Brasilien lieben würden. Die liebende Sorge um dieses Land würde sie auch weiterhin verbinden.

<sup>34</sup> Ebenso wie Schauff wurde auch Görgen das Bundesverdienstkreuz verliehen. Brasilien ehrte ihn darüber hinaus mit zahlreichen Auszeichnungen, darunter den höchsten Verdienstorden, wie dem *Ordem Nacional do Cruzeiro do Sul*, dem *Ordem de Rio Branco*, der Medaille »Machado de Assis« der Brasilianischen Akademie für Literatur und der Ehrenbürgerschaft der Städte Rio de Janeiro, São Paulo, Curitiba, Juiz de Fora, Recife und anderen. Vgl. Hermann Görgen: Ein Leben gegen Hitler. Geschichte und Rettung der »Gruppe Görgen«. Autobiographische Skizzen. Münster, Hamburg, London 1997, S. 9.

<sup>35</sup> Uwe Kaestner: »Die Deutsch-Brasilianische Gesellschaft. Beitrag zu ihrer Geschichte und zu ihren Zielen«. In: *Martius-Staden Jahrbuch*, Nr. 53 (2006), S. 318–336, S. 326f.

<sup>36</sup> Vgl. Brief von Pater Paulus Gordan an Hermann Mathias Görgen, 18. 10. 1970. In: Nachlass Hermann Mathias Görgen. Deutsches Exilarchiv der Deutschen Nationalbibliothek, 1933–1945, EB 92/311, I.A. 309.

### **Verbundenheit mit dem Exilland**

In der Tat gilt es abschließend daran zu erinnern, dass die Verbundenheit zu ihrem Exilland Brasilien die hier vorgestellten Remigranten bei aller vorhandenen Unterschiede bezüglich der politischen Überzeugung und der nach der Rückkehr übernommenen Aufgaben und Tätigkeiten einte. Indem sie es sich zum Anliegen machten, als Mittler zwischen den Ländern und Kulturen mit ihrer Arbeit der politischen und allgemeinen Öffentlichkeit des einen Landes Kenntnisse über das jeweils andere Land nahezubringen und damit das gegenseitige Verständnis für einander zu stärken, trugen sie dazu bei, entscheidende Grundlagen für die deutsch-brasilianischen bzw. österreichisch-brasilianischen Beziehungen zu legen, auf die heute noch aufgebaut werden kann.



**Matthias Marschik**

## **Nur ein Teil kehrt zurück. Die Remigration des Leo Schidrowitz**

Ein Meldeschein vom 14. März 1949 gibt darüber Auskunft, dass sich ein Leo Schidrowitz in Wien, in der Boerhaavegasse 27 nahe dem Rennweg, eingemietet hat. Auffällig daran ist allenfalls die angeführte Zuzugsadresse, die Rua Emilio Berla in Rio de Janeiro, auf einem kleinen Hügel nahe der Copacabana gelegen. Nach fast elfjährigem Exil in Brasilien, das Schidrowitz zunächst in Porto Alegre, später in Rio verbrachte, ist eine schillernde Figur des Wien der Zwischenkriegszeit wieder in ihrer Heimat angekommen. So unauffällig wie die Adresse sind zunächst auch die Aktivitäten des Leo Schidrowitz. Im Lichte seines umtriebigen Lebens bis zum »Anschluss« 1938 scheint es fast so, als ob nur ein Teil der zuvor stadtbekannten Persönlichkeit zurückgekehrt sei.

Im Zuge seiner Remigration hat Schidrowitz drei Fäden aus seinem ersten Wiener Leben wieder aufgegriffen: Er hat – das belegen deren Tagebücher – schon ab Sommer 1948 Kontakte zu seiner ehemaligen Geliebten Viktoria Giller (und ihrer 1941 geborenen Tochter Monika) aufgenommen. Nach seiner Rückkehr führte er mit den beiden ein familienähnliches Leben, verbrachte mit ihnen Freizeit und Urlaube und zog schließlich 1951 mit ihnen in eine gemeinsame Wohnung. Zum zweiten griff Schidrowitz seine literarisch-literaturkritische Arbeit wieder auf: Zum Goethe-Jahr 1949 erschien eine Neuauflage seines erstmals 1925 im Eigenverlag erschienenen »unbegabten Goethe«, einer Sammlung zeitgenössischer Kritiken des »Dichterfürsten«. Und zum dritten kehrte Schidrowitz zum Fußballklub Rapid zurück, bei dem er schon ab 1923 tätig gewesen war, zuletzt als Klubvertreter im Österreichischen Fußball-Bund.<sup>1</sup>

Andere Teile seines Lebens vor 1938 und ebenso seiner Migrationsexistenz scheint Schidrowitz nicht im Gepäck gehabt zu haben, als er von Rio über Portugal nach Wien reiste: Zurück ließ er nicht nur seine Familie, seine Frau Martha und Tochter Ursula, die 1950 von Rio nach New York übersiedelten, er verzichtete auch auf die Wiederaufnahme seiner weitverzweigten verlegerischen Tätigkeit, die gleichermaßen gehobene Belletristik, unter dem Ladentisch gehandelte »Erotika« und sexualreformerische Werke umfasste. Und auch das zwischen 1928 und 1938 von ihm geleitete »Institut für Sexualforschung« taucht im späteren Leben des Leo Schidrowitz nicht mehr

---

<sup>1</sup> Vgl. Matthias Marschik, Georg Spitaler: Leo Schidrowitz. Propagandist des Wiener Fußballs. In: SportZeiten 8/2 (2008), S. 7–30.

auf, nicht einmal in Gestalt eines Restitutionsantrags. Hier ist ein Rückblick in die Zeit bis 1938 vonnöten.<sup>2</sup>

### Der Autor

Geboren wurde Leo(pold) Schidrowitz 1894 in Wien als jüngstes von drei Kindern, beide Elternteile waren aus Mähren zugewandert. Der Vater starb früh, die Mutter brachte die Familie als Textilhändlerin durch.<sup>3</sup> Leo absolvierte das Gymnasium und brachte 1914 einen frühen Lyrikband heraus.<sup>4</sup> Den Krieg verbrachte er in Wien als Theaterkritiker der *Wiener Mittags-Zeitung* sowie mehrerer Kunstzeitschriften. Zudem war er Herausgeber der Zeitschrift *Die Ernte*, die der Truppenbetreuung diente. Nach Kriegsende rückte Schidrowitz »in die erste Reihe der Wiener Theaterkritiker«<sup>5</sup> auf. Er gab 1920 die kritische Theaterzeitschrift *Der Maßstab* mit Beiträgen von Anton Kuh und Egon Friedell heraus und publizierte mit dem *Aufbau* die Programmzeitschrift des Wiener Deutschen Volkstheaters.

Dem Theater verbunden waren auch seine ersten Buchpublikationen nach Kriegsende: 1921 erschien ein Büchlein über die bekannte Burgtheater-Mimin *Lotte Medelsky*, 1925 folgte *Der unbegabte Goethe*. Dazwischen aber veröffentlichte Schidrowitz 1921 unter dem Titel *Das schamlose Volkslied* auch eine erotisch-derbe Geschichtensammlung. Und 1924 publizierte er *Berichte aus dem Irrenhaus*, die Erzählungen eines Patienten der psychiatrischen Anstalt »Am Steinhof« über prominente Mitpatienten enthielten. Beim Autor dürfte es sich um den langjährig internierten, manisch-depressiven ehemaligen Beamten Anton Rubinstein gehandelt haben.<sup>6</sup> Mit diesen Büchern erlangte Schidrowitz einen höheren Grad lokaler Bekanntheit und fand Eingang in intellektuelle Zirkel, wie eine Erwähnung in Karl Kraus' *Fackel* belegt.<sup>7</sup> 1922 heiratete Schidrowitz die seit 1919 in Wien lebende Malerin und Illustratorin Martha von Wagner, geboren in Riga und Absolventin einer Moskauer Kunstschule.<sup>8</sup>

<sup>2</sup> Vgl. dazu im Detail: Matthias Marschik, Georg Spitaler: Leo Schidrowitz. Autor und Verleger, Sexualforscher und Sportfunktionär. Berlin 2015.

<sup>3</sup> Richard Kühl: Leo Schidrowitz (1894–1956). In: Volkmar Sigusch, Günter Grau (Hg.): Personenlexikon der Sexualforschung, Frankfurt/M./New York 2009, S. 626–628, S. 626.

<sup>4</sup> Marcell Klang: Die geistige Elite Österreichs. Ein Handbuch der Führenden in Kultur und Wirtschaft. Wien 1936, S. 792.

<sup>5</sup> Ebd., S. 793.

<sup>6</sup> Eberhard Gabriel: »Berichte aus dem Irrenhaus« (Reports from the Lunatic Asylum), Vienna 1924. In: Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde, 16 (2010), S. 433–448.

<sup>7</sup> Karl Kraus (1922): Die Fackel, Nr. 588–594, 23 (März 1922), S. 42.

<sup>8</sup> Alisa Douer, Ursula Seeber (Hg.): Wie weit ist Wien. Lateinamerika als Exil für österreichische Schriftsteller und Künstler, Wien 1995, S. 114.

### Der Verleger

Ab dem Beginn der 1920er Jahre entfaltete Schidrowitz enorme verlegerische Aktivitäten und fungierte innerhalb von fünfzehn Jahren in sechs Verlagen als Gründer, Eigentümer, Direktor, Programmleiter oder Gesellschafter. Dabei verband er engagierte, oft bibliophile Produkte mit verkaufsorientierten Strukturen, anspruchsvolle Werke mit erotischen Kassenschlagern. Für aufwändige Aufmachungen sorgte Gattin Martha, Übersetzungen aus dem Englischen übernahm Schwester Helene. Am Anfang stand die Leitung des *Gloriette*-Verlags, in dem neben den fünf Romanen von Hugo Bettauer,<sup>9</sup> unter anderem der *Stadt ohne Juden*, ein buntes Potpourri von Büchern erschien, von einem Einakter von Lina Loos über chinesische Lyrik, über ein Buch von den *Tänzen des Lasters, des Grauens und der Ekstase* der Ausdruckstänzer Anita Berber und Sebastian Droste bis zu einem Arzneibuch der Hildegard von Bingen.

Erotische Werke bildeten von 1920 bis 1926 den Schwerpunkt des Verlags *Frisch & Co.* Dabei war Schidrowitz daran beteiligt, *Frisch & Co* »unter den Neugründungen der jungen Republik [...] [zum] Verlag mit den ehrgeizigsten Plänen und der größten Vielfalt von Publikationsreihen«<sup>10</sup> zu machen, von denen allerdings nur wenig umgesetzt wurde, etwa eine Übersetzung Victor Hugos, ein Essay von Rosa Mayreder, zwei Sonderausgaben Arthur Schnitzlers. Einen Nebenstrang bildete der *Schidrowitz-Verlag*, in dem nur die Erotika-Sammlung *Der lasterhafte Herr Biedermeyer* und der *Unbegabte Goethe* erschienen. Produktiver umgesetzt wurden die Konzeptionen des zwischen 1925 und 1935 aktiven *Verlags für Kulturforschung Amonesta & Co.*, der zum Gutteil aufwändig gestaltete sexualforscherische Werke produzierte. Zum sechsbändigen Zyklus *Allmacht Weib. Erotische Typologie der Frau* kam die Sammlung *Die fünf Sinne. Ihre Einflussnahme und Wirkung auf die Sexualität des Menschen*. Die größten Projekte bildeten zum einen die auf zwölf Bände angelegte *Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung*, von der zehn Bände ediert wurden, darunter zwei (zur Sittengeschichte des Theaters und des Proletariats) von Schidrowitz und einer von Magnus Hirschfeld. Zum anderen erschien ein vierbändiges *Bilderlexikon der Erotik* mit 4.000 Stichworteinträgen und 6.000 Abbildungen.

Ab 1930 konzentrierte sich Schidrowitz im *Amonesta*- und im *Zinnen-Verlag* auf zwei Reihen: In den »versiegelten Büchern« erschienen fünfzehn »anglo-amerikanische« Krimis, unter anderem von Agatha Christie, übersetzt zumeist von Leos Schwester Helene. In der Reihe der *mondänen Bücher* erschienen erotische Werke wie etwa *Ich bin ja schon fünfzehn. Ein amerikanisches Schulmädchen erzählt* von Carman Barnes. Eine Besonderheit innerhalb des Programms bildete 1932 der Band *Der JUD ist schuld ...?* Dieses *Dis-*

<sup>9</sup> Vgl. Murray G. Hall: Der Fall Bettauer. Wien 1978.

<sup>10</sup> Murray G. Hall: Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938. Band II: Belletristische Verlage der Ersten Republik. Wien, Köln, Graz 1985, S. 139f.

*kussionsbuch über die Judenfrage* wollte, angesichts der Zeitumstände vergeblich, auf 400 Seiten eine »neutrale Plattform« des Dialogs bieten, indem anti- und philosemitische Texte kontrastiert wurden. Ab 1929 setzte die Wirtschaftskrise den Verlagsprojekten von Schidrowitz zu, bald klagte er über Zahlungsschwierigkeiten und prognostizierte einen »schweren Kampf um unser Bestehen«. Die Konsequenz bestand für Schidrowitz in einem raschen Rückzug aus dem Buchgeschäft. Erst nach diesem Zeitpunkt traten seine Bücher ins Fadenkreuz der Zensur, 1936 und 1937 wurden 21 Titel aus den diversen Programmen beschlagnahmt und verboten.<sup>11</sup>

### Der Sexualforscher

Das 1928 von Leo Schidrowitz an einer noblen Wiener Adresse gegründete Wiener Institut für Sexualforschung wurde von Oskar Maria Graf als einschlägige Sammlung von Erotica beschrieben,<sup>12</sup> doch das Institut hatte durchaus auch wissenschaftliche Geltungsansprüche. Die Stiftungsurkunde weist den Wiener Juristen Rudolf Hecht als Förderer auf, allerdings soll es »mit Geldern finanziert worden sein, die ein US-amerikanischer Forscher für diesen Zweck zur Verfügung« stellte.<sup>13</sup> Schidrowitz wurde zum Kurator bestimmt und gewann viele Größen der zeitgenössischen Sexualforschung als MitarbeiterInnen, Vortragende und AutorInnen. Distanziert blieb hingegen das Verhältnis zum Kreis der Wiener Psychoanalytiker<sup>14</sup> sowie zur Sexualreformbewegung des »Roten Wien«. Allerdings beteiligte sich das Institut im Jahr 1930 mit einer Ausstellung am Kongress der Weltliga für Sexualreform in Wien.

Im Gegensatz zum 1919 gegründeten Berliner Institut des Magnus Hirschfeld betrieb die Wiener Einrichtung »ausschließlich Forschungs-, Sammler- und Lehrarbeit«<sup>15</sup>. Wichtigster Mitarbeiter war der – später in Litzmannstadt ermordete – Wiener Arzt und Sexualforscher Oskar F. Scheuer,<sup>16</sup> der als »Chefarzt« und Sexualberater fungierte. Für praktische Behandlungen wurden die Hilfesuchenden an niedergelassene Ärzte verwiesen. Der Schwer-

<sup>11</sup> Murray G. Hall: Verlagswesen in Österreich 1938 bis 1945. In: Friedrich Stadler (Hg.): Kontinuität und Bruch. 1938 – 1945 – 1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Münster 2004, S. 83–92.

<sup>12</sup> Oskar Maria Graf: Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918–1933, München 1966, S. 285f.

<sup>13</sup> Kühl, Schidrowitz, S. 627.

<sup>14</sup> Ernst Fischer: Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch, Elbingen 2011, S. 288.

<sup>15</sup> S. (d. i. Oskar F. Scheuer): Sexualforschungs-Institute. In: Bilder-Lexikon der Erotik, Ergänzungs-Band 4, Wien, Leipzig 1931, S. 725–728, S. 726.

<sup>16</sup> Robert Rill: Oskar Franz Scheuer. In: Österreichisches Biographisches Lexikon, 1815–1950, 47/10, Wien 1991, S. 99.

punkt des Wiener Instituts lag, den Fähigkeiten des Leo Schidrowitz entsprechend, in der Dokumentation sowie in der Publikation umfangreicher Literatur. Die quantitativ wie qualitativ herausragenden Werke waren zehn Bände der *Sittengeschichte der Kulturwelt* und das *Bilder-Lexikon der Erotik*. Die vier Bände, damals als »erotische« Sammlung gehandelt, besaßen durchaus innovativen Charakter. Das betrifft nicht nur die wissenschaftliche Diktion in den sexualpraktischen wie -pathologischen Stichworten, sondern auch die reflektierte Kommentierung der Abbildungen und Fotografien.<sup>17</sup>

### Der Fußballfunktionär

Ab 1923 war Leo Schidrowitz auch im Wiener Fußball aktiv. In einer – verschollenen – Zeitschrift namens *Das Urteil* wollte er »reformierend in den Sportbetrieb« eingreifen.<sup>18</sup> Als Anhänger des SK Rapid veröffentlichte er polemische Artikel gegen den Amateur-Sportverein (später FK Austria), der als Team des assimilierten jüdischen Bürgertums einen kulturellen Gegenpol zum Vorstadtklub Rapid bildete. Bald wurde Schidrowitz im Vorstand von Rapid aktiv und engagierte sich als Redakteur der Vereinszeitung.<sup>19</sup> Er vertrat den Standpunkt, das »Ideal des Sportgedankens« müsse gegen die vorherrschende Praxis einer »Betriebsgenossenschaft einer Fußballartistengruppe« verteidigt werden.<sup>20</sup> Dieses Konzept widersprach jedoch bald jedem Augenschein, denn die Umwälzungen im Wiener Fußball hatten ihn zum Massenphänomen und zum professionellen Spektakel werden lassen. Rapid gehörte zu den Klubs, die daran massiv partizipierten und, im Gegensatz zu vielen anderen, auch davon leben konnten.

Schidrowitz, beim SK Rapid als jüdischer Funktionär eine Ausnahme,<sup>21</sup> blieb für etliche Publikationen des Vereins zuständig. Zudem wurde er zum Klubvertreter im Wiener Fußballverband ernannt, wo er zugleich zum Schriftführer des Verwaltungsausschusses sowie zum Vorsitzenden des Sektionsausschusses ernannt wurde. 1936 vertrat er den Klub in einem Reformkomitee, das Vorschläge zur Einführung einer landesweiten Liga erstellen

<sup>17</sup> Birgit Lang: Die Erotik in der Photographie. Zum Habitus von Sexualwissenschaften. In: LiThEs. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie, 5 (November 2010), S. 3–24, S. 9.

<sup>18</sup> Klang, Elite, S. 793.

<sup>19</sup> Jakob Rosenberg, Georg Spitaler: Grün-weiß unterm Hakenkreuz. Der Sportklub Rapid im Nationalsozialismus (1938–1945). Wien 2011, S. 55–56.

<sup>20</sup> Rapid-Blatt, 23. 12. 1923, S. 196.

<sup>21</sup> Georg Spitaler, Jakob Rosenberg: Performative jüdische Identitäten im Wiener Fußball der Zwischenkriegszeit. Das Beispiel des Sportklub Rapid. In: Klaus Hödl (Hg.): Nicht nur Bildung, nicht nur Bürger. Juden in der Populärkultur. Innsbruck 2013, S. 63–80.

sollte.<sup>22</sup> In den späten 1930er Jahren gehörte er dem engeren Kreis des Österreichischen Fußball-Bundes an, wurde er doch im Februar 1938 in das sogenannte »Zehnerkomitee« berufen, das Österreichs WM-Teilnahme 1938 organisieren sollte, die durch den »Anschluss« freilich nicht mehr zustande kam.

### Wohlstand und Flucht

Anfang der 1930er Jahre hatte sich Schidrowitz kurzzeitig ökonomisch wie gesellschaftlich etabliert. Er war, wenn auch als Außenseiter, Teil der Wiener Society. Verlage und Institut dürften Gewinne abgeworfen haben. Schidrowitz demonstrierte den Erfolg, indem er mit seiner als Malerin und Illustratorin erfolgreichen Frau Martha und Tochter Ursula im Jahr 1930 jene Biedermeier-Villa im Nobelbezirk Hietzing erwarb, die sich Kaiser Franz Josephs erste Geliebte Anna Nahowski auf Kosten des Monarchen hatte bauen lassen und die sie ihrer Tochter Helene, einer illegitimen Kaisertochter, und deren Mann Alban Berg vererbt hatte. Schon bald jedoch erschwerten ökonomische Engpässe der Familie Schidrowitz die vereinbarten Ratenzahlungen.<sup>23</sup> 1935 war der kurze Höhenflug schon wieder vorbei: Das Haus musste gerichtlich geschätzt werden, und man einigte sich schließlich auf einen Verkauf.

Mit dem »Anschluss« Österreichs im März 1938 drohte Leo Schidrowitz als Juden wie als Verleger »pornografischer« Werke doppelte Gefahr. Das muss er rasch erkannt haben, denn im Sommer 1938 emigrierte die gesamte Familie nach Paris. Die NationalsozialistInnen setzten nun zahlreiche seiner Werke, unter anderem alle im Institut für Sexualforschung editierten Bücher, auf den Index. Das Institut selbst wurde kurz nach dem »Anschluss« geschlossen.<sup>24</sup> Von Paris aus flüchtete die Familie auf unbekannten Wegen nach Brasilien. Leos Schwestern Grete und Helene blieben in Wien zurück und wurden im Oktober 1941 gemeinsam mit Cousin Arthur, einem Kunstmaler, ins Ghetto Lodz deportiert, wo alle drei umkamen.<sup>25</sup> Auch Schidrowitz' Verlagspartner August Emil Amonesta wurde 1942 in Auschwitz ermordet.<sup>26</sup>

<sup>22</sup> Andreas Hafer, Wolfgang Hafer: Hugo Meisl oder die Erfindung des modernen Fußballs. Göttingen 2007, S. 296.

<sup>23</sup> Herwig Knaus, Thomas Leibnitz (Hg.): Altenberg bis Zuckerkandl. Briefe an Alban Berg. Liebesbriefe von Alban Berg. Wien 2009, S. 155–158.

<sup>24</sup> Erwin J. Haeberle (2011): A Brief History of Sexological Collections. online-Version: [www.sexarchive.info/BIB/SexColls.htm](http://www.sexarchive.info/BIB/SexColls.htm) (4. 5. 2015).

<sup>25</sup> Matriken der Israelitischen Kultusgemeinde Wien sowie Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes: Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer. Abrufbar unter [www.doew.at/erforschen/projekte/datenbankprojekte/namentliche-erfassung-der-oesterreichischen-holocaustopfer](http://www.doew.at/erforschen/projekte/datenbankprojekte/namentliche-erfassung-der-oesterreichischen-holocaustopfer) (15. 11. 2014).

<sup>26</sup> Hall, Verlagswesen, S. 84.

### Exilant in Porto Alegre und Rio de Janeiro

Die Familie Schidrowitz gehörte zur eher geringen Zahl jüdischer ExilantInnen, für die der brasilianische »Estado Novo« unter Diktator Getúlio Vargas zur Anlaufstation wurde.<sup>27</sup> Es ist unklar, ob sie mit einem Touristen- oder einem »Kapitalisten«-Visum (das an eine namhafte Einfuhr an Devisen geknüpft war)<sup>28</sup> einreisten – sie kamen jedenfalls in die im Süden des Landes gelegene Handelsstadt Porto Alegre und fanden eine Unterkunft im abgelegenen Vorort Tristeza. Man hatte kaum Kontakt zu anderen ÖsterreicherInnen oder Deutschen und auch nicht zur Community der jüdischen ImmigrantInnen. Leo Schidrowitz habe sich »fern von seinem Wirkungskreis und mit einer fremden Sprache« nie »recht eingelebt«, Martha habe die Familie mit dem Malen von Ölgemälden über Wasser gehalten.<sup>29</sup>

Leo Schidrowitz schrieb anfangs für das *Deutsche Volksblatt*,<sup>30</sup> ehe 1941 deutschsprachige Zeitungen und Verlage verboten wurden.<sup>31</sup> Jedoch schaffte das Ehepaar Schidrowitz den Aufbau einer rudimentären verlegerischen Tätigkeit, wobei Leo als Herausgeber, Martha als Illustratorin fungierte.<sup>32</sup> Dabei entstanden zwei voluminöse bibliophile Bücher, zum einen ein 700-seitiges Werk zum 200. Gründungstag der Stadt Porto Alegre,<sup>33</sup> zum anderen eine Sozialgeschichte der Provinz Rio Grande do Sul.<sup>34</sup> Um 1941 übersiedelte die Familie nach Rio. Der bereits in Porto Alegre gegründete Verlag Editora Léo Jerônimo Schidrowitz wurde weitergeführt, denn man fand Anschluss an eine Gemeinde von etwa 200 Bibliophilen, die Confrario dos Bibliófilos Brasileiros,

<sup>27</sup> Vgl. Sylvia Asmus, Marlen Eckl (Hg.): »... mehr vorwärts als rückwärts schauen ...«. Das deutschsprachige Exil in Brasilien 1933–1945. Berlin 2013.

<sup>28</sup> Marlen Eckl: »... auf brasilianischem Boden fand ich eine neue Heimat«. Exil-erfahrungen der kleinen Leute in Brasilien. In: Daniel Azuélós (Hg.): Alltag im Exil. Würzburg 2011, S. 79–94, S. 80.

<sup>29</sup> Klaus Oliven: Persönliche Mitteilungen an den Verfasser. Mails vom 5. und 6. 3. 2007 (Klaus Oliven, 1918–2010, war der Sohn des bekannten deutschen, nach Porto Alegre ausgewanderten Schriftstellers und Humoristen Fritz Oliven).

<sup>30</sup> Susanne Blumesberger, Michael Doppelhofer, Gabriele Mauthe (Red.): Handbuch österreichischer AutorInnen jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Hg. von der Österr. Nationalbibliothek. München 2002, Bd. 3, S. 1198.

<sup>31</sup> Izabela Maria Furtado Kestler: Die Exilliteratur und das Exil der deutschsprachigen Schriftsteller und Publizisten in Brasilien. Frankfurt/M. u. a. 1992, S. 51.

<sup>32</sup> Douer/Seeber, Wien, S. 114.

<sup>33</sup> Alvaro Franco, Morency Couto e Silva, Léo Jerônimo Schidrowitz: Pôrto Alegre: Biografia d'uma cidade. Livro Comemorativo do Bicentenário da Fundação da Cidade. Porto Alegre 1940. Ein Exemplar des Buches wurde im Jahr 2005 restauriert und im Stadtrat ausgestellt, vgl. Diário Oficial de Porto Alegre. Edição 2527, Quarta-Feira, 11. 5. 2005, S. 16.

<sup>34</sup> Javor Morency da Couto e Silva, Arthur Porto Pires, Léo Jerônimo Schidrowitz: Rio Grande do Sul. Imagem da terra gaúcha. A obra documentária do estado sulino, fronteira extrema do Brasil. Porto Alegre 1942.

genannt *cattleya alba*, die Werke der Weltliteratur sowie brasilianische Lyrik in luxuriöser Ausstattung und Kleinstauflage veröffentlichte. Leo Schidrowitz war Verleger dieser Edition, Martha hat etliche dieser Bücher, vielfach händisch, illustriert. Als offizielle Herausgeberin fungierte Tochter Ursula.

1947 und 1948 entstand eine Reihe exquisiter Bücher, die eine thematische Vielfalt von Shakespeare über Puschkin bis zu *Brasilianischen Legenden* aufwiesen. Diese Werke, teilweise auf Seide gedruckt, wurden 1949 als brasilianischer Beitrag auf einer Buchausstellung im New Yorker Rockefeller Center präsentiert.<sup>35</sup> Spätestens 1948 knüpften sowohl Leo wie Martha Schidrowitz aber auch wieder Kontakte nach Wien. Eine der Kontakt Personen war Viktoria Giller, die ehemalige Geliebte von Schidrowitz, doch ist zu vermuten, dass sich Verbindungen auch im Vorfeld der Brasilien-Tournee ergaben, die der SK Rapid im Sommer 1949 durchführte.<sup>36</sup> In den Berichten zu dieser Reise scheint Schidrowitz – von Trainer Hans Pesser als »unser Leo Schidrowitz« bezeichnet – als »gründlicher Kenner des brasilianischen Fußballs« auf, der den Klub mit Informationen versorgte. In der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Vereins verfasste er einen Text zu dieser »Südamerika-Fahrt«.<sup>37</sup> Allerdings befand er sich zum Zeitpunkt des Rapid-Gastspiels bereits wieder in Österreich.

### Der Remigrant

Tochter Ursula Schidrowitz heiratete in die USA, Gattin Martha folgte ihr 1950 nach New York, Leo Schidrowitz kehrte im März 1949 allein nach Wien zurück. Sein erster Weg dürfte ihn zu Viktoria Giller und Tochter Monika geführt haben, der zweite zurück ins Verlagswesen: Sein 25 Jahre altes Goethe-Manuskript wurde neu aufgelegt. Der dritte Weg lenkte ihn wieder zu seinem Fußballverein Rapid und von dort schaffte er den Sprung zurück ins Berufsleben: Ab 1950 – und bis zu seinem Tod 1956 – arbeitete Schidrowitz als »Propagandareferent« im Österreichischen Fußball-Bund und kehrte damit im doppelten Sinn zurück in die Öffentlichkeit.<sup>38</sup>

Zum einen löste seine Bestellung eine intensive – wohl auch ein wenig antisemitisch konnotierte – Kampagne in der Sportpresse aus, die hinter der

<sup>35</sup> Thea Diez-Rösing: »Im Notfall druckt man Bücher auf Seide«. Das bunte Leben der Martha Schidrowitz zwischen Riga, Wien, Porto Alegre und Rio de Janeiro. In: Die Presse, 1. 3. 1969, Beilage, S. VI.

<sup>36</sup> Rudolf Kastl: Die Geheimnisse des brasilianischen Systems. In Zusammenarbeit mit den Internationalen Bimbo Binder und Hans Pesser (Sportklub Rapid). Wien 1950.

<sup>37</sup> Leo Schidrowitz: Die Südamerika-Fahrt »Rapids«. In: Festschrift 50 Jahre Sportklub Rapid. 1899–1949. Wien 1949, S. 61–63.

<sup>38</sup> Matthias Marschik, Georg Spitaler: Leo Schidrowitz – Chronist des Wiener Fußballs. In: Peter Eppel, Bernhard Hachleitner, Werner M. Schwarz, Georg Spitaler (Hg.): Wo die Wuchtel fliegt. Legendäre Orte des Wiener Fußballs. Sonderausstellung des Wien Museums, 347; Wien 2008, S. 87.

Bestellung des Leo Schidrowitz eine wienerische »Freunderwirtschaft« vermutete: Entgegen seiner eigenen Darstellung, er sei von sich aus mit Vorschlägen für den »systematischen Aufbau« eines Pressereferates an den ÖFB herangetreten,<sup>39</sup> unterstellten die Zeitungen immer wieder, der Justizminister und ÖFB-Präsident Josef Gerö habe seinen angeblichen Cousin Leo Schidrowitz zunächst durch das Versprechen eines sicheren Postens im Verband zur Remigration animiert<sup>40</sup> und dann einen Versorgungsposten für ihn geschaffen. Weder die behauptete Verwandtschaft noch der versprochene sichere Job entsprachen den Fakten.

Schidrowitz nahm seine neue Aufgabe als zeit- und arbeitsintensive Herausforderung an. Das belegt vor allem seine intensive Pressearbeit, die sich sowohl durch eine umfassende Informierung der JournalistInnen wie durch Gestaltung eigener Zeitungs- und Radiobeiträge auszeichnete. Zudem griff er auch in diesem Zusammenhang wieder auf das Verfassen und die Herstellung von Büchern und Zeitschriften zurück. Seine retrospektiv bedeutendste Arbeit ist eine *Geschichte des Fußballsports in Österreich*<sup>41</sup>. Im Herbst 1954 erschien ein mit 98 Bildtafeln versehener Band über die Fußball-Weltmeisterschaft in der Schweiz.<sup>42</sup> Das Weiterleben von Schidrowitz' bibliophilen Tendenzen manifestierte sich in einer ledergebundenen Ausgabe mit Spielerautogrammen. 1955 gab er ein *Niederösterreichisches Sport-Lexikon* heraus und in kaum einem Sportbuch fehlte ein Beitrag von ihm. Auch die Verbandsarbeit suchte er durch die Edition eines *Leitfadens für Übungsleiter*, eines Regelbuches und eines *Handbuchs für Jugendfußballer* zu professionalisieren. Zudem erschienen, redigiert von Leo Schidrowitz, vier Jahrbücher des ÖFB, wobei er die Publikation der vierten Ausgabe nicht mehr erlebte.<sup>43</sup>

Ab dem Februar 1953 drehte Schidrowitz mit einer zweimal wöchentlich erscheinenden verbandseigenen Sportzeitung – dem *Neuen Sportblatt* – die PR-Schraube noch weiter. Das überdehnte allerdings den akzeptierten Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit und löste heftige Presse-Proteste aus, die sich gegen den ÖFB, dessen Präsidenten Justizminister Josef Gerö und Schidrowitz richteten. Angeprangert wurden die »Machinationen im ÖFB«, durch die nur »beschwichtigt« und »vertuscht« werde. Das neue Medium diene dazu, verstärkt »Mißerfolge in Erfolge um[zu]schreiben«, und das ohne Chance

<sup>39</sup> N. N.: Die Publikationen des ÖFB. In: Leo Schidrowitz (Red.): *Offizielles Jahrbuch 1953/54 des österreichischen Fußballsports*. Wien 1953, S. 79–80, S. 79.

<sup>40</sup> Sport Funk, 29. 11. 1953, S. 1.

<sup>41</sup> Leo Schidrowitz: *Geschichte des Fußballsports in Österreich*. Wien, Wels, Frankfurt/M. 1951.

<sup>42</sup> Leo Schidrowitz: *Das Bilderbuch von der Fußball-Weltmeisterschaft 1954*. Hg. vom Österreichischen Fußballbund, Wien 1954.

<sup>43</sup> Matthias Marschik, Georg Spitaler: »Ein echtes Universalgenie«. ÖFB-Propagandareferent Leo Schidrowitz (1894–1956). In: Matthias Marschik, Rudolf Müllner (Hg.): »Sind's froh, dass Sie zu Hause geblieben sind« *Medialisierung des Sports in Österreich*, Göttingen 2010, S. 209–217, S. 213.

auf Widerspruch, denn wer möchte schon »Presseprozesse gegen den Herrn Justizminister persönlich« führen.<sup>44</sup> Im Sommer fokussierten die Angriffe immer mehr auf Leo Schidrowitz, weil sich Presse wie Öffentlichkeit von dieser »man kann wohl sagen zwielichtigsten Figur, die der ÖFB jemals in seine Räume gelassen hat, in unappetitlicher Gangart einschüchtern lassen«. Der Schaden, »den Herr Schidrowitz dem ÖFB in kürzester Frist zugefügt hat, [ist] unermeßlich«.<sup>45</sup> Im November musste das Projekt *Sportblatt* reduziert, im März 1955 eingestellt werden.

Daneben entwickelte Schidrowitz noch weitere Aktivitäten: Zum einen legte er ein Bild- und Zeitungsarchiv an, zum anderen schuf er die Basis für eine Sportbibliothek und ein österreichisches Sportmuseum. Gerade ein solches Museum hat er immer wieder eingefordert: »[D]ie in Bilddokumenten belegten Spiele des ›Wunderteams‹, ein Erinnerungsmal für Sindelar, die Schallplattenwiedergabe einer Schmiegerschen Länderspielübertragung, – sind das keine Werte, würdig bewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden?«<sup>46</sup> Jedenfalls hat Schidrowitz zwischen 1950 und 1956, wie umstritten seine Tätigkeit oft auch war, dem ÖFB eine der Größe und Bedeutung des Verbandes angemessene Informations- und Publikationsstruktur entworfen und umgesetzt.

Mitten in der Endredaktion für die vierte Ausgabe des ÖFB-Jahrbuches starb Leo Schidrowitz am 6. November 1956 an einem Krebsleiden. Bis 1953, als Martha Schidrowitz nach Wien zurückkehrte, hatte Leo bei Viktoria Giller gewohnt. Speziell deren Tochter Monika »war von dem kultivierten, lebenserfahrenen Mann beeindruckt«, auch wenn dessen Beziehung zu ihrer Mutter zunehmend brüchig wurde. Für Monika Giller war Schidrowitz, der »Onki«, ein »Türöffner in die Welt der Poesie, des Theaters und Filmes« und er war wohl wesentlich für ihre Karriere als Schriftstellerin verantwortlich.<sup>47</sup> Nach der Rückkehr Marthas zog Schidrowitz wieder mit seiner Gattin zusammen, die jedoch 1954 nochmals in die USA reiste, worauf Leo wieder zu Viktoria zog und dort trotz einer krisenhaften Beziehung bis zu seinem Tod blieb. Dennoch wurden Leo und Martha Schidrowitz (sie starb im Dezember 1974) in einem gemeinsamen Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof beerdigt, das 2012 aufgelassen wurde.

Die Nachrufe auf Leo Schidrowitz waren auffallend knapp und lakonisch und zitierten ausschließlich seine Arbeit als Fußball-Funktionär. Den einzigen längeren Gedenkartikel verfasste ÖFB-Präsident Hans Walch, der erklärte, mit Schidrowitz sei eine »Funktionärspersönlichkeit von besonderer Eigenart« gestorben, wie sie in ihrer Vielseitigkeit und Arbeitsintensität wohl kaum

<sup>44</sup> Sport Funk, 22. 2. 1953, S. 1.

<sup>45</sup> Sport Funk, 24. 5. 1953, S. 1; 6. 9. 1953, S. 1.

<sup>46</sup> Leo Schidrowitz: Was soll ein österreichisches Sportmuseum zeigen? In: Österreichisches Fußball-Blatt, 2, 29. 10. 1950, S. 19–20.

<sup>47</sup> Barbara Neuwirth: Nachruf Monika Giller (9. September 1941 – 31. Mai 2011). Abrufbar unter [http://aga.at/pdf/nachruf\\_monika\\_giller.pdf](http://aga.at/pdf/nachruf_monika_giller.pdf) (Abruf 12.11.2014).

vollständig zu ersetzen sein wird«. Walch schloss, dass Schidrowitz »ein echtes Universalgenie« gewesen sei.<sup>48</sup> Das war der einzige – verklausulierte – Hinweis auf die breit gefächerten Aktivitäten des Leo Schidrowitz vor 1938, an die aber auch Schidrowitz selbst nach seiner Remigration weder aktiv noch verbal anschloss, vielleicht auch nicht mehr anschließen wollte.

### Resümee

Fokussieren wir abschließend nochmals auf Leo Schidrowitz' Remigration, so fällt in erster Linie auf, wie sehr seine weitere Biografie die Ursachen seines Exils ausblendet. Schidrowitz war ja 1938 gleich zweifach zur Auswanderung gezwungen: Er war Jude. Und er war Sexualforscher, in der Nazi-Diktion also ein »Pornograph«. Nach seiner Rückkehr hat er beides – zumindest öffentlich – nie problematisiert. Nach Erinnerungen an seine verlegerische und sexualforscherische Tätigkeit sucht man vergebens, es existiert auch kein Restitutionsantrag über die Bücher und Artefakte seines sexualwissenschaftlichen Instituts. Hatte Schidrowitz sein »Jüdischsein« schon vor 1938 nicht thematisiert, so grenzte er das Thema nach seiner Rückkehr völlig aus seinem öffentlichen Leben aus.

Stattdessen knüpfte Schidrowitz an jenes seiner Tätigkeitsfelder vor 1938 an, das schon damals zugleich als »unpolitisch« wie als »authentisch« gesehen und behandelt wurde, den Sport. Der Rückzug in jene scheinbar neutrale, zugleich aber physisch so präsente Sphäre mag für Schidrowitz auch deshalb wichtig gewesen sein, weil er damit so manchen Schwierigkeiten, die für andere RemigrantInnen aufgebaut wurden, entkam. Auf dem männerbündlerischen Terrain des Fußballs konnte selbst der jüdische Rückkehrer relativ rasch wieder Fuß fassen. Und er konnte im Rahmen dieser Tätigkeit auch wieder jenes enorme Engagement entfalten, das alle seine beruflichen Aktivitäten schon vor 1938, aber auch in den Jahren der Emigration ausgezeichnet hatte: Wenn Schidrowitz etwas betrieb, dann musste das Resultat quantitativ oder qualitativ außerordentlich sein.

In diesem Arbeitsethos offenbart sich dann doch die Verbindung des remigrierten Sportfunktionärs Schidrowitz zum Verleger und Sexualforscher der Zwischenkriegszeit. Was die auf den ersten Blick so unterschiedlichen Facetten des »Universalgenies« eint, ist das Faktum, wie er in seinen Metiers agierte. Er war ja ebenso wenig ein Sportler wie ein Forscher oder Wissenschaftler. Aber Schidrowitz griff populärkulturelle Themen und Trends auf. Er war geschäftstüchtig und dachte erfolgsorientiert, er wollte seine Bücher verkaufen so wie die Resultate der Sexualwissenschaft oder später den österreichischen Fußballsport. Er hat Produkte der Populärkultur, ob nun Bücher,

<sup>48</sup> Hans Walch: Leo Schidrowitz zum Gedenken. In: Jahrbuch des ÖFB. 1955/56. Wien 1956, S. 6–8, S. 7.

Erotik oder Fußball, an den Mann (und wohl nur selten an die Frau) gebracht und damit praktische Kulturarbeit betrieben.

Ähnlich engagiert ging der ÖFB-Propagandareferent vor, als er den Sport als einen zentralen Bestandteil der Wiener Festwochen etablieren wollte: Statt von Alban Berg bis Stefan Zweig alles auf die Bühne zu stellen, »was ausgefallen genug ist, um im normalen Repertoire eine sichere Pleite zu bedeuten und sich deshalb für subventionierte Festspiele empfiehlt«, sollten diese Veranstaltungen »dem Volk wirklich Feste bieten, an denen es sich zu freuen vermag«. Er empfahl Fußball-Länderspiele oder eine sommerliche Eisrevue.<sup>49</sup> So erwies sich der Verleger, Sexualforscher und Fußballfunktionär Schidrowitz auf allen Gebieten als nachhaltiger und zugleich ernsthafter Förderer von populärer Kultur.

Dieser Fokus seiner Arbeit legte fast zwangsläufig auch eine gesellschaftliche Verortung und Selbstpositionierung fest: Schidrowitz sah sich wohl stets im liberalen gehobenen – und vollständig assimilierten – Bürgertum beheimatet oder wollte ihm zumindest zugehörig sein, von der aristokratischen Heirat bis zur Hietzinger Nobelvilla und zum Verleger bibliophiler Bücher. Zugleich nahm sich Schidrowitz aber auch als jovial und volksnah wahr: Als »Rapidler«, als Verleger von Bestsellern wie auch als Sexualkundler suchte er dem Massengeschmack zu folgen und den Menschen zu geben, was er als deren Wünsche erachtete. Er fühlte sich der Populär-, nicht einer emanzipatorischen Popularkultur verpflichtet. Das zeigte sich auch noch nach der Rückkehr, als er in seiner *Geschichte des Fußballsportes* mit dem Arbeitersport und der sozialdemokratischen Führung des ÖFB hart ins Gericht ging, weit härter als mit späteren nationalsozialistischen Zugriffen auf den Sport.<sup>50</sup> So wirft es auch ein seltsames Licht auf die Einstellung des Leo Schidrowitz zur unmittelbaren Vergangenheit, dass 1949 die Wiederveröffentlichung seines *Unbegabten Goethe* im Verlag von Therese Kirschner erfolgte, die 1938 den arisierten Weltbild-Verlag des tschechischen Juden Rolf Passer übernommen hatte.<sup>51</sup> Eine große Distanz zum Judentum noch nach 1945 manifestiert sich auch darin, dass Schidrowitz in seiner Fußballgeschichte der Hakoah als einzigm bekannt Wiener Fußballklub kein eigenes Kapitel widmete.

Zur Geschichte des Remigranten Schidrowitz gehört freilich auch der Blick auf die Rezeption seiner Figur wie seiner Tätigkeiten. Und dabei lässt sich formulieren, dass sich sein Rückzug in die unpolitische, neutrale Sphäre des wissenschaftlich kaum ernst genommenen Sports in einer Ausblendung der Leistungen des Leo Schidrowitz niederschlägt. Das betrifft zum ersten die

<sup>49</sup> Leo Schidrowitz: Die Wiener Festwochen und der Sport. In: Österreichisches Fußball-Blatt, 3, 5. 11. 1950, S. 21–23, S. 21f.

<sup>50</sup> Georg Spitaler: Populäre Erinnerungsorte – die NS-Zeit im österreichischen Fußballgedächtnis, in: Lorenz Peiffer, Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): Hakenkreuz und rundes Leder. Fußball im Nationalsozialismus. Göttingen 2008, S. 545–557, S. 545f.

<sup>51</sup> Murray G. Hall: Jüdische Buchhändler und Verleger im Schicksalsjahr 1938 in Wien. In: Anzeiger des österreichischen Buchhandels, 123/5 (März 1988), S. 40–45, S. 44.

Germanistik, die – abgesehen von Murray Halls Aufarbeitung im Hinblick auf die verlegerische Tätigkeit – die Beiträge von Schidrowitz zur Theatergeschichte der frühen 1920er Jahre ebenso gering schätzt wie seinen Anteil an der hoch- wie populärkulturellen Literatur der Zwischenkriegszeit. Das betrifft zum zweiten die Kommunikationswissenschaft, die bislang die große Bedeutung, die Leo Schidrowitz als Pionier einer Verbands-PR zukommt, übersieht, war er doch der erste Verbandsfunktionär, der im Sinn moderner Public Relations nicht nur Auskünfte erteilte, sondern die Presse aktiv mit Informationen versorgte, also Pressepolitik betrieb. Zugleich erkannte er, dass Informationsarbeit alle Medien – von eigenen Verbandspublikationen bis zum Aufbau eines Archivs und Museums – umfassen sollte. Damit leistete er einen wichtigen Impetus in der sukzessiven Neugestaltung des Verhältnisses von PR und Medien. Und zum dritten wird auf human- wie kulturwissenschaftlicher Ebene die Rolle von Schidrowitz in der Etablierung der Sexualwissenschaft geringgeschätzt. Im Gegensatz zur gut dokumentierten Geschichte der Wiener Psychologie und der Psychoanalyse stellt jene der Sexualforschung ein Desiderat dar. Schidrowitz hat mit seinen Werken der »Sexualwissenschaft« eine enorme – literarisch wie bildlich festgeschriebene – Basis verliehen. Mit seinen Publikationen »erhielt die Erotik eine populäre Geschichte«<sup>52</sup>. Schidrowitz fasste die von Magnus Hirschfeld, Iwan Bloch, Albert Moll und Max Marcuse geschaffene Basis zusammen, stellte die oft verstreuten, kontroversiellen Grundlagen in der damals bestmöglichen Form des Lexikons zusammen und gab der Sexualwissenschaft ein erstes umfassendes Fundament.<sup>53</sup>

Die Remigration bedeutete – oder bewirkte – für Leo Schidrowitz einen doppelten Rückzug, zum einen in die kleinbürgerliche Privatheit seiner neuen Familie, zum anderen in den neutralen und »unpolitischen« Raum des Sports. Im Rahmen dieser zweifachen Bescheidung konnte sich der Rückkehrer neuerlich einen Platz in der Nachkriegsgesellschaft sichern, freilich um den Preis einer persönlichen Rücknahme, die von der Wahrnehmung und Rezeption seines Schaffens nochmals gedoppelt wird. Augenscheinlich wird die Veränderung an der fotografischen Präsenz des Leo Schidrowitz: Zeigen uns Bilder aus den 1920ern, etwa im *Bilderlexikon der Erotik*, einen schlanken, eleganten, bürgerlichen Bonvivant, so sehen wir auf den privaten Fotos aus den Fünfzigern einen kleinen, dicklichen Herrn, der offenbar darauf bedacht ist, auf den offiziellen ÖFB-Bildern nicht präsent zu sein. Auch auf diese Weise lassen sich die Konsequenzen der Remigration festmachen.

<sup>52</sup> Andreas Pretzel: Das Warenhaus der Liebe. Abrufbar unter [www.meinesexualitaet.de/erotik/das-warenhaus-der-liebe](http://www.meinesexualitaet.de/erotik/das-warenhaus-der-liebe) (26. 10. 2014).

<sup>53</sup> Ulrich F. Bach: Sittengeschichten der Weimarer Republik als kulturgeschichtliche Sammlung. Eduard Fuchs, Leo Schidrowitz und Magnus Hirschfeld. In: Aus dem Antiquariat, NF 12/3+4 (2014), S. 148–155, S. 154.



Philipp Mettauer

## »Ich hab' keinen Lockruf des Vaterlandes bekommen.« Aus Südamerika zurückgekehrt

Von den zirka 2.200 österreichischen Jüdinnen und Juden, die sich vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Argentinien retten konnten, kehrten die wenigsten zurück. Während die einen nicht in ein Land zurück wollten, aus dem sie auf brutalste Weise vertrieben worden waren, wäre für andere, beispielsweise durch ihre – nach langen Kriegsjahren – meist erfolgreiche Einbürgerung bzw. Integration in die argentinische Gesellschaft, eine Remigration nicht zielführend gewesen. Neben familiären Motiven hielten mannigfaltige Gründe von einer Rückkehr ab: die allgemeine wirtschaftliche Lage im zerstörten Nachkriegsösterreich mit seiner lückenhaften Entnazifizierung, der nach wie vor virulente Antisemitismus, das Fehlen einer offiziellen Einladung, die nicht erfolgte Rückstellung geraubten Vermögens und nicht zuletzt die allmählich bekannt gewordene Dimension des Holocausts.

Aber selbst diejenigen, die nicht zurückgekehrt sind, beschäftigten sich doch sehr intensiv mit dem Thema und stellten ernsthafte Überlegungen oder zumindest Gedankenspiele an. Während eines Oral History-Forschungsprojekts in Buenos Aires<sup>1</sup> und Wien<sup>2</sup> erhielt ich auf diesbezügliche Fragen jeweils ausführliche Antworten, in denen das Für und Wider, persönliche Argumente und Erlebnisse geschildert wurden. In meinem Beitrag werde ich daher anhand von lebensgeschichtlichen Interviews sowohl mit ExilantInnen, die in Argentinien geblieben sind, als auch mit denjenigen, die sich für eine Rückkehr entschlossen haben, das Phänomen der Remigration von beiden Seiten beleuchten.

Die Interviewten gehören zu jenen, die sich meist nicht künstlerisch, politisch oder literarisch artikulierten und die nicht zu Berühmtheit gelangt sind. Es sind die individuellen Erfahrungen, die emotionale Dimension des »Exils der kleinen Leute«<sup>3</sup>, auf die folgender Artikel fokussiert. Daher werden die Berufe der Interviewten nicht genannt, es sei denn sie beschäftigten sich in ihrer professionellen Laufbahn mit dem Thema. Darüber hinaus gestalteten

<sup>1</sup> Siehe: Philipp Mettauer: Erzwungene Emigration nach Argentinien. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten. Münster 2010.

<sup>2</sup> Ich danke der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien für die finanzielle Unterstützung des Interviewteilprojekts »Volver« mit österreichischen RemigrantInnen in Wien.

<sup>3</sup> Vgl. Wolfgang Benz (Hg.): Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration. München 1991.

sich die beruflichen Tätigkeiten der Vertriebenen äußerst atypisch und waren einer ständigen Veränderung unterworfen: nach »Arisierungen«, Berufs- und Ausbildungsverboten im »Dritten Reich« musste im Exilland die erstbeste Verdienstmöglichkeit angenommen werden, wobei in der flexiblen und dynamischen argentinischen Wirtschaft oftmals neue berufliche Wege eingeschlagen wurden.

Keine österreichische Nachkriegsregierung unternahm jemals einen ernstgemeinten Versuch, die jüdischen Vertriebenen offiziell zur Heimkehr aufzufordern oder einzuladen, was aber durchaus wichtig gewesen wäre, wie viele Interviewte feststellen. »Wenn mir jemand gesagt hätte: ›Komm wieder nach Österreich zurück!‹ – ich wäre gegangen. Es ist den Österreichern aber nicht eingefallen, mich zur Rückkehr einzuladen«<sup>4</sup>, sagt etwa der aus dem Burgenland stammende Kurt Heinrich.

Dass aber Österreich nicht die Initiative aufnehmen und seine Vertriebenen mit offenen Armen empfangen würde, war den meisten von vornherein klar. Hans Hacker drückt das im Interview folgendermaßen aus:

Mit offenen Armen? Eigentlich konnte man es gar nicht erwarten. Diejenigen, die leider die Mehrheit waren, sollten diejenigen, denen sie Dinge weggenommen hatten, mit offenen Armen empfangen? Die sie beschimpft und bespuckt haben? Natürlich nicht.<sup>5</sup>

Während der Großteil der auf Grund der Nürnberger Gesetze Verfolgten einer Rückkehr nach Österreich skeptisch gegenüberstand, waren diejenigen, die wegen ihres sozialistischen, kommunistischen, christlich-konservativen oder legitimistischen Engagements das Land verlassen mussten, nach dem Ende der NS-Diktatur dazu bereit und bestrebt, so früh wie möglich zurückzukehren, um den gesellschaftlichen Wandel mitzugestalten.<sup>6</sup>

Mitglieder der Arbeiterbewegung kamen in »ihre« Partei und in »ihr Rotes Wien« zurück, in der Hoffnung, an ihre Tätigkeiten vor 1934 bzw. 1938 anknüpfen zu können. »Wir waren eingestellt auf Österreich, nicht auf ein langes Warten in der Emigration«<sup>7</sup>, so die kommunistische Widerstandskämpferin Gerti Schindel. Trotz Shoah und ihrer meist jüdischen Herkunft verstanden sie sich primär als österreichische Linke und wollten sich aktiv am Aufbau eines progressiven Österreich beteiligen, wurden aber schon bald enttäuscht: Die Bevölkerung fühlte sich von den Alliierten und insbesondere

<sup>4</sup> Interview mit Kurt Heinrich. In: Alfred Lang, Barbara Tobler, Gert Tschögl (Hg.): *Vertrieben. Erinnerungen burgenländischer Juden und Jüdinnen*. Wien 2004, S. 198.

<sup>5</sup> Interview mit Hans Hacker, Buenos Aires, 31. 5. 2002.

<sup>6</sup> Siegwald Ganglmaier, Peter Schwarz: *Emigration und Exil 1938–1945*. In: Emmerich Tálos u. a. (Hg.): *NS-Herrschaft in Österreich*. Wien 2000, S. 842f. bzw. Wolfgang Neugebauer: *Remigration*. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): *Jahrbuch 2003*, S. 97.

<sup>7</sup> Karin Berger u. a. (Hg.): *Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand. Österreich 1938–1945*. Wien 1985, S. 167.

der Roten Armee besetzt, nicht befreit. Die KPÖ war bereits nach den ersten Wahlen in die politische Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Die langjährige sozialistische Nationalratsabgeordnete Stella Klein-Löw beschrieb ihre Rückkehr folgendermaßen:

Vielleicht war es bei mir anders, weil ich in der Partei ein zweites Heim gehabt hatte, weil der Sozialismus starke Verwandtschaftsbande schafft. [...] Eine große Familie saß beisammen: erinnerte sich, besprach sich, plante. Und ich war wieder ein Mitglied dieser Familie.<sup>8</sup>

Für rassistisch Verfolgte konnte es Zukunft und Neuanfang dagegen nur in neuen Ländern geben, da ihre leiblichen Familien entweder in der ganzen Welt zerstreut oder tot waren. Die auf Grund ihrer politischen Aktivität Vertriebenen waren außerdem eher bereit, Österreich tatsächlich als »Opfer des deutschen Faschismus« zu sehen und so gewissermaßen ihre eigene Rolle auf die ganze Nation zu übertragen,<sup>9</sup> während rassistisch Verfolgte von Beginn an auf die Mittäterschaft der ÖsterreicherInnen verwiesen. Dennoch konnten sich manche jüdische ExilantInnen – meist durchwegs patriotisch eingestellt – mit der Opferrolle Österreichs identifizieren, begannen doch die gewalttäglichen antisemitischen Ausschreitungen am Tag des »Anschlusses« an das Deutsche Reich.

Maria Kastanek de Katz beispielsweise sympathisierte zwar mit der Sozialdemokratie, war aber selbst nicht politisch tätig. Sie war vom Katholizismus zum Judentum konvertiert und wurde mit ihrem jüdischen Ehemann vertrieben, was ihre komplexe Identität bis heute prägt. Im Interview differenziert sie zwischen dem Land per se und seinen BewohnerInnen, obwohl sie sich selbst als Österreicherin bezeichnet.

*Bueno, was kann Österreich dafür, dass der Hitler gekommen ist? Natürlich waren viele Menschen Nazi und waren schlecht, aber das Land ist was anderes als die Menschen. Natürlich war ich gekränkt, dass ich hab' müssen verlassen meine Heimat. [...] Ich bin sehr patriotisch, Österreich ist für mich alles und ich hab' mir sehr schwer getan da, ich konnte mich sehr schwer gewöhnen. Solamente [nur] weil man in Familie ist, hat man's überdrückt. [...] Ja, wirklich, ich bin eine Österreicherin. Ich kann 100 Jahr' von dort weg sein, ich werde immer Sehnsucht nach dort haben.*<sup>10</sup>

### »Wie kann man so charakterlos sein!«

So manches Mal wurde denjenigen, die sich für eine Rückkehr aussprachen, von denen, die am Zufluchtsort blieben, mangelnde Aufrichtigkeit vorgeworfen.

<sup>8</sup> Zitiert nach Helga Embacher: Eine Heimkehr gibt es nicht? Remigration nach Österreich? In: Gesellschaft für Exilforschung (Hg.): Ein internationales Jahrbuch, Band 19, München 2001, S. 187–209, S. 194.

<sup>9</sup> Vgl. Helga Embacher: Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945. Wien 1995, S. 117.

<sup>10</sup> Interview mit Maria Kastanek de Katz, Lanús, Provincia de Buenos Aires, 5. 9. 2002.

Die in Wien geborene und in New York verstorbene Schriftstellerin Stella Hershman formulierte das folgendermaßen:

Viele haben hier die Einstellung gehabt, dass man nicht zurückgehen darf, denn wie kann ich in eine Stadt, in ein Land fahren, das mich hinausgeworfen hat. Das waren große Debatten unter den refugees, wie »Du hast keinen Charakter und nichts dazugelernt.<sup>11</sup>

Ähnlich sieht das auch Felix Friedenbach aus Buenos Aires:

Ich stehe am Ende unseres Lebens, meine Frau auch. Und wo lebt man jetzt am ruhigsten, am gemütlichsten? In Österreich! Aber wie kann ich in Österreich leben? Wie kann ich mich dort einleben? Es ist von mir unehrlich, wenn ich jetzt zurückfahren würd'. Ich müsste mich schämen, wenn ich zurückfahr' in ein Land, das mich verstoßen hat.<sup>12</sup>

Bei Valerie Kosinetz de Heller, die zwar in Österreich nicht mehr leben will, Wien aber dennoch über alles liebt, kam es vor einem geplanten Besuch innerhalb der Familie zu teils heftigen Auseinandersetzungen:

Weder meine Eltern noch meine Schwester hätten jemals wieder Österreich betreten. Die sind Amerikaner geworden. Die haben sich gefühlt als Amerikaner. Wollten nicht einmal mehr Deutsch sprechen. Sie haben mich für charakterlos erklärt. Ich kann nix dafür. Ich hab' daran gehangen. Ich kann doch nix dafür, dass ich so empfunden hab. Ich würde ja auch nicht mehr dort leben. Meine Mutter hat nie verstanden, dass ich auf Besuch hinwollte.

Meine Eltern haben Österreich nie mehr betreten! Nie mehr nach Österreich. Und ich hab' mich dann auch gar nicht mehr getraut, ihnen zu sagen, dass ich möcht' so gern dorthin. Sie hätten mich erschlagen dafür. Ein Mensch muss einen Charakter haben. Vielleicht hab' ich ihn nicht in der Hinsicht. Ich empfinde für Wien, was ich nicht beschreiben kann.<sup>13</sup>

Ihren ersten Wienzaufenthalt absolvierte Valerie Kosinetz de Heller gemeinsam mit ihrem Ehemann im Jahre 1948. Von den Zuständen in Österreich wenige Jahre nach Kriegsende allerdings bitter enttäuscht, ging sie wieder in ihr »altes« Exilland zurück:

Es war sehr traurig alles. Wir haben keinen einzigen Bekannten mehr gehabt, niemanden. [...] Wir waren so allein. Es war so viel zerbombt. Es war so viel Schutt überall. Da hab' ich gesagt: »Gemma wieder weg.« Wir waren nicht lange in Wien. Zwei Wochen nur. Das war kein schöner Aufenthalt.<sup>14</sup>

Auch Peter Paneth wollte nach dem Krieg zurückkehren, eine permanente Rückkehr ist ihm jedoch aus familiären und beruflichen Gründen nicht gelungen. Nach seiner Pensionierung verunmöglichte ihm sein Alter eine Übersiedelung:

<sup>11</sup> Zitiert nach Embacher, Neubeginn, S. 118.

<sup>12</sup> Interview mit Felix Friedenbach, Buenos Aires, 16. 5. 2002.

<sup>13</sup> Interview mit Valerie Kosinetz de Heller, Buenos Aires, 28. 5. 2002.

<sup>14</sup> Ebd.

Ich hab' immer diese Idee gehabt: wieder zurück. Ich hab' immer fantasiert, ich fahr' nach Österreich zurück. Dass das hier nur vorübergehend ist, wie eben die Kriegszeit war. Aber das ist dann nicht gelungen, oder nicht zustande gekommen, ich hab's ja nicht einmal versucht. [...] Soll ich jetzt noch Experimente machen? Hinfahren, herfahren? Ja, auf drei Wochen, sehr schön. Aber mich niederlassen, eine Wohnung suchen?<sup>15</sup>

Neben der Frage nach dem permanenten Verbleib im Exilland bzw. der Rückkehr nach Österreich existierten weitere Formen und Versuche einer sozusagen zeitweisen Remigration. Manche kamen beruflich oder zu Studienaufenthalten nach Wien und wurden »Bewohner zweier Welten«. Eine Entscheidung zur Rückkehr wurde vor allem von der wirtschaftlichen, politischen und klimatischen Situation in den Exilländern beeinflusst. Kaum jemand blieb nach dem Krieg beispielsweise in China oder Bolivien. Aus Shanghai betrug die Remigrationsrate 20 Prozent, während aus Westeuropa vier und aus den USA gar nur 0,2 Prozent zurückkehrten.<sup>16</sup> Ähnlich geringe Prozentzahlen dürften für Argentinien gelten. Die weitere Wanderung musste aber nicht unbedingt nach Österreich führen, von Bolivien gingen die meisten hauptsächlich nach Argentinien, Brasilien, Uruguay, Israel und in die Vereinigten Staaten von Amerika.<sup>17</sup>

Den meisten rassistisch Vertriebenen war von Anfang an bewusst, dass sie nicht mehr zurückkehren werden. Zu einprägsam waren die Misshandlungen, zu brutal die Verfolgungen. Trotz der Schwierigkeiten der ersten Jahre im Exil und selbst angesichts des Wunsches, mit ihren Familienangehörigen wieder zusammen zu sein, dachte beispielsweise die gemeinsam mit ihrem Ehemann emigrierte Stella Leist nicht daran, zurückzukehren. 1941 schrieb sie ihrer Mutter nach Wien: »Glücklich seid Ihr ja nicht in Wien, aber wir sind es hier auch nicht, was soll man machen, das Leben ist schwer geworden, wir werden schon zufrieden sein, wenn wir alle einmal beisammen sein werden. Wir denken immer an Euch alle, aber zurück würden wir nie wollen.«<sup>18</sup>

Nachdem ihre Mutter gestorben, die letzten Familienmitglieder deportiert, in den Tod getrieben oder geflüchtet waren, stand für Stella Leist ohnehin fest, nicht zurückkehren zu wollen. 1943 schrieb sie an ihren Bruder nach England: »Wenn Ihr doch einmal nach U.S.A. gehen solltet, so will ich Euch bestimmt besuchen, wir wollen doch das Leben nicht zu Ende leben ohne einander zu sehen. Nach Wien will ich nicht mehr zurück, wir haben ja doch nur mehr Gräber, die wir besuchen können.«<sup>19</sup>

<sup>15</sup> Interview mit Peter Paneth, Buenos Aires, 30. 8. 2002.

<sup>16</sup> Embacher, Heimkehr?, S. 191.

<sup>17</sup> Jonny Moser: Demografie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945. Wien 1999, S. 72.

<sup>18</sup> Brief von Stella Leist (Buenos Aires) an Louise Igel (Wien), 27. 6. 1941, Originale in Privatbesitz von Lisa Leist de Seiden, Buenos Aires. Kopien am Institut für jüdische Geschichte Österreichs, »Lebenserinnerungen österreichischer Jüdinnen und Juden«, Sammlung Mettauer.

<sup>19</sup> Brief von Stella Leist (Buenos Aires) an Paul und Lily Igel (London), 9. 6. 1943, ebd.

Ob jüdisches Leben in Österreich nach 1945 überhaupt noch möglich ist, wurde von vielen ExilantInnen in Argentinien in Frage gestellt. Liselotte Ellmann de Velten drückte das im Interview folgendermaßen aus: »Mein Mann wollte ja nie zurück, obwohl er ja auch nicht so ein bewusster Jude ist.« Das wiederum hieße im Umkehrschluss, dass es für sie logischer wäre, wenn ein »bewusster Jude« nie mehr zurückkehren möchte. An einer anderen Stelle im Interview präzisierte sie: »Ich habe Freunde, die sind nach Wien zurück und fühlen sich sehr wohl dort, obwohl sie Juden sind.«<sup>20</sup>

### Eine Reise nach Österreich

Obwohl eine dauerhafte Rückkehr also nicht vorstellbar schien, kehrten die meisten – auf Urlaub – nochmals nach Österreich zurück.<sup>21</sup> Bei diesen Reisen wurde den ExilantInnen nach Jahrzehnten bewusst, wie sehr sie die argentinische Lebensweise angenommen und deren Vorzüge zu schätzen gelernt haben. In Österreich fühlen sie sich fremd, zwar gut bewirtet, aber nicht wirklich willkommen. Das Land empfinden sie als zu klein und provinziell, zu strukturiert, zu ordentlich und zu kontrolliert.

Wien wird meist mit Nostalgie erinnert. Zum einen werden Kunst und Kultur, Oper, Theater, Kabarett, die es in dieser Form in Argentinien nicht gab und gibt, vermisst, zum anderen die Naturerlebnisse, wie Sommerfrische und Wandern in den Alpen oder das Schi- und Eislaufen im Winter. Auf den Österreichreisen leben aber auch die traumatischen Erinnerungen der Verfolgung und Vertreibung wieder auf, besonders dann, wenn sie als eine Art Zeitreise in die »Alte Welt« wahrgenommen werden, wie etwa Robert Wang berichtet:

1970 so ungefähr, hab ich die Orte meiner Jugend, meiner Kindheit, in Wien besucht. Und zu meinem Entsetzen hab ich gemerkt, dass alles beim Alten geblieben ist! Das hat mich sehr beeindruckt. Die Straßen, die Straßenbahnen, die Geschäfte, die Haustüren, alles war so, wie ich in Erinnerungen gehabt hatte. [...]

Das letzte Mal in Österreich, vor zwei Jahren, bin ich nach Salzburg gefahren, das ich noch nicht gekannt hab. Auch nach Altaussee, wo wir als Kind immer hingefahren sind, um die Kindheitserinnerungen wieder aufzufrischen. Da sind wir auf die Berge gestiegen, haben gebadet, sind spazieren gegangen, da hab ich mich ziemlich gut erinnert, es war so wie früher. Die Leute sind auch so wie früher. Das ist das Schlimme. Die sind im Prinzip noch wie damals und die haben sich gewundert, was ich dort mach. [...] Es ist immer ein Keim gegen Ausländer, oder die, die nicht so sind wie sie. Angeblich sind sie gemütlich, aber man merkt, dass sie im Inneren denken: »Der gehört nicht zu uns!« Das ist die Sache. [...]

Die haben mich rausgeschmissen, so ist die Sache und so ist es geblieben. Ja, ist schön Österreich, ist gemütlich und so ist es geblieben. Ich geh gern dort spazieren,

<sup>20</sup> Interview mit Liselotte Ellmann de Velten, Lomas de San Isidro, Provincia de Buenos Aires, 15. 8. 2003.

<sup>21</sup> Vgl. Barbara Holzheu: Zurückgekehrt oder nur zu Besuch? Zur Problematik der österreichischen Remigration am Beginn der Zweiten Republik. Wien 2001 [Dipl.].

auf der Mariahilfer Straße, auf der Kärntner Straße, ich ess' gern die Mehlspeisen, geh immer in die Konditorei in der Wollzeile und kauf mir die Punschkräppen, weil die gibt's hier nicht.<sup>22</sup>

Der Eindruck, dass sich in Österreich nicht viel geändert habe, wird in zahlreichen Interviews immer wieder angesprochen. Einerseits sehen die ExilantInnen das Land zwar mit touristischen Augen, quasi als Außenstehende, andererseits werden sie aber ständig daran erinnert, dass sie einmal Teil dieser Gesellschaft waren, sich nun aber nicht mehr wirklich zugehörig fühlen. Dieses Gefühl wird noch verstärkt durch die spärlichen Nachrichten, die über die österreichische Politik in die argentinischen Medien oder die Öffentlichkeit gelangen, in der Österreich prinzipiell kein Thema ist. Paul Simko beispielsweise antwortete auf die Frage, ob er jemals daran gedacht habe, nach Österreich zurückzukehren, um dort zu leben:

Nein. Ich glaub, ich würd' mich nicht mehr wohl fühlen. Zu klein! Auf Urlaub hinzufahren ist schön. Und ich muss auch ehrlich sagen, wenn ein Haider gewählt werden konnte, dann hab ich noch weniger Lust, dort zu leben. Ich mein, es kann interne Gründe gegeben haben, vielleicht wurde er zum Trotz gewählt, genauso wie der Waldheim, der gewählt wurde, weil die anderen zu viel aufgeführt haben. Aber wenn einer das behaupten kann, was der Haider gesagt hat, und trotzdem gewählt wird, dann ist das ist kein Land, in dem ich leben möchte.<sup>23</sup>

### **»Ich hab' Luftwurzeln und die hab' ich jetzt hier eingepflanzt«**

Eine der wenigen, die sich aus Argentinien zu einer permanenten Remigration entschied, ist Eva Abelis de Hacker. 1925 in Linz geboren, verbrachte sie ihre Kindheit in Oed bei Traun, als Volksschulkind übersiedelte sie mit der Familie nach Wien. 1938 emigrierte sie nach Südamerika, um in den 1960er Jahren mit ihrem Ehemann Fritz Hacker, den sie in Buenos Aires kennengelernt hatte, über Italien und Israel zurückzukehren. Auch in zahlreichen Lebensgeschichten kristallisierte sich heraus, dass der Wunsch nach Rückkehr zunächst nicht direkt auf Österreich, sondern oftmals auf die europäischen Nachbarländer gerichtet war. In den meisten Fällen entschieden letztlich die Männer, wohin die Übersiedelung schlussendlich führte.

Nach fünf Jahren in Mailand, wo die Schwiegereltern wohnten, die den Holocaust in der Schweiz überlebt hatten, ging es weiter nach Israel, laut Eva Hacker »das schwierigste und komplizierteste Land der Welt.« Im Sechstagekrieg 1967 trat die Familie erneut die Flucht an und landete in Zypern. Dort bekam sie Besuch von argentinischen Freunden, wie Frau Hacker im Interview erzählt: »Wir sind da alle gestanden am Meer und die Lisl Simko hat

<sup>22</sup> Interview mit Robert Wang, Olivos, Provincia de Buenos Aires, 9. 8. 2003.

<sup>23</sup> Interview mit Paul Simko, Buenos Aires, 21. 7. 2003.

gesagt: ›Hör' zu Fritz, du gehörst doch nicht da her!‹ Hat der Fritz gesagt: ›Naja, wo gehör' ich denn dann hin?‹ ›Nach Österreich gehörst du!‹«<sup>24</sup>



»Ya tenemos casa! Ein Zuhause haben wir schon!« Eva und Fritz Hacker an einem argentinischen Strand in den 1950er Jahren. Foto als Beilage zu einem Brief, den das Paar an seinen Cousin Jorge Hacker nach Wien sandte, der zu dieser Zeit seine Schauspielerausbildung am Max Reinhardt Seminar absolvierte. Mit freundlicher Genehmigung: Familienarchiv Hacker.

Bei einer Umfrage unter RemigrantInnen in den 1960er Jahren gab die Mehrheit persönliche bzw. wirtschaftliche Gründe, unsichere politische Verhältnisse in den Exilländern sowie »Heimweh« als ausschlaggebend für die Entscheidung zur Rückkehr an.<sup>25</sup> Ein weiterer Beweggrund, der in vielen Lebens-

<sup>24</sup> Interview mit Eva Hacker, Wien, 26. 4. 2008.

<sup>25</sup> Friederike Wilder-Okladek: The Return Movement of Jews to Austria after the Second World War. With special consideration of the return from Israel. The Hague 1969,

geschichten genannt wird, ist die Angst, auch nach der erfolgreichen Flucht vor dem Nationalsozialismus in Südamerika des Lebens nicht sicher zu sein. Die autoritäre Regierung von Juan Domingo Perón und die Militärdiktatur von 1976 bis 1983 in Argentinien, die linke Stadtguerilla in Uruguay, blutige Umstürze in Bolivien sind einige der Ursachen dafür. Eva Hacker projiziert dieses Gefühl der Unsicherheit auf ihren Sohn, der in Buenos Aires geboren, in Mailand in den Kindergarten, in Haifa die Schule besucht hat und heute in Wien lebt, wenn sie im Interview meint, dass dieser jederzeit wieder nach Argentinien gehen könnte, wenn er verfolgt werden würde.

Also, ich bin hier keineswegs unglücklich und ich bin auch sehr anpassungsfähig. Wenn man mich heute weiß Gott wo hin setzt, irgendwie komm' ich durch. Das ist einer der Vorteile, wenn man nirgends zu Hause ist. Ich bin sehr gerne hier, war überall gerne. Ich mein', ich weiß, wohin ich zurück gegangen bin, das weiß ich schon, ganz genau. [...]

Es gibt den Antisemitismus, es gibt ihn hier und jetzt und überall. Ich hab' meinen Sohn in der Richtung immer im Klaren gelassen, was wir hier sind. Er hat seine Papiere in Ordnung und könnte jederzeit nach Argentinien gehen, wenn man verfolgt würde, was mir sehr unwahrscheinlich vorkommt. Aber er hätte diese Möglichkeit, wenn hier irgendein Malheur passieren sollte, politisch. Und ich hab' schon lange, lange, ich hab' keine Wurzeln hier. Aber ich hab' Luftwurzeln, und die hab' ich jetzt hier eingepflanzt, aber bei Bedarf, kann ich sie hier wieder heraus ziehen und woanders hingeben. Ohne unglücklich zu werden.<sup>26</sup>

Dieses »Leben auf gepackten Koffern«, die Bereitschaft, einen Ort sofort verlassen zu können, trifft auf zahlreiche weitere Interviewte zu. Auch der für unterschiedliche internationale Firmen und Institutionen tätig gewesene Jorge Gilgun hat mehrmals seine Aufenthaltsländer gewechselt und ist erst nach längeren Aufenthalten in den USA, Mexiko und Israel nach Österreich gelangt.

Nach Wien bin ich zurückgekommen, nicht weil mich jemand hier gebraucht hat, oder weil ich nach Wien wollte – mittlerweile war ich so viel in der Welt herum, dass, [Pause] es eigentlich kein, ... ich bin eher, ... ich gehöre zu den vaterlandslosen Gesellen. [...] Auf jeden Fall, zum ersten Mal in meinem Leben war ich pensionsberechtigt und deshalb bin ich geblieben, eigentlich gegen meine Überzeugung ein bisschen. [...] Ich hab' keinen Lockruf des Vaterlandes bekommen, war nebenbei nie österreichischer Staatsbürger.<sup>27</sup>

Dieses Gefühl des »niemals Ankommens«, der »unendlichen Emigration«<sup>28</sup>, der Entwurzelung und Zerstreuung hat sich auf die nachfolgenden Generationen übertragen, wie ein Interview mit Léo Apotheker in der Wochenzeitung *Die Zeit* zeigt. Darin meint der Sohn von polnischen Holocaust-

S. 63f. 28 % gaben demnach »persönliche Gründe«, 20 % »Heimweh« und 25 % »wirtschaftliche Gründe« für ihre Rückkehr an.

<sup>26</sup> Interview mit Eva Hacker, Wien, 26. 4. 2008.

<sup>27</sup> Interview mit Jorge Gilgun, Wien, 23. 7. 2008.

<sup>28</sup> Vgl. Gedenkdienst. Nr.4/2001, La emigración infinita. Die unendliche Emigration, Wien 2001, [www.gedenkdienst.at/fileadmin/zeitung/gd2001-4.pdf](http://www.gedenkdienst.at/fileadmin/zeitung/gd2001-4.pdf) (1. 6. 2015).

Überlebenden, dass er immer dort wohne, wo das »Wort Heimat einen eher provisorischen Klang« habe. Er lebe immer noch »genau an der Grenze, wo man immer schnell verschwinden kann.«<sup>29</sup>

### »Mein Sohn ist inzwischen ein Emigrant geworden«

Aufgrund der zyklisch wiederkehrenden Wirtschaftskrisen in Argentinien ist eine neuartige, die Generationen überspringende Form der Remigration zu beobachten. Nicht die noch in Österreich geborenen ExilantInnen selbst, für die im hohen Alter kein Wechsel des Wohnortes mehr möglich ist, kehren zurück, sondern vermehrt deren Kinder, EnkelInnen. Der aus dem Burgenland vertriebene Rudolf Heinrich drückt das im Interview folgendermaßen aus: »Mein Sohn ist inzwischen ein Emigrant geworden.«<sup>30</sup>

Die zweite bzw. dritte Generation verfügt über einige wichtige Voraussetzungen für Migration. Aufgewachsen im Milieu der deutschsprachig-jüdischen Gemeinde, geprägt von einem kulturellen mitteleuropäischen Umfeld und einer eher schwachen Bindung an Argentinien, können sie sich ein Leben auf einem anderen Kontinent gut vorstellen.<sup>31</sup> Wenn ihre Eltern bzw. Großeltern noch die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, erfüllen sie des Weiteren die gesetzlichen Voraussetzungen für Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen innerhalb der Europäischen Union.<sup>32</sup> Erich Spinadel, dessen Tochter in Wien lebt, berichtet vom Anstieg der Zahl der Jugendlichen, die Argentinien verlassen wollen: »In Argentinien sind wir mittlerweile so weit, dass alle irgendwie versuchen, wieder in die Gegend zurückzukommen, von denen ihre Großväter oder manchmal Urgroßväter auswanderten, ›um Amerika zu machen‹. Sie wollen wieder dorthin, ›um Europa zu machen.‹«<sup>33</sup>

Nach wie vor aber wirft die Wahl des Wohnortes in einem ehemaligen »Täterland« zahlreiche Fragen auf. Die Sozialpsychologin Silvia Karnbaum, als Tochter emigrierter Deutscher in Buenos Aires geboren und nach München migriert, beschreibt in ihrer Diplomarbeit, wie sie bei ihren Mitstudierenden auf Unverständnis gestoßen sei. Vor allem die Frage: »Wie kannst Du, nach

<sup>29</sup> Ludwig Siegele, Joachim Zepelin: »Unser Sieg über die Vergangenheit«, Die Zeit, 29. 1. 2009.

<sup>30</sup> Interview mit Rudolf Heinrich, in: Alfred Lang, Barbara Tobler, Gert Tschögl (Hg.), *Vertrieben. Erinnerungen burgenländischer Jüdinnen und Juden*, Wien 2004, S. 414.

<sup>31</sup> Vgl. Philipp Mettauer, *La emigración infinita. Die unendliche Emigration*, in: Gedenkdienst Nr.4/2001, Wien 2001.

<sup>32</sup> Nach Alfredo José Schwarcz, *A pesar de todo... Judíos de habla alemana en la Argentina* (Buenos Aires 1991, S. 69) lebt ca. ein Fünftel der Kinder der von ihm befragten ImmigrantInnen in Spanien, Italien, der BRD, Brasilien, in den USA, Israel und in kleinerem Ausmaß in Österreich, Australien und Südafrika.

<sup>33</sup> Interview mit Erich Spinadel, Florida, Provincia Buenos Aires, 3. 9. 2002.

all dem was war, in Deutschland leben?«<sup>34</sup> empfinde sie als »provokativ«, »moralisch und für mich vorwurfsvoll«. Nachdem dieses Problemfeld von der ersten Generation delegiert wurde und obwohl es den Ausgangspunkt gewechselt hat, da es nicht mehr von der eigenen Familie, sondern von der Umgebungsgesellschaft aufgeworfen wird, birgt es offenbar einige Konfliktstoff. Die von Karnbaum verspürte »geschlossene Front« der Diplmandengruppe ließ sie an ein »gemeinsames Ausagieren der deutschen Kollektivschuld denken«.

»Als Jüdin«, schreibt sie allerdings weiter,

fiel mir auf, dass ich zum ersten Mal während meiner Jahre in Deutschland in Kategorien dachte: »Ihr Deutschen, wir Juden«. Wie kann es sein, dass ich als Jüdin mich in Deutschland wohlfühle und nicht mit meiner Arbeit noch einmal in *Eurer* Wunde weiterbohren möchte? Seid Ihr noch nicht so weit, dass ich mich hier wohlfühlen darf, ohne ständig an den Holocaust denken zu müssen?<sup>35</sup>

Zurückgekehrte, selbst in den Folgegenerationen, müssen sich demnach nicht nur den Herausforderungen der ökonomischen, sozialen und gesellschaftlichen Integration stellen, sondern sich zusätzlich im Zuge ihrer Identitätskonstruktion mit den im Umgang mit der NS-Zeit zentralen Themen der Schuld, der Opferrolle und der Frage, wem diese zusteht, Verzeihen, Versöhnung, Erinnern und Vergessen auseinandersetzen.

<sup>34</sup> Silvia Karnbaum: Die Kinder der Entwurzelung ... Kehren sie zurück? Beweggründe der jüdischen Nachkommengeneration für eine Re-Migration nach Deutschland. Herbolzheim 2004 [Dipl.], S. 14.

<sup>35</sup> Ebd., S. 15.



**Katja Stuckatz**

## »Meine Gefangenschaft, die meine Befreiung war«.<sup>1</sup> **Ernst Jandl kehrt heim**

bevor er auf reisen ging, stopfte er  
die taschen mit kieseln voll, die sollten  
vom mond beleuchtet den rückzug leichtermachen  
*Ernst Jandl* (14. 12. 1952)<sup>2</sup>

»viele wege kreuzen sich in mir<sup>3</sup> – schreibt Ernst Jandl im April 1952. Nicht lange zuvor, am 26. April 1946, hatte er den Heimweg nach über einem Jahr in amerikanischer Kriegsgefangenschaft angetreten und gehörte damit zu den Millionen von Menschen, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf einer erzwungenen Wanderung wiederfanden. Den gesamten Globus umspannend erstreckte sich diese noch bis weit in die 1950er Jahre hinein.<sup>4</sup> Allein in der zerstörten Mitte Europas mischen und kreuzen sich nach Kriegsende unentwegt Menschenströme: Mehr als sieben Millionen Displaced Persons – von den NationalsozialistInnen vertriebene ZivilistInnen, Flüchtlinge und ZwangsarbeiterInnen zumeist aus Polen, Ungarn, dem Baltikum und Russland – und die wenigen Überlebenden aus den Konzentrationslagern bewegen sich zwischen den europäischen Staaten und später nach Nord- und

---

<sup>1</sup> Ernst Jandl: selbstporträt 1966. In: Klaus Siblewski (Hg.): Ernst Jandl. Aus dem wirklichen Leben. Gedichte und Prosa. München 1999, S. 89–91, S. 89.

<sup>2</sup> Ernst Jandl: wege der ameise. In: Ders.: dingfest. Darmstadt, Neuwied 1973, S. 27.

<sup>3</sup> Ernst Jandl: viele wege. In: Ders., dingfest, S. 8.

<sup>4</sup> Zu Jandls Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft vgl. Klaus Siblewski (Hg.): A Komma Punkt. Ernst Jandl. Ein Leben in Texten und Bildern. München 2000, S. 39–59. Zu den weltweiten Folgen der kriegsbedingten Zwangsmobilisierung vgl. Gerard Daniel Cohen: In War's Wake. Europe's Displaced Persons in the Postwar Order. Oxford 2012, S. 3. Cohen verweist auf eine Vielzahl von US-amerikanischen und britischen Staatsmännern, russischen Wissenschaftlern und deutschen Intellektuellen, die noch während des Krieges die Massenmobilität als größte Herausforderung der Nachkriegszeit erkannten (vgl. ebd., S. 3–5). Vgl. auch Erhard Schütz: Gefangenschaft und Heimkehr. Einleitung. In: Elena Agazzi, Erhard Schütz (Hg.): Handbuch Nachkriegskultur. Literatur, Sachbuch und Film in Deutschland (1945–1962). Berlin, Boston 2013, S. 197–209, S. 197.

Südamerika, China, Indien und in die arabischen Länder.<sup>5</sup> Dazu kommen die alliierten Soldaten, die die Kampflinien verlassen, die die neuen Besatzungszonen einrichten und damit sichtbar die Ländergrenzen Zentraleuropas verschieben. Hinzu kommen auch die circa elf Millionen Wehrmachtssoldaten, die als Disarmed Enemy Forces oder aus der Kriegsgefangenschaft kommend auf dem Weg in ihre Heimatorte in Deutschland und Österreich sind. Auch die etwa zwölf Millionen deutschstämmigen ZivilistInnen, die sich nach Kriegsende auf der Flucht vor der russischen Armee befinden oder aus ihren Heimatorten in Polen, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und der Tschechoslowakei vertrieben wurden, sind zur Migration gezwungen.<sup>6</sup> Und schließlich kommen auch mindestens drei Millionen deutsche und österreichische Kinderlandverschickte hinzu, die zurück in die Stadtregionen strömen, sowie die langsam und spärlich aus Übersee zurückkehrenden ExilantInnen.<sup>7</sup>

Jandl, der heute zu den bekanntesten deutschsprachigen Dichtern der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zählt, war Teil dieses massenhaften Menschenstroms und an seinem Werk lässt sich für die Remigrationsforschung ein Grenzbereich untersuchen, dessen Wirkung auf die Entwicklung der deutschsprachigen Gegenwartsdichtung noch heute sichtbar ist. In Ergänzung zu den sozial-politischen und wirtschaftlichen Untersuchungen zur Remigration nach 1945 scheint der Blick auf Jandl nützlich, denn an seinem Beispiel lassen sich vor allem die Bedingungen und Schwierigkeiten des literarisch-ästhetischen Neustarts in der deutschsprachigen Literaturlandschaft befragen. Ich schließe mich hier Dieter Lampings Einschätzung an, dass eine »Aufzählung der verschiedenen Schwierigkeiten [der Remigration] nicht nur einfach unvollständig, sondern auch verzerrt [sei], ließe man gerade diese [die literarisch-ästhetischen Bedingungen] aus«<sup>8</sup>, und schlage vor, Jandl als Fallbeispiel zu betrachten, an dem die Bedingungen sichtbar werden, mit denen auch andere junge AutorInnen (zum Beispiel Paul Celan, Thomas Bernhard, H. C. Artmann, Konrad Bayer) und auch remigrierte AutorInnen (zum Beispiel Ilse Aichinger, Günther Anders, Milo Dor, Hilde Domin) konfrontiert waren. An Jandls Beispiel – insbesondere an seiner jahrelangen literarischen Randständigkeit im deutschen Sprachraum – ist ablesbar, dass das gesellschaftliche und kulturelle Ressentiment gegenüber den Remigrant-

<sup>5</sup> Vgl. Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.): Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld 2007, S. 24. Vgl. auch Cohen, *In War's Wake*, S. 7–12. Cohen macht deutlich, dass der eurozentrische Blick die Sicht auf die eigentliche Größe des Problems verstellt. In China, Japan und Korea beläuft sich die Zahl auf ca. neunzig Millionen Displaced Persons (vgl. ebd., S. 13f.).

<sup>6</sup> Vgl. Schütz, *Gefangenschaft und Heimkehr*, S. 197.

<sup>7</sup> Vgl. ebd.

<sup>8</sup> Dieter Lamping: »Die Rückkehr des Geistes«. Alfred Andersch und die literarische Remigration. In: Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn (Hg.): »Fremdes Heimatland«. Remigration und literarisches Leben nach 1945. Göttingen 2005, S. 169–182, S. 171.

Innen der Nachkriegszeit weniger ein kategorisches als vielmehr ein strukturelles war.

Warum bietet sich Jandl als Beispiel an? Die kriegsbedingte Zwangsmobilität hatte ihn bereits als Achtzehnjährigen von Wien nach Niederösterreich, Tschechien, Deutschland, Frankreich und schließlich nach England und nach Kriegsende auch in die USA und nach Russland geführt.<sup>9</sup> In vielerlei Hinsicht hatte Jandl natürlich Glück, denn er war kein Vertriebener, kein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung oder Exilant, er war auch kein Nazi, kein Anhänger der Hitlerjugend. Er gehörte stattdessen zu den Millionen von KriegsheimkehrerInnen, die sich nach der Gefangenschaft der Herausforderung gegenübersahen, in zerrütteten politischen, familiären und sozialen Kontexten in ihrer Heimat neu anfangen zu müssen. Darin sind sich alle Heimkehrerfahrungen, auch die biographisch weitaus schwierigeren RemigrantInnenschicksale, ähnlich. Jandl stand darüber hinaus in freundschaftlichem und produktivem Kontakt mit ExilautorInnen, RemigrantInnen und Holocaustüberlebenden, wie beispielsweise mit Jean Améry, Paul Celan, Hans Weigel, Hermann Haken, Raoul Hausmann und Erich Fried. An Jandl lässt sich nachvollziehen, wie sich Kriegs- und Heimkehrerfahrung in eine biographische und eine sprachlich-literarische auftrennen, denn Massenmobilität bedeutet auch Sprachbewegung. Der sprachlich-literarische Aspekt der Kriegserfahrung schreibt sich tief in sein dichterisches Werk und kulturpolitisches Engagement ein.

## I. Krieg und Gefangenschaft

Der 1925 in Wien geborene Jandl wird nur wenige Wochen nach Abschluss der Matura im Frühjahr 1943 zum Arbeitsdienst einbehalten, dem nahtlos die Soldatenausbildung folgt, die ihn in mehrere Garnisonsstädte in Niederösterreich (Mistelbach) und im heutigen Tschechien (Brünn, Olmütz, Znaim) führt, bevor er im Spätherbst 1944 zum Kampfeinsatz an die Westfront ins Elsass abtransportiert wird.<sup>10</sup> Dort bleibt Jandl allerdings nur kurze Zeit, denn er verweigert schließlich den Kriegsdienst, indem er mit einigen Kameraden zum Feind – den US-Amerikanern – überläuft. Dieser Schritt ist der letzte in einer Reihe von militärischen Ungehorsamkeiten und Versuchen, dem aktiven Waffendienst zu entgehen.<sup>11</sup>

Die vierzehn Monate, die Jandl – gerademal neunzehnjährig – als Kriegsgefangener hinter Stacheldraht verbringt, wird er als »befreiung«<sup>12</sup> bezeichnen; in politisch-ideologischer sowie in poetischer Hinsicht. Denn in der

<sup>9</sup> Vgl. Klaus Siblewski (Hg.): Ernst Jandl. Briefe aus dem Krieg 1943–1946. München 2005, S. 143–154.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 145–152.

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 142 und S. 150f.

<sup>12</sup> Jandl, Selbstporträt, S. 89.

Lagerbibliothek, zu der er durch seine Aufgaben als Dolmetscher freien Zugang hat, begegnet Jandl erstmals den AutorInnen der englischsprachigen Moderne und Avantgarde, wie zum Beispiel E. E. Cummings, Carl Sandburg, Ernest Hemingway und Gertrude Stein.<sup>13</sup> Insbesondere die US-Amerikanerin Stein, die als Kind in Wien gelebt hat und 1903 nach Paris emigrierte, wird für ihn zu einer Art literarischen Leitfigur.<sup>14</sup> Aus den Briefen, die Jandl aus der Gefangenschaft an seinen Vater schickt, wird deutlich, dass vor allem auch die englische Sprache für Jandl zu einer »Zuflucht«<sup>15</sup> wird. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die Entscheidung zur Heimkehr nach Österreich nicht durchwegs klar war. Der Vater drängt wiederholt darauf, Jandl möge nicht nach Wien zurückkehren, sondern stattdessen nach England oder in die USA emigrieren:

Fasse es aber bitte nicht falsch auf, wenn ich es – falls die Möglichkeit bestünde – für günstiger für Dich finden würde, wenn Du in England bleiben könntest. Vielleicht kannst Du (welch naive Idee von mir) an der Universität in Oxford studieren. [...] Deine politische Unbelastetheit und Deine demokratische Einstellung wären eine günstige Voraussetzung für Dich, im angelsächsischen Kulturbereich glücklich und zufrieden zu werden. [...] Du kannst Dir und Deinen Brüdern weit mehr helfen, wenn Du Dich drüben durchsetzen würdest, meinetwegen gleich in Amerika.<sup>16</sup>

Zwar kommt Jandl im April 1946 wieder nach Wien und die Ankunft scheint zunächst bilderbuchmäßig – er kann in eine intakte Familie zurückkehren, in der fast alle den Krieg überlebt haben. Er schafft es, innerhalb von nur fünf Jahren zu studieren, zu promovieren, zu heiraten, das Referendariat zu durchlaufen und eine Lehreranstellung zu finden,<sup>17</sup> jedoch führt er als Dichter durch die Allianz mit der anglo-amerikanischen (Neo-)Avantgarde über die nächsten zwei Jahrzehnte ein randständiges Dasein. Der Dichter Jandl sieht sich im Nachkriegsösterreich »ausgehungert [...] durch Boykott« (PW 11, S. 213) und zu einem »untergrunddasein«<sup>18</sup> verdammt. Er findet nur schwerlich und

<sup>13</sup> Vgl. Siblewski, A Komma Punkt, S. 57.

<sup>14</sup> Noch in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen von 1984 bezeichnet Jandl Stein als »Jahrhunderstgenie«: Ernst Jandl: Das Öffnen und Schließen des Mundes. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. In: Klaus Siblewski (Hg.): Ernst Jandl. Poetische Werke [in 11 Bänden], Bd. 11. München 1999, S. 205–290, S. 213. [Im Folgenden werden die *Poetischen Werke* zitiert als PW Bandnummer, Seitenzahl.]

<sup>15</sup> Siblewski (Hg.), Briefe aus dem Krieg, S. 114. Vgl. auch Katja Stuckatz: »Wie einen Bissen Brot.« Ernst Jandl und die englische Sprache. In: Hannes Schweiger, Hajnalka Nagy (Hg.): Wir Jandln! Didaktische und wissenschaftliche Wege zu Ernst Jandl. Innsbruck 2013, S. 61–79.

<sup>16</sup> Viktor Jandl an Ernst Jandl (Brief vom 15. 2. 1946). Österreichische Nationalbibliothek Wien, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl [im Folgenden NL Jandl]. Der Nachlass Jandls wird derzeit katalogisiert und liegt in vorgeordneter Form zur Einsicht vor.

<sup>17</sup> Vgl. Siblewski, A Komma Punkt, S. 62–66.

<sup>18</sup> Ernst Jandl: die situation der neuen dichtung in österreich, Bl. 1. NL Jandl. Zitiert nach Hannes Schweiger: Internationalität und Intermedialität. Ernst Jandl und die

wenn dann mit jahrelangen Verzögerungen Publikationsmöglichkeiten für seine Texte (vgl. PW 11, S. 194–197). In der Öffentlichkeit, d. h. in pädagogischen Zeitschriften, in Wochenzeitungen und von Verlegern, werden seine Gedichte in den 1950er und 60er Jahren als »Schmutz und Schund« (PW 11, S. 102) bezeichnet, es gelte, »Jandls lyrischen Abfall aus der Mülltöne« (PW 11, S. 103) und »solchen Unsinn aus dem Schulbetrieb fernzuhalten« (PW 11, S. 101), denn Jandl sei nicht nur ein »Scharlatan« (PW 11, S. 194), sondern auch der »traurige Fall eines Lyrikers ohne eigene Sprache« (PW 11, S. 195).

Blickt man auf die Gedichte dieser Zeit, so taucht einerseits beständig das Thema Reisen auf oder genauer noch: das Unterwegssein zwischen Orten.<sup>19</sup> Schon die Gedichttitel verraten dies: *viele wege, bahnfahrten, ausflug, heimkunft, rückfahrt, da kann man nicht mehr zurück, flugstunden, wohin und wie, ausflug mit dem motorboot*.<sup>20</sup> Andererseits experimentiert Jandl mit Formen poetischer Mehrsprachigkeit und den für Gertrude Stein paradigmatischen Wiederholungs- und Variationstechniken bei gleichzeitiger lexikalischer Simplizität.<sup>21</sup> Ein in dieser Hinsicht exemplarisches Gedicht aus dem Jahr 1957, das auch stets auf heftige Ablehnung bei den Verlegern gestoßen ist, trägt den Titel *chanson* (PW 2, 10).<sup>22</sup>

l'amour  
die tür  
the chair  
der bauch

the chair  
die tür  
l'amour  
der bauch

[...]

Avantgarden der 1960er Jahre. In: Julian Müller, Liu Wie (Hg.): Österreich im Reich der Mitte – Österreichische Literatur und China. Wien 2012, S. 127–148, S. 130.

<sup>19</sup> Zu den frühen Reisegedichten vgl. Evelyne Polt-Heinzl: Jandl verreist mit der Eisenbahn. In: *Studia Austriaca*, 12 (2004), S. 85–94; Kristian Donko: ›Abschied ohne Willkommen.‹ Ernst Jandls frühe Reisegedichte zwischen literarischer Tradition und Nachkriegserfahrung. In: Johann Georg Lugofer (Hg.): Ernst Jandl, Interpretationen, Kommentare, Didaktisierungen. Wien 2011, S. 41–58.

<sup>20</sup> Alle genannten Titel sind enthalten in: Jandl, dingfest.

<sup>21</sup> Vgl. Dirk Weissmann: Stop making sense? Ernst Jandl et la traduction homophonique. In: *Études Germaniques*, Heft 2/2014, S. 289–306.

<sup>22</sup> In den Frankfurter Poetik-Vorlesungen bespricht Jandl die Ablehnung der Verleger am Beispiel von *chanson* (vgl. PW 11, 212). Vgl. zu *chanson*: Monika Schmitz-Emans: Ernst Jandl und die Sprache. In: Walter Schmitz, Ingeborg Fiala-Fürst, Bettina Gruber (Hg.): *Wissen durch Sprache? Historische und systematische Positionen*. Dresden 2014, S. 157–180, S. 175–177; Hans H. Hiebel: Ernst Jandls »konkrete« Gedichte. In: Ders.: *Das Spektrum der modernen Poesie. Interpretationen deutschsprachiger Lyrik 1900–2000 im internationalen Kontext der Moderne*. Teil II. Würzburg 2005, S. 222–241.

le tür  
d'amour  
der chair  
the bauch

[...]

tie dair  
che lauch  
am thür  
ber'dour

[...]

Ähnlich wie beim Vokabellernen geraten in den insgesamt zwölf Strophen dieses Sprechgedichts die sonst im Wörterbuch säuberlich getrennten Wortkolonnen und Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch) in Bewegung. Substantive und Artikel »setzen sich gleichzeitig über Sprachgrenzen hinweg« (PW 11, S. 214) und fremdsprachliche Laute vermischen sich. Das Gedicht bildet – wortwörtlich – Sprachbewegungen ab. Damit hält es auch Verbindung zu Jandls Kriegserfahrung: Denn schon im Gefangenentalager prägen Sprachvermischungen und -bewegungen Jandls Alltag. Dafür steht als materielles Zeugnis das englisch-deutsche Wörterbuch ein, das Jandl als amerikanischer Prisoner of War selbstständig und handschriftlich anlegt, um seinen Aufgaben als Dolmetscher nachkommen zu können. Hierin notiert er neben Übersetzungen auch Gleichklänge und Wortkombinationen – eine Arbeit die paradigmatisch für seine späteren Sprachexperimente wird.<sup>23</sup>

Dass Jandl Sprachvermischungen auch dazu dienen, historisch-politische Ereignisse zu spiegeln und ideologisch aufgeladene Sprechweisen vorzuführen, erkennt man mit Blick auf ein anderes, vom Publikum abgelehntes Gedicht, das ebenfalls aus dem Jahr 1957 stammt: *deutsches gedicht* (PW 1, S. 153–174, S. 155–157).<sup>24</sup>

[...]  
sagt nicht: deutschland  
jüdin  
in  
germany  
jüdin  
in  
jüdin in the country of the hunns  
hunnen  
sagt: hunnen  
[...]  
hunde in den ämtern  
hunnen

<sup>23</sup> Vgl. Siblewski, A Komma Punkt, S. 56f.

<sup>24</sup> Ebenfalls auf Ablehnung stößt das Gedicht u. a. bei den Dichterkollegen der Wiener Gruppe (vgl. PW 11, S. 72).

hunde in den fabriken  
hunnen  
hunde auf den stühlen  
[...]  
germ  
keim  
germ  
keim  
man  
mann  
man  
mann  
[...]  
der keim in den mann  
der keim in die frau  
der keim in das kind  
[...]  
man  
mann  
german  
german  
german  
germany  
[...]

Dieses mit Abstand längste Gedicht Jandls – die Druckausgabe umfasst mehr als zwanzig Seiten – lehnt sich ebenfalls an Steins Variations- und Wiederholungstechniken an und macht den Nationalsozialismus, den Holocaust sowie den Umgang mit der historischen Schuld zu seinem Thema.<sup>25</sup> Hier koppelt Jandl Sprachvermischung mit Kontaminationsprozessen. Der Keim des Nationalsozialismus wird nicht nur vom Mann, an die Frau und an das Kind weitergeben (hier S. 23–25), sondern auf sprachmaterieller Ebene macht das Englische (*germ*, dt. Keim) die nationale Epidemie sichtbar: *german*, *Germany* (hier S. 30f). Ebenso führt das Zusammenfließen des Deutschen und Englischen, d. h. der Sprachen der Täter- bzw. Befreiernation, die Verquickung von vermeintlich getrennten Perspektiven, Ideologien und Propagandaformeln vor. Denn – das gibt Jandl seinem Gedicht als Anmerkung mit – in Gefangenschaft sagte ein amerikanischer Soldat zu ihm: »the only good thing that hitler did was to kill off the jews«, was mit dem ›deutschen gedicht‹ indirekt auch zu tun hat« (PW 1, S. 173). Mit »country of the huns« (hier S. 7) nimmt Jandl darüber hinaus Formeln der britisch-amerikanischen Kriegspropaganda auf, die schon während des Ersten Weltkriegs das Schreckensbild des »spike-helmet German ›Hun‹ cutting of the hands of children, boiling corpses to make soap, crucifying prisoners of war, and using priests as

<sup>25</sup> Vgl. Michael Hammerschmid, Helmut Neundlinger: »von einen sprachen.« Poetologische Untersuchungen zum Werk Ernst Jandls. Innsbruck, Wien, Bozen 2008, S. 74–98, S. 80 und S. 88.

clappers in cathedral bells [...]«<sup>26</sup> entwarf. *chanson* und *deutsches gedicht* vor dem Hintergrund der Kriegs- und Nachkriegsjahre zu lesen, heißt also, Jandls Sprachästhetik von ihren kontextsensiblen Ursprüngen her in den Blick zu nehmen. Denn so wird klar, wie stark die Erfahrung des Krieges und die der sprachlichen Wanderbewegung die Genese des jandlschen Werkes beeinflussen, das zu diesem Zeitpunkt im deutschsprachigen Raum keine öffentliche Anerkennung findet.

## II. Salzburg Seminar in American Studies

Nur kurze Zeit nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft sucht Jandl wieder aktiv den Kontakt in die englischsprachige Welt und die früheste Station, neben dem Anglistikstudium, ist das Salzburg Seminar in American Studies.<sup>27</sup> Der Kontext dieses sechswöchigen Seminars im Sommer 1950 ist bedeutsam, denn es handelt sich um eine US-amerikanische Bildungsinitiative, die von drei Harvard-Studenten 1947 ins Leben gerufen wurde und die bis heute besteht (seit 2007 unter dem Namen Salzburg Global Seminar). KünstlerInnen und StudentInnen aus siebzehn verschiedenen Nationen treten in englischer Sprache und auf vormals nationalsozialistischem Boden in einen Dialog über die Politik, Geschichte, Wirtschaft und Literatur der USA, d. h. der Militärmacht, die für die manche der europäischen TeilnehmerInnen die Befreiernation und für andere den Feind repräsentierte.<sup>28</sup> Die internationale Zusammensetzung der SeminarteilnehmerInnen ist dabei ebenso bedeutsam, wie der Standort selbst, denn:

Holding such a Seminar there [in Salzburg] was a way of saying to the European students: »We believe that there is a living tradition of European culture, we realize that central Europe with its recent Nazi tradition, and present critical economic and social conditions is a crucial spot in the whole question of European and world recovery.« Thus the choice of Salzburg was both an expression of faith in the powers of recovery which still existed in Austria and an acceptance of a challenge from some of the worst conditions to be found in Europe.<sup>29</sup>

Das Salzburg Seminar ist ähnlich wie die Bibliothek des Gefangenelagers ein Ausnahmeort, an dem sich für Jandl Erinnerungen an den Krieg, Literatur und

<sup>26</sup> Nicolas Cull, David Culbert (Hg.): *Propaganda and Mass Persuasion. A Historical Encyclopedia. 1500 to the Present*. Santa Barbara 2003, S. 25.

<sup>27</sup> Vgl. European Seminar of American Studies, NL Jandl. [Hinweis: Der eigentliche Name des Seminars lautete Salzburg Seminar in American Studies, wurde allerdings von Jandl falsch notiert. Das Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek folgt in der Nachlasskatalogisierung Jandls Bezeichnung.]

<sup>28</sup> Vgl. Henry Nash Smith: *The Salzburg Seminar*. In: *American Quarterly*, 1 (1949), S. 30–37.

<sup>29</sup> Margaret Mead: *The Salzburg Seminar on American Civilization 1947, A Report to the Harvard Student Council*, S. 1–9, S. 4, online verfügbar: [www.salzburgglobal.org/uploads/media/1947\\_MeadArticle.pdf](http://www.salzburgglobal.org/uploads/media/1947_MeadArticle.pdf) (18. 9. 2014).

Spracherfahrung mischen. Darüber hinaus wird es zur Ausgangsbasis für eine in der Forschung kaum bekannte, aber äußerst produktive Arbeitsphase Jandls. Das lässt sich aus den Unterrichtsthemen des Salzburg Seminar rekonstruieren – »Twentieth-Century Poets: The Formal Integration of the Poem«<sup>30</sup> (unter anderem Edwin Arlington Robinson, Robert Frost, Ezra Pound, T. S. Eliot, Carl Sandburg, Hart Crane) – und aus Jandls unveröffentlichten Mitschriften, Seminararbeiten, Notizen und Essays. In der gut bestückten Bibliothek des Seminars findet er dann nicht nur die Werke Gertrude Steins wieder,<sup>31</sup> sondern Jandl beschäftigt sich auch intensiv mit der Poetik Carl Sandburgs und T. S. Eliots. Im Anschluss an das Salzburg Seminar beginnt er, ihre Gedichte zu übersetzen und fasst seine Arbeiten zu druckreifen Manuskripten zusammen. Mit der Absicht zur Veröffentlichung kontaktiert er sogar den Verleger Eliots,<sup>32</sup> und noch in seinem ersten Gedichtband *Andere Augen* (1956) beruft sich Jandl explizit auf Eliot und Sandburg als seine »Lehrmeister« (PW 1, S. 175). Weiterhin beginnt er im Anschluss an das Salzburg Seminar zahlreiche Rezensionen zur anglo-amerikanischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts zu schreiben und zu sammeln, und in Leselisten dokumentiert er minutiös seine Auseinandersetzung mit dieser Literatur.<sup>33</sup> 1951 bewirbt er sich erfolgreich auf ein Fulbright-Stipendium, um ein Jahr nach Washington D.C. zu gehen.<sup>34</sup> Zwar tritt er dies nicht an, verbringt allerdings 1952/53 ein Jahr in London. Noch 1954 bekennt sich Jandl zu einem sozial-politisch engagierten Dichtungskonzept, dessen Gewährsmänner ihm Eliot und Sandburg sind: »Beunruhigt durch die Möglichkeit zur Ruhe – Felsen ohne Wasser bei Eliot, rostige Maschinenreste bei Sandburg –, stiftet der Dichter, der uns angeht, Unruhe dort, wo die einen die Furcht lähmt und die anderen ruhig schlafen« (PW 11, S. 7).<sup>35</sup> Dass Jandl Eliot, der sich selbst bekanntlich als Klassizist, Royalist und Katholik bezeichnet hat, so umdeutet, dass er ihm zum Vorbild einer engagierten und zugleich avantgardistischen Nachkriegsdichtung wird, zeugt von dem prägenden Einfluss, den das Salzburg Seminar auf Jandls weitere Lektüre und die Genese seines Werkes hat.

<sup>30</sup> Ich danke dem Salzburg Global Seminar (insbesondere Jan Heinecke) für die freundliche Unterstützung und Bereitsstellung von Jandls Anmelde- und Seminarunterlagen. Vgl. auch European Seminar of American Studies, NL Jandl.

<sup>31</sup> Vgl. Ernst Jandl: *gertrude stein und meine oberflächliche art* (ca. 1971). NL Jandl.

<sup>32</sup> Vgl. Ernst Jandl übersetzt T. S. Eliot. In: Ernst Jandl Vernetzt, Multimediale Wege durch ein Schreibleben (DVD), zusammengestellt und kommentiert von Hannes Schweiger. Wien 2010 (DVD).

<sup>33</sup> Vgl. Ernst Jandl: *Literarische Studien um 1950*. NL Jandl.

<sup>34</sup> Vgl. Ernst Jandl: *Antrag auf Fulbright Stipendium*. NL Jandl.

<sup>35</sup> »Felsen ohne Wasser bei Eliot« ist ein Verweis auf Eliots *The Wasteland*. Darüber hinaus spielt Jandl wahrscheinlich auf Sandburgs Gedicht *The Four Brothers, Notes for War Songs (November 1917)* an.

### III. Ausrichtung auf internationale Netzwerke

Jandl wird zu einem erfolgreichen Netzwerker.<sup>36</sup> Mitte der 1960er Jahre, zu einer Zeit also, in der er seine Texte in Österreich nicht veröffentlichen kann, feiert Jandl im internationalen Raum bereits große Erfolge: Seine Gedichte werden weltweit in Ausstellungen zum Beispiel in Philadelphia (*The Arts in Fusion*, 1966), in Mexico City (*poesía concreta internacional*, 1966), in Madrid (*Exposición Internacional de Poesía de Vanguardia*, 1966) und in Florenz (*Ultimi Modelli di Poesia*, 1968) präsentiert.<sup>37</sup> 1965 geht Jandl auf eine ausgedehnte Lese- und Vortragsreise nach Großbritannien, die ihn nach London, Cambridge, Edinburgh, Glasgow, Leeds, Gloucester und Oxford führt.<sup>38</sup> Als einziger Deutschsprechender nimmt er sogar 1965 in London vor 7.000 Leuten an der bisher wohl größten Gemeinschaftslesung teil, in der die Gegenwartsdichtung im Zentrum stand. Während der *International Poetry Incarnation*, so der Titel der Lesung in der Royal Albert Hall, die teilweise von den Beatles mitfinanziert wurde,<sup>39</sup> teilt sich Jandl die Bühne mit den Größen der anglo-amerikanischen Beat Generation, darunter auch Allen Ginsberg, und Jandl wird vom Publikum zum Star des Abends gekürt:

But one of the most impressive moments was when the Austrian Ernst Jandl read and the audience successively turned football crowd, Boy Scout rally, and wolfpack [...] [H]is sound poems rose to a crescendo, a rhythmic furore aided and abetted by the claps and cries of the crowd [...]. It was perhaps the most extraordinary event of the evening.<sup>40</sup>

Angeregt durch Jandls fulminanten Auftritt und die sich daraus ergebende Bekanntschaft wird Ginsberg noch 1981 sagen: »And of sound poetry, he's [Jandl] considered the champ. And the present sound poet of Middle Europe is Ernst Jandl [...]. [...] I think he's probably one of the best of the German poets (right) now.«<sup>41</sup> Getragen vom Hochgefühl seiner England-Reise macht Jandl in einem Brief an seinen Freund und Verleger Klaus Reichert seinem Verdruss über den deutsch-österreichischen Literaturbetrieb Luft:

<sup>36</sup> Vgl. Hannes Schweiger: Internationalität und Intermedialität. Ernst Jandl und die Avantgarden der 1960er Jahre. In: Müller, Wie (Hg.), Österreich im Reich der Mitte, S. 127–148.

<sup>37</sup> Schweiger gibt eine Liste an Ausstellungsorten und internationalen Kollaborationen: Vgl. Schweiger, Internationalität und Intermedialität, S. 127–148.

<sup>38</sup> Vgl. Auslandsaufenthalte in England, NL Jandl.

<sup>39</sup> Vgl. Allen Ginsberg: Expansive Poetics 65 (Interview Transskript aus dem Jahr 1981). In: <http://ginsbergblog.blogspot.co.at/search/label/Ernst%20Jandl> (12. 2. 2015).

<sup>40</sup> Alexis Lykiard: Wholly Communion. International Poetry Incarnation. Poetry at the Royal Albert Hall. London, June 11th 1965. Illustrations from the film by Peter Whitehead. New York 1965, S. 6.

<sup>41</sup> Allen Ginsberg: Expansive Poetics 65 (Interview Transskript aus dem Jahr 1981). In: <http://ginsbergblog.blogspot.co.at/search/label/Ernst%20Jandl> (12. 2. 2015).

Diese Idioten, muss ich schon sagen, als Pauschalurteil über die Verleger: in diesen 6 Wochen hätten in England hunderte Exemplare von einem Buch von mir verkauft werden können, wenn es eins gäbe, hunderte Stück von einer Schallplatte mit Sprechgedichten. Ein Gedicht im Daily Mirror, 5 Millionen Leser, 6000 mindestens als Zuhörer in der Albert Hall, und noch viele Leute da und dort, zweimal je ein Gedicht am Morgen in der BBC – so auf nüchternen Magen – in nächster Zeit nochmals einiges im dritten Programm ... Wenn ich von Geschäft die geringste Ahnung hätte, müsste ich mich auf Vervielfältigung und Vertrieb meiner eigenen Arbeiten, kombiniert mit Lesungen, verlegen.<sup>42</sup>

#### IV. Kulturpolitisches Engagement

Mit welcher Vehemenz Jandl auch im eigenen Land versuchte, durch kulturpolitisches Engagement eine »neue Möglichkeit schriftstellerischer Existenz herzustellen«<sup>43</sup>, zeigt unter anderem seine prominente Stellung bei der Gründung der Grazer Autorenversammlung (GAV) zu Beginn der 1970er Jahre. »Ohne Ernst Jandl [...] gäbe es die Grazer Autorenversammlung nicht«<sup>44</sup>, bestätigt Wendelin Schmidt-Dengler. Jandl »war ihr *spiritus rector* vom ersten Tag an, er bündelte die Interessen der verschiedenen SchriftstellerInnengruppierungen, er formulierte die Vereinsziele und die Attacken gegen den [österreichischen] PEN-Club, der für ihn die Rückständigkeit *par excellence* repräsentierte.«<sup>45</sup> Vorrangiges Ziel war es, sich gegen das Machtmonopol des kulturkonservativen PEN-Clubs zur Wehr zu setzen und einen Gegenpol für junge Autoren und eine neue Dichtung zu schaffen, die »Anspruch auf Weltgeltung erhob« (PW 11, S. 323). Das löste in beiden Lagern hitzige Debatten aus: Noch 1972 wetterte der Vizepräsident des PEN, Carry Hauser, gegen diejenigen, »die den PEN beschimpfen, [...] [sie seien] österreichische Gastarbeiter im bundesdeutschen Literaturbetrieb, die dort in erster Linie ihre materiellen Interessen wahrnehmen.«<sup>46</sup>

Die Beispiele für Jandls Bemühungen um eine Erneuerung der deutschsprachigen Nachkriegsdichtung sind zahlreich (Teilnahme am Forum Alpbach, Übersetzungen, Poetik-Vorlesungen, Rezensionen). Den Kern bilden

<sup>42</sup> Ernst Jandl, Briefwechsel mit Klaus Reichert (Brief vom 28. 6. 1965), NL Jandl.

<sup>43</sup> Wendelin Schmidt-Dengler: Ernst Jandl. »Eine Station auf dem mühsamen Weg der österreichischen Aufklärung?« In: Klaus Müller-Salget, Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Nachklänge der Aufklärung im 19. und 20. Jahrhundert. Für Werner M. Bauer zum 65. Geburtstag. Innsbruck 2008, S. 301–313, S. 303.

<sup>44</sup> Ebd., S. 302.

<sup>45</sup> Ebd. Für eine kritische Darstellung von Jandls Kulturpolitik vgl. Franz Schuh: Alleingang und sozialer Sinn. Erinnerungen an Ernst Jandls Kulturpolitik. In: Bernhard Fetz, Hannes Schweiger (Hg.): Die Ernst Jandl Show. Ausstellungskatalog. St. Pölten 2010, S. 115–123.

<sup>46</sup> Zeitungsausschnitt zur Kontroverse um den österreichischen PEN-Club (16. 11. 1972), NL Jandl. Zitiert nach: Schuh, Alleingang und sozialer Sinn, S. 118.

allerdings seine vielen Vorträge zur Situation der österreichischen Nachkriegsdichtung, die er sowohl im englisch- als auch im deutschsprachigen Raum hält. Das Credo, das alle gleichermaßen leitet, fasst Jandl in den USA einmal so zusammen: Er strebe nach einer Dichtung, »which, regardless of matters of language and nationality, [...] is trying to find its place within the bigger context of modern writing anywhere, modern writing as seen internationally.«<sup>47</sup>

## V. Reisen auf der Landkarte der Poesie

Die Gründe für den Widerstand des konservativen Teils des österreichischen Literaturbetriebs glaubt Jandl in der allgemeinen Behäbigkeit des Systems selbst zu entdecken, das »mit Bedacht, die radikaleren Geister aussparte« (PW 11, S. 171). Derlei Schwierigkeiten, in der Kulturlandschaft Fuß zu fassen, zeugen auch von der Gestalt, die die zwar heterogene, aber dennoch ästhetisch und sozial-politisch konservative österreichische Nachkriegskultur annimmt. Erhard Schütz hat dies für den deutschsprachigen Raum kürzlich unter dem Narrativ »Suche nach Sicherheit«<sup>48</sup> zusammengefasst und verweist damit auf die erneuerungsresistenten Tendenzen einer Rückbesinnung aufs Religiöse und klassisch Abendländische. »Zu den mentalen Grundfiguren der Zeit«, so Schütz, »gehörte es, den rabiaten Avantgarde-Optimismus der vorausgegangen Nachkriegszeit nicht mehr teilen zu können. Es gab vielmehr eine starke Strömung von Niedergang und Endzeitlichkeit; apokalyptische Verdüsterung bestimmte die intellektuelle Situation [...].«<sup>49</sup> Genau dem widersetzt sich Jandls poetische Experimentierfreude, die ein Importprodukt der amerikanischen Kriegsgefangenschaft ist und die kulturpolitisch sowie ästhetisch auf Unruhe aus ist:

[In den Sprachexperimenten der 1950er Jahre ging es] nicht um ein Zerstören von etwas, [...] sondern es ging darum, die Grenzen der Literatur weiter zu ziehen, als sie während der Hitlerzeit gezogen werden durften, denn damals hat man sehr darauf geachtet, wie das deutsche Wort und die deutsche Sprache am besten zur Unterstützung des Nationalsozialismus verwendet werden kann. [...] Es war wohl die wichtigste Aufgabe nach dem Zweiten Weltkrieg, die Sprache, sofern sie für die Kunst verwendet wurde, auf ein ähnliches Niveau zu heben wie etwa in der Malerei, die gegenstandsfreie Malerei oder in der Musik, die, gemessen an den gewohnten Harmonien, kakophonie Musik [...]. [...] Die Masse des Volkes, ich glaube, neunzig Prozent der Bevölkerung wären durchaus einverstanden gewesen, wenn man nach der Niederlage

<sup>47</sup> Ernst Jandl: Vorbereitung USA Tournee Vortrag (1972), NL Jandl.

<sup>48</sup> Schütz, Gefangenschaft und Heimkehr, S. 2. Dass auch die Gruppe 47 (jüdische) RemigrantInnen ausgrenzte, zeigt: Klaus Briegleb: »Re-Migranten.« Die Gruppe 47 und der Antisemitismus. In: von der Lühe, Krohn (Hg.), »Fremdes Heimatland«, S. 93–118.

<sup>49</sup> Ebd., S. 28.

des Nationalsozialismus das Kultur- und Kunstprogramm des Nationalsozialismus weitergeführt hätte.<sup>50</sup>

Als Jandl 1977 bei einer im Fernsehen übertragenen Lesung vom Publikum verspottet und heftig dafür kritisiert wird, dass er die deutsche Sprache auf eine Weise gebraucht, wie sie nur bildungs- und sprachfernen Menschen eigen sei, entgegnet er: Es sei das wichtigste Ziel und die erste Aufgabe des Dichters, »auf der Landkarte der Poesie die weißen Flecken zu finden«<sup>51</sup> – Dichtung sei das Produkt einer Abenteuerreise an zuvor unbekannte Orte. In dieser Protesthaltung, die zugleich ein Bekenntnis zu einer sprachlich-ästhetischen Wanderbewegung ist, tritt wiederholt der migrative Aspekt von Jandls Kriegs- und Heimkehrerfahrung zutage.

In der bisherigen Forschung wurde der doppelte Blick auf Jandl und die Massenmobilität der Kriegs- und Nachkriegsjahre noch nicht gewagt. Aus der Zusammenschau ergibt sich allerdings ein Bild von der Genese und Wirkung seines Werks, das ihn, aus der biographischen Notwendigkeit heraus, in unmittelbaren Kontakt mit den Diskussionen um die »letzte geschlossene Gesellschaft in unserer Welt«<sup>52</sup> bringt, dem deutschen Literaturbetrieb der Nachkriegszeit. Und mehr noch: Blickt man heute auf Jandls experimentelles Erbe, so scheint es in der intermedialen und auch multilingualen Dichtung der Gegenwart aufgehoben zu sein, die sich in einigen signifikanten Fällen mit dem Werk von AutorInnen überschneidet, die politische Verfolgung, zeitgenössische Migrationsprozesse und gesellschaftskritische Sprachspiele ins Zentrum ihrer Texte und Gedichte stellen, wie zum Beispiel im Fall der Rumänien-Deutschen Herta Müller, der Japanerin Yoko Tawada bzw. des US-Amerikaners Charles Bernstein. Alle drei rezipieren Jandl auf produktive Weise. An Jandls Werk lässt sich damit eine Frühphase dieses prominenten Strangs innerhalb der internationalen Gegenwartsdichtung studieren: Zwar mag Jandl hier nicht als Vorläufer auftreten, aber zumindest als Wegbereiter, der über ein halbes Jahrhundert lang »Grenzüberschreitung[en] in diskriminierte Sprachbereiche«<sup>53</sup> wagte.

<sup>50</sup> Ernst Jandl: »ich sehr lieben den deutschen sprach.« Peter Huemer im Gespräch mit Ernst Jandl (21. 4. 1988). In: *Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder*. Heft 125 (2001), S. 22–30.

<sup>51</sup> Vgl. Ernst Jandl: Maulkonzert – Akustische Poesie. Lesung Ernst Jandls und Gerhard Rühms, TV-Sendung des Saarländischen Rundfunks, ausgestrahlt am 13. 4. 1977, NL Jandl.

<sup>52</sup> Ludwig Marcuse: Lebe ich oder lebe ich nicht in der Bundesrepublik? In: Hermann Kesten (Hg.): *Ich lebe nicht in der Bundesrepublik*. München 1964, S. 107–113, S. 110. Vgl. auch Lamping, »Die Rückkehr des Geistes«, S. 169.

<sup>53</sup> Ernst Jandl: *Grenzüberschreitungen in der Kunst der Gegenwart*. Europäisches Forum Alpbach 1978, NL Jandl.



**TEIL II**

**Institutionen und Strukturen**



Margit Reiter

## Gegendiskurse. Das (*Österreichische*) *Tagebuch* als »intellektuelle Heimat« für jüdische und linke RemigrantInnen in Österreich nach 1945

Ist es Heimat, wonach du dich sehnst?  
Straße blieb wohl dort und Haus und  
Garten –  
Doch die Heimat wird dich nie erwarten  
wie du wählst –<sup>1</sup>

Die Kulturzeitschrift *Tagebuch* fungierte nach 1945 als publizistisches Aktionsfeld für österreichische Linksintellektuelle und (jüdische) RemigrantInnen und war über Jahrzehnte hinweg ein zentrales Medium einer bisher in der Forschung wenig beachteten kritischen Gegenöffentlichkeit in Österreich. Auch wenn das *Tagebuch* 1946 von der KPÖ gegründet und finanziert wurde, haben darin nicht nur KommunistInnen, sondern auch unabhängige Linke mitgewirkt. So setzte die KPÖ als ersten Chefredakteur den kurz zuvor aus der Emigration in Jugoslawien zurückgekehrten Schriftsteller Alexander Sacher-Masoch (1901–1972) ein, obwohl dieser kein Parteimitglied war.<sup>2</sup> Trotz der durchgehend finanziell prekären Situation erwies sich die Zeitschrift als überaus langlebig und erschien in unterschiedlichen Formen (anfangs als Wochenzeitung, später zweiwöchentlich bzw. monatlich) und unter verschiedenen Namen über vier Jahrzehnte hinweg: vom April 1946 bis 1949 als *Österreichisches Tagebuch*, ab 1950 unter den Namen *Tagebuch* (der patriotische Verweis schien sich nun zu erübrigen) und schließlich nach dem Bruch mit der Partei von 1969 bis 1989 als *Wiener Tagebuch*.

Der Fokus meines Beitrags liegt auf der unmittelbaren Nachkriegszeit, konkret auf dem bisher noch wenig erforschten *Österreichischen Tagebuch* (ÖTB).<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Auszug aus dem Gedicht *Ist es Heimat ...* von Franz Theodor Csokor, abgedruckt in: *Österreichisches Tagebuch* [im Folgenden ÖTB], 1946/3, S. 10.

<sup>2</sup> Sacher-Masoch schrieb in den Folgejahren regelmäßig im ÖTB, hatte aber auch noch andere Tätigkeitsfelder, so war er z.B. einer der Mitbegründer und erster Generalsekretär des österreichischen PEN-Clubs.

<sup>3</sup> Die wenigen Arbeiten zum *Tagebuch* legen ihren Fokus auf die hier nur ansatzweise behandelten 1950er Jahren: Norbert Griesmayer: Die Zeitschrift »Tagebuch«. Ergänzende Beobachtungen zur kulturpolitischen Situation in den fünfziger Jahren. In: Friedbert Aspetsberger, Norbert Frei, Hubert Lengauer (Hg.): Literatur der Nachkriegszeit

Es geht im Folgenden darum, das *Österreichische Tagebuch* mit seinen Akteuren und Schwerpunkten näher vorzustellen und den besonderen Stellenwert und die Funktion dieser interessanten Kulturzeitschrift für (linke und jüdische) RemigrantInnen aufzuzeigen.

### **Journalistische Galionsfiguren: Bruno Frei, Viktor Matejka und Ernst Fischer**

Als zentrale Akteure der frühen Jahre sind die kommunistischen Intellektuellen Bruno Frei, Viktor Matejka und Ernst Fischer hervorzuheben, die als Autoren, Herausgeber bzw. Chefredakteure des (*Österreichischen*) *Tagebuchs* wirkten und insgesamt in der österreichischen Nachkriegspublizistik eine wichtige Rolle einnahmen. Was diese drei Personen trotz aller Unterschiedlichkeit (in ihren Charakteren und ihrer Biographie) eint, ist ihr Selbstverständnis als Intellektuelle und Antifaschisten, ihr Österreich-Patriotismus und ihre Bereitschaft zum »geistigen Wiederaufbau« Österreichs, ihre enorme Produktivität sowie ein zwischen Dogmatik und Offenheit changierender Widerspruchsgeist, der sie letztendlich zwischen alle Fronten geraten ließ.

Bruno Frei (1897–1988) löste Mitte 1947 Sacher-Masoch als Chefredakteur ab und hat das (*Österreichische*) *Tagebuch* als Autor und später als Mitherausgeber entscheidend geprägt. Frei wurde 1897 als Benedikt Freistadt in Pressburg/Bratislava geboren, stammte aus einem orthodoxen jüdischen Elternhaus, von dem er sich allerdings bald löste und zum Marxisten wurde. Er verkörperte den Typus des linken Vollblutjournalisten, der schon früh brillante Reportagen publizierte und bei verschiedenen Zeitungen mitarbeitete (zum Beispiel *Berlin am Morgen*, *Weltbühne*, *Freies Deutschland*). In den 1920er Jahren lebte er als Journalist in Berlin, nach 1933 in Prag und flüchtete vor den Nationalsozialisten über Frankreich nach Mexiko.<sup>4</sup> Frei kam 1947 aus dem mexikanischen Exil nach Österreich zurück, wo er erneut eine rege publizistische Tätigkeit entfaltete, unter anderem war er Herausgeber und Chefredakteur des kommunistischen Boulevardblatts *Der Abend*.<sup>5</sup>

Bruno Frei stellte vor allem in Hinblick auf seine jüdische Identität eine interessante Ausnahme im linksintellektuellen Nachkriegsmilieu dar. Für ihn war »Auschwitz« als Synonym für die Massenvernichtung der europäischen

und der fünfziger Jahre in Österreich, Wien 1984, S. 75–111; Alfred Pfoßer: »Stalins Brückenköpfe«. Der Kalte Krieg im und um das *Tagebuch*. In: Michael Hansel, Michael Rohrwasser (Hg.): Kalter Krieg in Österreich. Literatur – Kunst – Kultur. Wien 2010, S. 228–243; Christina Zoppel: Linientreue und Liberalität. Die Rezeption der zeitgenössischen österreichischen Literatur im kommunistischen »Tagebuch« 1950–1960. Wien 1995 [Dipl.].

<sup>4</sup> Bruno Frei: Der Papiersäbel. Autobiographie, Frankfurt/M. 1972.

<sup>5</sup> Daniela Rotschädl: Kommunistischer Boulevardjournalismus während der Besatzungszeit am Beispiel des Wiener »Abend« unter der Leitung von Bruno Frei. Wien 1994 [Dipl.].

Juden die zentrale Zäsur in seinem Leben, die ihn tief erschütterte und sein Denken maßgeblich beeinflusste.<sup>6</sup> Er galt als einer der wenigen Kommunistinnen, der – wie ihm ein Freund anlässlich seines 80. Geburtstages bescheinigte – seine jüdischen Wurzeln niemals vergessen habe.<sup>7</sup> Tatsächlich wurde für Frei nach der Shoah seine jüdische Identität zusehends wichtiger, er beschäftigte sich intensiv mit Antisemitismus (auch in den eigenen Reihen) und wurde zum großen Israel-Freund, als es in der KPÖ nicht unbedingt opportun war.<sup>8</sup> Gleichzeitig war er durchaus auch dogmatisch und linientreu und ist nie aus der KPÖ ausgetreten.

Ab 1950 war ein gemeinsames Herausgeberteam von Bruno Frei, Ernst Fischer und Viktor Matejka für das *Tagebuch* verantwortlich, wobei letzterer in dieser Zeitphase als Chefredakteur fungierte. Viktor Matejka (1901–1993) fällt in mehrfacher Hinsicht aus den Rahmen. Ursprünglich aus dem katholischen Milieu kommend, war er im austrofaschistischen Regime als Bildungsreferent der Wiener Arbeiterkammer tätig und kam mit dem ersten Österreichervertransport 1938 ins KZ Dachau, wo er bis 1944 interniert blieb. Er hat sich erst unmittelbar nach der Befreiung 1945 der KPÖ angeschlossen, war bis 1957 im Zentralkomitee der KPÖ vertreten und blieb bis zu seinem Austritt aus der KPÖ 1966 passives Parteimitglied.<sup>9</sup> Neben seinen vielfältigen publizistischen Aktivitäten war er von 1945 bis 1949 Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung, als welcher er sich für die Rückkehr von Vertriebenen eingesetzt und dabei – wie er später schrieb – »die kältesten Füße [seines] Lebens geholt« hat.<sup>10</sup>

Der selbst deklarierte »Katholik und Kommunist«<sup>11</sup> Matejka verstand sich als »österreichischer Koexistenzialist«, womit er auf seine Kooperationen über Parteidgrenzen hinaus anspielte. Es war hauptsächlich ihm zuzuschreiben, dass im ÖTB nicht nur linke Positionen vertreten waren, sondern auch aufgeschlossene katholische Autoren, wie beispielsweise Friedrich Heer oder August Maria Knoll zu Wort kamen. Matejka selbst war einer der aktivsten Autoren im *Tagebuch*, wobei er in seinen polemischen Rubriken »Unange-

<sup>6</sup> Frei, Papiersäbel, S. 157 und S. 249; Bruno Frei: Israel zwischen den Fronten. Utopie und Wirklichkeit. Wien, Frankfurt/M., Zürich 1965, S. 9.

<sup>7</sup> Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Nachlass Bruno Frei, 20126/J4, Brief von Bobby Rosner an Bruno Frei, 12. 6. 1977.

<sup>8</sup> Zu Frei vgl. auch Margit Reiter: Unter Antisemitismus-Verdacht. Die österreichische Linke und Israel nach der Shoah. Innsbruck, Wien, München 2001, S. 101–106.

<sup>9</sup> Manfred Mugrauer: »Privatdomäne« und »regsame geistige Auseinandersetzung«. Viktor Matejka als Herausgeber, Redakteur und Mitarbeiter der kommunistischen Kulturzeitschrift *Tagebuch*. In: Spurensuche. Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenschaftspopularisierung, 16. Jg. (2005), H. 1–4, S. 90–106; Manfred Mugrauer: »Angelegenheit Matejka«. Viktor Matejkas KPÖ-Mitgliedschaft im Spannungsfeld von Konflikt und Freiraum. In: Zeitgeschichte, 32. Jg. (2005), H. 6, S. 371–398.

<sup>10</sup> Viktor Matejka: Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen. Wien 1984, S. 192.

<sup>11</sup> So der Titel einer von ihm 1945 verfassten Broschüre, die hohe Auflagen erzielte.

nehme Notizen« oder »tb greift auf, greift ein, greift an« viele brisante tagesaktuelle Themen angesprochen hat.<sup>12</sup> Die Streitbarkeit Matejkas führte allerdings auch zu redaktionsinternen Konflikten (ihm wurde unter anderem ein chaotischer und autoritärer Arbeitsstil und sogar Antisemitismus vorgeworfen)<sup>13</sup> sowie zu lebenslangen Feindschaften, zum Beispiel mit Ernst Fischer, von dem er 1957 als Chefredakteur des *Tagebuchs* abgelöst wurde.

Der linke Paradeintellektuelle Ernst Fischer (1899–1972) war sofort nach der Befreiung 1945 aus dem Moskauer Exil nach Österreich zurückgekehrt, wo er wichtige politische Funktionen bekleidete (unter anderem 1945 Staatssekretär für Volksaufklärung, Unterricht, Erziehung und Kultur, bis 1959 Nationalratsabgeordneter). Er hatte auch diverse Parteifunktionen inne, bis er 1969 aus der KPÖ ausgeschlossen wurde.<sup>14</sup> Ernst Fischer galt als der bekannteste Kommunist der Nachkriegszeit und verkörperte geradezu exemplarisch den Typus eines umtriebigen Linksintellektuellen. Neben seiner leitenden Tätigkeit im überparteilichen *Neuen Österreich* hatte er von Beginn an im ÖTB mitgearbeitet, er schrieb zahlreiche Bücher und war weit über das kommunistische Milieu hinaus bekannt. Im *Tagebuch* fungierte er vor allem als Autor von umfangreichen Grundsatzartikeln sowie als Impulsgeber für ausführliche Debatten, zum Beispiel über das österreichische Nationalbewusstsein (1946), aber auch die Parlamentsreden des brillanten Rhetorikers sowie seine literarischen Arbeiten wurden dort abgedruckt.

Nicht nur für Fischer war das (*Österreichische*) *Tagebuch* nur eines von vielen seiner Aktionsfelder, auch die meisten anderen ÖTB-MitarbeiterInnen waren überaus vielseitig und in verschiedenen Bereichen tätig. Sie schrieben gleichzeitig für mehrere Medien, wie zum Beispiel für das *Neue Österreich*, die *Volksstimme*, die Kulturzeitschrift *Plan* und später auch das *FORVM*. Viele von ihnen waren nicht nur als JournalistInnen, sondern auch politisch und/oder wissenschaftlich tätig und viele hatten schriftstellerische Ambitionen. Diese auffallende Produktivität und Umrückigkeit der linken Intellektuellen ist zum einen Ausdruck ihres Anspruchs, am »geistigen Wiederaufbau« Österreichs aktiv mitzuarbeiten, zum anderen ist sie wohl auch ihrer oft prekären materiellen Situation geschuldet und schließlich zeigen sich darin die Querverbindungen und Netzwerke im durchaus überschaubaren linksintellektuellen Nachkriegsmilieu in Österreich.

<sup>12</sup> Vgl. Matejka, Widerstand ist alles, S.147–151.

<sup>13</sup> Vgl. Mugrauer, Angelegenheit Matejka, S. 383ff.

<sup>14</sup> Vgl. Ernst Fischer: Erinnerungen und Reflexionen, Frankfurt/M. 1987; Ders.: Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945–1955. Wien, München, Zürich 1973.

### AkteurInnen – (transnationale) Netzwerke – Themenfelder

Das (*Österreichische*) *Tagebuch* verstand sich als eine »Tribüne für fortschrittliche Intelligenz«<sup>15</sup>, und tatsächlich liest sich die AutorInnenliste wie ein »Who is who« der intellektuellen Nachkriegselite, aber auch über die Grenzen Österreichs hinaus. Unter den *Tagebuch*-MitarbeiterInnen waren überdurchschnittlich viele NS-GegnerInnen und WiderstandskämpferInnen, KZ-Überlebende und RückkehrerInnen aus dem Exil, die meisten davon waren politisch links orientiert und viele auch jüdisch. Aufgrund ihrer Herkunft, Erfahrungen und politischen Haltungen bildeten sie eine Art Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft, für die das *ÖTB* zu einem zentralen Ort des intellektuellen Austauschs wurde.

Zu den regelmäßigen *ÖTB*-AutorInnen zählten beispielsweise Jenö Kostmann, Walter Hollitscher, Theodor Prager und Hans Goldschmidt, die aus dem Exil in England zurückgekehrt waren. Ernst Fischer und der deutsche Schriftsteller und KP-Funktionär Hugo Huppert kamen aus dem Moskauer Exil, Franz Theodor Csokor und Alexander Sacher-Masoch aus dem Exil in Jugoslawien, Marcel Rubin war wie Bruno Frei aus Mexiko und Fritz Jensen aus China zurückgekehrt. Die *ÖTB*-Autoren Otto Horn, Karl Röder und Viktor Matejka teilten die KZ-Erfahrung und Hugo Glaser hatte als U-Boot in Wien überlebt. Von den *Tagebuch*-Mitarbeiterinnen ist vor allem die 1946 aus der englischen Emigration zurückgekehrte Historikerin, Schriftstellerin und Journalistin Eva Priester hervorzuheben, die u. a. eine »Kurze Geschichte Österreichs« verfasst und Beiträge zur österreichischen Literatur veröffentlicht hat.<sup>16</sup> Weitere regelmäßige Mitarbeiterinnen des *Tagebuchs* waren Marie Rapp, Selma Steinmetz, Doris Brehm und Hilde Röder, die vor allem als Literaturkritikerinnen tätig waren, sich aber im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen nur selten an Grundsatzdebatten beteiligten.<sup>17</sup>

Das *ÖTB* hatte von Beginn an eine internationale Ausrichtung, was unter anderem auf die Erfahrungen und Kontakte im Exil zurückzuführen war. Viele Mitarbeiter kannten sich bereits aus ihrer gemeinsamen politischen Tätigkeit in der Zwischenkriegszeit, andere hatten sich erst im Exil oder in den Konzentrationslagern kennen gelernt und dasselbe Schicksal geteilt. Nach 1945 konnte an diese vielfältigen Kontakte wieder angeknüpft werden, sodass im Umfeld der Zeitschrift nicht nur ein österreichisches, sondern auch ein transnationales Netzwerk entstand.<sup>18</sup>

<sup>15</sup> Zur Selbstdarstellung vgl. *ÖTB*, 1948/11, S. 3 und *ÖTB*, 1948/12, S. 9.

<sup>16</sup> Vgl. Eva Priester: Kurze Geschichte Österreichs, Wien 1946; Dies.: Aufgaben der österreichischen Literatur. In: *ÖTB*, 1946/33, S. 3ff.

<sup>17</sup> Weitere MitarbeiterInnen des *Tagebuchs* (mit Schwerpunkt Literatur) sind aufgelistet bei Zoppel, Linientreue und Liberalität, S. 16ff. und S. 30ff.

<sup>18</sup> Ein wichtiger Verbindungsmann in diesem transnationalen Netzwerk war Bruno Frei, der durch seine Aktivitäten in Berlin, Prag, Frankreich und Mexiko viele persönliche Kontakte (Egon Erwin Kisch, Anna Seghers, Ludwig Renn, Leo Katz u. v. a.) hatte, die später auch dem *Tagebuch* zugutekamen.

Auch aus dem Ausland steuerten manche (noch) nicht zurückgekehrte ExilantInnen Beiträge bei, wie etwa Hanns Eisler aus den USA, der Ökonom Kurt Rothschild aus Glasgow, Louis Fürnberg aus Prag, Kurt H. Jabloner aus Venezuela oder Arnold Zweig aus Palästina bzw. Ostdeutschland. Auch andere – sowohl prominente als auch damals noch unbekannte – ExilantInnen, wie zum Beispiel Bertolt Brecht, Anna Seghers, Erich Fried oder Theodor Kramer, waren durch ihre literarischen Texte oder durch die Reproduktion ihrer bildnerischen Werke, wie etwa im Fall von Käthe Kollwitz, im *Tagebuch* vertreten. Der linke Schriftsteller Heinrich Mann schrieb in einem der ersten ÖTB-Hefte einen langen Artikel über seinen berühmten Bruder Thomas Mann.<sup>19</sup> Und auch Thomas Mann selbst, der in Deutschland einerseits als Vaterlandsverräter angefeindet, andererseits von der ostdeutschen Führung umworben wurde, genoss im *Tagebuch* aufgrund seiner moralischen Integrität über ideologische Gegensätze hinweg hohe Reputation.<sup>20</sup> Die Besprechungen und Abdrucke von Werken ausländischer SchriftstellerInnen (Maxim Gorki, Jean Paul Sartre, Upton Sinclair, Ilja Ehrenburg und vielen mehr) sowie Berichte über fremde Länder und Kulturen (unter anderem aus den ehemaligen Exilländern) unterstreichen die internationale Ausrichtung des *Tagebuchs* zusätzlich.<sup>21</sup>

Der inhaltliche Schwerpunkt der »Wochenschrift für Kultur, Politik und Wirtschaft« – so der Untertitel – lag auf kulturellen Themen, vor allem zeitgenössischer Literatur, Theater, Musik, aber auch auf Politik, die man aus einer linken Position heraus überaus kritisch begleitete. Das *Tagebuch* verstand sich nicht nur als Medium einer kritischen Gegenöffentlichkeit, sondern vor allem auch als ein Ort der Diskussion, wo im Laufe der Jahre tatsächlich viele brisante Debatten geführt wurden.<sup>22</sup> Auch wenn die Auflagenzahlen und Verbreitung des ÖTB nicht sehr groß waren,<sup>23</sup> so gehörte es Zeitzeugenberichten zufolge unter Linken zur selbstverständlichen Lektüre und wurde in Zeiten knapper Ressourcen auch untereinander ausgetauscht.<sup>24</sup> So lautete

<sup>19</sup> Heinrich Mann: Mein Bruder. In: ÖTB, 1946/4, S. 5–7.

<sup>20</sup> Vgl. exemplarisch Thomas Mann, Rede in Weimar, abgedruckt in: ÖTB, 1949/10, S. 8; Fritz Jensen: An Thomas Mann scheiden sich die Geister. In: TB, 1952/24, S. 3; Max Haller: Zum Tode Thomas Manns. Die zweifache Verantwortung. In: TB, 1955/17, S. 1.

<sup>21</sup> Umgekehrt wurde das ÖTB auch im Ausland (vor allem in Osteuropa, aber auch in Israel und in anderen Emigrationsländern) verbreitet und gelesen.

<sup>22</sup> So gab es z. B. Debatten über Kultur und Erziehung im wiedererstandenen Österreich (1946), die Rolle der Intellektuellen in der Demokratie (1947), über den Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten (1946/1947), über den Fall Nadler (1949) oder über Arnold Schönberg und Neue Musik (1955) u. v. m.

<sup>23</sup> Die von Matjeka genannten Auflagenzahlen zwischen 10.000 bis 20.000 werden allgemein als übertrieben bewertet; vgl. Matejka, Widerstand, S. 147; Mugrauer, Angelegenheit Matejka, S. 386.

<sup>24</sup> Vgl. Interview von Margit Reiter mit Ernst Wangermann, 28. 11. 2014, Aufnahme im Besitz der Verfasserin.

sein nicht unironischer Werbeslogan: »Wer das *Tagebuch* schätzt, verbreitet es bei Freunden und Feinden«.

Alles in allem waren die Themen und Zugänge des *ÖTB* äußerst vielfältig, und trotz seiner Nähe zur KPÖ erschienen nicht zuletzt wegen seiner selbstbewusst und unabhängig agierenden Herausgeber immer wieder erstaunlich unorthodoxe Positionen.<sup>25</sup> Auch die intellektuelle Neugier und der kritische Widerspruchsgeist vieler *Tagebuch*-MitarbeiterInnen, die sich in die Tradition von Karl Kraus stellten (viele waren deklarierte Bewunderer von Kraus) und sich als demokratische »Erzieher« der Nation verstanden,<sup>26</sup> hat zu dieser Meinungsvielfalt beigetragen. Die von Viktor Matejka aufgestellte Behauptung, dass das *Tagebuch* durch Bruno Frei als »Wächter der Partei« auf Linie gebracht werden sollte,<sup>27</sup> kann nicht bestätigt werden. Gerade in den ersten Nachkriegsjahren gab es keine einheitliche Blattlinie, sondern einen Themen- und Meinungpluralismus und das *ÖTB* wurde seinem Selbstanspruch eines offenen, antifaschistischen Diskussionsforums durchaus gerecht. Erst im Zuge des Kalten Krieges und des damit einhergehenden aggressiven Antikommunismus haben sich die Fronten auf allen Seiten spürbar verhärtet. Auch das *Tagebuch* wurde zusehends dogmatischer und eindimensionaler.<sup>28</sup> Trotz aller dogmatischen Verhärtungen (zum Beispiel in Form eines plakativen Antiamerikanismus und einer oft unkritischen Sowjetunion- und Stalin-Verehrung) in den 1950er Jahren hat sich das *Tagebuch* aber selbst in dieser Phase noch eine gewisse Offenheit bewahrt.

## Exil und Rückkehr

Das Exil und die Frage der Rückkehr waren im *ÖTB* allein schon aufgrund der personellen Zusammensetzung der Redaktion ein durchgängiges Thema. Auch wenn manche ExilantInnen das mangelnde Interesse in Österreich an den ins Ausland vertriebenen ÖsterreicherInnen zu Recht beklagten,<sup>29</sup> trifft dieser Vorwurf auf das *ÖTB* nicht zu. Immer wieder wurde darin die (oft

<sup>25</sup> Die KPÖ hatte in der Nachkriegszeit mehrere Medien zur Verfügung wie z. B. die Tageszeitung *Österreichische Volksstimme*, das Theorieorgan *Weg und Ziel*, das Boulevardblatt *Der Abend* sowie das Organ der russischen Besatzungsmacht *Österreichische Zeitung*, in denen eine stärker parteipolitische und ideologische Blattlinie zum Ausdruck kam.

<sup>26</sup> Vgl. Thomas Kroll: Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956), Köln, Weimar, Wien 2007, S. 279–293.

<sup>27</sup> Viktor Matejka: Buch Nr. 2, Wien 1991, S. 129.

<sup>28</sup> Zum Kalten Krieg im *Tagebuch* vgl. Pfoser, »Stalins Brückenköpfe«; Grießmayer, Die Zeitschrift »Tagebuch«.

<sup>29</sup> Exemplarisch Dr. Kurt H. Jabloner: Auslandösterreicher oder Emigranten? In: ÖTB, 1947/17, S. 3f.

schwierige) Situation der Vertriebenen in ihrem Exilland thematisiert und deren Rückholung eingefordert.<sup>30</sup>

Unzählige Artikel belegen das sich im *Tagebuch* durchziehende Engagement für die Wahrnehmung, Würdigung und Rückholung der ExilantInnen aus den Bereichen der Literatur, Musik und Wissenschaft. So erschien beispielsweise im Sommer 1946 ein Artikel von Peter Acht über »Österreichische Dichter in der Fremde«<sup>31</sup>, und in einer Würdigung für Bruno Walter zu seinem 70. Geburtstag wurde darauf hingewiesen, dass dieser »sein Jubiläum krank und müde, fern seiner europäischen Heimat« verbringen müsse.<sup>32</sup> Im selben Heft schrieb ein Autor unter dem Pseudonym »Rufer«, dass ihm zu Ohren gekommen sei, dass der berühmte Dirigent Erich Kleiber »an heftigem Heimweh nach Wien leide« und »größtes Gewicht auf seine Rückberufung nach Wien legen würde« – wenn auch nur in eine ihm angemessene Führungsposition.<sup>33</sup> Im August 1946 beklagte ein (namentlich nicht gezeichneter) Artikel über »Österreichische Musiker in England«<sup>34</sup>, dass die jahrhundertealte Musiktradition Österreichs von der »kulturvernichtenden Barbarei des Nationalsozialismus jäh unterbrochen« worden sei. Viele MusikerInnen hätten im Ausland ein »Refugium« gefunden, beispielsweise der in Oxford lehrende Musikhistoriker, Komponist und Schüler Schönbergs, Egon Wellesz, der Dirigent Karl Rankl oder der Erste Konzertmeister der Wiener Philharmoniker, Arnold Rosé, der 1938 im »ehrwürdigen Greisenalter« vertrieben worden sei und kurz nach Erscheinen des Artikels im Sommer 1946 in England verstarb.<sup>35</sup>

Nachrufe auf in der Emigration oder kurz nach ihrer Rückkehr verstorbene Vertriebene waren häufig ein (trauriger) Anlass, die betreffenden Personen näher vorzustellen. Im Dezember 1946 wurde beispielsweise der Tod des jungen ÖTB-Mitarbeiters Albert Fuchs vermeldet, der im Exil seine Selbstbiographie *Ein Sohn aus gutem Haus* geschrieben und den posthum veröffentlichten geistesgeschichtlichen Klassiker *Geistige Strömungen in Österreich* verfasst hatte;<sup>36</sup> und nach dem plötzlichen Tod von Egon Erwin Kisch im Frühjahr 1948 erschien ein Nachruf von Bruno Frei, der Kisch persönlich aus seiner Zeit in Berlin und Prag und dem Exil in Mexiko kannte.<sup>37</sup>

<sup>30</sup> Vgl. exemplarisch Johann Muschik: Theodor Kramer zu Ehren. In: ÖTB, 1947/26, S. 9; Viktor Matejka: Mechthilde Lichnowsky. Liebe zur Sprache. In: ÖTB, 1949/4, S. 12f.

<sup>31</sup> ÖTB, 1946/17, S. 10f. Darin wurden junge, damals noch weitgehend unbekannte AutorInnen wie Erich Fried, Jura Soyfer, Hans Schmeier und Eva Priester vorgestellt.

<sup>32</sup> Bruno Walter, 70 Jahre. In: ÖTB, 1946/24, S.2f.

<sup>33</sup> Rufer (Pseudonym): Musikalische Hintertreppenpolitik. In: ÖTB, 1946/24, S. 13.

<sup>34</sup> ÖTB, 1946/18, S. 15f.

<sup>35</sup> Friedrich Wildgans: Arnold Rosé gestorben. In: ÖTB, 1946/22, S. 5.

<sup>36</sup> Todesnachricht Dr. Albert Fuchs. In: ÖTB, 1946/36, S. 10 und Georg Knepler: Zum Tode eines seltenen Menschen. In memoriam Albert Fuchs. In: ÖTB, 1946/37, S.7f. Der Autor des Nachrufs Georg Knepler hatte im Londoner Exil mit Fuchs zusammengewohnt.

<sup>37</sup> ÖTB, 1948/12, S. 3.

Walter Hollitscher, der im *ÖTB* für die Wissenschaft zuständig war und dort unter anderem über Sigmund Freud oder den Wiener Kreis geschrieben hat, veröffentlichte im August 1947 einen Artikel mit dem bezeichnenden Titel: »Die uns fehlen. Eine Liste der bedeutendsten emigrierten Naturwissenschaftler, deren Rückberufung Pflicht und Klugheit gebieten«<sup>38</sup>. Auch er kritisierte darin, dass Österreich seine emigrierten Gelehrten, darunter prominente Namen wie Erwin Schrödinger, Lise Meitner und den Nobelpreisträger Otto Loewi, nicht ernsthaft zurückgerufen habe. Neben bereits anerkannten WissenschaftlerInnen nennt er auch junge Talente, denen man, wenn man sie schon nicht ganz zurückholen wolle, so zumindest Gastvorlesungen in Wien anbieten müsse. Das vielfach vorgebrachte fadenscheinige Argument, dass man ihnen die »Rückkehr ins arme Österreich nicht zumuten« könne, ließ Hollitscher jedenfalls nicht gelten.

Durch solche kontinuierlichen Berichte über österreichische KünstlerInnen und WissenschafterInnen und deren Werk, fungierte das *ÖTB* als wichtige Vermittlungsinstantz, die dazu beigetragen hat, dass ein Teil der ins Ausland »vertriebenen Vernunft« – zumindest indirekt – wieder Eingang in den österreichischen Nachkriegsdiskurs gefunden hat. Umgekehrt waren die nach wie vor im Ausland lebenden EmigrantInnen durch die Lektüre des *Tagebuchs* über das politische und kulturelle Leben in ihrer alten Heimat informiert.

### Ambivalenzen der Rückkehr

Viele Vertriebene konnten oder wollten aus verschiedenen Gründen nicht nach Österreich zurückkehren: sei es aus Verbitterung oder aus Alters- und Krankheitsgründen (wie etwa Arnold Schönberg oder Theodor Kramer), andere wiederum, zum Beispiel Ernst Krenek, hatten sich mittlerweile im Exilland beruflich integriert und etabliert.<sup>39</sup> Die meisten linken ExilantInnen sahen das erzwungene Exil als vorübergehenden Zustand an und wollten nach der Befreiung sofort nach Österreich zurückkehren. Dieser Patriotismus war nicht nur offizielle KPÖ-Linie, sondern entsprach auch dem Empfinden der Betroffenen selbst, auch dem der vielen Juden und Jüdinnen unter ihnen.<sup>40</sup> Letztere kamen allerdings nicht »als Juden« nach Österreich zurück, sondern in erster Linie als patriotische KommunistInnen, die am demokratischen Wiederaufbau des Landes aktiv mithelfen wollten. Die RemigrantInnen wurden im *ÖTB* uneingeschränkt willkommen geheißen, es finden sich dort viele

<sup>38</sup> *ÖTB*, 1947/27, S. 11f.

<sup>39</sup> Rufer (Pseudonym): Wiederbegegnung mit Ernst Krenek. In: *ÖTB*, 1946/12, S. 13.

<sup>40</sup> Vgl. Helga Embacher: Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945, Wien 1995, S. 116–132.

Hinweise auf »soeben in Österreich eingetroffene« RückkehrerInnen<sup>41</sup> und eine Zeitlang gab es sogar eine Rubrik: »Rückkehrer der Woche«.

Ein Beispiel dafür ist die Rückkehr des Schriftstellers Franz Theodor Csokor, der im Frühjahr 1946 von seinem Freund Alexander Sacher-Masoch im *ÖTB* aufs Wärmste willkommen geheißen wurde.<sup>42</sup> Er würdigte Csokor, den er selbst aus dem Exil in Jugoslawien kannte, sowohl als Schriftsteller als auch als Mensch (»ein gütiger, gerechter, einfacher Mensch«) in den höchsten Tönen. Sacher-Masoch streicht vor allem hervor, dass Csokor, obwohl weder »rassisch verfolgt« noch »politisch vorbelastet«, also freiwillig, die »Straße der Verbannung« gewählt habe. Ohne Geld, ohne Freunde und ohne Sprache habe er selbstlos die Not mit »jüdischen Schicksalgefährten brüderlich« geteilt und sich deshalb »viele Freunde und Bewunderer in der Fremde« erworben. Der Autor schließt mit den Worten: »Nun ist er hier, ohne dass die Regierung ihn gerufen hat, ihn, den repräsentativen Dramatiker Österreichs, unseren bedeutendsten lebenden Dichter. Welch unbegreifliches Versehen!« Dass diese Würdigung mehr als ein bloßer Freundschaftsdienst war, zeigt ein weiterer Willkommensgruß einer Maturantin, die in der Rubrik »Stimme der Jugend« den geschätzten Schriftsteller mit den Worten »Wir brauchen Sie, Franz Theodor Csokor« begrüßte.<sup>43</sup> Csokor hat dann selbst oft im *Tagebuch* geschrieben bzw. viele seiner Gedichte und Dramen wurden dort abgedruckt und positiv rezensiert. Durch seine gleichzeitige Funktion als PEN-Präsident stellte er ein weiteres wichtiges Verbindungsglied im linksintellektuellen Netzwerk Nachkriegsösterreichs dar.

Im *ÖTB* finden sich etliche Berichte von RückkehrerInnen, die ihre ersten Eindrücke von der alten Heimat und ihre Erwartungen an das »neue Österreich« schilderten. Diese Berichte gleichen sich insofern, als sich die meisten von ihnen zwar über das Ausmaß der Zerstörung und der herrschenden mentalen Tristesse erschüttert, insgesamt aber optimistisch und voll des Glaubens an eine Erneuerung Österreichs zeigten. Der aus den USA zurückgekehrte Theatermann Walter Firner beispielsweise hielt es für seine »moralische Pflicht«, am Wiederaufbau des Wiener Theaters mitzuarbeiten und kündigte im *ÖTB* an, das »musikverständige Wiener Publikum« mit amerikanischen Stücken wie zum Beispiel mit der »in Amerika schon beinahe klassisch gewordenen Negeroper *Porgy und Bess*« vertraut zu machen.<sup>44</sup> Franz Theodor Csokor hat seine Rückkehr nach Österreich überaus ambivalent als »melancholischen Triumph« erlebt.<sup>45</sup> Einerseits plagte ihn angesichts der NS-Verbrechen ein »Gefühl der Mitschuld, der ungenügenden Wachsamkeit«,

<sup>41</sup> Vgl. Ein junger Maler heimgekehrt: Georg Eisler. In: *ÖTB*, 1946/24 (Umschlagseite, mit Abbildungen).

<sup>42</sup> Alexander Sacher-Masoch: Franz Theodor Csokor ist heimgekehrt. In: *ÖTB*, 1946/3, S. 10.

<sup>43</sup> Lilly Adler: »Wir brauchen Sie, Franz Theodor Csokor«. In: *ÖTB*, 1946/6, S. 5.

<sup>44</sup> Walter Firner: Wiederkehr und Arbeit. In: *ÖTB*, 1946/27, S. 11.

<sup>45</sup> Franz Theodor Csokor: Erster Blick. In: *ÖTB*, 1946/4, S. 4.

andererseits erfüllten ihn der Kontakt mit erneuerungswilligen Menschen und die »fieberhafte Emsigkeit« im Rathaus, in der Regierung und den Redaktionen (wozu er sicher auch das *Tagebuch* zählte) auch mit Zuversicht. Er hegte die Hoffnung, dass Österreich weder ein Brückenkopf des Ostens noch des Westens, sondern eine Brücke dazwischen mit »Salzburg [als] unser Weimar« werden möge.<sup>46</sup>

Für den Remigranten, der im ÖTB unter dem Pseudonym »bystander« sein »Wiedersehen mit Wien«<sup>47</sup> beschrieb, war klar, dass zum Wiederaufbau des Kulturbetriebs in Österreich die Hilfe des Auslandes und der Exilösterreicher unumgänglich sei, da »das geistötende Naziregime offenbar noch nicht ganz überwunden« sei und man in Österreich dazu tendiere, wieder nahtlos an die Zeit vor 1938 anzuknüpfen. Seiner Einschätzung nach befand sich Wien in einem »Zustand der Gärung« und der inneren Unsicherheit, und er schloss fast bescheiden: »Der Heimgekehrte darf hier nicht drängen, nur helfen, nicht belehren, sondern nur beraten. Er ist ja fast ein Fremder geworden: sein Herz war freilich hier, hat die Stadt nie verlassen, aber sein Geist schwingt noch im Rhythmus jener fremden Welten, darin er sieben Jahre lang gekreist war.«<sup>48</sup>

Andere RückkehrerInnen waren wesentlich kritischer und machten sich kaum Illusionen über die Wesensart und Erneuerungsfähigkeit der ÖsterreicherInnen und manche verließen nach einer »Rückkehr auf Probe« wieder das Land.<sup>49</sup> Der 1949 nur vorübergehend in Österreich weilende Schriftsteller Alfred Polgar empfand bei seinem »Wiedersehen mit alten Bekannten«<sup>50</sup> eine Mischung aus »Entfremdung und Vertrautheit« und konstatierte eine schwer überbrückbare Kluft zwischen den Daheimgebliebenen und den Vertriebenen, die über gänzlich unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen verfügten: »Ungleich waren die Leidensschulen, durch die sie gingen, und ungleich geriet das Weltbild«, das sich daraus formte. Während die Erinnerung der Daheimgebliebenen vor allem um das eigene Leid am Kriegsende kreise und die Jahre davor längst vergessen habe, würde sich der »Emigrant, zu Besuch in der zweiten Republik« über »die vielen Nazis« noch aufregen.<sup>51</sup> Polgar

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> bystander (Pseudonym): Wiedersehen mit Wien. In: ÖTB, 1946/34, S. 8f. Ähnlich dazu auch Anna Hornik: Reisebilder London – Wien. In: ÖTB, 1946/23, S. 7f.

<sup>48</sup> ÖTB, 1946/34, S. 9.

<sup>49</sup> Der junge Historiker Ernst Wangermann nutzte einen längeren Forschungsaufenthalt Anfang der 1950er Jahre in Wien zur Vorsondierung, kehrte aber aufgrund fehlender Berufsperspektiven wieder nach England zurück und erhielt erst in den 1970er Jahren eine Professur an der Salzburger Universität. Vgl. Interview mit Ernst Wangermann, 28. 11. 2014.

<sup>50</sup> Alfred Polgar: Wiedersehen mit alten Bekannten. In: ÖTB, 1949/10, S. 12. Der gebürtige Wiener Alfred Polgar war 1949 aus den USA nach Europa (Schweiz), nicht aber nach Österreich zurückgekehrt.

<sup>51</sup> Ebd.

beschreibt hier scharfsinnig die Erfahrungs- und Interessendifferenz zwischen der österreichischen Mehrheitsbevölkerung und den zurückgekehrten Opfern des Nationalsozialismus. Da Erstere jede Mitverantwortung ausblenden und einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen wollten, blieb es somit Letzteren überlassen, sich mit dem Nationalsozialismus auseinanderzusetzen und als Korrektiv zum hegemonialen Nachkriegsdiskurs zu wirken.

### **Nachkriegsrealitäten: NS-Kontinuitäten und Kalter Krieg**

Für die meisten linken RemigrantInnen haben sich die (teilweise überzogenen) Erwartungen aus der Ferne nicht erfüllt, ihre Rückkehr nach Österreich war beileibe keine »Bilderbuch-Heimkehr«. Vielmehr überwog bald die Enttäuschung angesichts der österreichischen Nachkriegsrealität, wobei vor allem die bestehenden NS-Kontinuitäten und der allgegenwärtige Antikommunismus zur Desillusionierung beitrugen.

Die NS-Zeit war im Milieu der aus dem Exil zurückgekehrten und überlebenden (jüdischen) Linken noch sehr präsent. Infolgedessen gehörte Antifaschismus für sie auch nach 1945 zum zentralen Bestandteil ihrer Identität, Politik und Rhetorik, was sich auch im *ÖTB* widerspiegelt: Über die antifaschistische Ausstellung *Niemals vergessen* wurde umfassend berichtet und der Film *Die Todesmühlen* (ein von den US-Militärbehörden produzierter Aufklärungsfilm über die Konzentrationslager) sowie die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse wurden aufmerksam verfolgt und ausgiebig kommentiert.

Die Allgegenwärtigkeit des Themas Nationalsozialismus im *ÖTB* kann schon allein aufgrund der persönlichen Zusammensetzung der MitarbeiterInnen nicht verwundern. Viele von ihnen teilten die Erfahrung der Verfolgung und des Exils, und nicht zuletzt waren viele von ihnen jüdischer Herkunft und hatten den Verlust von ermordeten Familienangehörigen zu beklagen. Auch wenn sich die meisten jüdischen KommunistInnen ihrer Identität und ihrem politischen Selbstverständnis nach nicht als jüdisch empfanden und somit definitorisch als »Non-jewish Jews«<sup>52</sup> erfasst werden können, war das Milieu, in dem sie sich bewegten, subkutan »jüdisch«.<sup>53</sup> Der Holocaust war in diesem Erinnerungsmilieu latent präsent, ein besonderer Stellenwert wurde ihm allerdings nicht eingeräumt. Diese auffallende Leerstelle in der österreichischen Linken – und somit auch im *ÖTB* – ist Ausdruck und Produkt der linken Faschismusanalyse, der antisemitisch grundierten und auf Vergessen ausgerichteten österreichischen Vergangenheitspolitik

<sup>52</sup> Isaac Deutscher: *Der nichtjüdische Jude. Essays*, Berlin 1988.

<sup>53</sup> Vgl. Hazel Rosenstrauch: *Beim Sichten der Erbschaft. Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur. Eine Nacherzählung*, Mannheim 1992.

und nicht zuletzt der sehr komplexen jüdisch-linken Identität nach 1945 in Österreich.<sup>54</sup>

Auch viele kommunistische RemigrantInnen haben aus ihrer patriotischen Haltung heraus die Opferthese geteilt, indem sie den eigenen Opferstatus auf das österreichische Kollektiv übertrugen und sich strikt von den Deutschen (den »Preußen«) abgrenzten. Eine solche Sichtweise hatte vor dem Hintergrund ihrer Verfolgungserfahrungen zwar eine gewisse Berechtigung, griff insgesamt aber zu kurz, da sie letztendlich zu einer Externalisierung des Nationalsozialismus führte. Geradezu beispielhaft zeigt sich dies im Rückkehrbericht von »bystander«, der die Zerstörung Wiens in Anlehnung an die Opferthese der »Barbarei einer furchtbar drückenden Fremdherrschaft« und dem »landfremden Preußentum« zuschrieb, denn – so der Autor weiter – »der deutsche Erbfeind« habe »die Stadt nicht nur erniedrigt und dem Untergang nahegebracht«, sondern auch fast »ihre Seele zerstört«<sup>55</sup>. Er machte sich zwar wenig Illusionen über die »nicht gerade besten Seiten des Wienertums«, zu denen er das »Naderer- und Denunziantentum«, mangelnde Charakterstärke und Wehleidigkeit zählte, letztendlich wurde aber durch seine Darstellung der österreichische Anteil am Nationalsozialismus ausgeklammert bzw. relativiert.

In dieser Hinsicht bewegten sich die linken RemigrantInnen im Umfeld des ÖTB durchaus im patriotischen Konsens, im Hinblick auf die Reintegration und Rehabilitierung ehemaliger Nationalsozialisten vertraten sie aber eine kritische Gegenposition zum allgemein herrschenden Nachkriegsdiskurs. Immer wieder wurden im ÖTB die mangelnde Entnazifizierung und die NS-Kontinuitäten vor allem im Kulturbereich sowie die ungleiche Behandlung von ehemaligen NationalsozialistInnen und ExilantInnen thematisiert. Während man wichtige vertriebene österreichische Musiker wie Kleiber oder Schönberg nie nach Österreich zurück gebeten habe und schäbig behandle,<sup>56</sup> würden NS-belastete KünstlerInnen – so die durchgängige Kritik im *Tagebuch* – wieder bereitwillig in das österreichische Kulturleben integriert und geradezu hofiert.<sup>57</sup> Neben den alten Seilschaften im Kulturbetrieb standen vor allem die Dirigenten Herbert Karajan und Karl Böhm und die Wiener Phil-

<sup>54</sup> Vgl. dazu Margit Reiter: Verborgene Präsenz: Der Holocaust im Gedächtnis der österreichischen Linken. In: Philipp Graf, Jan Gerber (Hg.): Überschreibungen – Zur Gedächtnisgeschichte des Holocaust in der europäischen Arbeiterbewegung (Leipziger Beiträge zu jüdischen Geschichte und Kultur, Bd. 9), Leipzig 2017 (im Erscheinen).

<sup>55</sup> bystander (Pseudonym): Wiedersehen mit Wien. In: ÖTB, 1946/34, S. 8f.

<sup>56</sup> Als Beispiel wurde die herablassende Behandlung des deutschen Dirigenten Bruno Scherchen bei einem Gastkonzert 1946 in Wien dem Hofieren von Karl Böhm durch die österreichische Kulturpolitik gegenübergestellt; vgl. ÖTB, 1946/14, S. 14f. und ÖTB, 1946/15, S. 16.

<sup>57</sup> Vgl. Otto Wolf: Die ungekrönten Könige oder »Alle Vöglein sind schon da«. In: ÖTB, 1946/14, S. 13.

harmoniker aufgrund ihres hohen Anteils an Nationalsozialisten im Fokus der Kritik.<sup>58</sup>

Nicht nur im Musikbetrieb, auch im Bereich der Literatur und der Wissenschaft zeigte das *ÖTB* immer wieder personelle und ideologische Kontinuitäten auf, wobei vor allem NS-belastete Schriftsteller wie Bruno Brehm, Mirko Jelusich, Max Mell, Josef Friedrich Perkong sowie der unter dem Pseudonym »Kern« schreibende nationalsozialistische Autor Erich Kernmayr im Visier der polemisch-bitteren Kritik standen. In den Jahren 1948 und 1949 entzündete sich eine längere Debatte über den Fall des Germanisten Josef Nadler und seine völkisch angelegte deutsche Literaturgeschichte<sup>59</sup> und auch der großdeutsche Historiker Heinrich Srbik geriet ins Kreuzfeuer der Kritik.<sup>60</sup>

Während man gegenüber eindeutigen NS-Tätern und exponierten Nationalsozialisten eine klar ablehnende Haltung einnahm, tat man sich mit der breiten Masse der »Mitläufer« weit schwerer. Dies zeigte sich 1946/47 in einer ausführlichen Debatte im *ÖTB* zur sogenannten »Nazifrage«, in der über den Umgang mit ehemaligen NSDAP-Mitgliedern diskutiert wurde. Die KPÖ vertrat nach 1945 prinzipiell die Position, dass die »großen Nazis« streng bestraft werden müssten, wohingegen die »kleinen Nazis« nach einer Art Sühneleistung wieder in die demokratische Gesellschaft integriert werden sollten.<sup>61</sup> Diese Position kam auch in mehreren Grundsatzartikeln im *ÖTB*, meist verfasst vom Emigranten Jenö Kostmann, zum Ausdruck.<sup>62</sup> Bemerkenswert dabei war zum einen, dass der Begriff »Mitläufer« – der Entlastungsbe- griff der Entnazifizierung schlechthin – erstaunlich weit gefasst wurde und zum anderen, dass in der dezidiert linken Zeitschrift auch viele ehemalige Nationalsozialisten zu Wort kamen. In ihren Stellungnahmen stellten sich diese zumeist als unpolitische Mitläufer und Opfer dar, die unter Zwang gehandelt hätten, und sie forderten selbstbewusst eine Rücknahme der als

<sup>58</sup> Vgl.: Wiener Konzerthaus auf gefährlichen Wegen. In: *ÖTB*, 1946/8, S. 19; Rufer (Pseudonym): Musikalische Hintertreppenpolitik. In: *ÖTB*, 1946/24, S. 13f.; Philharmonische Gegenargumente. In: *ÖTB*, 1946/25, S. 14; Marcel Rubin: Herr Karl Böhm und das Musikleben Österreichs. In: *ÖTB*, 1947/23, S. 11.

<sup>59</sup> Vgl.: Der Fall Nadler: in: *ÖTB* 1948/6, S. 1f.; Ferdinand Wernigg: Professor Nadler und Österreich. In: *ÖTB* 1948/7, S. 8ff.; Edwin Rollet: Zum Fall Nadler. In: *ÖTB* 1948/11, S. 4; Ernst Fischer: Der Fall Nadler. In: *ÖTB* 1949/3, S. 1ff.

<sup>60</sup> Vgl. Otto Langbein: Österreichs Vergangenheit – antiösterreichisch. Der großdeutsche Historiker Srbik. In: *ÖTB*, 1949/5, S. 13f.

<sup>61</sup> Vgl. dazu Margit Reiter: Zwischen Antifaschismus und Patriotismus. Die Haltung der KPÖ zum Nationalsozialismus, Antisemitismus und Holocaust. In: Werner Bergmann, Rainer Erb, Albert Lichtblau (Hg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M., New York 1995, S. 177–180.

<sup>62</sup> Jenö Kostmann: Der Mitläufer des Nazismus und sein Weg zurück. In: *ÖTB*, 1946/18, S. 3f.; Jenö Kostmann: Die Nazisühne. Ein Schlusswort, das keines ist. In: *ÖTB*, 1946/27, S. 5; Tacitus (Pseudonym): Offene Worte zum »Naziproblem«. In: *ÖTB*, 1946/37, S. 2–5.

ungerecht erachteten Entnazifizierungsmaßnahmen ein.<sup>63</sup> Nur in den allerwenigsten Fällen war tatsächliche Reue und ein Umdenken zu erkennen.<sup>64</sup> Die Rechtfertigungs- und Entlastungsversuche der »Ehemaligen« wurden von einigen ÖTB-LeserInnen, unter anderem von Fred Wander, scharf zurückgewiesen, und auch die als zu milde erachtete Blattlinie des ÖTB stieß auf interne Kritik.<sup>65</sup>

Schon wenige Jahre nach der Befreiung zeigte sich, dass der deklarierte Antifaschismus von 1945/46 bald wieder abgeflaut und die Entnazifizierung und Reintegration der NationalsozialistInnen spätestens mit den Wahlen von 1949 weitgehend abgeschlossen war. Es kam zu einem eklatanten Paradigmenwechsel mit einer sukzessiven Aufwertung der »Kriegsgeneration« einerseits und einer gleichzeitigen Marginalisierung der NS-Opfer andererseits. Trotz aller Kritik hatten die linken RemigrantInnen dieser aus ihrer Sicht enttäuschenden Entwicklung wenig entgegenzusetzen. Resigniert stellte Bruno Frei 1955 fest, dass der antifaschistische »Geist von 1945« [mittlerweile] zum Schimpfwort geworden« sei.<sup>66</sup> Seit Beginn der 1950er Jahre, so der Eindruck, war das Thema Nationalsozialismus auch im *Tagebuch* weitgehend abgeschlossen und wurde vom allumfassenden Kalten Krieg zunehmend verdrängt.

Die politische Bedeutungslosigkeit der KPÖ und vor allem der extreme Antikommunismus trugen das übrige zur Desillusionierung der Linken bei und haben die RemigrantInnen oft härter getroffen als die bestehenden NS-Kontinuitäten. Der Kalte Krieger Hans Weigel hat zum Beispiel die linken AutorInnen im Umfeld des PEN-Klub und des *Tagebuchs* pauschal als »Stalins Brückenköpfe« denunziert.<sup>67</sup> Bruno Frei beschreibt seine Enttäuschung über die antikommunistische Stimmung in seiner Autobiographie folgendermaßen: »Das Klima des Hasses hatte für mich die Wirkung eines Schocks. Im Land der Sonne [Mexiko, M. R.] stand die antifaschistische Einheit hoch im Kurs«, hier aber habe der Kalte Krieg jede politische Erneuerung zerstört.<sup>68</sup> Er verbuchte vor allem die Freundschaft mit Ernst Fischer und anderen Gleichgesinnten als den »größten Gewinn [seiner] Entscheidung für die Rückkehr«.<sup>69</sup>

Die offenen und subtilen Exklusionsmechanismen gegenüber den linken RemigrantInnen konnte sowohl antikommunistisch als auch antisemitisch motiviert sein und haben zu einer zunehmenden Isolierung der Linken und damit einhergehend oft auch zu deren prekären beruflichen Situation ge-

<sup>63</sup> Vgl. exemplarisch: Ein PG schreibt an uns – wir antworten. In: ÖTB, 1946/21, S. 3f.; Die Mitläufer – und ihr Weg zurück. Weitere Zuschriften in: ÖTB, 1946/23, S. 4.

<sup>64</sup> Bekenntnis eines Nationalsozialisten, Mea Culpa. In: ÖTB, 1947/11, S. 8ff.

<sup>65</sup> Vgl. Leserbriefe in: ÖTB 1946/23, S. 4 und ÖTB, 1947/15, S. 9.

<sup>66</sup> Bruno Frei: Der Geist von 1945. Vom heißen Einheitsbekenntnis zum Kalten Krieg. In: TB, 1955/6, S. 1.

<sup>67</sup> Zitiert nach Pfoser, »Stalins Brückenköpfe«, S. 235.

<sup>68</sup> Frei, Papiersäbel, S. 281.

<sup>69</sup> Ebd., S. 384.

führt.<sup>70</sup> Einige RemigrantInnen wie der Philosoph Walter Hollitscher, der Historiker Leo Stern oder der Musikwissenschaftler Georg Knepler, denen eine akademische Karriere in Österreich verwehrt blieb, verließen Ende der 1940er Jahre Österreich und erhielten in der DDR eine Professur. Die Mitarbeit im *Tagebuch* war für viele linke RemigrantInnen somit nicht nur eine ideelle Angelegenheit, sondern eine der wenigen, wenn auch begrenzten Möglichkeiten der Berufsausübung und zur Sicherung der materiellen Existenzgrundlage.

Vor dem Hintergrund der sukzessiven Marginalisierung und Isolierung der antifaschistischen Linken wird die Bedeutung des *Tagebuchs* für das links-intellektuelle Milieu nach 1945 noch deutlicher. Die Zeitschrift fungierte als Plattform des intellektuellen Austausches und als Ort der Selbstvergewisserung, wo man sich gegenseitig in seinen Anschauungen bestärkte, näher zusammenrückte und gegenseitig unterstützte. Das *ÖTB* erfüllte somit auch eine wichtige identitätsstiftende Funktion und wurde in gewisser Weise zur emotionalen und geistigen »Ersatzheimat« der zunehmend ausgegrenzten linken RemigrantInnen. Diese bildeten trotz aller individuellen Differenzen eine Art Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft und wirkten in vielerlei Hinsicht – vor allem in Hinblick auf den Nationalsozialismus – als kritisches Korrektiv und als eine Art Gegengedächtnis zum hegemonialen Nachkriegsdiskurs in Österreich. Alles in allem ist das *Österreichische Tagebuch* nicht nur eine überaus interessante historische Quelle, sondern auch ein wichtiger Beitrag und Bestandteil einer *intellectual history* Österreichs, die erst geschrieben werden muss.

---

<sup>70</sup> Nicht zuletzt aus diesem Grund waren über 70 Prozent der kommunistischen Intellektuellen mangels anderer Berufsperspektiven Angestellte der KPÖ; vgl. Kroll, Kommunistische Intellektuelle, S. 303.

Desiree Hebenstreit

## Beiträge der Remigration in der österreichischen Zeitschrift *Plan* (1945–1948)

Die von Otto Basil herausgegebene Zeitschrift *Plan* gilt als eine der wichtigsten literarischen Zeitschriften der österreichischen Nachkriegszeit.<sup>1</sup> Im *Plan*, der von 1945 bis 1948 erschien, meldeten sich nach Kriegsende sowohl österreichische AutorInnen aus dem Exil zu Wort (zum Beispiel Ernst Waldinger oder Erich Fried) als auch Personen, die unmittelbar nach Kriegsende oder bald darauf nach Österreich zurückkehrten: Dazu zählten etwa die Schriftsteller Hermann Hakel, Hans Weigel oder Victor Wittner. Wie bei allen Rückkehrenden spielten bei den genannten Autoren unterschiedliche persönliche, politische und strukturelle Gründe eine Rolle.<sup>2</sup> Neben den literarischen Autoren publizierten im *Plan* aber auch Personen, die weniger als Kulturschaffende, sondern mehr als politische AktivistInnen nach Österreich zurückkamen und dabei auch seitens der Politik unterstützt wurden.<sup>3</sup> Dazu zählten Hugo Huppert, Walter Hollitscher und Bruno Frei. These des folgenden Beitrags ist, dass die nach 1945 seitens der Remigration im *Plan* artikulierten Themen im Widerspruch zu der verbreiteten Auffassung standen, Österreich sei als das erste Opfer Hitlers zu betrachten.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Die bisherigen Forschungsergebnisse zum *Plan* versammelt der Band von Volker Kaukoreit und Wendelin Schmidt-Dengler (Hg.): Otto Basil und die Literatur um 1945. Tradition – Kontinuität – Neubeginn. Wien 1998.

<sup>2</sup> Vgl. Helga Embacher: Eine Heimkehr gibt es nicht? Remigration nach Österreich. In: Claus-Dieter Krohn (Hg.): Jüdische Emigration zwischen Assimilation und Verfolgung, Akkulturation und jüdischer Identität. München 2001, S. 187–209.

<sup>3</sup> Die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) setzte sich mit Unterstützung der Sowjetunion stark für die Rückkehr von Parteimitgliedern nach Österreich ein, während die Sozialistische Partei (SPÖ) nur wenige ExilantInnen nach Österreich zurückholte. Als Motiv dafür nennt Helga Embacher die Angst der Partei vor einem Linksruck und vor einem Anstieg jüdischer Parteimitglieder. Siehe ebd., S. 188ff. Neuere Forschungen beschäftigen sich mit dem wichtigen Einfluss des britischen Geheimdienstes SOE auf die Rückkehr sozialistischer Parteimitglieder. Vgl. Peter Pirker: Die Rückkehr sozialistischer Exilanten nach Österreich. Exilpolitik – Netzwerke – Nachkriegsintegration. In: Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies, 15 (2014), S. 119–156.

<sup>4</sup> Vgl. u. a. Gerhard Botz: Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. »Opferthese«, »Lebenslüge« und »Geschichtstabu« in der Zeitgeschichtsschre

## 1. Das Thema Judentum

Der jüdische Autor Hermann Hakel, geboren 1911 in Wien, flüchtete 1939 nach Italien. 1945 ging er nach Palästina, 1947 kehrte er nach Wien zurück. Seine Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des Exils reflektieren die Ereignisse rund um seine Rückkehr:

Der erste Österreicher, den ich zu sehen bekomme, ist ein im Schlafwagenabteil über mir untergebrachter Schwarzhändler. Er transportiert Säcke und Koffer voller Lebensmittel und lamentiert über das ihm und allen Österreichern zugefügte Unrecht. In Wiener Neustadt [...] steigt ein junger Mann zu. Er trägt tadelloses Steirergewand und sieht rosig und wohlgenährt aus, wie der Sohn eines Tuchfabrikanten. Er lamentiert genauso wie der Schwarzhändler über sein unverschuldetes Unglück. Allmählich bekomme ich den Eindruck, daß den Leuten hier viel Ärgeres passiert ist als uns heimkehrenden Juden.<sup>5</sup>

Der Blick des Remigranten Hakel dokumentiert, wie ein von Verfolgung Betroffener die Menschen in Österreich wahrnahm, die sich in der Nachkriegszeit auf ihren Opferstatus konzentrierten und das eigene Leid in den Mittelpunkt stellten. Hakels Beiträge, die im *Plan* erschienen, beschränkten sich aber nicht nur auf die Kritik an dieser Haltung. Hakel thematisierte auch die jüdische Bevölkerung als Hauptopfergruppe der nationalsozialistischen Politik. Das im dritten *Plan*-Heft abgedruckte Gedicht *Deutschland, gute Nacht* beschäftigt sich mit dem Aufstieg des Antisemitismus: »Noch trag ich keinen gelben Fleck. [/] Der Jud ist schuld. Der Jud verreck! [/] O Schande, wer den Ruf erdacht – [/] drum: Deutschland, Deutschland, gute Nacht.«<sup>6</sup> Auch in Hakels Gedicht *Die Juden* ging es um Gewalt gegenüber der jüdischen Bevölkerung:

In ihren Zimmern mutlos eingekerkert, [/] gebeugten Hauptes über den Atlanten, [/] so suchen nun die Juden, die Verbannten, [/] da in den Straßen gell der Mob berserkert, [/] sich nächste Zuflucht auf den Kontinenten. [/] Und ihre Finger kreuzen über Meeren [/] und tun, als ob sie schon gerettet wären, [/] und tun, als ob sie sie schon immer kennten. [/] Und Heimat ist der Boden unter den Füßen, [/] das Land, in dem sie wieder leben dürfen. [/] Den Kopf voll Fragen und Entwürfen, [/] ist jede Stadt ein Name, den sie grüßen. [/] Sie wollen Arbeit und sie wollen Frieden [/] und Haß und Dummheit helfen sie vertreiben. [/] Sie sollen »Judens« und im Ghetto bleiben, [/] wie ekler Aussatz und wie Pest gemieden. [/] Nun suchen sie ein neues Land der Leiden. [/] Kein Zion und kein Tempel wartet der Verbannten. [/] Sie weinen über schäbigen Atlanten ... [/] Versiegt die Wässer – harfenlos die Weiden ...<sup>7</sup>

bung. In: Wolfgang Kos, Georg Rigele (Hg.): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Wien 1996, S. 51–85.

<sup>5</sup> Hermann Hakel: Zu Fuß durchs Rote Meer. Impressionen und Träume. Wien 1995, S. 169f.

<sup>6</sup> Hermann Hakel: Deutschland, gute Nacht. In: Plan, Jg. 1/H. 3 (1945), S. 209.

<sup>7</sup> Hermann Hakel: Die Juden. In: Plan, Jg. 1/H. 3 (1945), S. 210. Dieses Gedicht Hakels erschien später auch in Sammelbänden, die sich mit der Literatur während des Nationalsozialismus beschäftigten, u. a. in: Die Judenverfolgung des Dritten Reiches im deut-

Der Autor Victor Wittner wies im *Plan* ebenfalls auf die Verbrechen an Juden und Jüdinnen während des Nationalsozialismus hin. Wittner, 1896 in Herta/Bukowina geboren, hatte an der Universität Wien Medizin studiert. Er ging als Journalist nach Berlin und kam nach der »Machtergreifung« der NSDAP in Deutschland 1933 nach Wien zurück. 1938 emigrierte er in die Schweiz und ging 1947/48 wieder nach Wien. Die drei Gedichte, die er im *Plan* publizierte, entstanden alle in der Schweizer Emigration, wobei das Gedicht *In schöner Ordnung*<sup>8</sup> auf ein konkretes historisches Ereignis Bezug nimmt. Der am Ende des Gedichtes angegebene Vermerk *Geschehen zu Dubno 1942* weist auf einen Ort hin, der auf dem Gebiet der heutigen Ukraine liegt und wo 1942 mehrere Massenerschießungen im jüdischen Ghetto durchgeführt wurden.<sup>9</sup>

Die im *Plan* publizierten Texte von Hermann Hakel und Victor Wittner dokumentieren erste literarische Auseinandersetzungen mit den nationalsozialistischen Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung. Die österreichische Nachkriegspolitik hingegen beschäftigte sich mit jüdischen Opfern hauptsächlich in Zusammenhang mit Restitutionsfragen. Dabei versuchte die österreichische Bundesregierung, finanzielle Ansprüche möglichst abzuwehren. Dementsprechend wurden Juden und Jüdinnen – obwohl sie die Hauptopfergruppe des Nationalsozialismus waren – erst 1947 als Anspruchsberechtigte in das österreichische Opferfürsorgegesetz aufgenommen.<sup>10</sup> Der britische Historiker Robert Knight, der sich mit der österreichischen Restitutionspolitik nach 1945 beschäftigte, analysiert in diesem Zusammenhang:

Eine umfassendere Rückstellung hätte im Prinzip sogar bewiesen, daß sich die Zweite Republik tatsächlich als kollektives Opfer mit ihren ehemaligen jüdischen Staatsbürgern solidarisierte. Nicht die realpolitische Logik der Opferrolle, sondern jene ge-

schen Gedicht. Ausgewählt und herausgegeben von Heinz Seydel. Berlin 1969, S. 73; Miguel Herz-Kestranek, Konstantin Kaiser, Daniela Strigl (Hg.): In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Lyrik des Exils und des Widerstands. Wien 2007, S. 193.

<sup>8</sup> Das Gedicht erschien gemeinsam mit zwei weiteren Gedichten unter dem zusammenfassenden Titel *Todesballaden*. Siehe Victor Wittner: Todesballaden. In: Plan, Jg. 1/H. 9 (1946), S. 723–727. Es handelt sich um die Gedichte *In schöner Ordnung*, *Die Augen* (1943) und *Käthe Kollwitz* † (1945).

<sup>9</sup> Christian Habbe: Einer gegen die SS. Spiegel special 1/2001, online zugänglich unter [www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-27113199.html](http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-27113199.html) (22. 4. 2015).

<sup>10</sup> Das Opferfürsorgegesetz wurde am 17. 7. 1945 erlassen. Die erste Fassung des Gesetzes bezog sich auf »Opfer des politischen Kampfes«, während man Juden als Opfer »rassistischer Verfolgung« erst durch die Novelle vom 4. 7. 1947 berücksichtigte. Eine erzwungene Emigration wurde erst ab 1969 als Grund anerkannt, um Leistungen im Rahmen des Gesetzes zu beziehen. Siehe Karin Berger, Nikolaus Dimmel (Hg.): Vollzugspraxis des »Opferfürsorgegesetzes«. Analyse der praktischen Vollziehung des einschlägigen Sozialrechts. Wien 2004. Ich danke Herrn Prof. Dr. Oliver Rathkolb für den Literaturhinweis.

sellschaftlichen Kräfte, die gegen eine effektive und gerechte Restitution arbeiteten, stellten die Gültigkeit der Opferthese in Frage.<sup>11</sup>

Die Beiträge im *Plan* weisen auf zwei unterschiedliche Narrative der österreichischen Nachkriegszeit hin: Juden und Jüdinnen als Opfer – oder Österreich als Opfer. Während sich die genannten Beiträge der Zeitschrift mit Juden und Jüdinnen beschäftigten, manifestierte sich die Auseinandersetzung mit der gesellschaftlich hegemonialen Opferthese in der Debatte um Kollektivschuld, an der auch RemigrantInnen im *Plan* teilnahmen.

## 2. Die Diskussion um Kollektivschuld und Mitschuld

Die Diskussion um Kollektivschuld war sowohl in Deutschland als auch in Österreich ein wichtiges Thema der Nachkriegszeit. In Österreich implizierte die Debatte die Bemühungen, sich von Deutschland abzugrenzen. Zwei Beispiele dokumentieren, wie das Thema der Kollektivschuld seitens der Remigration im *Plan* kommentiert wurde. Der aus dem Schweizer Exil zurückgekehrte Hans Weigel verfasste mehrere Beiträge für die Zeitschrift. Sein Artikel *Das verhängte Fenster* sprach sich gegen eine kollektive Verurteilung Deutschlands aus. Er plädierte dafür, den Kontakt mit dem Nachbarland nicht abzubrechen und sich der gemeinsamen Traditionen zu besinnen. Um eine mögliche Kritik an seiner Auffassung vorwegzunehmen, betonte Weigel, dass er als »rassisches Verfolgter« unverdächtig sei, großdeutsche Propaganda zu verbreiten.<sup>12</sup> Seiner Meinung nach waren die in der Schulddiskussion der Nachkriegszeit wiederkehrenden nationalen Abgrenzungen eine Strategie, die analog zu vorherigen antisemitischen Diffamierungen funktionierte und die er ablehnte:

Das Nationale hat ausgespielt. Wer immer noch Deutsches kollektiv ablehnt, erinnert fatal an den, der gestern ohne Ansehen der Person gegen das »Jüdische« war. Es gibt ja noch Ablehnenswertes genug, auch wenn die Geographie als Richtschnur fortfällt. Die Wahl zwischen Johannes Brahms und Gauleiter Eigruber dürfte aber auch dem extremsten Patrioten nicht schwerfallen.<sup>13</sup>

In seinen Erinnerungen beschreibt Weigel, wie der kommunistische Kulturfunktionär Hugo Huppert<sup>14</sup> nach der Publikation von Weigels Artikel ver-

<sup>11</sup> Robert Knight (Hg.): »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«. Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–1952 über die Entschädigung von Juden. Wien 2000, S. 14f.

<sup>12</sup> Hans Weigel: *Das verhängte Fenster*. In: *Plan*, Jg. 1/H. 5 (1946), S. 397–399, S. 397.

<sup>13</sup> Ebd., S. 399.

<sup>14</sup> Hugo Huppert, geboren 1902 in Bielitz, studierte ab 1921 in Wien, wo er auch KPÖ-Mitglied wurde. Bereits 1927 emigrierte er nach Moskau, wo er u. a. als Kulturredakteur und Dozent am Maxim-Gorki-Institut arbeitete. 1945 kam er als Offizier der Roten Armee nach Wien.

ärger bei der Redaktionssitzung des *Plan* erschien und verlangte, eine Gendarstellung in der Zeitschrift abzudrucken:

Wir alle waren mit ihm [Hugo Huppert, D.H.] in angenehmsten kollegialen Beziehungen. Diesmal aber war er völlig offiziell und betont besorgt. Er trug zum erstenmal bei solchem Anlaß die Uniform der Roten Armee. Er protestierte gegen meinen Artikel, er forderte eine Gendarstellung und schrieb auch vor, von wem diese zu sein hatte: von Herrn Otto Horn, einem als Autor unebenbürtigen KP-Gewerkschafter.<sup>15</sup>

Hintergrund von Hupperts Intervention war die politische Haltung der KPÖ, die schon seit der Zwischenkriegszeit Theorien zur österreichischen Nation aufgestellt und damit den programmatischen Grundstein für die Abgrenzung zu Deutschland geschaffen hatte.<sup>16</sup> Der 1905 geborene Gewerkschaftsfunktionär Horn, der während des Nationalsozialismus im KZ Buchenwald inhaftiert war und nach 1945 Mitglied des Zentralkomitees der KPÖ wurde,<sup>17</sup> unterstrich in seiner Antwort auf Weigel zwar die Mitschuld Österreichs, erkannte aber auch den Opferstatus Österreichs an:

Denn eben in der Tatsache, daß Österreich einerseits Mitschuld trägt an den Naziverbrechen und andererseits zu den Opfern zählt, liegt, wie jeder denkende Österreicher heute klar sieht, auch der Grund, warum die völlige Ausrottung des Faschismus und die wirtschaftliche Wiedergesundung des Landes nur zögernd voranschreiten.<sup>18</sup>

Otto Horn betonte in seiner Antwort nicht nationale, sondern rassische Kriterien als ideologische Grundlage für die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus und unterstrich, dass zwischen österreichischen und deutschen AntifaschistInnen keine Vorbehalte bestünden. Der nationenübergreifende antifaschistische Beitrag zur Beendigung des nationalsozialistischen Regimes wurde damit zum Argument, um gegen eine Kollektivschuld zu argumentieren.

Aber auch Hans Weigel hatte im *Plan* bereits auf die Mitschuld Österreichs an den nationalsozialistischen Verbrechen hingewiesen. In seiner Rezension des Filmes *Die Todesmühlen*, einer amerikanischen Produktion über die nationalsozialistischen Konzentrationslager, schrieb er:

Das Nein gilt dem Dargestellten und das Ja gilt der Tatsache der Darstellung, und es schließt auch das Bekenntnis der Mitschuld ein, vorsätzlicher oder fahrlässiger Mit-

<sup>15</sup> Hans Weigel: Das verhängte Fenster. In: *Das Land der Deutschen mit der Seele suchend*. Zürich 1978, S. 79–83, S. 82.

<sup>16</sup> Die KPÖ gab zur Frage der österreichischen Nation in der Nachkriegszeit verschiedene Publikationen heraus, wobei die Broschüre von Ernst Fischer (Ernst Fischer: *Der österreichische Volkscharakter*. Wien 1945) die bekannteste ist. Von Nikolaus Hovorka, der auch beim *Plan* mitarbeitete, erschien eine Broschüre im kommunistischen Stern-Verlag. Siehe Nikolaus Hovorka: *Der Kampf um die geistige Wiedergeburt Österreichs*. Wien 1946.

<sup>17</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Otto\\_Horn\\_%28Gewerkschaftsfunktion%C3%A4r%29](http://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Horn_%28Gewerkschaftsfunktion%C3%A4r%29) (26. 4. 2015).

<sup>18</sup> Otto Horn: Nochmals das verhängte Fenster. In: *Plan*, Jg. 1/H. 6 (1946), S. 487–490, S. 488.

schuld, dem sich kein erwachsener Mensch dieses Jahrhunderts entziehen darf, was immer er in den letzten fünfundzwanzig Jahren wo immer auf der Welt getan haben mag. Auch wer nicht zu jenen gehört oder gehören kann, die am Heraufkommen und an der Duldung der großen Schande Anteil hatten, muß sich zu dieser Mitschuld bekennen.<sup>19</sup>

Trotz des Hinweises auf die Mitschuld aller, differenzierte Weigel im nächsten Satz seine Aussage: »Unser Schuldbewußtsein zwingt aber gerade uns, die am Heraufkommen oder an der Duldung der großen Schande keinen Anteil hatten oder haben konnten, weiterzudenken und unsere Gedanken zu äußern, mögen sie auch heute uns selbst und vielen andern unbequem sein.«<sup>20</sup> Das »uns« beziehungsweise »wir« dieser Aussage wurde von Weigel nicht explizit definiert: Möglich wäre ein »wir«, das sich auf eine nationenübergreifende antifaschistische Gemeinschaft bezog, ein »wir«, das die Gemeinschaft des Exils meinte, oder ein »wir«, das sich auf die jüdischen Opfer bezog.

Zusammengefasst zeigen die genannten Beispiele, dass die Schuldfrage in der unmittelbaren Nachkriegszeit durchaus thematisiert und in Zusammenhang mit der Frage nationaler Zugehörigkeit problematisiert wurde.

### 3. Thematisierung des kommunistischen Widerstands

Der antifaschistische Widerstand in Österreich wurde unter anderem von katholischen, monarchistischen, sozialdemokratischen oder politisch unabhängigen Widerstandsgruppen getragen.<sup>21</sup> Obwohl der kommunistische Widerstand gegen den Nationalsozialismus zahlenmäßig der stärkste war, hatte er in der Erinnerungskultur der österreichischen Nachkriegszeit eine besonders schwierige Position. Einer der Gründe dafür waren antikommunistische Tendenzen, die sich am Ende des Krieges in Österreich ausbreiteten und sich mit Beginn des Kalten Krieges verstärkten.<sup>22</sup> Im *Plan* finden sich jedoch mehrere Beiträge, die kommunistische Positionen artikulierten. Neben dem realpolitischen Einfluss, den Hugo Huppert im Fall von Weigels Artikel

<sup>19</sup> Hans Weigel: Filmrundschau – Die Todesmühlen. In: *Plan*, Jg. 1/H. 6 (1946), S. 505f., S. 505.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Vgl. u. a. Wolfgang Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. Wien 2008.

<sup>22</sup> Die KPÖ bemühte sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit, den Beitrag der kommunistischen Opfer in Erinnerung zu rufen. Vgl. u. a. KPÖ (Hg.): Unsterbliche Opfer: Gefallen im Kampf der Kommunistischen Partei für Österreichs Freiheit. Wien 1946; Österreichische Volksstimme (Hg.): Die Kommunisten – die treuesten Söhne der Nation. Wien 1946. Der Historiker Manfried Rauchensteiner unterscheidet den österreichischen vom amerikanischen Antikommunismus und betont, dass in Österreich eine mögliche Zusammenarbeit von KPÖ und Sowjets befürchtet wurde. Siehe Manfried Rauchensteiner: Das Jahrzehnt der Besatzung als Epoche in der österreichischen Geschichte. In: Alfred Ableitinger, Siegfried Beer, Eduard G. Staudinger (Hg.): Österreich unter alliierter Besatzung 1945–1955. Wien u. a. 1998, S. 15–40, S. 30ff.

auf die Redaktion der Zeitschrift nahm,<sup>23</sup> verfasste Huppert im *Plan* auch eine Erinnerung an den tschechischen Kommunisten Julius Fučík, der 1943 von den Nationalsozialisten verhaftet und ermordet wurde.<sup>24</sup> Fučíks Tagebuch erschien 1946 unter dem Titel *Reportagen unter dem Strang geschrieben* im kommunistischen Wiener Globus-Verlag. Ebenso erinnerte Walter Hollitscher im *Plan* an den kommunistischen Widerstand. Hollitscher, geboren 1911, hatte in Wien unter anderem Philosophie und Biologie studiert. Er war seit 1929 KPÖ-Mitglied und emigrierte 1938 nach London, wo er als Vizepräsident des Austrian Centre und Mitarbeiter des Free Austrian Movement (FAM) tätig war. 1946 kehrte er nach Österreich zurück und wurde 1947 Wissenschaftskonsulent der Gemeinde Wien.<sup>25</sup> Sein im *Plan* veröffentlichter Beitrag *Über Verantwortlichkeit und Schuld von Nationen* erörterte die Frage, inwiefern ganze Nationen für bestimmte Taten verantwortlich gemacht werden könnten.<sup>26</sup> Hollitscher vertrat als zurückgekehrter Exilant eine Meinung, die sowohl der Position der russischen Besatzungsmacht als auch der Kommunistischen Partei Österreichs entsprach – nämlich Gerechtigkeit und Sühne für Verbrechen im Nationalsozialismus zu fordern. Ähnlich wie Ernst Fischer, der in der ersten provisorischen Regierung Österreichs Staatssekretär für Kultur und Volksbildung und ab Dezember 1945 Nationalratsabgeordneter der KPÖ war,<sup>27</sup> differenzierte Hollitscher aber zwischen den nationalsozialistischen Haupttätern und -täterinnen sowie FunktionärInnen, die man seiner Meinung nach – dem Vorbild sowjetischer Arbeitslager entsprechend – durch gemeinnützige Arbeit ideologisch umerziehen könnte. Er sprach den politischen Widerstand frei von Schuld und betonte, dass es auch in Österreich Leute gegeben hatte,

die ihren Willen und ihren Widerstand der nationalsozialistischen Fremdherrschaft entgegengesetzt haben und deren Gesinnungstreue und Opfermut stark genug waren, Terrorbedingungen standzuhalten, die für manche andere als »mildernde Umstände« gelten mögen. Sie haben keine Schuld auf sich geladen.<sup>28</sup>

<sup>23</sup> Siehe Abschnitt 2.

<sup>24</sup> Hugo Huppert: In Memoriam Julius Fučík. In: *Plan*, 2. Jg./H. 3 (1948), S. 188–190.

<sup>25</sup> Walter Hollitscher wurde 1949 an die Ost-Berliner Humboldt-Universität berufen. 1953 kam er wieder nach Wien zurück und wurde Wissenschaftskonsulent des ZK der KPÖ. Siehe den Beitrag von Friedrich Stadler: Walter Hollitscher: »Wendung und Verblendung. Zwischen Wiener Kreis und Karl Marx.« In: Manfred Mugrauer (Bearb.) u. a.: *Zwischen Wiener Kreis und Marx: Walter Hollitscher (1911–1986)*. Wien 2003, S. 59–64.

<sup>26</sup> Walter Hollitscher: Über Verantwortlichkeit und Schuld von Nationen. Eine politisch-philosophische Überlegung. In: *Plan*, Jg. 1/H. 5 (1946), S. 391–395.

<sup>27</sup> Ernst Fischer (1899–1972) kehrte 1945 aus dem Moskauer Exil nach Österreich zurück und bildete zusammen mit Johann Koplenig und Friedl Fürnberg die Parteispitze der KPÖ. Er publizierte mehrere Broschüren, in denen er die Haltung der kommunistischen Partei im Umgang mit den Nationalsozialismus erläuterte, u. a. Ernst Fischer: Wie stehen wir Kommunisten zur Nazifrage? Wien 1945.

<sup>28</sup> Hollitscher, Über Verantwortlichkeit und Schuld von Nationen, S. 394.

Auch Hollitscher sah damit den antifaschistischen Widerstand als »schuldbelos«.

#### 4. Remigration und »innere Emigration«

Sowohl der Herausgeber des *Plan*, Otto Basil, als auch weitere zentrale Redakteure wie Rudolf Felmayer,<sup>29</sup> Johann Muschik<sup>30</sup> und Ernst Jirgal<sup>31</sup> können aufgrund bestimmter Kriterien zur »inneren Emigration« gezählt werden. Als »innere EmigrantInnen« gelten in der historisch-kulturwissenschaftlichen Diskussion Personen, die in der Zeit von 1938 bis 1945 in Österreich geblieben sind, aber weder direkt als TäterInnen in den Nationalsozialismus involviert noch im Widerstand tätig waren.<sup>32</sup> Was die (künstlerische) Produktion der »inneren EmigrantInnen« betrifft, geht die Forschung von unterschiedlichen Reaktionsformen aus, die von einer »verdeckten Schreibweise« bis hin zum Verstummen reichen.<sup>33</sup> »Innere EmigrantInnen« waren in der Nachkriegszeit aber durchaus mit Vorwürfen der Mittäterschaft konfrontiert. So erläutert der Literaturwissenschaftler Reinholt Grimm: »Wer lediglich schwieg und sich abkehrte, leistete noch keinen Widerstand; und wer nicht faschistisch schrieb, schrieb damit noch keineswegs nichtfaschistisch oder antifaschistisch. Nur eine Gegenhaltung, die erkennbar war, verdient den Namen der Inneren Emigration.«<sup>34</sup> Die unterschiedlichen Positionen verdeutlicht ein Zitat von Hermann Hakel, der auf eine Aussage Otto Basils Bezug nahm:

<sup>29</sup> Rudolf Felmayer (1897–1970) war als Bankbeamter in Wien tätig und veröffentlichte in den 1930er Jahren erste literarische Arbeiten. Während des Krieges war er im Luftgaukommando und der Fliegerhorstkommandatur tätig.

<sup>30</sup> Johann Muschik (1911–1979) trat 1934 der KPÖ bei. Während des Krieges nahm er am Prateratelier-Kreis um den Maler Heinz Leinfellner sowie an der Hauer-Runde teil, die sich in Wien um den Komponisten Josef Matthias Hauer gebildet hatte.

<sup>31</sup> Ernst Jirgal (1905–1956) war als Lehrer tätig und veröffentlichte ab 1930 Gedichte und publizistische Beiträge. 1945 wurde er zum Volkssturm eingezogen.

<sup>32</sup> Der Begriff der »inneren Emigration« ist in der wissenschaftlichen Diskussion umstritten. Die Frage, wer zur »inneren Emigration« zählt, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Der Begriff bezeichnete vorerst einen Widerstand zum politischen System, später entwickelte er sich zum Vorwurf, mit dem nationalsozialistischen System kollaboriert zu haben. Karin Gradwohl-Schlacher: Innere Emigration in der »Ostmark«? Versuch einer Standortbestimmung. In: Johann Holzner, Karl Müller (Hg.): Literatur der »Inneren Emigration« aus Österreich. Wien 1998, S. 73–87.

<sup>33</sup> Alle vier genannten Redaktionsmitglieder des *Plan* veröffentlichten in der NS-Zeit keine literarischen oder publizistischen Texte.

<sup>34</sup> Reinholt Grimm: Im Dickicht der inneren Emigration. In: Horst Denkler, Karl Prümm (Hg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 406–426, hier: S. 411.

»Na«, meint er [Otto Basil, D.H.], »Sie waren ja weit vom Schuss!« Als genüge es nicht, eineinhalb Jahre hier unter Hitler gelebt zu haben! Er hingegen war ja die ganze Zeit hier und hat schrecklich gelitten, nämlich in der Angst, dass ihm außer Schreibverbot noch etwas passieren könnte! So feinfühlig sind die hiesigen Hitlergegner! Als ob nicht meine Verwandten erschlagen, vergast oder sonstwie umgebracht worden wären!<sup>35</sup>

Auch der nach Österreich zurückgekehrte Hans Weigel verfasste im Oktober 1945 einen Artikel, der sich auf den Konflikt zwischen innerer und äußerer Emigration bezog.<sup>36</sup> Weigel kommentierte die Auseinandersetzung mit der Aussage »Wir sind quitt!« Sein gleichlautender Artikel beschrieb einerseits das positive Heimatgefühl, das Weigel bei seiner Rückkehr nach Österreich verspürte. Andererseits stellte er Überlegungen über das Verhältnis der Rückkehrenden zu den Daheimgebliebenen an:

Wird man diesen Graben überbrücken können? Wird man die gleiche Sprache sprechen? Wird man einander nicht innerlich, unbewusst, Vorwürfe machen? Die Hiergebliebenen uns, weil wir im sicheren Port saßen? Oder wir ihnen, weil wir ja doch bei keinem aus eigener Anschauung wissen, ob und wieweit er mitschuldig oder Nutznießer war?<sup>37</sup>

Weigel kam in seinem Artikel zu einem positiven Fazit, indem er betonte, dass es Opfer auf beiden Seiten gegeben habe. Außerdem stellte er nicht seine jüdische Identität in den Vordergrund, sondern seine Identität als Österreicher: »Viele mögen als Juden fortgegangen sein – wer kommt, kommt als Österreicher zurück!«<sup>38</sup> Weigels Aussage entsprach damit der politischen Haltung des ÖVP-Kanzlers Leopold Figl, der 1946 zur Frage der jüdischen Rückkehrenden meinte:

Wenn sie zurückkommen, werden sie uns genauso willkommen sein wie alle anderen Österreicher. Sie haben das gleiche Recht eingesetzt zu werden wie alle anderen. [...] Alle, die Österreich als ihre Heimat ansehen, die zurückkommen und am Wiederaufbau Österreichs mithelfen wollen, sind uns willkommen, ganz gleich, welcher Religion sie angehören. [...] Wir wollen nur Österreicher sein, ganz gleich, welcher Religion wir angehören. Wir haben alle gelitten. Ich habe zugestimmt, daß die Volkssolidarität alle, die aus Lagern und Gefängnissen zurückkehren, ganz gleichmäßig betreut. Natürlich auch die Juden. Die sind Österreicher wie wir alle.<sup>39</sup>

<sup>35</sup> Hermann Hakel: von denen ich weiß. Wahrnehmungen eines Literaten. Wien 2011, S. 298.

<sup>36</sup> In Deutschland entwickelte sich aus dem offenen Brief Walter von Molos, der Thomas Mann am 13. 8. 1945 zur Rückkehr aufforderte, eine umfangreiche Debatte. Im *Plan* nahmen auch verschiedene Beiträge auf die Thomas-Mann-Debatte Bezug, u. a. Maria Schanda: Antwort an Thomas Mann. In: *Plan*, Jg. 1/H. 2, S. 142–144 oder mehrere Leserbriefe (*Plan*, Jg. 1/H. 12, S. 981–985).

<sup>37</sup> Hans Weigel: Wir sind quitt! In: Wiener Kurier, 13. 10. 1945. Für den Hinweis auf den Artikel danke ich Wolfgang Straub, der an der Universität Wien ein germanistisches Forschungsprojekt zu Hans Weigel leitet: [www.hans-weigel.at](http://www.hans-weigel.at) (23. 4. 2015).

<sup>38</sup> Weigel, Wir sind quitt!

<sup>39</sup> Wiener Zeitung, 20. 2. 1946, zitiert nach Knight, Ich bin dafür, S. 105.

Das Beispiel macht deutlich, wie die Bezeichnung »Österreicher« in der politischen Sprache der Nachkriegszeit zum Sammelbegriff wurde, der die unterschiedlichen individuellen Identitäten der Rückkehrenden als Juden und Jüdinnen, als WiderstandskämpferInnen oder AntifaschistInnen zusammenbringen sollte.

Außer vereinzelten Hinweisen auf eine Auseinandersetzung mit der »inneren Emigration« im Umfeld der Zeitschrift *Plan* sind keine größeren Diskussionen bekannt, in denen die Position Basils oder der genannten Redakteure als »innere Emigranten« nach 1945 thematisiert wurde. Auch die literaturwissenschaftliche Forschung konzentrierte sich bisher nicht auf diesen Aspekt, sondern betonte vielmehr den wichtigen Einsatz Basils, der nach 1945 zu einer zentralen Anlaufstelle für verschiedene Kulturschaffende in Österreich wurde und rasch Kontakte mit AutorInnen im Exil hergestellt hat.<sup>40</sup> Trotz der kritischen Anmerkungen, die Hakel und Weigel in Bezug auf die Daheimgebliebenen machten, fand im *Plan* keine größere Debatte zu diesem Thema statt. Man kann aber dennoch feststellen, dass der *Plan* von Spuren der »inneren Emigration« durchzogen ist – etwa von Texten, die in der »inneren Emigration« verfasst und erstmals im *Plan* publiziert wurden.<sup>41</sup>

## 5. Fazit

Die Beiträge im *Plan* dokumentieren, dass es seitens der Remigration in Österreich möglich war, Themen zu artikulieren, die in der Nachkriegszeit gesellschaftlich stark tabuisiert waren. Der Hinweis auf Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung, die Benennung der österreichischen Mitschuld und die Thematisierung der Leistungen des kommunistischen Widerstandes zählen dazu.

Die hier vorgestellten Beiträge zur Schulddiskussion machen deutlich, dass die Reflexion der Mitschuld Österreichs an den nationalsozialistischen Verbrechen bereits unmittelbar nach Kriegsende einsetzte. Sowohl der Hinweis auf die Mittäterschaft der österreichischen Bevölkerung als auch die Thematisierung der jüdischen Opfer sind dabei Gegentendenzen zum Narrativ von Österreich als erstem Opfer Hitlers. Während der antifaschistische Widerstand als Argument gegen eine österreichische Kollektivschuld angeführt wurde, war gleichzeitig die Schuldfrage in Bezug auf die innere Emigration kontrovers und ist bis heute nicht abgeschlossen. Es zeigt sich, dass die hier

<sup>40</sup> Primus-Heinz Kucher: Zur Vielfalt und Spezifität Erster Briefe des österreichischen Exils. Kontaktaufnahmen von Exilanten (Angel, Bernfeld, Engel, Kramer, Polak, Zur Mühlen) zu literarischen Netzwerkern und Freunden (Basil, Dubrovic, Fontana, Matejka). In: Ders., Johannes Evelein, Helga Schreckenberger (Hg.): Erste Briefe / First letters aus dem Exil 1945–1950. (Un)mögliche Gespräche. Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils. München 2011, S. 32–61.

<sup>41</sup> Im *Plan* erschienen u. a. Gedichte der Redakteure Basil, Felmayer und Jirgal, die in der inneren Emigration geschrieben wurden.

behandelten Beiträge nicht nur hinsichtlich der individuellen Remigrationsgeschichten, sondern vor allem im Kontext der politischen Diskussionen und des Täter-Opfer-Diskurses in der österreichischen Nachkriegszeit von Interesse sind. Die Zeitschrift *Plan* enthält dabei wichtiges Material, um Erinnerungen aus dem kollektiven Gedächtnis der Nachkriegszeit aufzudecken.<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> Meine Dissertation zur Zeitschrift *Plan* wurde 2015 an der Universität Wien abgeschlossen: Desiree Hebenstreit: Die Zeitschrift »PLAN«: Österreichischer Identitätsdiskurs und kollektives Gedächtnis in der Nachkriegszeit. Universität Wien: Dissertation 2015.



**Peter Roessler**

## **Geschichtsbilder und Traditionsbildungen. Zurückgekehrte Theaterleute im historischen Fundus**

### **Historische Meditationen**

Eine Geschichte der Geschichte auf dem Theater kann von der dramatischen Welt Shakespeares oder Schillers handeln – oder auch vom überschaubaren Bezirk der existentialistischen Dramatik. Vermutlich aber hätte solcher Flug im Geistigen bald die Materie der Theaterbühnen aus den Augen verloren. In jenen Zeiten nämlich, von denen hier die Rede sein soll, war Geschichte auf dem Theater meist so zu erleben: Gehüllt in historische Gewänder und zwischen historischen Möbeln sich bewegend, agierten SchauspielerInnen, die ewig gültige Situationen des Menschen darzustellen schienen. Die ProtagonistInnen, die einmal mehr als Sprachrohre des Geistes, dann wieder mehr als Individuen fungierten, heroisch tönend oder leise privat sprachen, waren zwar deutlich in einem alten Ambiente angesiedelt, das düster-archaisch oder als feierlicher Staatsakt wirken mochte, hatten jedoch zugleich etwas von Raum und Zeit Gelöstes. In der vermeintlichen Geschichtslosigkeit des Geschichtlichen aber schimmerten dann die jeweiligen aktuellen Ideologien mehr oder weniger deutlich durch die historischen Kulissen.

Das hier Angedeutete lässt sich als ein Phänomen betrachten, das die realen geschichtlichen Brüche überdauerte und daher eine weit ausholende Untersuchung verlangen würde. Es kann indes hier nicht darum gehen, die Fülle an Materialien auszubreiten oder gar einen Abriss der Geschichtsbilder am Theater zu liefern, der etwa die Traditionstränge der »Klassiker«-Inszenierungen und ihre Instrumentalisierung<sup>1</sup> oder die zahlreichen Historienstücke von den 1920er Jahren bis zum Nationalsozialismus<sup>2</sup> enthalten könnte. Vielmehr gilt es, die Thematik anhand einiger ausgewählter Bereiche zu entfalten und deren

---

<sup>1</sup> Vgl. etwa Beate Hochholdinger-Reiterer: Schiller und das Wiener Burgtheater. *Don Karlos*-Inszenierungen 1938 und 1955 als Beispiele. In: Anne Fehler, Raymond Heitz, Gilles Darras (Hg.): Friedrich Schiller in Europa. Konstellationen und Erscheinungsformen einer politischen und ideologischen Rezeption im europäischen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Heidelberg 2013, S. 85–102.

<sup>2</sup> Vgl. Julia Danielczyk: Selbstinszenierung. Vermarktungsstrategien des österreichischen Erfolgsdramatikers Hermann Heinz Ortner (Blickpunkte, Bd. 8. Hg. von Hilde Haider-Pregler und Wolfgang Greisenegger). Wien 2003, S. 54ff.

jeweilige Besonderheiten evident werden zu lassen. Am Wiener Theater nach 1945 jedenfalls spielte Geschichte eine wichtige Rolle, und die aus dem Exil zurückgekehrten Theaterleute hatten ihren Anteil an der Gestaltung oder Indienstnahme des geschichtlichen Stoffes, ja mehr noch, der Bezug auf die Historie oder die Tradition konnte eine wesentliche Ausdrucksform von Rückkehr sein. Diese Geschichte beginnt freilich nicht erst mit dem Jahr 1945 und endet auch nicht mit den ersten Nachkriegsjahren.

Bereits die im Exil verfassten Essays zur Geschichte des Dramas und Theaters sind als Gegenentwürfe zur nationalsozialistischen Funktionalisierung literarischer Traditionen zu verstehen und mit der Perspektive auf ein befreites Österreich verknüpft. Die Beiträge mögen durch ein bestimmtes Pathos verbunden sein, das sich aus der Hervorhebung der österreichischen Kultur ergab, bildeten aber kein homogenes Ganzes. So suchte Ernst Fischer in seinem Grillparzer-Aufsatz – 1941 im Moskauer Exil entstanden und nach 1945 mehrfach publiziert – die Widersprüche der österreichischen Geschichte mit den Widersprüchen im Werk des österreichischen Nationalautors zu verknüpfen, wobei in der Darstellung Analyse und Projektion einander durchdrangen.<sup>3</sup> Ernst Lothar wiederum publizierte 1944 in der *Austro American Tribune* einen Beitrag zum »Thema Österreich«, in dem er postulierte, dass der »österreichische Kulturbegriff [...] dem Andachtsbegriff«, »der deutsche« hingegen »dem Machtbegriff« nahe sei und von Wien als Kulturhauptstadt des deutschen Sprachgebiets phantasierte. Unverkennbar an Österreich-Ideologien anknüpfend, die zuletzt im austrofaschistischen »Ständestaat« zur Doktrin erhoben worden waren, mündeten Lothars Ausführungen doch am Schluss in die Forderung, dass »das österreichische Theater [...] die nationalsozialistische Schande nicht aus dem Bewusstsein verschwinden lassen« dürfe und »die Größe der Demokratie zu Bewusstsein bringen« müsse.<sup>4</sup>

»Das kommende Burgtheater« lautete der sprechende Titel eines Beitrags von Ludwig Ullmann, den dieser im Februar 1945 in der *Austro American Tribune* veröffentlichte. Ullmann übte darin Kritik an der gesamten Geschichte des Burgtheaters, die ihm – bis auf wenige Direktions-Perioden – vorwiegend eine Geschichte der staatsfrommen Apologetik, der Ausschlüsse kritischer Positionen war. Der Autor thematisierte die nationalsozialistische Vereinnahmung bis hin zum Burgtheater-Buch des »PG Heinz Kindermann«; diese aber sei deshalb nicht schwer gefallen, da dem Burgtheater zuvor »des revolutionären Geistes kein Hauch« innewohnt habe.<sup>5</sup> Für die »Tradition«

<sup>3</sup> Vgl. Ernst Fischer: Franz Grillparzer. In: Ders.: Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur. Auswahl und Nachwort von Karl-Markus Gauß unter Mitarbeit von Ludwig Hartinger. Frankfurt/M. 1991, S. 9–56 (Der Grillparzer-Aufsatz ist von Fischer selbst mit dem Jahr 1941 datiert.).

<sup>4</sup> Ernst Lothar: Zum Thema Österreich. In: Peter Roessler, Konstantin Kaiser (Hg.): Dramaturgie der Demokratie. Theaterkonzeptionen des österreichischen Exils. Wien 1989, S. 74–78, hier S. 76, 78.

<sup>5</sup> Ludwig Ullmann: Das kommende Burgtheater. In: Roessler, Kaiser (Hg.), Dramaturgie der Demokratie, S. 191–194, S. 191.

– so Ullmanns Ausblick auf ein künftiges befreites Burgtheater – »ist ein genügend großer Fundus vorhanden. Er besteht aus alledem, was dort meist versäumt wurde.«<sup>6</sup>

### Apotheose und Kritik

Die Frage nach Traditionenbezügen oder -konstruktionen auf den Wiener Nachkriegsbühnen ist stets mit der Frage nach Grillparzer-Inszenierungen<sup>7</sup> verbunden. Hieran hatten auch aus dem Exil zurückgekehrte Regisseure ihren Anteil, in prononcierter Weise bekanntlich Ernst Lothar, der als Beauftragter für Theater und Musik des US-amerikanischen Office of War Information nach Wien remigriert war. Die äußere Form der von ihm als Regisseur verantworteten szenischen Apotheose lief – von einer »Österreich«-Ideologie gefärbt – auf eine Feierlichkeit der Präsentation hinaus. Das hing mit seiner generellen Verehrung Grillparzers zusammen und damit, dass er dessen Leben und Werk zum direkten Ausdruck seiner Vorstellung vom »Österreichischen« deklarierte. Grillparzer war ihm dabei gleichermaßen ferne Gestalt wie zeitgenössischer Gewährsmann, dem höchste Bedeutung einzuräumen war. Sah Lothar dieses Feld, das er als seinen geistigen Besitzstand auffasste, in Frage gestellt oder von Unbefugten in Anspruch genommen, so konnte das in wütende Angriffe umschlagen, was an seiner Publizistik zu erkennen ist.<sup>8</sup> Ernst Lothars schriftliche Äußerungen, die er später in Buchform veröffentlichte, machen indes auch seine inneren Beweggründe nachvollziehbar, etwa bei *König Ottokars Glück und Ende*, das er 1949 am Burgtheater (im Ronacher) inszeniert hatte. Die Hybris des Ottokar galt Lothar als Gleichnis tyrannischer Schuld, das er – so wie übrigens auch Ernst Fischer – mit Napoleon verknüpfte, nicht aber direkt mit der jüngsten Vergangenheit und ihrer »zum Abscheu bekannte[n] Fratze der Diktatur«<sup>9</sup>. Der durchaus historisch denkende Lothar reduzierte das Stück also nicht auf eine aktuelle Parabel im historischen Gewand. Dennoch drängte es ihn dazu, die Handlung letztlich doch im Zusammenhang mit dem Erlebnis der Hitler-Diktatur zu interpretieren. »Hier« – so schrieb er – »haben wir das österreichische Charakterdrama maßloser Diktatur. Seine Opfer lernten sie seither kennen.«<sup>10</sup>

<sup>6</sup> Ebd., S. 194.

<sup>7</sup> Vgl. auch Evelyn Deutsch-Schreiner: Franz Grillparzer und eine »Österreichische Nationaldramaturgie«. In: Hans-Jörg Knobloch, Helmut Koopmann (Hg.): *Das verschlafene 19. Jahrhundert? Zur deutschen Literatur zwischen Klassik und Moderne*. Würzburg 2005, S. 191–204.

<sup>8</sup> Vgl. Express, 24. 12. 1965 (Zur Premiere von *König Ottokars Glück und Ende* am Burgtheater).

<sup>9</sup> Ernst Lothar: *König Ottokars Glück und Ende*. In: Ders.: *Macht und Ohnmacht des Theaters. Reden, Regeln, Rechenschaft*. Wien, Hamburg 1968, S. 59.

<sup>10</sup> Ebd., S. 61.

»Klassiker« als Zeitgenossen zu verstehen und den Gehalt ihrer Werke dahingehend zuzuspitzen, dass eine Aussage zum gegenwärtigen Geschehen erkennbar wurde, gehörte zur Praxis des Neuen Theaters in der Scala, das von der KPÖ unterstützt wurde; ein besonderes Augenmerk lag dabei auf den österreichischen Dramatikern. Karl Paryla und Wolfgang Heinz etwa, die während ihres Exils Ensemblemitglieder des Zürcher Schauspielhauses gewesen waren und sich als Kommunisten begriffen, bemühten sich jeweils um eine Deutung der Stücke, die ein kritisches Potential zu aktivieren suchte.<sup>11</sup> Der politische Zugriff auf Stücke von Nestroy, Raimund und Grillparzer führte zu Entdeckungen und Umdeutungen, aber ebenso zu Projektionen, die die Dramatiker zu Repräsentanten eines »fortschrittlichen Österreichertums« machen sollten. Den solcherart zu Vorläufern gegenwärtiger Positionen stilisierten Werken mochte dabei die Funktion aufgebürdet werden, politisches Engagement in der Gegenwart zu unterstützen; die gewonnene Distanz zum Bestehenden aber machte zugleich die Besonderheit der »Scala« aus. Gerade durch die kritische Auseinandersetzung mit Tradiertem eröffnete dieses Theater Alternativen zum apologetischen Gebrauch des Historischen, wie er im gängigen Theateralltag anzutreffen war. Die kulturpolitisch erzwungene Schließung der »Scala« 1956 bedeutete das Ende einer Institution, in der sich Erfahrung und Geschichtsbewusstsein des Exils behauptet hatten.

Historische Stoffe sind in der Literatur des Exils häufig zu finden – und mit historischen Dramen, die allerdings (wie das Stück *Elisabeth von England*) Erfolge aus den 1920er Jahren sein konnten, war auch das Werk Ferdinand Bruckners ins Wien der Nachkriegszeit zurückgekehrt. Der Autor selbst hatte 1950 die österreichische Staatsbürgerschaft wiedererlangt, sich jedoch dauerhaft in West-Berlin niedergelassen. Bruckners 1942 im Exil entstandenes Stück *Heroische Komödie*, 1946 am Wiener Volkstheater uraufgeführt und 1948 mit anderen Werken des Autors in einem Sammelband mit dem Titel *Historische Dramen* erschienen, ist ein Konversationsstück um die Figur der Madame de Staël, die zur modernen Demokratin stilisiert wird.<sup>12</sup> Das Heroische wird hier in Frage gestellt, ironisiert und zugleich umfunktioniert, denn es geht um den Kampf einer Intellektuellen gegen den zum diktatorischen Kriegsherren gewordenen Napoleon, über den im Stück dauernd geredet wird, den der Dramatiker aber als Gestalt nie auftreten lässt. Die Berufung auf Ideale der Französischen Revolution erzeugt das Pathos in den Dialogen zwischen Madame de Staël und ihren Freunden, zugleich aber handelt das boulevardeske Kammerspiel von Liebeskonflikten, Eitelkeiten und Intrigen. Das Bühnenleben der Madame de Staël findet sich also nicht in einen tragischen Weltlauf eingespannt, sondern basiert auf einer konkreten

<sup>11</sup> Vgl. Wilhelm Pellert: Roter Vorhang. Rotes Tuch. Das Neue Theater in der Scala (1948–1956). In: Sachen, 5. Jg./H. 8 (1979).

<sup>12</sup> Vgl. Ferdinand Bruckner: Heroische Komödie in drei Akten. In: Ders.: Historische Dramen. Wien 1948, S. 285–367 (gemeinsam mit den Stücken *Elisabeth von England* und *Timon*).

szenischen Situation, in der es gleichermaßen um überpersönliche Ideale wie um die komische Banalität des Alltags geht.

### Geschichtlicher Sinn und Regie

Die Zwänge des Theaterbetriebs, in denen das Zustandekommen einer Premiere oberstes Ziel sein muss, überlagern häufig die inhaltlichen Intentionen. Einer, der in hohem Tempo für das Theater produzierte, war Leopold Lindtberg – er hatte am Zürcher Schauspielhaus oft innerhalb von nur einer Woche große Inszenierungen zu bewerkstelligen gehabt.<sup>13</sup> Dem widersprach nicht, dass er über ein historisches Bewusstsein verfügte, wie wohl wenige Regisseure seiner Zeit, und dies etwa bei seinen »Klassiker«-Inszenierungen nach 1945 zur Geltung bringen konnte. Dazu gehörten auch Shakespeares Historiendramen, die er immer wieder an verschiedenen Theatern auf die Bühne brachte. Einerseits bestimmten dabei die Erfahrungen der Gegenwart seine Sicht auf den alten Text, wenn es sich um das Verhalten im Krieg, um Verrat, um Denunziation handelte. Andererseits reduzierte er die Stücke nicht auf historische Analogien, mit denen üblicherweise der Gegenwart zugleich begegnet und ausgewichen wurde. Man solle, so Lindtberg in einem späten Essay, »Klassiker nicht spielen [...], wenn man mit ihrer Aufführung keine humanistische Wirkung«<sup>14</sup> anstrebe. Wichtig war ihm aber, so heißt es in einem anderen, früheren, Aufsatz, »das Stück aus einer historischen Sicht zu begreifen« und »das Ohr für Unterschwelliges zu schulen«<sup>15</sup>.

Dass sich seine eigene Sicht auf die alten Texte verändert hatte, konstatierte auch Berthold Viertel, der 1949 nach Wien zurückgekehrt war, da sein zum Burgtheaterdirektor ernannter Schwager Josef Gielen ihn als Regisseur engagiert hatte, und der dann am Burgtheater bis 1953, dem Jahr seines Todes,

<sup>13</sup> Vgl. die umfassende Arbeit von Nicole Metzger: »Alles in Szene setzen, nur sich selber nicht.« Der Regisseur Leopold Lindtberg. (Blickpunkte. Studien zur Kulturwissenschaft. Hg. von Hilde Haider-Pregler und Wolfgang Greisenegger, Sonderband, sowie Schriften 23 der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur). Wien, Basel 2002. Darin wird auch ausführlich die lange und wechselvolle Arbeitsbeziehung Leopold Lindtbergs mit dem Burgtheater dargestellt, die 1947 (*Hamlet* von William Shakespeare) unter der Direktion von Raoul Aslan begann. Seine letzte Inszenierung dort erfolgte 1983 (*Hölleñangst* von Johann Nestroy) unter der Direktion von Achim Benning, der ihm erneut umfangreichere Arbeitsmöglichkeiten geboten hatte.

<sup>14</sup> Leopold Lindtberg: Klassiker heute. In: Ders.: »Du weisst ja nicht, wie es in mir schäumt«. Schriften – Bilder – Dokumente. Hg. von Erwin Leiser. Zürich, St. Gallen 1985, S. 45 (Der Beitrag stammt aus dem Jahr 1984.).

<sup>15</sup> Leopold Lindtberg: Die Qual der Wahl und ihr Ergebnis. Josef Meinrad als Fluellen, Offizier in König Heinrichs Armee. In: Ders., »Du weisst ja nicht, wie es in mir schäumt«, S. 134. Der Beitrag aus dem Jahr 1973 gibt zugleich Auskunft über Lindtbergs Verbindung von historischem Bewusstsein und gegenwärtiger Erfahrung beim Verständnis eines Shakespeare'schen Historiendramas.

wirken konnte.<sup>16</sup> Berthold Viertel meinte etwa, dass monströsen Figuren wie Shakespeares Richard III. – und auch Jago –, die auf den Bühnen lange in der Ferne düsterer Zeiten gewirkt hatten, »zwangsläufig erhöhte Aktualität« zugewachsen war, die »ein Theaterpublikum von heute ebensowohl abschrecken wie anziehen« könne.<sup>17</sup> Manches hierzu findet sich in einem Text, den Viertel im Programmheft des Burgtheaters anlässlich seiner Inszenierung von Shakespeares *Richard II.* 1950 veröffentlichte und in dem es zu Shakespeares Figuren heißt: »Die Machtkämpfe großen Stiles, die wir in blutiger Realität erleben mussten, haben uns seine überlebensgroßen Gestalten auf das schmerzlichste nähergebracht.«<sup>18</sup> Dieser Beitrag hebt sich von den üblichen Umschreibungen der Nachkriegspublizistik ab, wirkt aber durchaus vorsichtig formuliert. Offener hatte Viertel sich in seinen Exil-Essays zu äußern vermocht – auch dort, wo es um Historisches ging, das freilich stets auf die Gegenwart bezogen war. Wie radikal klingt etwa die in der *Austro American Tribune* unter dem Titel »Austria Rediviva« 1945 veröffentlichte Antwort Berthold Viertels auf die bereits zitierten Vorstellungen Ernst Lothars zum »österreichischen Kulturbegriff«. Viertel übte Kritik an Lothars konservativen »Kulturphantasien«, auch an dessen Grillparzer-Kult, forderte, dass in einem befreiten Österreich an die »kritischen und revolutionären Geister« anzuknüpfen sei, und bezog sich dabei auf »die österreichische Arbeiterbewegung, die ihren Geist bewies, als sie sich im Februar 1934, wenn auch vergeblich, gegen den Bruch der demokratischen Verfassung zur Wehr setzte«, auf die »bürgerliche Erhebung von 1848« und auf den »lebendigen Widerstand«.<sup>19</sup>

Auch wenn Berthold Viertel sich von diesen Perspektiven nicht abgewandt hatte, waren Hoffnungen solcher Art 1950 bereits längst enttäuscht worden. Aber der Theaterapparat konnte für Viertel ohnehin nicht das Medium sein, solche Gedanken direkt auszudrücken. Darüber hinaus hatte er als Regisseur im Praktischen eine Distanz zum großen Historienstück, so emphatisch er sich lesend und schreibend in die Geschichtlichkeit der dramatischen Vorlage zu versenken wusste. Bestimmend für seine Theaterarbeit blieb die szenische Zwischenmenschlichkeit des modernen Dramas, in dem der Dialog zugleich beibehalten und aufgelöst wird, und er suchte diese auf seine wenigen

<sup>16</sup> Zur Direktion von Josef Gielen (1948–1954) vgl. Hilde Haider-Pregler: »Das Burgtheater ist eine Idee ...« Die Jahre 1945 bis 1955 – eine Zwischenzeit des österreichischen Staatstheaters? In: Dies., Peter Roessler (Hg.): *Zeit der Befreiung. Wiener Theater nach 1945*. Wien 1998, S. 97ff. Josef Gielen wirkte nach seiner Direktionszeit weiterhin als Regisseur am Burgtheater; die letzte Premiere fand 1967 statt, ungefähr ein Jahr vor seinem Tod (1968).

<sup>17</sup> Berthold Viertel: Zur Neuinszenierung von Shakespeares *Richard II.* In: Ders.: *Die Überwindung des Übermenschen. Exilschriften* (Studienausgabe, Bd. 1). Hg. von Konstantin Kaiser und Peter Roessler in Zusammenarbeit mit Siglinde Bolbecher. Wien 1989, S. 283–287, S. 284. Zu Jago vgl. Ders.: »Othello«. In: Ders., *Die Überwindung des Übermenschen*, S. 301–305.

<sup>18</sup> Ders., *Zur Neuinszenierung von Shakespeares *Richard II.** S. 283.

<sup>19</sup> Ders.: *Austria Rediviva*. In: Ders., *Die Überwindung des Übermenschen*, S. 196–200.

Shakespeare-Inszenierungen zu übertragen, die dadurch aber – vielleicht unvollkommen – als Gegenentwürfe zu jenen Nachkriegsinszenierungen wirkten, in denen das Geschehen auf äußerliche Effekte reduziert wurde. Einige dieser Phänomene des – wie er formulierte – »Wiener Burgtheaters nach den Nazis« hatte Viertel, anlässlich einer Inszenierung der Grillparzer'schen *Medea* durch Adolf Rott, in seinen Notizen kritisiert und mit dem Terminus »Reichskanzleistil« versehen:

*Choc-Wirkung* durch Missbrauch der Deklamation, durch unvermittelten, nicht sinn-gemäßen, dramatisch unbegründeten, daher unberechtigten, stoßweise willkürlichen Wechsel von Leise und Laut. Überrumpelnd eingesetzte Lautstärke als choc-artige Überrumpelung, Brutalisierung des Gehörs, der Nerven.<sup>20</sup>

Berthold Viertel hingegen ging es als Regisseur von Shakespeares *Richard II.* darum, »den inneren Verlauf des Dramas klarer herauszustellen«<sup>21</sup>, in seinem Essay arbeitete er die Konstruktion der alten dramatischen Form heraus, etwa die tragische Situation, die durch einen gesellschaftlichen Antagonismus erzeugt wird, bei dem die Individuen in ihrer Gleichberechtigung einander gegenüberstehen. Das berührt sich mit der »klassischen« Theorie des Tragischen, wie sie Hegel entfaltet hatte, und an die damals nicht eben häufig angeknüpft wurde, wobei sich jedoch einschlägige Bezüge in einigen literar-historischen Schriften finden, deren Autoren vor den Nationalsozialisten hatten fliehen müssen.<sup>22</sup> Es zeigt sich gerade hierbei auch die Ferne der Historienstücke zu den Ereignissen der Gegenwart, deren Verbrechen nicht durch den gleichberechtigten Konflikt zwischen weltgeschichtlichen Protagonisten darstellbar sind. Viertels skizzierte Analyse der alten historischen Tragödie widerstrebt aber zugleich der irrationalistischen Aufladung von Tragik durch Schicksal und Opfermythos, wie sie an den Theatern der postnazistischen Gesellschaft weiterwirkte. Das Bewusstsein der historischen Distanz zur Shakespeare'schen Tragödie kann somit zur Voraussetzung ihrer gesteigerten Wirkung in der Gegenwart werden.

### Historienstücke für die Gegenwart

Welcher Erfolg nach 1945 mit dem historischen Stoff am Theater verbunden sein konnte, zeigt sich am Werk Fritz Hochwälders, der 1938 in die Schweiz geflohen und nach 1945 dort geblieben war, aber im Zuge seiner Karriere als Burgtheaterautor häufig nach Wien zurückkehrte. Wenn es um die Frage nach historischen Bezügen oder erlebten Eindrücken ging, dann war Hochwälders

<sup>20</sup> Ders.: *Choc-Wirkung im Theater*. In: Ders., *Die Überwindung des Übermenschen*, S. 273f.

<sup>21</sup> Ders., *Zur Neuinszenierung von Shakespeares Richard II*, S. 287.

<sup>22</sup> Vgl. etwa Georg Lukács: *Der historische Roman*. Werke, Bd. 6: *Probleme des Realismus III*. Neuwied, Berlin 1965, S. 184ff.; Peter Szondi: *Versuch über das Tragische*. In: Ders.: *Schriften I*. Hg. von Jean Bollack. Frankfurt/M. 1978, S. 165ff.

Antwort eindeutig: »Die Tradition, der ich mich zugehörig fühle, ist die des Wiener Volkstheaters. Und nichts, keine Zeitwidrigkeit, kein Exodus, kann eine Tradition, die man einmal in sich aufgenommen hat, verdrängen und ersetzen.«<sup>23</sup> Raimund und Nestroy waren die von ihm geschätzten Autoren, besonders jedoch war er von der Gestalt des Hanswurst fasziniert, die sogar in manchen seiner eigenen Theaterfiguren erkennbar ist. Auch seine Haltung als Dramatiker ist vom Erbe des Volkstheaters geprägt, wofür sich die Distanz zum Ideendrama Schiller'scher Provenienz, das Interesse am Komödiantischen und das Selbstverständnis als Handwerker des Theaters, dem es nicht um literarische Geltung ging, anführen lassen.

Wenn Hochwälder für seine Stücke geschichtliche Stoffe wählte, griff er aber nicht unbedingt in den Fundus des Wiener Volkstheaters. Häufig haftet seinen historischen Dramen dann eine bestimmte Tragik an, die allerdings nicht dunkel über dem Geschehen lastet, sondern einer konkret gestalteten szenischen Realität entspringt, in der durchaus noch Platz für komödienhafte Szenen und Figuren sein kann. Der Dramatiker sprach selbst bei Gelegenheit von »Historiendramen«<sup>24</sup>, um diesen Teil seiner dramatischen Produktion zu kennzeichnen. Dabei siedelte er die Handlung nicht nur in einem geschichtlichen Raum an, sondern nahm zugleich einen Rückgriff im Formalen vor: Seine Stücke sind streng tektonisch gebaut, wie klassische Dramen, es gibt eine allmähliche Steigerung der Handlung, Verzögerung, Umschwung, und vor allem sprechen die Figuren ihre Haltungen und Absichten aus. Diese Form, die er auch beibehielt, wenn er die Stücke in der Gegenwart spielen ließ oder auf eine zeitliche Einordnung verzichtete, wurde freilich nicht unbedingt als Rückgriff erlebt: Im Österreich der Nachkriegszeit dominierte die strenge klassische Dramenform und am Burgtheater waren damals wesentliche Dramatiker, die heute als Protagonisten des modernen Dramas gelten, noch nie oder kaum gespielt worden.

Fritz Hochwälder – Erfolgreicher und Außenseiter in einer Person – sah in der Wahl des geschichtlichen Stoffes kein Ausweichmanöver: »Über die Gegenwärtigkeit der Aussage entscheidet einzig und allein der Grad des Interesses, das sie uns abverlangt. Alles, was auf der Bühne geschieht, wird also zum Heute und Hier, mag es ›historisch‹ vor zwei oder zweitausend Jahren spielen.«<sup>25</sup> Nicht das historische Gewand galt ihm dabei als Problem, sondern das gegenwärtige: »Die Ansiedlung eines interessierenden Problems in einen [sic] geschichtlichen Raum objektiviert und steigert zugleich die

<sup>23</sup> Fritz Hochwälder: Über mein Theater. In: Ders.: Im Wechsel der Zeit. Autobiographische Skizzen und Essays. Graz, Wien, Köln 1980, S. 81–102, S. 93.

<sup>24</sup> Ebd., S. 85.

<sup>25</sup> Fritz Hochwälder: Dramatik der Gegenwart. In: Programmheft, Schiller-Theater Berlin, H. 34/1953/54, o. S. (*Donadieu*, Deutsche Erstaufführung, 17. Februar 1954), Nachlass Fritz Hochwälder [im Folgenden NL F. H.], Wienbibliothek im Rathaus, Handschriften-sammlung, ZPH 678, Box 14.

Aussage, welche im Gewand der Gegenwart leicht Gefahr läuft, zu Kolportage und Leitartikel zu werden.«<sup>26</sup>

Zu den bevorzugten Themen des Theaterautors Fritz Hochwälder gehörten Schuld und Verantwortung, und hier mag sein Erfolg zunächst verwundern. Am Wiener Theater nämlich war die Abwehr von Schuldfragen bald ebenso wirksam wie in anderen kulturellen Bereichen, wozu auch gehörte, dass der Nationalsozialismus spätestens ab 1948 kaum mehr vorkam. Allerdings tauchte die Auseinandersetzung doch in verwandelter Form wieder auf, nämlich als unverbindlicher Moralismus; dieser war nichts Neues in der Geschichte des Theaters und entsprach der Selbstberuhigung des Einzelnen in der Gesellschaft. Verstärkt aber war jetzt eine Funktion wirksam, die sich als moralische Anstalt der Entspannung bezeichnen lässt: Irgendwie ging es ja auf der Bühne um Schuld, die in der Welt oder im Einzelnen waltete, und diese konnte miterlebt und vielleicht sogar überwunden werden, wobei die Unverbindlichkeit durch das Ausweichen ins Historische gesichert blieb. Mochten diese allgemeinen Voraussetzungen seinem Erfolg nun wiederum günstig sein, so war Hochwälder doch mehr am besonderen Zusammenhang zwischen Haltung und Handeln interessiert, auch am Widerspruch zwischen beiden oder an den Zwangslagen, in der die Eindeutigkeit der Moral in Frage gestellt wurde. Damit nahm er eine konträre Position zu einem Moralismus ein, der den Einzelnen von den Folgen seines Handelns freisprach. Vielleicht liegt hierin sogar einer der verborgenen Gründe für die Wahl seiner dramatischen Form. Denn der Dialog ist in den alten Tragödien oder Schauspielen doch noch stärker mit dem Agieren der Figuren verbunden als im modernen Drama. Indem Hochwälder zeitgenössische Fragen in ein historisches Sujet brachte, schuf er zugleich alte Theaterfiguren, deren Sprechen und Handeln in ein Heute wirken sollten.

In Hochwälters dramatischem Kosmos waren die Schrecken der Gegenwart zu erahnen, aber zugleich auch durch die Verlagerung in vergangene Welten verborgen. Sein Stück *Meier Helmbrecht*, 1947 am Theater in der Josefstadt uraufgeführt, ist stofflich an die Versnovelle von Wernher dem Gärtner angelehnt und spielt demnach in einem Literatur-Mittelalter.<sup>27</sup> Ein Bauernsohn wird zum Raubritter – »Schlingdasland« genannt –, mordend und plündernd zieht er durch das Land, seine Schuld entspringt der Hybris. Die Schuld seines Vaters, Meier Helmbrecht, wiederum besteht darin, dass er dem Treiben des Sohnes nicht rechtzeitig Einhalt geboten hat. Am Ende wird Meier Helmbrecht in einer Gerichtsverhandlung deshalb schuldig gesprochen; im Bewusstsein seiner Schuld baut er seinen niedergebrannten Hof wieder auf. Analogien zur Gegenwart werden erkennbar: Hitler, Appeasement, Wiederaufbau, sie sind in eine Parabel gebracht, die ins Ungefähr führt.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Vgl. auch Peter Roessler: Risse im Familienalbum. Exil und Rückkehr. In: Gerald M. Bauer, Birgit Peter (Hg.): Das Theater in der Josefstadt. Kultur, Politik, Ideologie für Eliten? Wien u. a. 2010, S. 139–154, S. 145.

Mit dem Schauspiel *Der öffentliche Ankläger*, 1949 am Burgtheater aufgeführt, hatte Hochwälder als Zeit die Epoche der Französischen Revolution gewählt, allerdings siedelte er das dreiköpfige Stück nach dem 9. Thermidor an, also gleichsam im diktatorischen Schlusskapitel der Revolution. Das brachte Hochwälder den Tadel kommunistischer Kritiker ein, die das Stück als generell gegen die Französische Revolution gerichtet ansahen, sie kritisierten, dass nur eine »Schreckensherrschaft«<sup>28</sup> gezeigt würde, im Verlauf der Handlung bloß »machthungrige Cliquen« zu sehen seien und keine »anständige Figur [...] die Bühne« beträte.<sup>29</sup> Dem Dramatiker aber ging es mit seinem Stück nicht um ein Geschichtsmodell, obgleich er die historischen Konstellationen studiert hatte,<sup>30</sup> auch nicht um eine allgemeine Charakterkunde des Menschen, sondern wieder mehr um das Verhalten seiner Figuren. Der »Öffentliche Ankläger«, Fouquier de Tinville, der Tausenden den Tod gebracht hat, wird durch Anwendung einer List nunmehr selbst verurteilt. Theresia Tallien, Heldin und Heilige des Thermidor, lanciert mit Hilfe ihres Mannes Jean-Lambert Tallien eine Anklageschrift, bei der der Name des zu Verurteilenden noch einzufügen ist. Wie üblich waltet der »Öffentliche Ankläger« seines Amtes, bringt, durch Erpressung, Zeugen gegen den ihm unbekannten Angeklagten auf, um sich schließlich – bis zum Schluss ahnungslos – im Prozess selbst zu Fall zu bringen. Anders als die alten Figuren des Bösen, wie Richard III. oder Jago, ist Fouquier Bürokrat, der seine Taten durch die Zwänge eines Systems rechtfertigt, von dem er abhängt, und sich als »Sklave« seines »Amtes«<sup>31</sup> bezeichnet.

Regisseur der Inszenierung war Adolf Rott, die Rolle des Fouquier spielte Werner Krauß, beide hatten sich in ihren Theaterkarrieren durch den historischen Fundus gespielt und dafür ihren Applaus erhalten. Nun diente ihnen, den ehemaligen Protagonisten des NS-Theaters, dazu eben auch das Werk eines Exilautors, der die geschichtliche Kulisse suchte, und dabei an das zeitgenössische Verhalten dachte. Werner Krauß blies seine Figur offenkundig, wie so oft, zu dämonischer Größe auf, die die Identifikation ebenso zuließ wie die Abspaltung von eigener Verantwortung. Der Mensch ohne Gewissen wurde so zu einer übermenschlichen Erscheinung im historischen Fundus, nicht aber zu jenem verbreiteten Phänomen, in dem der Fundus der Anpassung stets gegenwärtig ist.<sup>32</sup>

In seinem 1953 am Burgtheater uraufgeführten Schauspiel *Donadieu*, das stofflich von Conrad Ferdinand Meyers Ballade *Die Füße im Feuer* ausgeht und in Südfrankreich in einer Juninacht des Jahres 1629 spielt, weitet Hoch-

<sup>28</sup> Österreichische Zeitung, 15. 2. 1949 (gez. E. K.). Archiv des Burgtheaters [im Folgenden AdB].

<sup>29</sup> Volksstimme, 15. 2. 1949 (Axl Leskoschek) (AdB).

<sup>30</sup> Vgl. NL F. H., Box 4.

<sup>31</sup> Fritz Hochwälder: *Der öffentliche Ankläger. Schauspiel in drei Akten*. In: Ders.: Dramen I. Graz 1975, S. 271.

<sup>32</sup> Materialien zur Inszenierung (Soufflierbuch, Kritiken) befinden sich im AdB.

wälder das Thema der Schuld aus und stellt die Frage nach Rache und Vergeltung. Der französische Edelmann Du Bosc, Beauftragter des katholischen Königs, sucht fieberkrank mit seinem Kameraden in einer Festung der französischen Protestant – der Hugenotten – Schutz. Dort wird er von der Tochter des Schlossbesitzers Donadieu, Judith, und der Wirtschafterin Barbe, als jener Mann erkannt, der vor Jahren die Frauen und Kinder des Ortes in eine Kirche hatte treiben lassen, um diese dann anzuzünden, und der die Ehefrau von Donadieu ermordete, da sie den Aufenthaltsort ihres Gatten nicht verraten wollte. Verbrechen, so stellt sich in dem Stück am Schluss allerdings heraus, wurden auf beiden Seiten verübt. Donadieu, der selbst unwissentlich einen Kriegsverbrecher aus den eigenen Reihen beherbergt hatte, verzichtet schließlich auf Rache an Du Bosc, er möchte zwar nicht vergessen, aber »den Haß in unserer Brust begraben«<sup>33</sup>; der katholische Begleiter des Verbrechers Du Bosc jedoch tötet diesen am Schluss.

Edwin Rollett, der unter dem NS-Regime Häftling im Konzentrationslager Flossenbürg gewesen war, ging in seiner Kritik von einer Analogie der historischen Handlung zur Gegenwart aus und kritisierte den dramatisierten »Trugschluß, daß jeder Kriegsverbrecher deshalb entschuldbar sei, weil es auf der anderen Seite auch welche gegeben hat.«<sup>34</sup> Der in Szene gesetzte Verzicht auf Rache wurde denn auch prompt von jener Seite akklamiert, die daran Interesse haben musste, der Frage von Verantwortung auszuweichen und dabei zwar von einer fernen Vergangenheit sprach, aber die Gegenwart meinte. Heinz Kindermann, der als Nationalsozialist im Mai 1945 seines Amtes als Ordinarius der Theaterwissenschaft enthoben worden war und 1953 noch um Wiederkehr an die Universität kämpfte,<sup>35</sup> lieferte als Theaterkritiker seine ihm gemäße Interpretation. Den historischen Stoff für seine Umschreibungen nutzend, redete der Apologet des NS-Regimes einer Aufrechnung von Schuld das Wort, die auch seiner eigenen Entlastung dienen sollte: »Die Schuldigen also finden sich immer in beiden Lagern, will uns Hochwälder in diesem Problemstück um Gerechtigkeit und um das moralische Recht des Strafvollzuges sagen.«<sup>36</sup>

Das Schauspiel *Donadieu* – für das Hochwälder erneut historische Studien betrieben hatte<sup>37</sup> – wurde eben nicht nur als Vergegenwärtigung vergangener Konflikte betrachtet, sondern unweigerlich auf die zeitgenössische Schuldfrage und damit auf das NS-Regime bezogen. Die gleichmäßige Verteilung von Schuld und der Verzicht auf Rache durch den tragischen Helden machte das Stück damit als Appell für Versöhnlichkeit interpretierbar. Diese Wirkung

<sup>33</sup> Fritz Hochwälder: *Donadieu*. Schauspiel in drei Akten. In: Ders.: Dramen II. Graz 1975, S. 60.

<sup>34</sup> Wiener Zeitung, 3. 10. 1953 (ADB).

<sup>35</sup> Vgl. Birgit Peter, Martina Payr (Hg.): »Wissenschaft nach der Mode«? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943. Wien 2008.

<sup>36</sup> Neue Wiener Tageszeitung, 3. 12. 1953 (ADB).

<sup>37</sup> Vgl. NL F. H., Box 5.

wurde noch dadurch gesteigert, dass die Rolle des verzeihenden Hugenotten mit dem jüdischen Schauspieler und zurückgekehrten Exilanten Ernst Deutsch besetzt worden war, der auf den Nachkriegsbühnen häufig die Rolle des Nathan spielte und damit als Symbolfigur der Versöhnung galt.

Fritz Hochwälder selbst war häufig auf die Erfahrung von Flucht und Exil zu sprechen gekommen, er hatte sich in Vorträgen und Beiträgen wiederholt auf die Verbrechen des Nationalsozialismus bezogen, diese auch keinesfalls verharmlost, sondern zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen gemacht und der Thematik sogar eigene Stücke gewidmet. Dabei war ihm die Grenze des Darstellbaren wohl bewusst, so sehr er auch nach geeigneten Stoffen suchte.<sup>38</sup> Unabhängig von den subjektiven Absichten des Autors ergab sich diese Grenze jedoch eben auch durch den vorgegebenen Aufbau der Historiendramen, deren dramaturgische Dialektik von Schuld angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen fragwürdig geworden war. Die schwankende, mitunter verworrene Zeichnung der Figuren in *Donadieu*, die eigentlich der holzschnittartigen Klarheit des Aufbaus zuwiderläuft, mag die verborgenen Schwierigkeiten des Dramatikers erahnen lassen.

### Geschichte und Tradition – apologetisch

Regisseur der *Donadieu*-Inszenierung war wieder Adolf Rott, dem jene Krisen der Darstellbarkeit unbekannt waren und dessen stets auf Tempo und Temperament bedachte Arbeit auch diesen Bezirk im Bühnenland der historischen Kulissen und Kostüme beherrschte. Eine beherrschende Figur war Rott ebenso auf dem weiten Feld der Traditionsbildung – schon dadurch, dass er von 1937 über die NS-Zeit bis in die Zweite Republik kontinuierlich am Burgtheater arbeitete und sich dabei immer apologetisch verhielt. Rott, der unter dem NS-Regime Stücke nationalsozialistischer Autoren inszeniert hatte, wurde in der Nachkriegszeit sogar vorübergehend zum Regisseur von Exildramen. Ihm selbst waren die Stoffe, die meist historisch waren, ohnehin vorwiegend Anlass für äußerliche Wirkungen, ob er nun bei Dramen von Schiller, Gorki, Grillparzer, Csokor, Zuckmayer, Claudel oder Max Mell Regie führte. Virtuosität, Aktion, Kraft wurden seinen Inszenierungen stets bewundernd oder kritisch attestiert, wodurch es schien, als würde er das Ewige und das Jetzt des Theaters gleichermaßen vertreten, ein Arrangeur und Beherrscher des Moments, der auch ins Archaische oder Feierliche gehen konnte. So repräsentierte er die Tradition des Hauses und blieb doch stets der Mann der Stunde. Der 1954 zum Direktor ernannte Rott war schließlich der Regisseur der Inszenierung von Grillparzers *König Ottokars Glück und Ende*, ein Festakt konservierter Tradition, dem Rott sich ganz anverwandeln

<sup>38</sup> Vgl. Fritz Hochwälder: Als Bühnenschriftsteller im Exil. In: Ders., Im Wechsel der Zeiten, S. 26–33; Ders.: Vom Versagen des Dramas in unserer Zeit. In: Ebd., S. 66ff.

konnte und mit dem das wiederaufgebaute Burgtheater 1955 wiedereröffnet wurde.<sup>39</sup>

Die »Festschrift anlässlich der Wiedereröffnung« enthielt – an den Anfang gesetzt – einen Artikel von Heinz Kindermann, der 1954 erneut eine (zunächst außerordentliche) Professur für Theaterwissenschaft erlangt hatte und mit der Autorität des Theaterhistorikers die »Premieren zur Wiedereröffnung« interpretierte. Ganz Herrscher im Reich der Theatergeschichte, verteilte er seine Phrasen auf die vorzustellenden Eröffnungsstücke. Der Auswahl der Stücke, so Kindermann schließlich, läge »bewußt oder unbewußt« ein »Konzept« zugrunde, das »die Stimmen der Vergangenheit lebensnahe zum Klingen bringt, weil auch sie nach Werten suchen, die unserem eigenen Zeitalter einzig bedeutsam scheinen: Freiheit und Menschlichkeit.«<sup>40</sup> Das Arrangement der Begriffe kündete davon, dass jetzt nur mehr vom Positiven die Rede sein möge und dass es um höhere Werte gehe. »Freiheit« spielte wohl kaum auf die Niederschlagung des NS-Regimes, sondern auf die eben zu Ende gegangene »Besatzungszeit« an. Und »Menschlichkeit« sollte denjenigen erhöhen, der diese verkündete, sich aber in der Realität nicht für sie interessierte. Der Autor ließ die ausgehöhlten Begriffe über den konkreten Verhältnissen in Geschichte und Gegenwart schweben, deren reale Verfasstheit dadurch unwichtig schien, und wer einen kritischen Zwischenruf wagen mochte, stellte sich damit ohnehin außerhalb jener Harmonie der Werte. Mit feierlichen Worten also wurde hier eine Fassade von Geschichte, Tradition und Gegenwartsbezug gebaut, die die Unmenschlichkeit zugleich verdeckte und legitimierte.

<sup>39</sup> »Burgtheater in alter Tradition auferstanden« lautete die Überschrift einer nicht nur positiv gemeinten Theaterkritik zur »Galapremiere« von *König Ottokars Glück und Ende*. Vgl. *Weltpresse*, 17. 10. 1955.

<sup>40</sup> Heinz Kindermann: Die Premieren zur Wiedereröffnung. In: Friedrich Langer (Hg.): *Das Burgtheater am Ring. Festschrift anlässlich der Wiedereröffnung*. Wien [1955], S. 7.



Günther Stocker

## »Wer ruft ihn zurück? Niemand!« Robert Neumanns schwierige Remigration in die deutschsprachige Literatur

In seinem autobiographischen »Bericht« mit dem ironischen Titel *Ein leichtes Leben* resümiert der österreichische Exilautor Robert Neumann 1963, fünf Jahre nach seiner Übersiedlung von England in die Schweiz: »Sitzend in einem provisorischen Unterstand im Tessin – und kaum mehr ein englischer Schriftsteller – und in Deutschland ein Witzbold: Das war die vorläufige Bilanz meiner Existenz.«<sup>1</sup> Was hat zu einer solch bitteren Bilanz eines 66-jährigen, einst sehr erfolgreichen und viel gelesenen Autors geführt, der sich als aus gleich zwei Literatursystemen herausgefallen wahrnimmt? Dem soll im Folgenden nachgegangen werden, wobei das Erkenntnisinteresse von den individuellen Besonderheiten des Falles Neumann zu den strukturellen Bedingungen der Re-Integration oder Exklusion von Exilautorinnen und -autoren im deutschen Literaturbetrieb nach 1945 führen soll.

### I.

Robert Neumann war ein sowohl aus rassistischen wie aus ideologischen Motiven Vertriebener des NS-Regimes. Er wurde 1897 in Wien als Sohn einer assimilierten jüdischen Familie geboren, die dem Austromarxismus nahe stand. Sein Vater war überzeugter Sozialdemokrat und mit führenden Vertretern der Partei befreundet. Neumann schrieb Gedichte, Theaterstücke, politische Romane und Novellen. Seinen literarischen Durchbruch hatte er allerdings mit zwei Bänden literarischer Parodien: 1927 erschien *Mit fremden Federn* im Stuttgarter Engelhorn Verlag, 1932 folgte bei Zsolnay *Unter falscher Flagge*. Der Erfolg dieser Parodien, die weit verbreitet waren und von der Literaturkritik und AutorenkollegInnen wie Thomas Mann hoch gelobt wurden, wird sich nach dem Exil noch negativ bemerkbar machen.

1933 stehen seine Werke auf den schwarzen Listen der NationalsozialistInnen und werden verbrannt. Der *Völkische Beobachter* bezeichnet Robert

---

<sup>1</sup> Robert Neumann: *Ein leichtes Leben. Bericht über mich selbst und Zeitgenossen*. Wien u. a. 1963, S. 488 [In der Folge zitiert mit der Sigle ELL.].

Neumann als »jüdische Asphaltflanze«<sup>2</sup> und seine Parodien als »typisches Beispiel der Zersetzung«<sup>3</sup>. Joseph Goebbels habe laut Neumann gespottet: »Herr N. werde von nun an nur noch hebräisch schreiben dürfen« (ELL, S. 20). Nach dem Ende des »Dritten Reiches« erfährt Neumann dann mit einigem Befremden, dass Goebbels seine Parodien sehr geschätzt und im Familienkreis vorgelesen habe.

Als mit der Niederschlagung des Arbeiteraufstandes im Februar 1934 in Österreich die AustrofaschistInnen unter Kanzler Engelbert Dollfuß endgültig die Macht übernehmen, emigriert Neumann nach London – mit dem Auftrag für eine Biographie über Sir Basil Zaharoff in der Tasche, des »in jenen Tagen reichsten Abenteurers und Waffenschiebers dieser Welt« (ELL, S. 21). So vollzog sich sein Weg ins Exil seiner eigenen Einschätzung nach »zunächst einmal aufs komfortabelste« (ELL, S. 21). Während des Krieges bleibt Neumann in England. 1940 wird er für mehr als drei Monate als sogenannter »Enemy Alien« in einem Lager auf der Isle of Man interniert, was für ihn wie für viele andere von den Nazis Vertriebene eine besondere Demütigung darstellt. Nach der Niederlage Hitler-Deutschlands kehrt er nicht nach Wien zurück, sondern wartet die Entwicklungen auf dem Kontinent ab, wie viele jüdische Intellektuelle. Zu unsicher ist, was das neue Deutschland, das neue Österreich werden wird, wie es sich mit dem Antisemitismus der Bevölkerung verhält, wie mit den NationalsozialistInnen und ihren SympathisantInnen verfahren werden wird. 1951/52 stattet Neumann erstmals Deutschland einen kurzen Besuch ab, im Juni 1955, nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages, kommt er erstmals nach Österreich.<sup>4</sup>

1947 erhält Robert Neumann die britische Staatsbürgerschaft. Im März 1966 beantragt er in einem Brief an die zuständige Wiener Behörde die Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft, die er mit dem »Anschluss« 1938 verloren hatte. Als er dann aber nur die amtlichen Antragsformulare erhält, ist er tief enttäuscht. Er schreibt an den österreichischen Generalkonsul in Lugano, über den die Korrespondenz abgewickelt wurde:

Bitte betrachten Sie meinen Wunsch als nicht ausgesprochen. Der Grund: Es fielet mir, wie Sie wissen, nicht schwer, die Fragen nach meinen Vorstrafen und meiner finanziellen Lage in einigermaßen befriedigender Weise zu beantworten – aber das Mißverständnis sitzt offenbar tiefer. Ich hatte mir vorgestellt, daß meiner alten Heimat und im besondern meiner Geburtsstadt Wien eine wenigstens symbolische Heimkehr (nur um eine solche hätte es sich gehandelt) eines ihrer in der Welt nicht ganz erfolglos gebliebenen Söhne ebenso willkommen wäre, wie mir selbst; au pair sozusagen, ohne Gesuche, Gebühren, Fragebogen.<sup>5</sup>

<sup>2</sup> Zitiert nach Franz Stadler (Hg.): Robert Neumann. Mit eigener Feder. Aufsätze. Briefe. Nachlassmaterialien. Innsbruck u. a. 2013, S. 29.

<sup>3</sup> Ebd., S. 30.

<sup>4</sup> Vgl. Stadler, Robert Neumann, S. 47.

<sup>5</sup> Brief von Robert Neumann an Carlo Werner, 21. 12. 1966. In: Stadler, Robert Neumann, S. 802.

## II.

Acht Jahre zuvor, Ende November 1958, war Neumann auf den europäischen Kontinent zurückgekehrt, bezeichnenderweise an den Rand des deutschen Sprachgebiets, in die italienische Schweiz. Zu dieser Entscheidung hatte einerseits eine dramatische biographische Zäsur beigetragen. 1955 war Neumann, im Alter von fast 58 Jahren, noch einmal Vater eines Sohnes geworden. Doch die Mutter des Kindes, Neumanns dritte Frau Evelyn Hengerer, erkrankt schwer und stirbt im Oktober 1958 an einem Nierenleiden. Neumann, nun alleinerziehender Vater eines dreijährigen Kindes, verlässt Großbritannien und zieht nach Locarno im Kanton Tessin, wo er mit seiner Familie in den Jahren zuvor mehrmals auf Urlaub gewesen ist. Die Übersiedlung dorthin hatte er offenbar schon länger erwogen, nicht zuletzt um seiner kranken Frau eine bessere medizinische Versorgung zu ermöglichen.<sup>6</sup>

Andererseits war seine Entscheidung für die Schweiz vor allem auch eine Entscheidung gegen Österreich und die Bundesrepublik Deutschland. In einem Beitrag für Hermann Kestens Anthologie *Ich lebe nicht in der Bundesrepublik*, in der 35 Exilautoren von Max Brod über Oskar Maria Graf bis Carl Zuckmayer erklären, weshalb sie nach Kriegsende nicht nach Deutschland zurückgekehrt sind, gibt Neumann seine zwei Gründe dafür an. Erstens: In der Bundesrepublik seien zu viele Nazi-KriegsverbrecherInnen auf freiem Fuß, viele davon in wichtigen Ämtern, als »Bollwerke gegen den Kommunismus«<sup>7</sup> eingesetzt. Das sei ein Produkt des Kalten Krieges. Und zweitens:

Wer ruft ihn zurück? Niemand! Die restaurative Rechte begreiflicherweise nicht: unter diesen Heimkehrern wären zu viele mit einem peinlicherweise guten Gedächtnis. Aber auch die sogenannte literarische Linke, also die Leute, die ihre Malaise gegenüber der Restauration an sich schon für eine Gesinnung halten und ihre Jugend für ein literarisches Prätrogativ unter Nachsicht der Taxen – was sollten die, um Gottes willen, mit lebendigen Heimkehrern machen? Tote – das ging noch. Aber lebendige?<sup>8</sup>

Auch das offizielle Österreich hat seine Exilanten und Exilantinnen nicht zurückgerufen, auch in Österreich waren zahllose NationalsozialistInnen und KriegsverbrecherInnen wieder bzw. noch immer in Amt und Würden. Dazu kommt, dass es im österreichischen Literurbetrieb der fünfziger Jahre nichts zu verdienen gab, schon gar nicht für einen Exilautor. Viele österreichische

<sup>6</sup> Vgl. dazu die Briefe von Neumann an Arnold Zweig vom 12. 4. 1947, an Gina Kaus vom 7. 7. 1957 und Max Rychner vom 25. 8. 1957. In: Stadler, Robert Neumann, S. 628, 702, 704. Rückblickend begründet Neumann in einem Gespräch mit der *Zürcher Woche* vom 5./6. 4. 1969 seine Entscheidung für die Schweiz als Wohnort so: »weil ein Mann mit seinem [Neumanns] Beruf leben kann, wo er will, und da er finde, dass man es in der Schweiz mit einer ›echten konservativen Demokratie zu tun habe, die über die Massen unaufregend ist zumitten einer aufregenden Zeit, auf eine wohltuende Weise langweilig«. Hans Wagener: Robert Neumann. Biografie. München 2007, S. 169.

<sup>7</sup> Robert Neumann: o. T. In: Hermann Kesten (Hg.): *Ich lebe nicht in der Bundesrepublik*. München 1964, S. 126–127, S. 127.

<sup>8</sup> Ebd.

Autorinnen und Autoren bemühen sich damals darum, in der Bundesrepublik Deutschland zu publizieren, dort vor allem bei den gute Honorare zahlenden Radiostationen Aufträge zu erhalten, wie etwa Ingeborg Bachmann oder Ilse Aichinger. Für einen alleinerziehenden, schriftstellernden Vater, der aufs Geldverdienen angewiesen war, war Österreich also keine Option.<sup>9</sup> Die DDR kam für ihn als »Nichtkommunisten«<sup>10</sup> ohnehin nicht in Frage. Und in der Bundesrepublik fühlte sich Neumann unwillkommen. In den deutschsprachigen Literaturbetrieb wollte er freilich schon zurück. Das gestaltete sich allerdings äußerst schwierig, war mit vielen Enttäuschungen und Konflikten verbunden.

### III.

Jean Améry schreibt 1966 in seinem Essay *Wieviel Heimat braucht der Mensch?*, »daß es keine Rückkehr« aus dem Exil gebe, »weil niemals der Wiedereintritt in einen Raum auch ein Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist.«<sup>11</sup> Diese Einsicht gilt auch für ein gesellschaftliches Subsystem wie den Literaturbetrieb. Dieser hatte sich seit 1933 grundlegend verändert, was seine Akteure, seine Netzwerke und politischen Rahmenbedingungen, die herrschenden ästhetischen Vorlieben, Werthaltungen und Ansprüche betraf. Die Exilautorinnen und -autoren waren lange Zeit davon ausgeschlossen und blieben das im Großen und Ganzen auch nach 1945. Der Verleger Berthold Spangenberg, der sich erfolglos um die Verbreitung der Bücher von Klaus Mann oder Leonard Frank bemühte, sprach von »einer Art Boykott«<sup>12</sup> des deutschen Publikums gegenüber der Literatur der Vertriebenen. Der Buchwissenschaftler Ernst Fischer, der ein Fünf-Phasen-Modell für die Marktpräsenz der deutschen Exilliteratur nach 1945 aufgestellt hat, überschreibt die Phase zwischen 1950 und 1968 mit »Verleugnung des Exils«<sup>13</sup>. Claus-Dieter Krohn und Irmela von der Lühe konstatieren, die Forschung zur literarischen Remigration zusammen-

<sup>9</sup> Nichtsdestotrotz hat sich Neumann in den Jahren nach 1945 vehement für die Entnazifizierung des österreichischen Literaturbetriebs engagiert, vor allem in seiner Funktion als Ehrenpräsident des österreichischen P.E.N.-Clubs ab 1947 und zuvor als *Acting President* des österreichischen Exil-P.E.N.

<sup>10</sup> Neumann, Ich lebe nicht in der Bundesrepublik, S. 126.

<sup>11</sup> Jean Améry: *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* In: Ders.: *Werke*. Hg. von Irene Heidelberger-Leonard. Bd. 2: *Jenseits von Schuld und Sühne. Unmeisterliche Wanderjahre. Örtlichkeiten*. Stuttgart 2002, S. 86–117, S. 87.

<sup>12</sup> Zitiert nach Georg Bollenbeck: *Restaurationsdiskurse und die Remigranten. Zur kulturellen Lage im westlichen Nachkriegsdeutschland*. In: Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn (Hg.): *Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945*. Göttingen 2005, S. 17–38, S. 25.

<sup>13</sup> Ernst Fischer: »... kaum ein Verlag, der nicht auf der Wiederentdeckungswelle der Verschollenen mitreitet.« Zur Reintegration der Exilliteratur in den deutschen Buchmarkt nach 1945. In: Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn (Hg.), *Fremdes Heimatland*, S. 71–92, S. 78ff.

fassend, dass sich die zurückkehrenden Autorinnen und Autoren im deutschen Literaturbetrieb »von allem Anfang an« in einer »verqueren, aussichtslosen Konstellation« befanden.<sup>14</sup> Wie sich diese Konstellation im Fall von Robert Neumann gestaltete, soll im Folgenden dargestellt werden. Dabei bestimmten vor allem fünf Faktoren seine versuchte Remigration in den deutschsprachigen Literaturbetrieb.

### 1. Institutionelle Anbindung/Netzwerke

Robert Neumann verfügte nach 1945 beziehungsweise nach seiner Rückkehr auf den Kontinent 1958, was seine institutionelle Anbindung betrifft, im Prinzip über gute Ausgangsbedingungen. Als Vizepräsident des internationalen (ab 1950) und Ehrenpräsident des österreichischen P.E.N.-Clubs (ab 1947) war er gut vernetzt und mit zahlreichen Kontakten im literarischen Feld versehen. Noch wichtiger war allerdings, dass er 1950 mit dem Verleger Kurt Desch in München einen Generalvertrag zur Veröffentlichung seiner Werke geschlossen hatte, der sogar eine Gesamtausgabe in Einzelbänden vorsah. Gerade die Suche nach einem Verlag war für viele zurückkehrende Schriftstellerinnen und Schriftsteller ein zentrales Hindernis bei ihrem Versuch, wieder im deutschsprachigen Literaturbetrieb Fuß zu fassen.

Desch war einer der produktivsten westdeutschen Verlage der Nachkriegszeit, von den US-Behörden mit der Verlagslizenz Nr. 1 ausgestattet. Er verlegte eine ganze Reihe von ExilautorInnen, neben Neumann auch Hans Habe, Arthur Koestler und Erich Maria Remarque. »Alle Veröffentlichungen der früheren Emigranten erscheinen jedoch unterschiedslos eingereiht in den großen Strom der Verlagsproduktion, an keiner Stelle wird der Exilaspekt hervorgekehrt.«<sup>15</sup> Eine Markierung als Exilautor wurde angesichts der starken Ressentiments des deutschen Publikums, die erstmals durch die Thomas-Mann-Kontroverse 1945 manifest geworden waren, offenbar als geschäfts-schädigend betrachtet.<sup>16</sup> Neumanns Publikationstätigkeit bei Desch begann im Jahr 1950 mit der deutschen Übersetzung (durch Melanie Steinmetz) seines im Exil auf Englisch verfassten Romans *The Inquest* unter dem Titel *Bibiana Santis. Der Weg einer Frau*. In den folgenden Jahren erschienen bei Desch einige der Vorkriegswerke Neumanns, der Großteil seiner Exilproduktion sowie die aktuellen Texte. Von den vor 1933 so erfolgreichen Parodien wurden Neuauflagen, Fortsetzungen, Sammel- und Auswahlbände veröffent-

<sup>14</sup> Claus-Dieter Krohn, Irmela von der Lühe: Einleitung. In: Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn (Hg.), *Fremdes Heimatland*, S. 7–16, S. 11.

<sup>15</sup> Vgl. Ernst Fischer, Zur Reintegration der Exilliteratur, S. 80.

<sup>16</sup> Vgl. Irmela von der Lühe: »Kommen Sie bald wie ein guter Arzt« – Die große Kontroverse um Thomas Mann (1945). In: Joanna Jabłowska, Małgorzata Pótrola (Hg.): *Gegenwart, Debatten, Skandale. Deutschsprachige Autoren als Zeitgenossen*. Lodz 2002, S. 305–320.

licht.<sup>17</sup> Neumanns Werke wurden auch häufig rezensiert, bei vielen Zeitungsredakteuren besaß er noch einen aus den zwanziger Jahren stammenden guten Ruf, der ihm zumindest eine gewisse Aufmerksamkeit bescherte.

Es ist trotz dieser vergleichsweise guten Ausgangsbedingungen daher umso signifikanter, dass Neumann im deutschen Literaturbetrieb nach seiner Rückkehr marginalisiert blieb, seine Werke nicht die adäquate Anerkennung erfuhr. Eine wichtige Rolle spielte dabei der zweimalige Wechsel der Schreibsprache.

## 2. Wechsel der Schreibsprache

Neumann war es als einem von wenigen Autoren gelungen, im Exil die Schreibsprache zu wechseln. Nachdem er in den ersten Jahren in Großbritannien seine auf Deutsch geschriebenen Romane noch übersetzen ließ,<sup>18</sup> begann er ab Ende der dreißiger Jahre auf Englisch zu schreiben. Im Vorwort zu seinem ersten auf Englisch verfassten Roman, *Scene in Passing*, 1942, begründet Neumann seine Entscheidung: »By abandoning his native tongue he [Neumann] wanted to protest against the deeds done by others who used his native tongue. [...] Dropping that language, and adopting that of the country which offered him freedom and hospitality, was – so he then thought – a matter of dignity.«<sup>19</sup> Bis 1952 schreibt er immerhin sechs Bücher auf Englisch. Das letzte davon ist der Gulag-Roman *Insurrection in Poshansk*.<sup>20</sup>

Die Sprache ist nun freilich das zentrale Werkzeug der Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Die erzwungene Verpflanzung in einen anderen Sprachraum hat daher für sie besonders gravierende Folgen. Das betrifft erstens die Produktionsseite, das heißt die Möglichkeiten des Schreibens, den Stil, die Anknüpfung an spezifische literarische Traditionen etc. Und zweitens – und für unser Thema bedeutender – den Wechsel des Lesepublikums, denn mit einem Sprachwechsel ist der Verlust des bisherigen Publikums verbunden und der Zwang, sich ein neues zu erschreiben. Die Bindung an einen Autor spielt im Lese- bzw. Buchkaufverhalten bis heute eine zentrale Rolle. Gelesen

<sup>17</sup> Robert Neumann: *Mit fremden Federn: Ein Auswahlband aus den Büchern »Mit fremden Federn« und »Unter falscher Flagge.«* Desch 1950; Ders.: *Mit fremden Federn: Parodien.* 2 Bde. Desch 1955; Ders.: *Die Parodien. Gesamtausgabe* [enthält »Mit fremden Federn«, »Unter falscher Flagge«, »Theatralisches Panoptikum«, »Zur Ästhetik der Parodie.«] Desch 1960; Ders.: *Parodien. Überarbeitete Gesamtausgabe* in 3 Bänden. Desch 1969.

<sup>18</sup> Etwa seinen eindrucksvollen Diaspora-Roman *An den Wassern von Babylon*, der unter dem Titel *By the Waters of Babylon* 1939 in London (bei Dent) und 1940 in New York (bei Simon & Schuster) erscheint, übersetzt von Anthony Dent. 1945 erscheint er dann in einer nur 500 Stück umfassenden deutschen Erstauflage in Oxford (East and West Library), 1954 erscheint der Roman erstmals in Deutschland (bei Desch).

<sup>19</sup> Zitiert nach Wagener, Robert Neumann, S. 258f., FN 53.

<sup>20</sup> Vgl. dazu Günther Stocker: Nachwort. In: Robert Neumann: *Die Puppen von Poshansk*. Wien 2012, S. 268–284.

werden vor allem diejenigen, die man bereits kennt. Neumann war zwei Mal dieser Situation ausgesetzt. Denn gerade als er sich im englischsprachigen Raum als Romancier zu etablieren begann, wechselte er wieder ins Deutsche zurück und betrat damit ein literarisches Feld, das sich in den vergangenen Jahren tiefgreifend verändert hatte.

Seine Rückkehr in den deutschen Literaturbetrieb ging schrittweise vor sich. Bereits ab 1948 erscheinen wieder Neumann-Texte auf Deutsch, ab 1950 dann eben im Desch-Verlag. Manche davon in Eigenübertragungen, manche in Fremdübersetzungen, mit denen er nicht immer zufrieden ist. Zusätzlich zur deutschen Übersetzung seines Trümmerromans *Children of Vienna* (1946) durch seine zweite Ehefrau Franziska Becker (1948 im Exilverlag Querido in Amsterdam erschienen), die dem Text vieles an seiner Schärfe nimmt, fertigt er etwa eine eigene, sprachlich wesentlich radikalere Übersetzung an, die allerdings erst 1974 erscheint.<sup>21</sup> Was *Insurrection in Poshansk* (1952) betrifft, das im selben Jahr auf Deutsch unter dem Titel *Die Puppen von Poshansk* bei Desch in München erscheint, beklagt sich Neumann in einem Brief an Johannes R. Becher über einige Fehler des »sonst ausgezeichnete[n] Übersetzer[s]« Georg Goyert, »die mich aber gerade bei diesem Buch, in dem ich so vieles zu attackieren und kritisieren habe, überaus betrüben«<sup>22</sup>.

Sein Erinnerungsbuch *Mein altes Haus in Kent* (1957) verfasst er noch parallel auf Deutsch und Englisch (*The Plague House Papers*, 1959). In einem Werkstattgespräch mit Horst Bienek beschreibt er die Gespaltenheit dieser Übergangsphase:

Momentan bin ich in der etwas grotesken Situation, daß meine englischen Verleger mich als einen englischen Autor reklamieren [...] Meine deutschen Verleger wieder halten mich für einen deutschen Autor und wollen die Dinge deutsch haben. So muß ich also meine Bücher derzeit in zwei Versionen schreiben; nicht in Übersetzungen, sondern wirklich in zwei Versionen.<sup>23</sup>

Nach *The Plague House Papers* verschwindet Robert Neumann allmählich aus der englischen Literatur ohne weitere Spuren zu hinterlassen. Seine englischsprachigen Bücher sind schon lange nicht mehr erhältlich.

<sup>21</sup> Vgl. Günther Stocker: Welt in Trümmern. Robert Neumanns »Die Kinder von Wien«. In: Carsten Gansel, Paweł Zimniak (Hg.): Kriegskindheiten und Erinnerungsarbeit. Zur historischen und literarischen Verarbeitung von Krieg und Vertreibung. Berlin 2012, S. 107–124, S. 117f.

<sup>22</sup> Robert Neumann an Johannes R. Becher, 16. 5. 1952, Handschriftenarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Nachlass Robert Neumann, Cod. Ser. n. 22.487/1. Vgl. dazu auch das Gespräch mit Horst Bienek. In: Horst Bienek (Hg.): Werkstattgespräche mit Schriftstellern. München 1965, S. 68–84, S. 74.

<sup>23</sup> Ebd.

### 3. Die literarische Produktion nach 1950

Die Leserinnen und Leser, vor allem aber die Literaturkritiker, die sich 1950 in Deutschland noch an Robert Neumann erinnern konnten, hatten ihn fast ausschließlich als »großen Parodisten der zwanziger Jahre«<sup>24</sup> im Gedächtnis. Dessen Literatur sei nun aber nicht mehr zeitgemäß, so der Tenor in vielen Artikeln. Immer wieder wird er als »Autor der zwanziger Jahre« bezeichnet, seine danach entstandenen Werke werden konsequent ignoriert, obwohl der Desch-Verlag Neumanns Exilbücher ebenso wie die Vorkriegspublikationen in Neuauflagen herausbringt. Und Neumann publiziert kontinuierlich weiter. Allerdings lässt sich bei seiner literarischen Produktion seit den 1950er Jahren eine auffallende Heterogenität feststellen, die eine vom Literaturbetrieb wie vom Publikum gleichermaßen geschätzte eindeutige Klassifizierung des Autors erschwerte. Zwar war Neumann immer schon in den unterschiedlichsten Genres produktiv, doch scheint sich dies nach seiner Übersiedelung aus England noch verschärft zu haben.

Nachdem sowohl *Kinder von Wien* als auch *Die Puppen von Poshansk* von der deutschen (und österreichischen) Kritik kaum beachtet wurden bzw. durchgefallen sind, schreibt Neumann kaum mehr ambitionierte politische Romane, bislang eine Konstante seines Schaffens. Stattdessen erscheint eine Reihe autobiographischer Texte. *Mein altes Haus in Kent* (1957) und *Ein leichtes Leben* (1963) wurden schon erwähnt, 1968 folgt *Vielleicht das Heitere. Tagebuch aus einem anderen Jahr*.<sup>25</sup> Angesichts seines Alters und seiner Lebenssituation sind solche literarischen Selbstvergewisserungen naheliegend. Ebenfalls aus naheliegenden Gründen setzen sich Neumanns Nachkriegstexte immer wieder mit dem Nationalsozialismus und der Shoah auseinander. Schon in einer der ersten von ihm gestalteten Radiosendungen nach der Rückkehr auf den Kontinent beschäftigte er sich mit dem »Dritten Reich« und der antisemitischen Propagandafabel der *Protokolle der Weisen von Zion*. Diese hatte er bereits in *An den Wassern von Babylon* (1939) aufgegriffen, zusätzlich widmet er ihnen nun auch mehrere Zeitschriftenartikel.<sup>26</sup> 1960 erscheint die Dokumentation *Ausflüchte unseres Gewissens: Dokumente zu Hitlers »Endlösung der Judenfrage« mit Kommentar und Bilanz der politischen Situation*,<sup>27</sup> die ebenfalls auf einer Rundfunkserie für den NDR basiert. 1961 publiziert er gemeinsam mit Helga Koppel die Bildbiographie *Hitler: Aufstieg*

<sup>24</sup> Stellvertretend für viele ähnliche Klassifizierungen: Paul Hühnerfeld: Die glücklichen zwanziger Jahre sind auf immer dahin. In: *Die Zeit*, 20. 6. 1957.

<sup>25</sup> Robert Neumann: *Vielleicht das Heitere. Tagebuch aus einem anderen Jahr*. München u. a. 1968.

<sup>26</sup> Robert Neumann: Mehr über die Protokolle. Sendung: NDR, 8. 11. 1958, 100 Minuten; Ders.: Die furchtbarste Fälschung der Geschichte: Die Protokolle der Weisen von Zion. In: *Die Zeit*, 15, Nr. 1, 1. 1. 1960; Ders.: Die verbrecherischen Protokolle der Weisen von Zion. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 26, 30. 1. 1960 etc.

<sup>27</sup> Hannover 1960.

*und Untergang des Dritten Reiches.*<sup>28</sup> Gemeinsam mit Koppel hat Neumann auch den dazugehörigen Dokumentarfilm *Das Leben Adolf Hitlers* (Regie: Paul Rotha) entworfen, der am 1. September 1961 in Hamburg uraufgeführt wird. 1965 folgt der Roman *Der Tatbestand oder Der gute Glaube der Deutschen*, der sich wiederum mit der NS-Vergangenheit auseinandersetzt.

Dazu kommen Unterhaltungsromane, Anthologien, Texte für Cartoons und, besonders erfolgreich, ein literarischer Scherz, als Neumann unter dem Pseudonym Mathilde Walewska einen an Françoise Sagans Bestseller *Bonjour Tristes* (1954) angelehnten, erotischen Roman veröffentlicht (*Meine schöne Mama*, 1956), der zwei Jahre später sogar verfilmt wird. Einige Jahre später lüftet Neumann das Geheimnis um seine Autorschaft. In der deutschsprachigen Literaturkritik (und auch in der Literaturwissenschaft!) kamen solche Ausflüge ins Unterhaltungsgenre, solche Scherze und solche Leichtigkeit gar nicht gut an und beschädigten das Image des Autors nachhaltig.

Auffallend ist nichtsdestotrotz Neumanns beträchtliche Medienpräsenz in der Bundesrepublik, was auf sein nach wie vor bestehendes Netzwerk, aber auch auf sein Engagement hinweist. Er verfasste »zwischen 1959–1974 zahlreiche, meist polemisch-satirische Beiträge zu literarischen und politischen Themen für *Die Zeit*, *konkret*, *Tribüne*, *pardon*, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, gelegentlich auch im *Spiegel* oder *Stern* sowie für fast alle ARD-Radiosender.«<sup>29</sup> Auch diese publizistischen Aktivitäten sind einer Kanonisierung wenig förderlich, dabei ist freilich Neumanns konkrete Lebenssituation nicht zu vernachlässigen. Er hatte während der Krankheit seiner Frau in England viel Geld ausgegeben und wenig eingenommen und war nun gezwungen, mit seinem Schreiben wieder zu verdienen, was ihn zu den vielen kleineren Arbeiten für diverse Medien ebenso trieb wie zum Versuch, mit Unterhaltungsliteratur zu reüssieren. Die Betreuung seines Sohnes Michael nahm ebenfalls Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch, so dass große literarische Projekte kaum zu realisieren waren. Was das für eine Schriftstellerexistenz bedeutet, sieht Neumann illusionslos, wobei ihm die Exilerfahrung von großer Hilfe ist: »Dabei habe ich mir längst abgewöhnt, ein ›Dichter‹ zu sein, um den sakrale Stille zu herrschen hat. Schule der Emigration: zu schreiben, wann sich's trifft, wo es sich trifft, schreibtischlos auf einem Fensterbrett oder wo immer – Arbeit ein Annex des Lebens, nicht umgekehrt.«<sup>30</sup>

Aus der Sicht der Literaturgeschichte lautet die zentrale Frage bezüglich der literarischen Produktion eines Remigranten wie Neumann, wo sich sein Schreiben nach dem Bruch von 1933/1945 und nach dem Ende des Exils überhaupt verorten kann. Woran lässt sich anschließen? An welches Gegenüber werden die Texte gerichtet, nachdem er seit 1933 nur mehr für einen kleinen Kreis, seit 1939 für ein englisches und amerikanisches Publikum geschrieben hat? Betrachtet man Neumanns Publikationstätigkeit aus dieser Perspektive,

<sup>28</sup> München u. a. 1961.

<sup>29</sup> Stadler, Robert Neumann, S. 899.

<sup>30</sup> Neumann, Vielleicht das Heitere, S. 17.

so lässt sich diesbezüglich eine gewisse Orientierungslosigkeit feststellen, die sich freilich auch als Experimentierfreude interpretieren lässt, wie der Autor selbst es tut.<sup>31</sup> Das hat auch mit seinem Verhältnis zur jungen bundesdeutschen Autoren generation zu tun.

#### 4. Verhältnis zu den hegemonialen Akteuren und literarischen Strömungen

Anders als in der DDR, wo die remigrierten AutorInnen von Johannes R. Becher über Bert Brecht bis zu Anna Seghers grundlegend für das kulturelle Selbstverständnis des neuen Staates wurden, gab es in Westdeutschland und Österreich ein weit verbreitetes Desinteresse an der literarischen Produktion der ExilantInnen. Dass die im Literaturbetrieb immer noch einflussreichen ehemaligen Nazi-AutorInnen, die MitläuferInnen und die sogenannten »inneren EmigrantInnen« von ihnen und ihrer Literatur nichts wissen wollten, ist wenig überraschend. Interessanterweise gilt diese Ausgrenzung aber auch für den Neuanfang der westdeutschen Literatur, der mit Begriffen wie »Stunde null« und »Kahlschlag« von den jungen und nicht mehr ganz so jungen AutorInnen rund um die Gruppe 47 verkündet wurde. Hans Werner Richter und Alfred Andersch, die tonangebenden Stimmen, erklärten die Exilliteratur und die gesellschaftskritische Tradition der Zwischenkriegszeit als für die Gegenwart nicht anschlussfähig. Das war ein entscheidender Faktor für Neumanns Marginalisierung im Literaturbetrieb nach 1945 und sicher die bitterste Erfahrung bei seinem Versuch, darin wieder Fuß zu fassen, gerade weil er sich diesen AutorInnen politisch wie ästhetisch verbunden fühlte:

Es waren junge Menschen nach meinem Herzen; für das, was sie sich da an Gedanken-gut eroberten, hatte ich allerlei auf mich genommen, ein nicht immer ganz leichtes Leben lang, es stand in meinen Büchern, aber sie kannten die Bücher nicht. [...] Sie [machten] einen großen Strich [...] gleich hinter ihren Fersen, quer durch die lebendige Welt, und verkündeten: Bei diesem Strich fängt es an; was vorher war, ist niemals gewesen; [...] Was mich anlangt, der ich ein Leben lang jung unter Jungen gewesen war, und streitbarer als diese Jungen da, mit einer streitbaren Tradition über viele Generationen weg, so bedurfte es einer ganzen Weile, bevor ich merkte: Da stand ich, [...] und war nicht krepiert – und war für sie doch nicht mehr als ein unbequemer-weise Nochimmerlebendiger, ein weißhaarig Umsichschlagender, der die Fotografie verwackelte. (ELL, S. 504)

Luzide und in plastischen Bildern beschreibt Neumann da, was Klaus Briegleb später als den spezifischen antisemitischen Komplex der Gruppe 47 analysieren wird: Die Rhetorik einer »Stunde null«, die Konstruktion einer unschuldigen jungen Wehrmachtsgeneration, die Verdrängung aller vorangegangenen gesellschaftskritischen Schreibtraditionen und des Exils, die Ausgrenzung der Jüdinnen und Juden und vor allem die Figur des jüdischen Schriftstellers, der das selbst verfertigte, verharmlosende Bild der Vergangen-

<sup>31</sup> Robert Neumann im Gespräch mit Horst Bienek, S. 70f.

heit stört.<sup>32</sup> Eine Ausgrenzung, die Neumann als zweites Exil erlebt, wie er in seiner Autobiographie schreibt:

Da sah ich mich gespenstischerweise in die Situation meines ersten Tags im Exil versetzt: Dort hatte ich gestanden, keines englischen Wortes mächtig, freundlos, stummlos – der Nazi hatte mir meine Stimme geraubt. Und nun stand ich da, grausig verjüngt, stummlos wie an jenem ersten Tag, zurückemigriert in eine schwerere Emigration, da es eine Emigration nach Hause war – Rip van Winkle, jemand hatte mir die besten dreißig Jahre meines Lebens gestohlen. Nun gibt es auf eine solche Entdeckung zwei Formen der Reaktion. Man kann sterben – oder man attackiert. Ich war ein erfahrener Überlebender, und zu attackieren lag in meiner Natur. (ELL, S. 505)

Und wie er attackierte. Am meisten Aufsehen erzeugte eine ausführliche Polemik gegen den inneren Kern der Gruppe 47 – Neumann meinte damit vor allem Hans Werner Richter, Walter Höllerer und Günter Grass, die sich nicht nur eine hegemoniale Position im Literaturbetrieb geschaffen hätten, sondern aus dieser heraus auch großen Anpassungsdruck ausübten und Vetternwirtschaft pflegen würden. Erschienen ist Neumanns Streitschrift 1966 in der Zeitschrift *konkret* unter dem Titel: *Spezis: Gruppe 47 in Berlin*.<sup>33</sup> Neumann bezeichnet die Gruppe 47 darin als »literarischen Klüngel«<sup>34</sup> mit mafiösen Strukturen, als »eigentliche Literaturschieber«<sup>35</sup>, die über viel Geld und Einfluss verfügten, sich gegenseitig hochlobten und einander Literaturpreise zuschieben würden. Er greift insbesondere Grass als den »Chef« der »um ihre frühere Potenz kastrierten Gruppe« an, übt auch heftige Kritik an seiner *Blechtrumme*. Es handle sich dabei um einen »Prosabrei«, voller »Potzdonnerwetter-Erotik«, »aufs langweiligste breitgewalzt«. Und mehr noch: »Die Geschichte des der Großmama erdgerüchlich unter die Röcke kriechenden kleinen Oskars ist ostpreußische Nachtkneipen-Blubo.«<sup>36</sup>

In vielem ist diese Polemik überzogen, in manchem wohl auch »grobianisch« und »blödelnd«, wie Karl-Heinz Bohrer damals in einem Artikel in der *FAZ* meinte.<sup>37</sup> Aber das zeugt nur davon, wie tief Neumanns Enttäuschung, ja Kränkung saß, aus dem zentralen literarischen Diskurs in Westdeutschland ausgeschlossen zu sein, gerade von denen, die eigentlich die gleiche Sache

<sup>32</sup> Klaus Briegleb: Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage: »Wie antisemitisch war die Gruppe 47?« Berlin, Wien 2003; Ders.: »Re-Emigranten«, die Gruppe 47 und der Antisemitismus. In: Irmela von der Lühe, Claus-Dieter Krohn, Fremdes Heimatland, S. 93–118.

<sup>33</sup> Robert Neumann: *Spezis: Gruppe 47 in Berlin*. In: Stadler, Robert Neumann, S. 332–341.

<sup>34</sup> Ebd., S. 334.

<sup>35</sup> Ebd., S. 335.

<sup>36</sup> Ebd., S. 336.

<sup>37</sup> Karl-Heinz Bohrer: Zwei Wörter und ein Schauprozess. Zum Ausgang des Streites zwischen der »Gruppe 47« und Robert Neumann. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. 11. 1966.

vertraten wie er.<sup>38</sup> Sein Text trifft aber auch einige wunde Punkte der Gruppe 47, die im Verlauf der Zeit tatsächlich »zur herrschenden literarischen Klasse«<sup>39</sup> aufgestiegen ist. Das zeigt sich an den zahlreichen heftigen Reaktionen auf seinen Artikel. Besonders aufschlussreich sind die Briefe Hans Werner Richters. Richter vergleicht Neumanns Stil darin mit der Sprache des antisemitischen Hetzorgans *Der Stürmer*. Und er schreibt an F. J. Raddatz:

Die Polemik a [sic] la Neumann ist die Polemik der zwanziger Jahre. Sie hat – politisch – die intellektuelle Linke zerschlagen bevor Hitler sie zerschlug. [...] Mit dieser Polemik unterlag die Linke nicht nur im Kampf gegeneinander, sondern auch in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. [...] Aber, wenn Du einmal wie 1933 als ganz junger Mann das erlebt hast, wie sie uns im Stich ließen, sie alle, oder fast alle, die gestern noch brambarisiert hatten: die Sternbergs, die Neumanns, [...] ja auch Lukacz [sic], ich habe es selbst miterlebt, wie sie davon liefen.<sup>40</sup>

Hier sind die charakteristischen Ressentiments versammelt: Neumann als überholter Autor der unseligen zwanziger Jahre, die »zersetzende« Wirkung seiner Literatur, wie das der *Völkische Beobachter* genannt hatte, die verquere Schuldumkehr des ehemaligen Wehrmachtssoldaten Richter gegenüber dem jüdischen Autor Neumann, dem die NationalsozialistInnen neunzehn Verwandte ermordet hatten.<sup>41</sup> Und was Richter bezeichnenderweise nicht erwähnt, ist, dass die »Davonlaufenden« Neumann, Georg Lukács und Fritz Sternberg allesamt Juden waren, deren Leben in Nazi-Deutschland akut bedroht war. Briegleb hat diese und andere Auslassungen Richters ausführlich kommentiert.<sup>42</sup> Was in der von Neumanns Polemik angefachten Debatte jedenfalls zum Vorschein kommt, sind die Vorurteile und Feindseligkeiten, auf die jüdische Remigrantinnen und Remigranten in der deutschen Nachkriegsliteratur trafen, auch bei der jungen, gesellschaftskritischen AutorInnengeneration.

## 5. Politische Position im Kalten Krieg

Dass der Streit mit der tonangebenden Gruppe 47 Neumanns Integration in den zeitgenössischen Literaturbetrieb schadete, liegt auf der Hand. Auch mit anderen einflussreichen AkteurInnen verschiedenster Generationen und literarischer Strömungen führte Neumann öffentliche Debatten, die neben ihren inhaltlichen Motiven häufig auch von der Lust an der Polemik getrieben waren. So stritt er publizistisch unter anderem mit Alfred Andersch, Richard

<sup>38</sup> Neumanns auch emotionale Nähe zu den ihn ausschließenden jungen AutorInnen wird in der Fortsetzung der oben zitierten Passage deutlich: »Wären es nur Feinde gewesen, die es zu attackieren galt. Aber attackiert man seinen eigenen Sohn?« ELL, S. 505.

<sup>39</sup> Helmut Böttiger: Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb. München 2012, S. 400.

<sup>40</sup> Hans Werner Richter an F. J. Raddatz, 3. 8. 1966. In: Hans Werner Richter: Briefe. Hg. von Sabine Cofalla. München 1997, S. 622f.

<sup>41</sup> Vgl. ELL, S. 158.

<sup>42</sup> Vgl. Briegleb, Missachtung.

Friedenthal, Hans Habe, Erika Mann, Friedrich Sieburg und Carl Zuckmayer. Machte er sich einerseits also nach seiner Rückkehr auf den Kontinent zahlreiche Feinde im deutschsprachigen Kulturleben, so verzichtete er andererseits auf einen der stärksten Katalysatoren für eine erfolgreiche Remigration, nämlich die aktive und eindeutige Parteinahme im Kalten Krieg. Die erfolgreichen Remigrationsbiographien von Hans Weigel und Friedrich Torberg hängen ursächlich mit deren Arbeit für die amerikanischen Besatzungsbehörden in Österreich zusammen und mit ihrem publizistischen Engagement gegen den Kommunismus und alle des Kommunismus Verdächtigen. Sie hatten damit rasch Anschluss an ein gut funktionierendes, politisch einflussreiches und finanziell potentes Netzwerk im Kultur- und Medienbetrieb gefunden. Analoge Mechanismen, wenn auch in wesentlich kleineren Dimensionen, kamen auch für nach Österreich zurückkehrende kommunistische Autorinnen und Autoren zum Tragen, wenn sich diese mit der Parteilinie arrangierten. Das gilt etwa für Ernst Fischer oder Bruno Frei.

Neumann verweigerte im Systemkonflikt des Kalten Krieges, der alle gesellschaftlichen Bereiche der Nachkriegszeit umfasste, eine solche eindeutige Parteinahme. Stattdessen vertrat er eine dritte Position,<sup>43</sup> kritisierte beide Seiten oder versuchte zumindest einen Dialog einzuleiten.<sup>44</sup> Seinen Roman *Die Puppen von Poshansk* etwa, eine der frühesten literarischen Auseinandersetzungen mit dem sowjetischen Gulag-System,<sup>45</sup> ließ er gleich nach seinem Erscheinen an zwei befriedete kommunistische Autoren und DDR-Kulturfunktionäre schicken, an Johannes R. Becher und Arnold Zweig. »Man muss solch ein Buch anders denkenden Freunden selbst in die Hand legen«, schreibt er an Becher.<sup>46</sup> Der war über die Provokation entrüstet.

Heftige Diskussionen lieferte sich Neumann auch mit seinem alten Freund aus Wiener Zeiten, Friedrich Torberg, einem der Protagonisten des kulturellen Kalten Krieges in Österreich und von 1954 bis 1966 Herausgeber der vom »Kongress für kulturelle Freiheit« finanzierten Zeitschrift *FORVM*. 1961 kritisiert Torberg Neumann scharf, da dieser einem Teilabdruck seiner Shoah-

<sup>43</sup> Vgl. dazu Günther Stocker und Stefan Maurer: »Fellow Traveller«, »trojanische Pferde«, »Neutralisten«. Figuren des Dritten in der österreichischen Kultur des Kalten Krieges. In: David Eugster, Sibylle Marti (Hg.): *Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa*. Essen 2015, S. 117–136.

<sup>44</sup> Bemerkenswert ist etwa sein Anfang der sechziger Jahre unternommener Versuch, westdeutsche und ostdeutsche Studierende miteinander ins Gespräch zu bringen, bezeichnenderweise über die Frage, »was uns Adolf Eichmann angeht«. Vgl. dazu Peter Paul Schwarz: Im »Starkstrom des west-ostdeutschen Spannungsfelds«. Über Robert Neumanns Marburg-Ostberlin-Projekt 1961–1964. In: Günther Stocker, Michael Rohrwasser (Hg.): *Spannungsfelder. Zur deutschsprachigen Literatur im Kalten Krieg 1945–1968*. Wuppertal 2014, S. 41–66.

<sup>45</sup> Vgl. Stocker, Nachwort.

<sup>46</sup> Robert Neumann an Johannes R. Becher, 16. 5. 1952, Handschriftenarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Nachlass Robert Neumann, Cod. Ser. n. 22.487/1.

Dokumentation *Ausflüchte unseres Gewissens* in der kommunistischen Zeitung *Österreichisches Tagebuch* zugestimmt hat. Neumann antwortet Torberg:

Die Ansicht des Chefredakteurs des FORVM, dass man die Nazis nur angreifen darf, wenn man auch österreichisch-paritätischerweise gleichzeitig auch die Kommunisten angreift, teile ich deshalb nicht, weil diese flinke Gleichsetzung der stur-konsequenten Exekutionsbeamten der Ideen der Hölle mit den ebenso sturen Exekutionsbeamten des Verrats an einer der großen Ideen der Menschheit eine Simplifikation bedeuten, die nicht nur philosophisch[,] sondern auch politisch falsch ist: denn derlei Ineintopfwerfen öffnet gerade jene emotionelle Hintertür zur Ausflucht des Gewissens, zum Esnichtgewesensein, die ich verrammeln will.<sup>47</sup>

Neumann nahm für sich die Position eines »Fellow Travellers der Menschheit« in Anspruch, einen der Kampfbegriffe des Kalten Krieges umdeutend. Über das damit verbundene Wirkungspotential machte er sich keine Illusionen: »Der Aktionsraum von unsereinem liegt zwischen den Apparatschiks des Kalten Krieges im Osten und den Apparatschiks des Kalten Krieges im Westen – ein enger Aktionsraum, aber den wollen wir zu verbreitern versuchen.«<sup>48</sup> Mit dieser Haltung war Neumann freilich für die kalten Krieger-Innen und ihre Zwecke auf beiden Seiten unbrauchbar, womit ihm der Zugang zu einflussreichen politisch-kulturellen Netzwerken in Ost und West verstellte war.

Und so blieb Neumanns Position in der deutschsprachigen Literatur eine marginalisierte. Zwar publizierte er bis zu seinem Tod am 3. Jänner 1975 kontinuierlich Bücher und Artikel, seine Werke wurden rezensiert und er wurde zu Vorträgen eingeladen. Doch ein anerkannter Schriftsteller wurde er nach seiner Rückkehr aus England nicht mehr. Er erhielt zeitlebens keinen Literaturpreis, seine öffentliche Wahrnehmung war verzerrt und entsprach weder Gewicht noch Charakter seines Werkes. Das fand seine Fortsetzung in seiner langen Nichtbeachtung durch die Literaturwissenschaft. Erst seit den 1990er Jahren beginnt man sich ausführlicher mit seinen Texten zu beschäftigen und entdeckt einen scharfsinnigen, sprachgewandten und politisch wachen Autor, dessen Werk einen ebenso eigensinnigen wie wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts leistet.

<sup>47</sup> Robert Neumann an Friedrich Torberg, 4. 3. 1961, zitiert nach Stadler, Robert Neumann, S. 737. Vgl. dazu Franz Stadler: »Wahlfeinde« des Kalten Krieges. Friedrich Torberg und Robert Neumann. In: Michael Hansel, Michael Rohrwasser (Hg.): *Kalter Krieg in Österreich. Literatur – Kunst – Kultur*. Wien 2010, S. 213–227.

<sup>48</sup> Zitiert in: Bruno Frei: Festwöchentliche Nebenschauplätze. In: *Tagebuch 7/8* (1963), Nr. 18, S. 10.

**Karin Bischof**

## »Emigranten« und die Konstruktion des österreichischen Demos in Parlamentsdebatten nach 1945

### 1. Die diskursive Darstellung von Vertriebenen im Parlament

Die zentrale Frage des Beitrags zielt auf den Zusammenhang zwischen der diskursiven Konstruktion der Gruppe der »Emigranten«<sup>1</sup> und der Konstruktion des österreichischen Demos in Parlamentsdebatten ab. Untersucht wird dabei die rhetorische Darstellung von NS-Vertriebenen, zum großen Teil Jüdinnen/Juden nach den Nürnberger Rassengesetzen, in Plenumsdebatten des österreichischen Parlaments ab 1945. An Parlamentsdebatten lässt sich ablesen, wie in der öffentlich-politischen Sphäre symbolische und reale Politik inszeniert wird<sup>2</sup> und damit auch, was in der öffentlich-politischen Sphäre der Republik als Sagbares definiert wird. Der Erkenntnisgewinn, den eine solche Analyse verspricht, bezieht sich also auf die Rolle des Parlaments als *Vorderbühne* der repräsentativen Demokratie. Zu vermuten ist nun, dass die Wirkung dieser öffentlichen Darstellung auch so manche Rückkehrwillige erreicht hat. Die Art und Weise, wie im Parlament über potenzielle RemigrantInnen, über ihre Ansprüche und ihre Stellung in Bezug auf das »Wir« des österreichischen Demos gesprochen wurde bzw. inwiefern und in welchem Ausmaß dabei antisemitische Töne vernehmbar waren, dürfte für einzelne Rückkehrentscheidungen – so ist anzunehmen – durchaus von Belang gewesen sein.

Zwei Überlegungen bilden den Ausgangspunkt der Ausführungen über die diskursive Darstellung dieser Gruppe von NS-Verfolgten im Parlament. Erstens: Das Parlament ist ein Ort, an dem die Transformation und Reproduktion des Antisemitismus nach 1945 ablesbar ist. Gut erforscht ist der Zusammenhang zwischen der Entwicklung des österreichischen Parlamentarismus und der Etablierung des Antisemitismus als rhetorischer Strategie in parlamentarischen Debatten für die Zwischenkriegszeit und die Habsburger-

---

<sup>1</sup> Vorweg sei hier gesagt, dass der Begriff »Emigranten« eine euphemistische, jedoch in den Parlamentsdebatten gängige Ausdrucksweise ist, die ich insofern aufgreife, als ich das in Parlamentsdebatten Gesagte wiedergebe. Tatsächlich handelt es sich nicht um »Emigranten«, sondern um NS-Verfolgte, Vertriebene, Flüchtlinge oder Exilierte.

<sup>2</sup> Vgl. Werner J. Patzelt: Parlamente und ihre Symbolik. Programm und Beispiele institutioneller Analyse. Opladen 2001.

monarchie.<sup>3</sup> In der Nachkriegszeit ist der offene Antisemitismus politisch nicht mehr opportun, es findet nach Martin Reisigl und Ruth Wodak allmählich eine *Tabuisierung* des Antisemitismus statt,<sup>4</sup> in Anlehnung an Klaus Holz wäre ein Absinken in die *Kommunikationslatenz* zu konstatieren.<sup>5</sup> Zweitens: Die »Emigranten« sind als NS-Verfolgte – in ähnlicher Weise wie in antisemitischen Stereotypen – in einer Zwischenposition verortet: nicht ganz innerhalb, nicht ganz außerhalb des nationalen Wir; nicht »richtige Opfer«, aber unleugbar Verfolgte; nicht Freund, nicht Feind (Zygmunt Bauman); kurz: ein dem Wunschbild eines homogenen, authentischen, nationalen Eigenen Widerstrebendes, Nicht-Identisches. Ein Drittes, das sich, wie Klaus Holz im Anschluss an den von Zygmunt Bauman<sup>6</sup> formulierten Gedanken eines sich der Freund-Feind-Opposition entziehendes Dritten in Bezug auf die Nation weiter ausführt. Vorstellungen des nationalen Antisemitismus imaginieren demnach das Jüdische/Israel als ein der Zwei-Seiten-Form der Nation Widersprechendes, als ein die Form der Nation Negierendes, mit anderen Worten, als »nicht normale Nation«<sup>7</sup>. »Der Jude« wird mithin zum »*tertium non datur* der nationalen Ordnung der Welt« gemacht.<sup>8</sup>

Die Verortung in einer Zwischenlage charakterisiert demnach die antisemitische Wahrnehmung von Juden/Jüdinnen und auch, auf ähnliche Weise, die Wahrnehmung von »Emigranten«. Von dieser Perspektive aus erscheint die Hypothese plausibel, dass die diesen solchermaßen doppelt zugeschriebene Zwischenposition in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zum Demos ein Trigger für antisemitische Stereotype ist und dass die *Tabuisierung* des Antisemitismus hier eher durchbrochen werden könnte als in anderen thematischen Zusammenhängen.

Daran knüpfen sich die Fragen, ob in Debatten um »Emigranten« antisemitische Diskurselemente für die Konstruktion des Demos virulent werden und welche, und inwiefern sich im exemplarischen Vergleich von Legislaturperioden Brüche, Kontinuitäten, Wandel erkennen lassen.

<sup>3</sup> Vgl. Matthias Falter, Saskia Stachowitsch: Antisemitism as a political strategy in parliamentary discourse: Debates on voting rights in Austria from 1861 to 1918. In: Liliana Ruxandoiu (Hg.): Parliamentary Discourse Across Cultures: Interdisciplinary Approaches. Cambridge 2012, S. 49–60.

<sup>4</sup> Vgl. Martin Reisigl, Ruth Wodak: Discourse and Discrimination. Rhetorics of racism and anti-Semitism. London, New York 2001.

<sup>5</sup> Vgl. Klaus Holz: Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung. Hamburg 2001.

<sup>6</sup> Zygmunt Bauman: Moderne und Ambivalenz. Hamburg 2005, S. 92ff.

<sup>7</sup> Holz, Nationaler Antisemitismus, S. 296; Klaus Holz: Der Jude. Dritter der Nationen. In: Eva Eßlinger, Tobias Schlechtriemen, Doris Schweitzer, Alexander Zons (Hg.): Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma. Berlin 2001, S. 542ff.

<sup>8</sup> Holz, Der Jude, S. 543.

## 2. Debattenanalyse – »Emigranten« und der österreichische Demos

Ein erster Materialdurchgang und einzelne, selektive Teilanalysen von Debatten, in denen »Emigranten« thematisiert werden,<sup>9</sup> legen eine Strukturierung des Untersuchungszeitraums ab 1945 in drei Phasen nahe, wobei es fließende Übergänge zwischen diesen Phasen gibt. Die folgende Darstellung konzentriert sich auf die Zeit bis in die 1990er Jahre und gibt erste Ergebnisse der Analyse wieder.

### Phase 1

In einer ersten Phase ab 1945 bis etwa Mitte/Ende der 1950er Jahre finden sich in den Debatten – mit abnehmender Tendenz – immer wieder ungefilterte antisemitische Stereotype über NS-Vertriebene. Den Anfangspunkt markiert die Debatte im Anschluss an die Erklärung des sozialdemokratischen Innenministers Oskar Helmer »betreffend das Nationalsozialistenproblem« am 14. Jänner 1948. In dieser Debatte, in der aus Anlass der Aufdeckung einer Geheimorganisation ehemaliger Nationalsozialisten ausführlich über den Umgang mit diesen debattiert wurde, sind bereits wesentliche, den Diskurs der Nachkriegszeit prägende argumentative Muster und rhetorische Strategien der Täter-Opfer-Umkehr angelegt. Darunter fallen etwa die Binnen-differenzierung der NationalsozialistInnen in »echte Täter« einerseits und eine »verführbare Masse« an Mitläufern andererseits in unterschiedlichen Nuancierungen, die Qualifizierung von Täterverfolgung als »Nazimethode«, ein Betrachten der zu harten Täterverfolgung als eigentliche Ursache für das Aufleben der Wiederbetätigung und Ähnliches. Das Gros der ehemaligen NationalsozialistInnen wird – mehr als eineinhalb Jahre vor der folgenden Nationalratswahl – als verführbare Masse gezeichnet, der Rest als Desperados, wenngleich als nicht immer zu unterschätzende. In den wesentlichen Punkten deckt sich die Argumentation der beiden Regierungsparteien SPÖ und ÖVP in Bezug auf den Umgang mit ehemaligen NationalsozialistInnen. Gegen-seitige Vorwürfe, die jeweils andere Partei habe einen oder mehrere NationalsozialistInnen rehabilitiert, werden aber nicht nur zwischen Regierung und KPÖ als einziger Oppositionspartei hervorgebracht, sondern auch zwischen den Koalitionsparteien SPÖ und ÖVP.

Im Rahmen der Verteidigung eines von der KPÖ angegriffenen Journalisten entfaltet der ÖVP-Abgeordnete Gorbach, der die Debatte im Nationalrat unter anderem wegen ihrer möglichen Wirkung im Ausland überhaupt für

<sup>9</sup> Das Sample umfasst 98 Parlamentsdebatten (Stenographische Protokolle des Nationalrads und des Bundesrats), methodisch orientiert sich die Untersuchung an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim 2000) und der Kritischen Diskursanalyse nach Ruth Wodak (The Discourse-Historical Approach. In: Ruth Wodak, Michael Meyer (Hg.): Methods of Critical Discourse Analysis. London 2001).

schädlich hält, einige Stereotype: Emigrieren sei keine Variante für (politisch) aktive junge Menschen gewesen, »Emigranten« könnten die Atmosphäre nicht verstehen, unter denen »alle littten, die hier im Lande [...] leben mussten«. Außerdem seien sie – sinngemäß – feig und anmaßend:

Es ist überhaupt etwas Eigenes um diese Emigranten. Kaum, dass sich die Wogen des Ozeans kräuselten, nahmen sie Zuflucht in das rettende Ausland. Vom sicheren Hafen, vom sicheren Ufer aus riefen sie dem auf den Wellen treibenden österreichischen Schifflein und den bereits schiffbrüchig gewordenen Matrosen zu, was sie schlecht gemacht hätten und wie sie hätten schwimmen sollen, um die Situation letzten Endes doch zu retten. (Nationalratsdebatte vom 14. 1. 1948 zur Erklärung des Bundesministers Helmer »betreffend das Nationalsozialistenproblem«)

In diesem Zitat wird – unter heftigen Zwischenrufen der beiden kommunistischen Abgeordneten Honner und Koplenig, beide selbst vor dem Nationalsozialismus in die Sowjetunion geflüchtet – das Stereotyp der feigen, privilegierten und besserwisserischen EmigrantInnen bedient. Sie werden in einem »sicheren Hafen« verortet, im »rettenden Ausland«, wohin sie bereits bei den ersten Anzeichen von Gefahr geflüchtet seien, während sich das mitten im Ozean zwischen den sicheren Ufern schiffbrüchig gewordene österreichische Schifflein (der österreichische Demos) in Gefahr befunden habe und sich die schiffbrüchig gewordenen Matrosen noch dazu Belehrungen anhören müssten, wie das Land zu retten gewesen wäre, das »die Emigranten« feig verlassen hätten.

Eine andere Variante eines negativen Emigrantenstereotyps findet sich in der Spezialdebatte zum Bericht des Budgetausschusses im Kapitel vom 14. März 1950. Dreh- und Angelpunkt der Argumentation ist die Frage, wie am schnellsten und besten die Unabhängigkeit Österreichs hergestellt und der Staatsvertrag zustande gebracht werden könne, wobei die Rhetorik der oppositionellen kommunistischen Abgeordneten darauf abzielt, das Versagen der Regierung in der Erreichung der Unabhängigkeit Österreichs aufzuzeigen und umgekehrt, die Regierung der KPÖ Verrat vorwirft. Die stärkste Polemik findet zwischen SPÖ und KPÖ statt. Der KPÖ-Abgeordnete Ernst Fischer kritisiert die einseitige Westorientierung der Regierung und wirft ihr vor, sich zu leicht für »das Spiel der Amerikaner« herzugeben und den »sogenannten Restitutionsansprüchen westlicher Kapitalisten in Österreich« zu wenig entgegenzusetzen. In diesem Zusammenhang kreiert Fischer die Kategorie der »alliierten Staatsbürger«.

Zu diesen alliierten Staatsbürgern, denen Österreich alle Kriegsschäden bezahlen soll, gehören die Herren Rothschild, Mandl, Starhemberg und viele andere Kapitalisten, die eine fremde Staatsbürgerschaft erworben haben und nun von Österreich Wiedergutmachung beanspruchen, Wiedergutmachung, die es für keinen einzigen österreichischen Ausgebombten gibt. (Ernst Fischer, Nationalratsdebatte vom 15. 3. 1950)

In dieser Formulierung klingt deutlich an, dass es sich bei den »alliierten Staatsbürgern, die eine fremde Staatsbürgerschaft erworben haben« um eine bestimmte Gruppe von »Emigranten« handelt, die unschwer auch als jüdisch zu erkennen ist, und der überzogene Forderungen an Österreich unterstellt

werden. Sie fordern in der Logik der Argumentation Restitution auf Kosten der österreichischen Opfer, der Ausgebombten. Die »alliierten Staatsbürger«, die hartnäckig auf ihren Restitutionsansprüchen beharren, sind in einer Zwischenposition verortet: Sie sind keine österreichischen Staatsbürger, es wird ihnen auch nicht direkt zugeschrieben, »fremde« Staatsbürger »zu sein«, sondern eine fremde Staatsbürgerschaft »erworben« zu haben. Dieses Beispiel steht auffällig in Kontrast zur sonstigen Positionierung der KPÖ, die de facto als einzige Partei explizit und vehement gegen die von anderen Parteien verwendeten Negativstereotype und Muster der Täter-Opfer-Umkehr argumentiert und protestiert, und es ist auch das einzige Beispiel dieser Art.

Mehrfach finden sich in den Debatten negative Stereotypisierungen von Emigrierten, die von Abgeordneten der WdU (Wahlpartei der Unabhängigen) vorgebracht werden, die unverhohlen die antisemitische Sprache des Nationalsozialismus reproduzieren. Die offensichtlich antisemitischen Bedrohungsfiguren treffen im Plenum häufig auf Schweigen, zum Beispiel wenn Fritz Stüber die NS-Vertriebenen als eine privilegierte Gruppe darstellt, hinter der »die jüdischen Weltorganisationen« stehen. Diese würden »mit der Emigration ein Geschäft machen«, mit ihren »150prozentigen Wiedergutmachungsansprüchen« das österreichische Volk als eigentliches Opfer erpressen und dann noch »wie Shylock auf ihrem Schein bestehen«<sup>10</sup>. Die Gruppe der »Emigranten« ist in dieser ausführlichen Darstellung nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht und gegenüber Österreich gleichgültig. Diese »Nichtstaatsbürger« säßen im Ausland und befänden »es nicht der Mühe wert, nach Österreich zurückzukommen«. Sie hätten »die österreichische Staatsbürgerschaft bei nächstbester Gelegenheit abgestreift [...] wie eine Schlangenhaut«<sup>11</sup>.

Die Metaphorik der »abgestreiften Schlangenhaut« insinuiert, dass NS-Vertriebene wie Schlangen wären, die ihre Haut (= Staatsbürgerschaft) abstreifen, es schwingt zudem die Konnotation von Kälte mit. Die Staatsbürgerschaft ist für diese (jüdischen) »Emigranten« etwas Oberflächliches wie eine abstreifbare Haut. Sie erscheint nicht als etwas, mit dem sie eine dauerhafte, innere Verbindung haben. Die Exilierten können nicht nur, sondern sie wollen auch diese Staatsbürgerschaft (wie eine Haut) loswerden, und zwar bei nächstbester Gelegenheit. Die Metapher impliziert eine fehlende Heimatverbundenheit, darüber hinaus schreibt sie »den Emigranten« aber auch die Unfähigkeit zu, Heimatverbundenheit zu empfinden: Das schlangenhafte, kalte Wesen<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Fritz Stüber, Nationalratsdebatte über das Sozialversicherungs-Überleitungsgesetz am 7. 4. 1954.

<sup>11</sup> Fritz Stüber, Nationalratsdebatte vom 16. 2. 1955 über das Vergütungsgesetz (Hervorhebung K. B.).

<sup>12</sup> Diese Zuschreibung von »mangelnder Wärme« trifft laut empirischer Vorurteilsforschung neben anderen Gruppen auch Juden und Jüdinnen, vgl. dazu M. H. Lin, V. S. Y. Kwan, A. Cheung, S. T. Fiske: Stereotype content model explains prejudice for an envied outgroup: Scale of anti-Asian American stereotypes. In: Personality and Social Psychology Bulletin, 31 (2005), H. 1, S. 34–47. Historisch lässt sich diese

verunmöglicht es dieser Gruppe, überhaupt eine innere Verbindung zu einer Staatsbürgerschaft herzustellen – zu welcher auch immer.

Außergewöhnlich emotional verläuft eine Debatte zum Budgetgesetz am 15. Dezember 1954, in der die wesentliche Konfliktlinie zwischen ÖVP-Abgeordneten einerseits verläuft, die Funktionäre der Vaterländischen Front gewesen und danach in nationalsozialistischer Haft/im KZ bzw. in einer Widerstandsgruppe waren (Alfons Gorbach, Erwin Altenburger, Fritz Polcar als Mitglied der monarchistischen Widerstandsgruppe Hebra), und sozialdemokratischen und kommunistischen Abgeordneten andererseits, die während der Zeit des Austrofaschismus in Haft bzw. im Anhaltelager Wöllersdorf gewesen und bereits im Austrofaschismus oder im Nationalsozialismus emigriert waren (Karl Czernetz, Franz Honner, Johann Koplenig, Marianne Pollak, Ernst Koref). Es kommt im Lauf der Debatte zu regelrechten Zwischenrufexzessen, es gibt eine Sitzungsunterbrechung, der zweite Nationalratspräsident Johann Böhm erteilt zwei Ordnungsrufe wegen der Bezeichnungen »Lügner« und »Leichenschänder« und gibt mehrfach das Glockenzeichen. Auslöser der heftigen Auseinandersetzung ist zunächst der Vorwurf der »Brunnenvergiftung« durch Klassenkampfrhetorik »statt das Bestehen und Gedeihen des Ganzen zu sehen«. Diesen Vorwurf erhebt der ÖVP-Abgeordnete Reisetbauer gegen den KPÖ-Abgeordneten Honner, um wenig später den Ausspruch »Emigranten haben immer Unrecht« nachzulegen, der vermutlich in der Situation gegen den zwischenrufenden kommunistischen Abgeordneten Koplenig gerichtet ist (Koplenig war 1934 ausgebürgert worden und ist dann emigriert). Es fällt hier der Zwischenruf des ÖVP-Abgeordneten Prinke, der offenbar ebenfalls gegen Koplenig gerichtet ist: »Ihr seid feige geflüchtet«. Im Folgenden werden vom ÖVP-Redner Reisetbauer und besonders dem darauf folgenden SPÖ-Redner Czernetz im Wesentlichen, trotz Seitenhieben auf den Koalitionspartner, beschwichtigend die Vorzüge des gemeinsamen Budgets hervorgehoben und die Zusammenarbeit der Regierungsparteien im Zuge des »Raab-Kamitz-Kurses« gelobt. Als etwas später in der Debatte Karl Czernetz, politisch Verfolgter im Ständestaat, im Nationalsozialismus zudem als »jüdisch Versippter« rassistisch verfolgt, nochmals dem Diktum seines Vorredners (»Emigranten haben immer Unrecht«) umfassend entgegnet und hinzufügt, dass ihn dieses »auch persönlich getroffen« habe, kommt es erneut zu Zwischenrufexzessen. Diese steigern sich weiter, als Czernetz eine Anspielung auf den Austrofaschismus macht und anwesenden ÖVP-Abgeordneten vorwirft, »sich zu den Mörtern des Jahres 1934« zu bekennen, was in einem demokratischen Parlament nicht unwidersprochen bleiben könne. In den folgenden Zwischenrufen wird nicht explizit auf die rassistische und politische Verfolgung von Czernetz Bezug genommen. Wenn man aber davon ausgeht, dass die Abgeordneten der ÖVP sehr wohl davon wussten, erhalten jedoch Zwischenrufe wie »Verfolgt waren die, die hiergeblieben sind und die ins KZ

---

Zuschreibung der antisemitischen Tradition zuordnen, den sozialen Aufstieg von Jüdinnen und Juden als negatives »Symbol der Moderne« zu punzieren.

gegangen sind« (Prinke), »die nicht getürmt sind!« (Polcar); »die einen sind ins KZ gegangen, die anderen ins Ausland!«, »Emigranten haben kein Recht, uns zu beleidigen« (Altenburger), oder »Sie präpotenter Schädling des Gewerkschaftsbundes« dennoch eine ambivalente Konnotation in dem Sinn, dass sie tendenziell antisemitische Assoziationen aufrufen, ohne offen antisemitisch zu sein. Im Anschluss an die heftige Konfrontation stellt der WdU-Abgeordnete Gredler die übertriebenen Forderungen der »Judenschaft« dem leer ausgehenden »Auslandsösterreichertum«, den Heimkehrern, gegenüber. Festzuhalten bleibt: Die heftige Kontroverse um »das Unrecht der Emigranten« fungiert in der Debatte als Ventil für die Konfrontation zwischen den Lagern, die vom Vorwurf der *Brunnenvergiftung*<sup>13</sup> initiiert wird. Der Vorwurf der (politischen) Feigheit an Emigranten wird von allen Parteien aufgegriffen, wobei explizit nur von politischer Emigration die Rede ist. Es wird ignoriert, dass zwei der anwesenden, nach Österreich zurückgekehrten Abgeordneten auch aufgrund ihrer rassistischen Verfolgung hatten flüchten müssen, nämlich Karl Czernetz und Marianne Pollak.

## Phase 2

Ab Mitte/Ende der 1950er Jahre lässt sich für die untersuchten Debatten allmählich eine Vermeidung bzw. Tabuisierung von Stereotypen über »Emigranten« konstatieren und damit das Verbllassen der teilweise damit verbundenen antisemitischen Konnotationen. Eine Ausnahme sind diesbezüglich Debattenbeiträge von FPÖ-Abgeordneten, die kontinuierlich monieren, dass »man die eine Gruppe immer wieder vorgezogen hat«<sup>14</sup> – und zwar den »österreichischen Geschädigten« vorgezogen hat<sup>15</sup>, »den Auslandsösterreichern«, d. h., den Volksdeutschen, den »schwächsten, übersehnen Opfer(n): Kriegsverletzte, Kriegswaisen, Kriegerwitwen, Rückstellungsgeschädigte, Rentner ...« und, im Hochwasserjahr 1959, auch den Unwetteropfern.<sup>16</sup> Die Markierung der »Emigranten« als privilegierte Gruppe dient als eine Basis für die Täter-Opfer-Umkehr. Im Lauf der Zeit modifiziert sich schließlich die FPÖ-Linie. Die FPÖ stimmt etwa bei der 44. Novelle des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes zur Ausweitung der Begünstigungszeiten für die Pension von Emigrierten zu,<sup>17</sup> es finden sich allerdings weiterhin mehr oder

<sup>13</sup> Der ÖVP-Abgeordnete Reisetbauer wirft dem KPÖ-Abgeordneten Honner vor, durch das Festhalten am »Klassenkampf« »Brunnenvergiftung zu betreiben«, anstatt »(d)as Bestehen und Gedeihen des Ganzen zu sehen« (Nationalratsdebatte vom 15. 12. 1954). Im Mittelalter ging der Vorwurf der Brunnenvergiftung mit der Verleumdung von Juden/Jüdinnen einher, mit der wiederum Judenverfolgungen und Pogrome »gerechtfertigt« wurden.

<sup>14</sup> Wilfried Gredler, Nationalratsdebatte vom 22. 3. 1961.

<sup>15</sup> Helfried Pfeifer, Nationalratsdebatte vom 18. 3. 1959.

<sup>16</sup> Wilfried Gredler, Nationalratsdebatte vom 18. 9. 1959.

<sup>17</sup> Nationalratsdebatte vom 25. 11. 1987.

weniger kryptische Anspielungen auf die »nicht gleichmäßige Verteilung auf alle unfreiwillig zum Opfer Gewordenen«<sup>18</sup>. Auch dem Nationalfonds- und Opferfürsorgegesetz von 1995 stimmt die FPÖ zu, nicht ohne Hinweis darauf, dass auch »Opfer direkter Kriegseinwirkung« und »indirekte Opfer des NS«, sprich Soldaten und Volksdeutsche, in die Opfergruppe subsumiert werden sollten,<sup>19</sup> ähnlich argumentiert sie in der Restitutionsdebatte 1998.<sup>20</sup> Noch zu Beginn der schwarz-blauen Koalition im Jahr 2000 fordert Herbert Haupt als FPÖ-Abgeordneter einen »moralischen Schlussstrich«<sup>21</sup>, fünf Jahre später reklamiert er die Abhandlung und Erledigung der »Frage der Emigranten und deren Zurückholung« neben der »Frage der Kriegsgefangenen« als Beleg dafür, dass die Koalition »einen guten Fortschritt auf dem Weg zur Demokratie gemacht«<sup>22</sup> habe.

Zugleich zeichnet sich eine Etablierung des Antisemitismusvorwurfs als rhetorische Strategie im Prozess der Positionierung einzelner Parteien gegenüber politischen GegnerInnen ab – Cornelia Illie bezeichnet diesen Prozess als »double-voicing«<sup>23</sup>. Feststellbar ist diese Praxis bereits einige Jahre vor der Phase der Alleinregierungen, in großkoalitionären Regierungskonstellationen, beispielsweise in der Debatte zur Novelle des Opferfürsorgegesetzes und der Bildung des Entschädigungsfonds vom 22. März 1961. Dort zitiert der SPÖ-Abgeordnete Otto Probst manifest antisemitische Äußerungen von ÖVP-Funktionären aus den Bundesländern im Plenum und stellt die rhetorische Frage, ob »der Antisemitismus zum Reformgeist der ÖVP« gehöre. Daraufhin verweist der ÖVP-Abgeordnete Sebinger auf nicht genauer definierte Aussagen im Wiener Gemeinderat, qualifiziert die rhetorische Frage zum Reformgeist als Beleidigung und erklärt: »Wir sind keine schlechteren Demokraten als Sie, wenn Sie sich auch Patentdemokraten nennen.«<sup>24</sup> Der Antisemitismusvorwurf wird darüber hinaus mit mangelndem Demokratieverständnis verknüpft, ein Konnex, der in den Jahrzehnten danach wiederholt hergestellt wird.

### Phase 3

Ab Ende der 1980er Jahre, in den ersten Jahren der zweiten längeren, von 1986 bis 1999 andauernden Phase großer Koalitionen, wird in der thematischen Bezugnahme auf »Emigranten« eine neue Tendenz sichtbar, nämlich die

<sup>18</sup> Friedrich Probst, Nationalratsdebatte vom 23. 6. 1988.

<sup>19</sup> Eugen Bösch, Bundesratsdebatte vom 14. 6. 1995.

<sup>20</sup> Harald Ofner, Nationalratsdebatte vom 11. 5. 1998.

<sup>21</sup> Herbert Haupt, Nationalratsdebatte vom 7. 7. 2000.

<sup>22</sup> Herbert Haupt, Nationalratsdebatte vom 12. 5. 2005.

<sup>23</sup> Cornelia Illie 2000, zitiert nach Marion Löffler, Nicolas Bechter: Wandel antisemitischer Rhetorik nach 1945. Eine Analyse parlamentarischer Debatten zur Vergangenheitspolitik in Österreich, unveröffentlichter Projektbericht, S. 18.

<sup>24</sup> Otto Probst, Nationalratsdebatte vom 22. 3. 1961.

ostentativ positive Bezugnahme auf NS-Vertriebene, meist explizit jüdische Exilierte und eine teils karikaturenhafte Überzeichnung von deren Patriotismus und Heimatverbundenheit.

In der Nationalratsdebatte vom 1. Juni 1995, in der es um die Beschlussfassung des Nationalfondsgesetzes sowie einer Novelle zum Opferfürsorgegesetz geht, spricht beispielsweise der ÖVP-Abgeordnete Walter Schwimmer von »jüdischen Opfer[n], jüdischen Vertriebenen«, die eine »fast unfassbare Anhänglichkeit an Österreich zeigen« und erzählt unter anderem von der Emigrantin Charlotte Schlomi-Strauss,

die im subtropischen Klima von Eilat den ganzen Tag zu Hause und außer Haus im österreichischen Dirndl ging, die sich rührend um jeden Österreicher in Not in Eilat gekümmert hat, um drogensüchtige Jugendliche, die aufgegriffen wurden, ins Gefängnis kamen [...] um ihr Geld – sie hat eine ganz kleine Pension gehabt – [hat sie noch] bei den Eltern in Österreich angerufen, kümmert euch um euer Kind (Walter Schwimmer, Nationalratsdebatte vom 1. 6. 1995).

Im subtropischen Eilat im Dirndl zu gehen, von einer niedrigen Alterspension noch für österreichische Jugendliche in Not Geld auszugeben, all das ist schwer vorstellbar für eine beispielhafte jüdische Vertriebene, wie sie hier konstruiert wird – eine, die selbst als 17-Jährige flüchten musste, nachdem ihr jüngerer Bruder vom Nachbarssohn, einem Hitlerjungen, erschossen wurde, wie Schwimmer ausführt. Die hier als ein typisches Beispiel dargestellte Heimatliebe einer jüdischen Vertriebenen erscheint so überzeichnet, dass sie bereits an zerstörerische Selbstlosigkeit grenzt und eher einen parodistischen Charakter annimmt.

Ähnlich ist die Debatte vom 23. März 1988 zum Gesetz anlässlich des 50. Jahrestages der Okkupation. Es geht dabei um einmalige, zu beantragende »Ehrengaben« für die Opfer des Nationalsozialismus in der Höhe von 2.500 bis 5.000 Schilling. Themen der Debatte sind, ob die Ehrengabe eine angemessene Form der Entschädigung ist, die bisherige Entschädigungspolitik generell sowie vergessene bzw. benachteiligte Opfergruppen. Die Hauptkonfrontationslinie in dieser Debatte verläuft zwischen Grünen einerseits und ÖVP und FPÖ andererseits, eine andere Konfrontationslinie zwischen SPÖ und FPÖ. Antisemitismus- bzw. Faschismusvorwürfe finden sich jetzt, nach neuerlicher Koalitionsbildung zwischen SPÖ und ÖVP – anders als in der Phase der Alleinregierungen und davor – ausschließlich entlang dieser beiden Linien. Erstere verweist auf Auseinandersetzungen im Zuge der Waldheim-Debatte, in der »Emigranten« und »Emigration« nicht explizit thematisiert werden, wenngleich sie in kryptischen Gruppenkonstruktionen wie zum Beispiel »das Ausland« sehr wohl mitschwingen. Gegenseitige Vorwürfe sind häufig von der Feststellung begleitet, man müsse sich für die jeweils andere Seite – »vor der Welt«, »im Ausland« – schämen. Auffällig an dieser Debatte ist die Häufigkeit von Gefühlsbekundungen und die Betonung der emotionalen Involviertheit der RednerInnen.

Für die ÖVP-Linie zeichnet sich in dieser Nationalratsdebatte von 1988 – zu einem Zeitpunkt, zu dem die Waldheim-Affäre noch nicht lange zurück-

liegt – eine Doppelstrategie ab. Einerseits wird (von manchen ÖVP-Rednern) in Bezug auf jüdische Opfer Scham, Schuld und Mitgefühl hervorgehoben, wobei diesen ein überzeichneter, beinahe übermenschlicher Patriotismus zugeschrieben wird. Die jüdischen Vertriebenen werden zuweilen hochstilisiert zu Helden oder Heldinnen des Patriotismus. Dies führt wiederum zu einer stereotyp idealisierenden Darstellung, ablesbar etwa in der exemplarischen Darstellung von drei emigrierten österreichischen Juden durch den ÖVP-Abgeordneten Schwimmer. Er bezieht sich auf einen Völkerrechtler, der während des Exils einen Artikel verfasst und veröffentlicht habe, in dem er nachweise, dass Österreich nicht annektiert, sondern okkupiert wurde, und der sich nun als Universitätsprofessor in Israel sowie als Präsident der Freundschaftsgesellschaft Israel-Österreich für Österreich einsetze; einen Bankprokuren, der in Israel nie Hebräisch gelernt habe, sich deswegen als Hilfsarbeiter habe durchschlagen müssen und heute noch stolz darauf sei, ehemaliger Österreicher zu sein; und einen »persönlichen Freund«, »Jude und Mitglied der Vaterländischen Front«, der auf der Flucht vor den Nazis in Frankreich interniert worden sei, jedoch mit dem Motto seines Vaters »niemals vergessen, aber niemals hassen« nach Österreich zurückgekommen sei und sich für den Wiederaufbau Österreichs miteingesetzt habe. Andererseits halten in dieser Debatte die ÖVP-Redner am Opferstatus Österreichs oder bestimmter Gruppen von ÖsterreicherInnen fest – mehr oder weniger deutlich, direkt oder indirekt. Ein bemerkenswertes Novum ist die Betonung eines herausragenden Patriotismus jüdischer Vertriebener bei gleichzeitigem, wenn auch etwas dezentrem Festhalten am Opferstatus Österreichs bzw. der ÖsterreicherInnen in einer Phase, in der der Opferstatus durch die Waldheim-Debatte öffentlichkeitswirksam problematisiert worden war. Zudem entsteht der Eindruck, dass sich der Bezugspunkt dafür, was als »richtiger Umgang mit Opfern« bewertet wird, verschoben hat. Orientierten sich die Redner früherer Phasen – parteiübergreifend – an »Gerechtigkeit«, so hat es den Anschein, dass es hier – ebenfalls parteiübergreifend – in erster Linie um das Ausdrücken der »richtigen Gefühle« geht, und dies durchaus auch im Sinne einer rhetorischen Strategie.

### 3. Fazit –

#### **»Emigranten« und ihre Zugehörigkeit zum österreichischen Demos**

Sowohl antisemitische Stereotype von »Emigranten« als auch die Verortung von (explizit oder implizit jüdischen) »Emigranten« in einer Zwischenlage, in einem Dritten, das sich der eindeutigen nationalen Zuordnung entzieht, finden sich im Wesentlichen in der ersten Phase zwischen 1945 und etwa Mitte/Ende der 1950er Jahre. Die prägnantesten Konzeptualisierungen von Zwischenlagen finden sich dabei in den Darstellungen als »Emigranten, die die österreichische Staatsbürgerschaft bei nächstbester Gelegenheit abgestreift haben

wie eine Schlangenhaut<sup>25</sup> und als »alliierte Staatsbürger [...], denen Österreich alle Kriegsschäden bezahlen soll«, zu denen »die Herren Rothschild, Mandl, Starhemberg und viele andere Kapitalisten«, gehörten, die »eine fremde Staatsbürgerschaft erworben« hätten.<sup>26</sup>

Der Name Rothschild kann dabei als Chiffre für einen jüdischen Kapitalisten gesehen werden, er dient vielfach als antisemitischer Code an der Schnittstelle zwischen Antiamerikanismus und Kapitalismuskritik. Fritz Mandl war ein katholischer Rüstungsindustrieller (Generaldirektor der Hirtenberger Patronenfabrik) mit jüdischen Wurzeln, der eine Kooperation mit den Nationalsozialisten anstrebte. Diese lehnten aber Geschäfte mit dem »Juden Mandl« ab, wodurch er gleichzeitig für die Verortung in einer Zwischenlage und für einen kapitalistischen Opportunisten steht. Diese klar negativ konnotierten Beispiele kapitalistischer »Emigranten«, von denen zwei als Juden galten und weder zum eigenen noch eindeutig zum »fremden« Demos gerechnet werden, können als Synekdoche für eine Gruppe von jüdischen »Emigranten« gedeutet werden, die zudem, das geht aus dem Zitat klar hervor, das geschwächte Österreich finanziell schädigen (wollten). Die Kategorie der jüdisch konnotierten »alliierten Staatsbürger« ist eine, die gleichzeitig die Kategorie der Nation überschreitet *und* eine Dominanz über Österreich impliziert, die es ermöglicht, übertriebene Forderungen durchzusetzen. Somit veranschaulicht diese Kategorie in eindrücklicher Weise die Bedrohlichkeit dessen, was »nicht Freund, nicht Feind« (Zygmunt Bauman) ist und für die Zwischenlage steht. Die Metaphorik der »abgestreiften Schlangenhaut« wiederum impliziert, dass Staatsbürgerschaft für jüdische »Emigranten« etwas Oberflächliches ist wie eine abstreifbare Haut, sie ist nichts, mit dem diese Kategorie der »Emigranten« eine dauerhafte, innere Verbindung haben (können). Sie *können* nicht nur, sondern sie *wollen* auch diese Staatsbürgerschaft loswerden, und zwar bei nächstbeste Gelegenheit. Die Metapher stellt die Heimatverbundenheit von Vertriebenen nicht bloß Abrede, sie lässt sie als grundsätzlich unmöglich erscheinen. Auch zu einer anderen Staatsbürgerschaft sind »die Emigranten« – in dieser metaphorischen Logik – nicht fähig, eine innere Verbindung einzugehen: Von ihrem Wesen als Schlangen her, die ihre Haut immer wieder abstreifen und außerdem kaltblütig sind, ist ihnen das gar nicht möglich.

In Zweifel gezogen wird die Zugehörigkeit der Vertriebenen zum österreichischen Demos aber auch in argumentativen Topoi der Feigheit der »Emigranten«, ihrer Privilegierung und der Schädigung des österreichischen Volks, die aus dieser Privilegierung resultiert. Solche Topoi finden sich mehrfach auch in Debattenbeiträgen von SPÖ- und ÖVP-Abgeordneten in der ersten Phase. Während in der zweiten Phase diese Stereotype mit Ausnahme der FPÖ weitgehend aus den Debatten »verschwinden«, scheint hingegen in der dritten Phase – das legen die hier punktuell skizzierten ersten Analysen nahe – eine Variante der Darstellung jüdischer Vertriebener auf, die eine

<sup>25</sup> Fritz Stüber, Nationalratsdebatte vom 16. 2. 1955.

<sup>26</sup> Fischer, Nationalratsdebatte vom 15. 3. 1950.

positive Umkehrung alter Ressentiments ist. Die ostentative Betonung ihres Patriotismus und die Einzeldarstellungen von selbstlos, heldenhaft und heimatverliebt agierenden jüdischen NS-Verfolgten im Exil wenden zwar das Ressentiment gegenüber den zur Heimatliebe unfähigen Juden und Jüdinnen in ihr positives Gegenteil, bestätigen damit aber implizit das Grundmuster der Stereotypisierung, das einen besonderen, »nicht-normalen« Bezug zum österreichischen Demos unterstellt. Die ab Ende der 1980er Jahre festgestellte positive Hypostasierung der Heimatverbundenheit sowie das damit verbundene rhetorische Pathos bergen darüber hinaus das Potenzial, politisch bereits umstrittene und problematisierte Denkmuster im Umgang mit der Vergangenheit – wie etwa das Festhalten am Opferstatus Österreichs – zu überdecken, ohne sie zu revidieren. Gleichzeitig kann eine solche Idealisierung einzelner, beispielhafter Vertriebener leicht als Bezugspunkt für ein neuerliches Kippen in alte, negative Ressentiments funktionieren, und zwar überall dort, wo das konstruierte Ideal nicht erreicht wird.

Marion Löffler

## Restitution: Wiedergutmachung übersetzt in die Sprachen der Alliierten. Antisemitische Konnotationen einer Begriffsdebatte

Wer es besser machen will, macht es  
noch lange nicht gut. Das Gut-Machen  
ist immer wieder eine schwierige Sache.  
Das ewige Wieder-Gut-Machen,  
So ein deutsches Wort.<sup>1</sup>

### Zum Begriff der Wiedergutmachung

Wiedergutmachung ist ein ausgesprochen *deutsches* Wort, »eine deutsche Spracheigentümlichkeit, die sich nicht übersetzen lässt«<sup>2</sup>. Es ist aber auch ein deutsches Wort im Unterschied zur österreichischen Verwendung im Kontext der Vergangenheitspolitik nach 1945. So finden sich unter dem Stichwort »Wiedergutmachung« zwei verschiedene Wikipedia-Einträge: die »deutsche Wiedergutmachungspolitik« einerseits, die »österreichische Restitution« andererseits.<sup>3</sup> Freilich ist der Begriff Wiedergutmachung älter als das Politikfeld. Constantin Goschler verweist auf die Tatsache, dass er schon in den späten 1930er Jahren mit Bezug auf nationalsozialistische Verfolgung verwendet wurde. Er sei aber bereits in der Barockzeit in der Bedeutung von »ersetzen, bezahlen« gebräuchlich gewesen und im späten 18. Jahrhundert zudem mit der Konnotation von »sühnen« angereichert worden.<sup>4</sup> Genau so möchte Hans Günter Hockerts auch das Anliegen der deutschen Nachkriegsgeneration verstanden wissen. Es ging nicht ausschließlich um bezifferbare Schulden, die zu begleichen waren, sondern um eine politische und moralische Schuld, um »tätige Reue« und die »symbolische Wiedereinsetzung des Sittengesetzes«<sup>5</sup>.

<sup>1</sup> Charles Lewinsky: Ein ganz gewöhnlicher Jude. Berlin 2008, S. 8.

<sup>2</sup> Hans Günter Hockerts: Wiedergutmachung in Deutschland. Eine historische Bilanz 1945–2000. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 49 (2001), H. 2, S. 167–214, S. 167.

<sup>3</sup> Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Wiedergutmachung> (27. 3. 2015).

<sup>4</sup> Constantin Goschler: Wiedergutmachung: Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus 1945–1954. Wien, München 1992, S. 25.

<sup>5</sup> Hockerts, Wiedergutmachung, S. 168.

Doch gerade die Vorstellung einer Sühneleistung wurde und wird auch kritisiert, zumal die implizite Aufforderung an die Opfer des Nationalsozialismus, das erlittene Unrecht zu vergeben, völlig unangebracht sei.<sup>6</sup> Aleida Assmann subsumiert »Wiedergutmachung« unter die Schlagworte der Debatte um die deutsche Vergangenheit und sieht darin einen unerträglich verharmlosenden Begriff, der relativierende und exkulpatorische Inhalte transportiere.<sup>7</sup> Die alltagssprachliche, aber auch (zivil-)rechtliche oder versicherungstechnische Verwendungsweise von Wiedergutmachung zielt auf die Wiederherstellung einer Situation, nachdem ein Schaden eingetreten ist. Die darin enthaltene Konnotation von »Ungeschehen-Machen« sei, so Benno Nietzel, ein »Ärgernis«, zumal nach massenhafter Gewalt und Genozid ein Zustand quo ante nicht wieder hergestellt werden könne.<sup>8</sup> VerteidigerInnen des Wiedergutmachungsbegriffs sehen in ihm aber eine sprachliche Klammer, die »eine Vielzahl von Vorgängen und Rechtsgebieten« zusammenhält und daher nicht durch farblose Fachtermini wie »Entschädigung« ersetzt werden könne.<sup>9</sup>

Obwohl auch in der österreichischen Diskussion der ersten Nachkriegs-Jahre »Wiedergutmachung« häufig »synonym mit der Rückstellung geraubten und sonstwie entzogenen Eigentums verwendet«<sup>10</sup> wurde, hat sich für das Politikfeld letztlich der Begriff »Restitution« durchgesetzt. Aber bedeutet das auch, dass damit die genannten Probleme in Österreich nicht existieren? »Wiedergutmachung« ist auch hier ein umstrittener Begriff. Rudolf de Cilia und Ruth Wodak bezeichnen ihn als zynischen Euphemismus, der vorrangig dazu diene, das schlechte Gewissen zu erleichtern.<sup>11</sup> Ich möchte im Folgenden den politischen Umgang mit dem Begriff der Wiedergutmachung anhand einer parlamentarischen Debatte erörtern, und dabei der Frage nachgehen, inwiefern die Rede von der Wiedergutmachung als eine rhetorische Strategie

<sup>6</sup> Armin Schlegel: Die österreichische Wiedergutmachungs- und Entschädigungsgesetzgebung und -vollziehung nach 1945 im Vergleich der unterschiedlichen Opfergruppen unter besonderer Berücksichtigung der Angehörigen der slowenischsprachigen Minderheit in Kärnten. Wien 2009 [Diss.], S. 20.

<sup>7</sup> Aleida Assmann, Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999, S. 57.

<sup>8</sup> Benno Nietzel: Wiedergutmachung für historisches Unrecht. Version 1.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung. [http://docupedia.de/zg/Wiedergutmachung\\_fuer\\_historisches\\_Unrecht](http://docupedia.de/zg/Wiedergutmachung_fuer_historisches_Unrecht) (27. 3. 2015), S. 3.

<sup>9</sup> Hockerts, Wiedergutmachung, S. 169. Ähnlich argumentiert Schlegel, der den Begriff als Überbegriff für Restitutions- und Entschädigungsgesetze verwendet. Vgl. Schlegel, Wiedergutmachungs- und Entschädigungsgesetzgebung, S. 22.

<sup>10</sup> Brigitte Bailer-Galanda: »Alle haben gleich gelitten?« Antisemitismus in der Auseinandersetzung um die sogenannte »Wiedergutmachung«. In: Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen. Wien 1995, S. 333–345, S. 336.

<sup>11</sup> Rudolf de Cilia, Ruth Wodak: Restitution: Yes, but ... In: Ruth Wodak, Gertraud Auer Borea (Hg.): Justice and Memory. Confronting traumatic pasts. An international comparision. Wien 2009, S. 195–212, S. 211.

betrachtet werden kann, die das Thema der Restitutionspolitik unterschwellig mit Antisemitismus verbindet. Denn gerade das Feld der Restitutions- und Entschädigungspolitik war unter anderem mit der Frage der Remigration vertriebener Juden und Jüdinnen sowie KZ-Überlebender verbunden. In der unmittelbaren Nachkriegszeit schrieb Staatskanzler Karl Renner, dass »eine rasche Restitution von geraubtem Eigentum nicht erfolgen könne, damit die ›jüdischen Massen‹ nicht zurückfluteten«, und sein Nachfolger Leopold Figl trat ab 1947 offen gegen Forderungen von ExilantInnen auf, »da diese den Zweiten Weltkrieg im sicheren Lehnstuhl verbracht hätten«<sup>12</sup>. Selbst die Alliierten, die eine umfassende Restitution »arisierten« Eigentums forderten, waren nicht an einer ebenso umfassenden Heimkehr vertriebener Juden und Jüdinnen interessiert.<sup>13</sup> Sie befürchteten gesellschaftspolitische Debatten, die das Land destabilisieren könnten. Diese Befürchtung fußte freilich auf dem Wissen um den anhaltenden Antisemitismus im Land. Obwohl in der öffentlichen Rede zunehmend tabuisiert, ist Antisemitismus bis heute nicht verschwunden. Ruth Wodak spricht daher von einem »discourse of silence«, der in Codes, Anspielungen und Andeutungen geführt wird und deren antisemitischer Gehalt mittels kontextualisierender Diskursanalyse sichtbar und verstehtbar gemacht werden kann.<sup>14</sup>

## Restitutionspolitik

Ein Diskurs, der immer wieder mit antisemitischen Strategien operiert, ist das gesamte Feld der Restitutions- und Entschädigungspolitik seit 1945. Zudem wird dieses Diskurs- und Politikfeld regelmäßig mit der staatspolitischen Positionierung Österreichs als »Opfer des Nationalsozialismus« gekoppelt, wonach Entschädigungen nicht von der Republik Österreich gefordert werden können, sondern nur von Deutschland. Restitutionsmaßnahmen liefern aber auch selbst quasi »Material« für neue Formen des Antisemitismus. Denn monetäre Leistungen an die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung können schnell zu überzogener und ungerechtfertigter Bereicherung der Opfer und insbesondere ihrer Erben umgedeutet werden. 1995 behauptete beispielsweise der damalige Klubobmann der ÖVP, Andreas Khol, dass Österreich seit 1950 bereits 360 Milliarden Schilling an Pensionen an Juden und Jüdinnen ausbe-

<sup>12</sup> Oliver Rathkolb: Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2010. Aktualisierte Neuausgabe. Innsbruck, Wien 2011, S. 41.

<sup>13</sup> Robert Knight: »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–52 über die Entschädigung der Juden. Frankfurt/M. 1988, S. 11.

<sup>14</sup> Ruth Wodak: Pragmatics and Critical Discourse Analysis. A cross-disciplinary inquiry. In: Pragmatics & Cognition, 15 (2007), H. 1, S. 203–225, S. 207f. Zum historischen Ansatz der kritischen Diskursanalyse siehe: Martin Reisigl, Ruth Wodak: The Discourse-Historical Approach (DHA). In: Ruth Wodak, Michael Meyer (Hg.): Methods of Critical Discourse Analysis. 2. Aufl. London u. a. 2009, S. 87–121.

zahlt habe. Brigitte Bailer-Galanda sieht in diesen überzogenen Schätzungen das Problem, dass nicht zwischen jüdischen Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung und anderen Opfergruppen unterschieden wird.<sup>15</sup> In die Schätzungen fließen sogar Gehalts- und Pensionsnachzahlungen an Heimkehrer und »Opfer« der Entnazifizierung ein. Ebenso werden Auszahlungen von Pensionsansprüchen, die vertriebene Juden und Jüdinnen bis 1938 erworben haben, sowie Zahlungen an die Kultusgemeinde, die mit Restitution gar nichts zu tun haben, unter diese Rubrik subsumiert. Der von der Regierung gewünschte Effekt, die Leistungen Österreichs in einem besseren Licht dastehen zu lassen, stützte aber – möglicherweise unbeabsichtigt – antisemistische Stereotype.

Die österreichische Restitutionspolitik begann mit der provisorischen Regierung 1945, die erste vorbereitende Maßnahmen für die Rückstellung von Vermögen zu treffen versuchte. So wurde im Mai 1945 das *Verwaltergesetz* beschlossen, das sogenanntes »herrenloses Vermögen« unter öffentliche Aufsicht stellen sollte.<sup>16</sup> Zugleich wurde ein Gesetz zur »Erfassung arisierter und anderer im Zusammenhange mit der nationalsozialistischen Machtübernahme entzogenen Vermögenschaften« erlassen. In diesem Gesetz ging es explizit um »Vermögenschaften, die nach dem 13. März 1938, sei es eigenmächtig, sei es auf Grund von Gesetzen oder anderen Anordnungen den jüdischen, teiljüdischen, jüdisch versippten oder anderen Eigentümern im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Machtübernahme entzogen worden sind«. Diese Präzisierung ist bemerkenswert, zumal in den Debatten ab 1945 die Frage der Restitution »arisierter« Eigentums sowie der Entschädigung für jüdische Opfer des Nationalsozialismus in Österreich regelmäßig mit Fragen der Repatriierung reichsdeutschen Vermögens auf österreichischem Boden, der Entschädigung von Kriegsopfern, von politisch Verfolgten usw. vermischt wurde. Als Folge dieser Vermischungen ist ein kompliziertes Gesetzesgeflecht entstanden, das es schwer machte, die tatsächlich erfolgte Rückstellung »arisierter« Vermögens sowie Entschädigungszahlungen an die Opfer des Nationalsozialismus zu ermitteln.

Im Wissen um diese problematische Geschichte wurde von der österreichischen Bundesregierung im Herbst 1998 eine HistorikerInnenkommission eingesetzt, die den Auftrag erhielt, den gesamten Komplex des Vermögensentzugs auf dem Gebiet des heutigen Österreich zur Zeit des Nationalsozialismus zu dokumentieren und abzuklären, welche Rückstellungen und Entschädigungen die Republik Österreich seit 1945 an die verschiedenen Opfergruppen bereits geleistet hat. Ziel war es, die Lücken in der Restitutionspolitik

<sup>15</sup> Brigitte Bailer-Galanda: 120 Milliarden Schilling für die NS-Opfer? In: Informationen der GFPA, Nr. 59 (Dezember 1998), S. 1–3.

<sup>16</sup> Zu den Maßnahmen siehe: Georg Graf: Die österreichische Rückstellungsgesetzgebung. Eine juristische Analyse (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 2). Wien, München 2003.

zu dokumentieren, um sie möglichst schnell zu füllen. Es hat sich herausgestellt, dass vor allem in den Jahren nach 1945 juristisch recht viel geschehen war. Neben sieben Rückstellungsgesetzen, die zwischen 1946 und 1949 erlassen worden sind, wurden 1947 und 1949 drei Rückgabegesetze und bis 1961 vier Rückstellungsanspruchsgesetze verabschiedet. Auch das sogenannte Nichtigkeitsgesetz von 1946, auf das ich im Folgenden näher eingehen werde, und zahlreiche Bestimmungen, die die Abwicklung von Rückstellungen regeln – wie das genannte Verwaltergesetz –, sind zu berücksichtigen. Zu guter Letzt zählt auch das Opferfürsorgegesetz mit seinen 62 Novellierungen bis 2001 zumindest teilweise zu den Restitutionsmaßnahmen.

Mit Ausnahme einiger Novellen zum Opferfürsorgegesetz kam es juristisch seit den frühen 1960er Jahren in Sachen Restitution und Entschädigung zum Stillstand. Erst 1995 erfolgte die Einrichtung des Nationalfonds, 2001 trat das Washingtoner Abkommen und das Entschädigungsfondsgesetz in Kraft. Mit dem »Anerkennungsgesetz« 2005 und schließlich mit dem »Anerkennungs- und Rehabilitationsgesetz« 2009 wurden auch Wehrmachtsdeserteure und Opfer der NS-Justiz als Opfergruppen anerkannt. Die beiden ersten Maßnahmen wurden zu großen Teilen auf der Grundlage der Ergebnisse der Historiker-Innenkommission beschlossen.<sup>17</sup> Trotz der umfangreichen Regelungen waren immer wieder Opfergruppen unberücksichtigt geblieben. Somit spiegelt die Geschichte der Restitutions- und Entschädigungsmaßnahmen die Geschichte der Vergangenheitspolitik in Österreich, für die bis in die späten 1980er Jahre die offizielle Diktion von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus prägend war.

### Antisemitismus als Strategie in der Restitutionspolitik

In Anlehnung an Erving Goffmans These, wonach Menschen in der Interaktion mit anderen dazu neigen, in Rollen zu schlüpfen wie SchauspielerInnen, kann auch Politik als eine Inszenierung vor Publikum interpretiert werden.<sup>18</sup> Doch es gibt auch politische Terrains, die der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Wie politische Sprache eingesetzt wird, hängt somit auch davon ab, ob wir die »Bühne« der Politik oder die »Hinterbühne« betrachten.<sup>19</sup> Mit seiner Zusammenstellung der Wortprotokolle des Ministerrats der Jahre 1945 bis 1952

<sup>17</sup> Vgl. Clemens Jabloner u.a.: Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 1). Wien, München 2003, S. 34.

<sup>18</sup> Vgl. Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh 1956.

<sup>19</sup> Verbunden ist die Trennung in Bühne und Hinterbühne meist mit der Annahme, dass wichtige politische Entscheidungen backstage getroffen werden. Vgl. Ruth Wodak: *The Discourse of Politics in Action. Politics as Usual*. Hounds mills, Basingstoke 2009.

gewährt Robert Knight einen Einblick in eine dieser Hinterbühnen und zeigt zudem die – aus heutiger Perspektive durchaus befreindlich offene – antisemitische Haltung der damaligen Regierungsmitglieder.<sup>20</sup> Die Frage, die sich nun stellt, ist, ob diese antisemitischen Einstellungen auf der Hinterbühne der Politik blieben oder ob nicht doch auch die öffentliche Rhetorik davon geprägt war. In Plenumsdebatten des Nationalrats zur Restitutionsgesetzgebung kann die politische Bühnen-Sprache untersucht werden. Tatsächlich wurden von VertreterInnen aller Fraktionen rhetorische Strategien angewendet, um vermeintlich überzogene Ansprüche von Juden und Jüdinnen abzuwehren, zugleich aber Ansprüche anderer Opfergruppen zu legitimieren. Ich werde dies am Umgang mit dem Begriff Wiedergutmachung aufzeigen.

Mit dem komplexen Gesetzeswerk ist die Frage der Wiedergutmachung und in weiterer Folge, die der österreichischen »Vergangenheitsbewältigung« nur ansatzweise beantwortet. Vor allem bleibt ungeklärt, wie sich die offizielle Restitutionspolitik auf antisemitische Einstellungen sowohl der Bevölkerung als auch der politischen EntscheidungsträgerInnen auswirkte. Wie bereits angedeutet, kann eine überzogene Schätzung der bereits geleisteten Zahlungen durchaus antisemitische Ressentiments bekräftigen: Der Vorwurf, »die Juden wollen schon wieder Geld«<sup>21</sup>, bekräftigt das Stereotyp des raffgierigen Juden.

Auch die Sorge vieler österreichischer Regierungen seit 1945 um das Image Österreichs im Ausland kann zumindest partiell antisemitisch motiviert sein. In der Dokumentation der Ministerratsprotokolle findet sich beispielsweise ein Memorandum der Staatskanzlei, Amt für die Auswärtigen Angelegenheiten, vom August 1945, in dem neben der völkerrechtlichen auch die außenpolitische Seite der Judenentschädigung wie folgt besprochen wird:

Einen Judenstaat gibt es nicht. Nichtsdestoweniger spielen die Juden in der Welt eine große Rolle in der Außenpolitik, einerseits, weil ein großer Teil der Presse sich in ihren Händen befindet, durch welche sie ihren Einfluß auf die öffentliche Weltmeinung ausüben, andernteils, weil sie es verstanden haben, die Regierungen anderer Staaten zu veranlassen, sich ihrer Forderungen anzunehmen. Dies gelang den Juden umso leichter, als sich das internationale Finanzkapital weitgehend in jüdischen Händen befindet.<sup>22</sup>

Bekräftigt werden die hier aufgerufenen antisemitischen Stereotype mit dem Nachsatz: »Nicht umsonst hat man daher das Judentum als die 5. Weltmacht bezeichnet, an deren Gegnerschaft Hitler-Deutschland zugrunde gegangen ist.«<sup>23</sup> Dieses Memorandum wurde nach Einschätzung von Knight wahrscheinlich vom damaligen Abteilungsleiter, Markus Leitmaier, verfasst.<sup>24</sup> Man könnte es somit als Einzelmeinung abtun, die nicht repräsentativ für die Politik der provisorischen Regierung ist. Doch im selben Memorandum wird aus dieser

<sup>20</sup> Vgl. Knight, Ich bin dafür.

<sup>21</sup> Helga Embacher: Haider's salopper Umgang mit den Juden. In: Informationen der GFPA, Nr. 59 (Dezember 1998), S. 3–5, S. 5.

<sup>22</sup> Dokument 4. In: Knight, Ich bin dafür, S. 102.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Knight, Ich bin dafür, S. 100.

Einschätzung der weltpolitischen Lage eine Verhandlungstaktik mit den Alliierten abgeleitet und vorgeschlagen, die darauf abstellen solle, »daß die Regierung nur zu gerne volle Entschädigung zahlen würde, daß aber die finanzielle Lage dies nicht gestattet.«<sup>25</sup> Diese Strategie solle »einen Schutz vor allzu hoch gespannten Ersatzansprüchen«<sup>26</sup> gewährleisten. Dieses Memorandum gibt tatsächlich eine Linie vor, die in der weiteren Restitutionspolitik verfolgt wurde und setzt argumentative Strategien ein, die auch die öffentlichen Debatten begleiteten: »die Notwendigkeit außenpolitischer Rücksichtnahmen, die in rechtlicher Beziehung nicht bestehende Verantwortlichkeit Österreichs für die NS-Verbrechen, antisemitische Diskursmuster, die Gleichbehandlung aller NS-Opfer, die Abwehr von Entschädigungszahlungen sowie die Beschränkung auf Naturalrestitution.«<sup>27</sup>

### Plenumsdebatte zum »Nichtigkeitsgesetz«

Bezugnehmend auf die Konzeption des »Begriff-Debatten-Komplexes« nach Kari Palonen,<sup>28</sup> gehe ich davon aus, dass Auseinandersetzungen um den Begriff der Wiedergutmachung in Plenumsdebatten des österreichischen Nationalrats auf tiefergehende politische bzw. ideologische Kontroversen verweisen. Der Begriff der Wiedergutmachung wird immer wieder in Debatten diskutiert, die um Restitutions- und Entschädigungsgesetze geführt werden. Der allgemeinere Streit, der in Form einer Begriffskontroverse ausgetragen wird, kreist somit um die Fragen, wer als legitimes und daher entschädigungswürdiges Opfer des Nationalsozialismus gelten soll, wie mit den vertriebenen Juden und Jüdinnen, mit KZ-Überlebenden und RemigrantInnen umgegangen werden soll und vor allem auch, ob Österreich überhaupt als Schuldner in diesen Fragen gelten kann. Der historisch bedingte Fokus auf Juden und Jüdinnen verleitet zur Anwendung rhetorischer Strategien, die mit antisemitischen Vorurteilen spielen oder zumindest auf derartige Stereotype anspielen.

Im Folgenden werde ich die Debatte zum »Nichtigkeitsgesetz« vom 15. Mai 1946 analysieren, in der der damalige Berichterstatter, Ernst Kolb (ÖVP), bereits auf die Unübersetzbarkeit des Begriffs Wiedergutmachung

<sup>25</sup> Dokument 4. In: Knight, Ich bin dafür, S. 103.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Brigitte Bailer-Galanda: Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung. Die Republik Österreich und das in der NS-Zeit entzogene Vermögen (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögentsentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 3). Wien und München 2003, S. 42.

<sup>28</sup> Kari Palonen: Begriffsdebatten und Debattenbegriffe. Das parlamentarische Paradigma des Begriffsstreits und -wandels. In: Zeitschrift für Politische Theorie, 1 (2010), H. 2, S. 155–172.

hingewiesen hat.<sup>29</sup> Wiedergutmachung meine nichts anderes als Recht wieder herzustellen. »Wenn wir das Wort ›wiederherstellen‹ in die Sprachen der Alliierten übertragen, dann kommen wir zu dem Begriff der ›Restitution‹, der sich im Deutschen durch Zurückstellung, Erstattung wiedergeben lässt und somit alles umfaßt, was man irrtümlich als Wiedergutmachung bezeichnet hat.«<sup>30</sup>

Den politischen Hintergrund für das Nichtigkeitsgesetz von 1946 bildet die Beschlagnahme mehrerer Betriebe und Ländereien, die zu diesem Zeitpunkt formal immer noch deutsches Eigentum waren, durch die sowjetische Besatzungsmacht. Das Gesetz sah vor, Eigentumsübertragungen nach dem 13. März 1938 für nichtig zu erklären, um sie wieder zu österreichischem Eigentum zu machen und damit aus allfälligen Reparationsforderungen der Alliierten auszunehmen. Die meisten betroffenen Betriebe wurden später verstaatlicht. Das Gesetz wurde auf Anregung des Alliierten Rates entworfen.<sup>31</sup> Nachdem die UdSSR dem Gesetz nicht zustimmte, blieb es faktisch wirkungslos. Da im Paragraph 2 auf noch folgende Bundesgesetze verwiesen wird, gilt es dennoch als Grundlage für die weitere Restitutionsgesetzgebung.

Obwohl nicht sein Gegenstand, kreist die parlamentarische Debatte zum Nichtigkeitsgesetz um Wiedergutmachung und die Rückstellung »arisierten« Vermögens. In der Art, wie über Wiedergutmachung an jüdischen Opfern des Nationalsozialismus gesprochen wird, bestätigt die Debatte, dass eine konsequente Restitutionspolitik, die das gesamte enteignete jüdische Vermögen umfassen sollte, nicht angestrebt wurde. Alfred Migsch (SPÖ) bezeichnet es schlichtweg als »falsch, dass die aus rassischen Gründen Verfolgten [...] genau so als Opfer des Faschismus behandelt werden und dem Fürsorgegesetz unterstellt werden müssen wie diejenigen, die aus politischen Gründen verfolgt wurden« (Debatte, S. 194) und will die Gültigkeit von Vorsorgemaßnahmen auf jene einschränken, »die für Menschheitsideen und für Gedanken der Freiheit und der Humanität gelitten haben« (ebd.).<sup>32</sup> Diejenigen, die sozusagen nichts zu ihrer Verfolgung beigetragen haben, sollen auch nicht entschädigt werden.

Ernst Kolb (ÖVP) beginnt seine Ausführungen, indem er feststellt, dass in den »Zeitungen viel von der Wiedergutmachung« (Debatte, S. 186) geschrieben

<sup>29</sup> Ein Berichterstatter hat die Aufgabe, die Debatte im Ausschuss und die Erläuterungen zur Entscheidungsfindung eines Gesetzesentwurfs zu präsentieren. Damit vertritt er zum einen die kollektiv getroffene Entscheidung im Ausschuss (Hinterbühne), zum anderen bleibt dem Berichterstatter aber auch die Möglichkeit offen, seinen eigenen Standpunkt oder den seiner Fraktion im Plenum (Bühne) hervorzuheben.

<sup>30</sup> Stenographisches Protokoll, V. Gesetzgebungsperiode, 15. Sitzung des Nationalrats, S. 183–200, S. 186, im Folgenden zitiert als »Debatte«.

<sup>31</sup> Dokument 6: Protokoll der Ministerratssitzung vom 22. Februar 1946: Nichtigkeitserklärung. In: Knight, Ich bin dafür, S. 123–132, S. 123f. Vgl. auch Bailer-Galanda, Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung, S. 49.

<sup>32</sup> Vgl. Bailer-Galanda, Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung, S. 29f.

worden sei. »Österreich hat aber nichts gutzumachen, weil es nichts verbrochen hat. Wohl aber wäre an Österreich sehr viel wiedergutzumachen [...].« (ebd.) Dieses Statement am Beginn der Debatte gibt somit ein Thema vor, das auch von den nachfolgenden Rednern immer wieder aufgegriffen wird. Zudem schließt es direkt an das Opfernarrativ an, wonach Österreich das erste Opfer der nationalsozialistischen Aggressionspolitik war, bleibt dabei aber auf der staatspolitischen Bedeutungsebene.<sup>33</sup> Es sind nicht die ÖsterreicherInnen, sondern Österreich, der Staat, der vor Reparationszahlungen geschützt werden soll, indem er als Opfer der NS-Ausbeutung betrachtet wird. Dementsprechend wird auch der »Rechtstaat Österreich« dem »Gewaltstaat« (NS-Regime) gegenübergestellt. Am Ende seiner Rede zitiert Kolb aus der Regierungserklärung: »Recht muß wieder Recht werden!« und fügt dem hinzu: »Was österreichisch war, muß wieder österreichisch werden!« (Debatte, S. 187)

Dem Begriff der Wiedergutmachung widmet er sich deziert, sodass hier von einer Art Meta-Reflexion gesprochen werden kann.<sup>34</sup> Mit seinem erwähnten Übersetzungsversuch in die Sprachen der Alliierten weist er Wiedergutmachung im Sinne von Sühne klar zurück: »Aber wer will Tod und Verstümmelung, Hunger und Haft, Angst und Schmerz, Kränkung und Zurückstellung, Verrohung und Zerfall je wieder gutmachen? Nur bei Sachwerten ist es überhaupt denkbar, den Schaden zu decken.« (Debatte, S. 186) Kolb wendet hier eine Strategie der Moralisierung an, indem er quasi mit Bedauern feststellt, dass das Leid der Opfer nicht rückgängig gemacht werden kann. Wiedergutmachung könne nur Sachwerte decken, die den Bedeutungskern von Restitution umfassen. Er nimmt hier also eine Trennung vor in moralische und materielle Wiedergutmachung, und erklärt Erstere für unmöglich. Zweitere ist zwar denkbar, wird von ihm aber durch die Behauptung relativiert, dass vom NS-Regime »weitaus der größere Teil alles entzogenen Vermögens nicht aus rassischen, sondern aus politischen Gründen weggenommen wurde« (ebd.) und nur deshalb so »viel von Arisierung gesprochen« worden sei, um dies »zu vertuschen«. »Hauptsächlich handelte es sich da um Österreicher« (ebd.). Opfer von »Arisierungen« – also Juden und Jüdinnen – werden in einem Atemzug als Minderbetroffene und Nicht-ÖsterreicherInnen dargestellt.

Otto Scheff (ÖVP) übernimmt diese Trennung: Es gehe zwar darum, begangenes »Unrecht wieder gutzumachen« (Debatte, S. 187) auch an den Juden und Jüdinnen. Doch inhaltlich betreffe die »jüdische Frage [...] die Vermögen der Personen, auf die bei der Vermögensübertragung in der Nazizeit ein Druck ausgeübt worden ist« (Debatte, S. 187f.): »Man denke zum Beispiel an die ungeheuren Vermögenschaften, welche man den Angehörigen von Juden, Mischlingen oder den sogenannten jüdisch Versippten entzogen hat« (Debatte, S. 188). Scheff widerspricht hier seinem Parteikollegen Kolb, indem er behauptet, dass mehr Juden und Jüdinnen von Enteignungen betroffen waren als

<sup>33</sup> Vgl. Rathkolb, Die paradoxe Republik, S. 38f.

<sup>34</sup> Diese »Meta-Reflexion« erfüllt die Kriterien für eine »Begriffsdebatte« im Sinne Palonens. Vgl. Palonen, Begriffsdebatten und Debattenbegriffe.

mit dem offiziellen Begriff der »Arisierung« erfasst werden. Subtil gibt er mit dem Verweis auf die »ungeheuren Vermögenschaften« aber auch den Hinweis, dass diese vom wirtschaftlich daniederliegenden Nachkriegs-Österreich nicht restituierbar sind. Damit wird nicht nur die moralische Wiedergutmachung undenkbar, sondern auch die materielle. Zudem suggeriert er mit den »ungeheuren Vermögenschaften« auch einen gigantischen jüdischen Reichtum, was ein klassisches antisemitisches Stereotyp darstellt.<sup>35</sup>

Trotz solcher antisemitischer und antijüdischer Anspielungen wagt es niemand, in der Debatte offen gegen eine Restitution von jüdischem Vermögen aufzutreten. Karl Brunner (ÖVP) formuliert seine Forderung nach Bearbeitung der Materie geradezu in NS-Jargon, indem er feststellt, dass »auch die Judenfrage einer gerechten Lösung und Behandlung zugeführt werden« müsse (Debatte, S. 192);<sup>36</sup> dies aber vor allem deshalb, »damit nicht im Ausland [...] ein falsches Bild« entstehe (ebd.). Die Folgen von »Arisierungen« zu ignorieren, würde ein Imageproblem verursachen, das vor allem von den Alliierten dazu genutzt werden könnte, den Staatsvertrag und damit die Herstellung der österreichischen Souveränität zu verzögern. Hier bleibt der im zuvor erwähnten Memorandum hergestellte Zusammenhang zwischen der jüdischen Weltmacht und dem Bild Österreichs im Ausland unausgesprochen, wird aber insinuiert.

Ernst Fischer (KPÖ) interpretiert das »Gesetz als einen ersten Schritt auf dem Wege der Wiedergutmachung« (Debatte, S. 188) und fordert weitere Schritte, mit dem Zusatz: »soweit wir überhaupt die Möglichkeit haben, wiedergutzumachen, was in den vergangenen Jahren an Unrecht, Willkür und Gewalt geschehen ist.« (ebd.) Die »Frage der Wiedergutmachung nur auf das weggenommene Eigentum« zu beschränken, bezeichnet er als schweren Fehler. Freilich wird die KPÖ von den anderen Parlamentsfraktionen als Verbündete der Sowjetunion betrachtet, womit Fischer mit der Beschlagnahme des Deutschen Eigentums politisch unter Druck kommt. Somit setzt er voll auf die moralische Dimension der Wiedergutmachung, indem er an seine Voredner Kolb und Scheff anschließt: »Es wurde hier schon gesagt: Wie soll man das vergossene Blut, die Zerreißung von Familien, die Ermordung von Menschen, wie soll man all das wieder gutmachen?« (ebd.) Er betrachtet die »Arisierungen« als ein Teilproblem und breitet schließlich den Antisemitismus als Grundproblem aus: »Ich denke, wir haben an den Juden, die ja nicht nur enteignet, sondern zu Millionen verfolgt, gehetzt, gefoltert und vergast wurden, eine gesellschaftliche Schuld gutzumachen, die weit in die Vergangen-

<sup>35</sup> Zu antisemitischen Stereotypen siehe: Martin Reisigl, Ruth Wodak: *Discourse and Discrimination. Rhetorics of racism and anti-Semitism*. London, New York 2001, S. 56. Im Falle Scheffs ist diese antisemitische Wendung überraschend, zumal er selbst nach den Nürnberger Rassegesetzen als »jüdischer Mischling« gegolten hatte, was er allerdings verschwieg. Ich danke Georg Spitaler für diesen Hinweis.

<sup>36</sup> »Judenfrage« oder »jüdische Frage« waren 1946 noch üblicher Sprachgebrauch, doch die Verbindung mit »Lösung« und »Behandlung« rückt diese Wendung in die Nähe der NS-Sprache.

heit zurückreicht.« (Debatte, S. 189) Aus dieser gesellschaftlichen Schuld leitet er eine »allgemeine, über alle Parteien hinausgehende moralische Verpflichtung [ab], jegliche Form des schleichenenden Antisemitismus zu überwinden und zu verhüten« (ebd.). Zugleich spricht er aus, was alle anderen Fraktionen zu vermeiden suchen, nämlich die Möglichkeit einer Schuld oder zumindest Mitschuld Österreichs und der ÖsterreicherInnen an der Shoah.

Mit seiner Betonung der moralischen Seite treten die materiellen Dimensionen von Wiedergutmachung in Fischers Rede in den Hintergrund. Zwar begrüßt er es, »Forderungen an jene zu stellen, die uns überfallen und uns ausgebeutet haben« (also an Deutschland), sieht dies aber im Zusammenhang mit notwendiger Wiedergutmachung in Österreich selbst: »ich möchte nachdrücklich unterstreichen, all das Unrecht gutzumachen, das in Österreich seit dem Jahre 1934 geschehen ist.« (ebd.). Mit der Wendung »all das Unrecht« und dem Zusatz »seit dem Jahre 1934« führt Fischer zur materiellen Dimension von Wiedergutmachung über, die hier aber weniger »Arisierungen« betrifft, sondern die Vermögen der Parteien, die in der Zeit des Ständestaates beschlagnahmt worden sind. Alfred Migsch (SPÖ) versteht diese Anspielung sehr gut und korrigiert Fischer:

Herr Abgeordneter Fischer irrt sich, wenn er meint, daß ab 1934 gutzumachen ist. Nein, es ist ab 1933 wieder zurückzugeben. (Zustimmung.) Ich verweise nur darauf, daß bereits damals unseren Konsumgenossenschaften Rechte entzogen worden sind, deren Entzug genau so aufgehoben werden muß wie alles Unrechtmäßige, das einmal geschehen ist. (Debatte, S. 193)

Während sich Fischer also vorrangig auf die moralische Seite konzentriert, hält sich Migsch konsequent an die materielle Dimension von Wiedergutmachung. »[...] wir sollen nicht von ›Wiedergutmachung‹ sprechen, sondern wir sollen das Kind bei dem Namen nennen, den es wirklich verdient und trägt. Es sind die Vermögenschaften, die geraubt und entzogen wurden, wieder zurückzugeben« (ebd.). In seiner Interpretation waren die Nationalsozialisten<sup>37</sup> kolonisierende Kapitalisten: »Die deutschen Soldaten mußten sich durchkämpfen, sie fielen in ihrem Blut; hinter ihnen aber kam das raffende Kapital, kamen die Vertreter der deutschen Schwerindustrie und heimsten ein.« (ebd.) Zuvor meint er noch, dass die »Generaldirektoren der deutschen Großunternehmungen, Banken und Konzerne [w]ie ein Heuschreckenschwarm [...] über unser Land« herfielen. (ebd.) Obwohl er mit Fischer darin übereinstimmt, dass in einer »echten Demokratie rassenhetzerische Gedanken und antisemitische Untertönungen keinen Platz haben dürfen« (Debatte, S. 194), bedient sich Migsch durchaus fragwürdiger Metaphern. Das Bild des »Heuschreckenschwärms« ist ebenso wie die Verdammung des »raffenden Kapitals« im Unterschied zum »schaffenden Kapital« Bestandteil antisemitischer Rhetorik. Somit benutzt er, gegen Nationalsozialisten gewendet, solche antisemiti-

<sup>37</sup> Migsch verwendet eindeutig männliche Figuren (Soldaten und Unternehmer), weshalb ich hier auf geschlechterneutrale Schreibweise verzichte.

tischen »Untertönungen«, von denen er behauptet, sie abzulehnen.<sup>38</sup> Doch auch seine Ablehnung des Antisemitismus setzt er mit einem Aber fort: »Aber nennen wir auch hier das Kind beim Namen« (ebd.). Hier folgt sein eingangs erwähntes Statement, dass rassistisch Verfolgte nicht den gleichen Opferstatus erhalten sollten wie politisch Verfolgte. Seine gesamte – vorrangig an der materiellen Dimension von Wiedergutmachung orientierte – Rede läuft letztlich darauf hinaus, aus Juden und Jüdinnen keine besondere Opfergruppe machen zu wollen.

Untermauert wird dies mit dem Hinweis auf die Armut des Nachkriegs-Österreich, das »infolge einer ganz falschen Auslegung der Potsdamer Beschlüsse« (Debatte, S. 193) womöglich auch noch mit Reparationsforderungen konfrontiert wird, und das vor dem Hintergrund, »daß wir genau so bettelarm und ausgeplündert sind wie der einzelne arme Jude, dem der Gestapoagent und Ariseur das letzte erpreßt und ihn dann aus dem Lande hinausgejagt hat« (ebd.). Der Vergleich von Österreich (wir) mit dem verfolgten Juden gerinnt zu einer Gleichsetzung, was dann auch bedeutet, dass Juden und Jüdinnen mit ihrer Verfolgungs- und Vernichtungsgeschichte keine historische Sonderstellung beanspruchen können.

### Restitution statt Wiedergutmachung?

Die Trennung in moralische und materielle Wiedergutmachung gibt einen diskursiven Rahmen vor, der bis in die Gegenwart fortwirkt. In der Debatte zum Nichtigkeitsgesetz wurde bereits die materielle Wiedergutmachung mit Restitution übersetzt, die moralische hingegen abgewehrt. Denn sie hängt an der Schuldfrage. Obwohl Österreich in der offiziellen Diktion erst spät ein Mitschuld-Einbekenntnis gegeben hat, war den ProtagonistInnen der unmittelbaren Nachkriegszeit die Beteiligung von ÖsterreicherInnen an den NS-Verbrechen durchaus bewusst. Da die Wiederherstellung der Souveränität aber oberste Priorität in der Nachkriegspolitik war, sollte Österreich ausschließlich als Opfer der NS-Aggression betrachtet werden, nicht als Schuldner. Die sprachliche Differenz zwischen deutscher Wiedergutmachungspolitik und österreichischer Restitutionspolitik muss daher als Teil einer Strategie der Schuldabwehr begriffen werden. Denn die Aspekte von Schuld und Sühne, die im Begriff der Wiedergutmachung enthalten sind, sollten für Österreich keine Berechtigung erlangen.

Die Frage nach anhaltendem Antisemitismus, der trotz Tabuisierung zumindest unterschwellig auch in der offiziellen politischen Sprache nachgewiesen werden kann, dient mir hier dazu, die vermeintliche moralische Neutralität des Restitutionsbegriffs zu hinterfragen. Materielle Restitution –

<sup>38</sup> Zur Verbindung von Antisemitismus mit einer verkürzten Kapitalismuskritik vgl. Karin Stöger: Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen. Baden-Baden 2014, S. 109–116.

unabhängig davon, ob sie nun tatsächlich erfolgt oder nicht – trägt die Konnotation von »schnödem Mammon« ebenso in sich wie die vom »reichen, gierigen und niemals zufrieden gestellten Juden«. Zugleich wird erwartet, dass die materielle Entschädigung – eventuell verbunden mit symbolischen Gesten – die Opfer und deren Nachkommen zum Verzeihen zwingt, wie das in der eingangs dargestellten Kritik am Wiedergutmachungsbegriff hervorgehoben wird. Wer nicht verzeiht oder gar vergisst, was gewesen ist, ist wiederum ein »typischer Jude«, der nie vergibt und immer auf Rache sinnt. Antisemitismus erscheint in den Debatten zur Restitutionspolitik als Erfindung der Nationalsozialisten und daher als Teilproblem der Entnazifizierung. Der eigene Antisemitismus wird als ein anderer, nicht-nationalsozialistischer Antisemitismus oder als berechtigte Kritik an der Unangemessenheit von Restitutionsforderungen wahrgenommen.

Das Bewusstsein, dass Antisemitismus ein grundlegendes demokratiepolitisches Problem darstellt, war 1946 nicht vorhanden und erscheint auch heute noch für viele umstritten. Gerne wurde und wird auf die antisemitische Haltung der Alliierten verwiesen, um diese Verbindung zu bestreiten. Doch in einer demokratischen Gesellschaft bilden Ideologien, die einen Teil der BürgerInnen aus dem bürgerschaftlichen Kollektiv (oder der Nation) hinausdrängen, ein fundamentales Problem. Wer, wie Fischer in der Debatte zum Nichtigkeitgesetz, Antisemitismus als das eigentliche Problem erkennt, dabei aber den Antisemitismus der eigenen Partei geflissentlich übersieht, macht aus dem Antisemitismusvorwurf eine Waffe, die gegen politische GegnerInnen zum Einsatz kommt, wann immer sie einen argumentativen Vorteil verspricht. Das demokratiepolitische Problem, Juden und Jüdinnen als Nicht-ÖsterreicherInnen oder zumindest als keine *echten* ÖsterreicherInnen zu betrachten, wie das bei Kolb geschehen ist, kann so nicht gelöst werden. Rassistisch Verfolgte als weniger anspruchsberechtigt auf Restitution und Entschädigung zu betrachten, wie das Misch vorgeschlagen hat, und selbst die Trennung in moralische und materielle Wiedergutmachung verdeckt den antisemitischen Gehalt der NS-Vernichtungspolitik, was schließlich auch eigene antisemitische Anschauungen als wenig anrüchig erscheinen lässt.

Die HistorikerInnenkommission schlägt hingegen vor, das Thema »Arisierung« und Restitution jüdischen Eigentums getrennt von anderen Aspekten des Raubes und der Vermögensübertragung während der NS-Zeit zu betrachten.

Die Beraubungspolitik gegenüber den Juden, der Entzug des gesamten immobilen und mobilen Eigentums zielte auf eine Zerstörung der sozialen und individuellen Existenz. Dies ging einher mit Vertreibung, und – im Rückblick gesehen – war diese auch eine der Vorstufen der Deportation und Ermordung der im Herrschaftsbereich NS-Deutschlands verbliebenen Juden und Jüdinnen.<sup>39</sup>

Während der NS-Staat Juden und Jüdinnen zur Ausreise zwingen wollte, nahm er ihnen zugleich die dafür nötigen Mittel. Diese scheinbar irrationale

<sup>39</sup> Clemens Jabloner u. a., Schlussbericht der Historikerkommission, S. 81.

Tendenz kann nur erklärt werden, wenn nicht nur ökonomische Interessen, sondern zugleich ideologische, sprich antisemitische Erwägungen berücksichtigt werden. »Arisierungen«, Berufsverbote und »Sondersteuern für Juden« zielten auf Schaffung katastrophaler sozialer Zustände, was wiederum die NS-Judenpolitik mit Legitimation versorgte und noch radikalere Maßnahmen bis hin zum Genozid in der breiten Öffentlichkeit akzeptabel machte.<sup>40</sup> Restitution als »schnöde«, weil nur materielle Wiedergutmachung zu betrachten, verharmlost die materielle Dimension der NS-Vernichtungspolitik und lässt sie geradezu als soziale Umverteilungspolitik erscheinen. Jemandem die Existenzgrundlagen zu entziehen und schließlich im Ghetto von Łódź verhungern zu lassen, umfasst zwar nur eine rein materielle Dimension der Verfolgung, kann aber im Nachhinein nicht ohne weiteres von der moralischen Dimension von Wiedergutmachung abgelöst verhandelt werden.

---

<sup>40</sup> Ebd., S. 83.

**Andreas Huber**

## **Der Grat zwischen Erfolg und Enttäuschung. 1938 vertriebene und emigrierte Lehrende der Universität Wien im Wissenschaftsbereich der Zweiten Republik**

### **Vertreibung und Emigration**

Nach dem »Anschluss« wurden an der Universität Wien im Rahmen der nationalsozialistischen Neuorganisation der Universität über 320 Professoren, DozentInnen und LektorInnen – das waren 42 Prozent des Lehrkörpers – aus rassistischen oder »politischen« Gründen vertrieben.<sup>1</sup> Keine andere Universität im »Dritten Reich« verlor mehr WissenschaftlerInnen,<sup>2</sup> wobei die Betroffenen mit Enthebungen, dem Verlust der Pension und oftmals der Existenzgrundlage bis hin zur Inhaftierung und Deportation in ein Konzentrationslager konfrontiert waren.<sup>3</sup> Zumindest 153 Lehrende emigrierten oder fassten während eines Auslandsaufenthaltes den Entschluss, nicht mehr nach Österreich zurückzukehren. Diese 153 ExilantInnen und insbesondere die RückkehrerInnen unter ihnen stehen im Fokus dieses Beitrags.

Bei den im Nationalsozialismus vertriebenen Lehrenden ist eine Unterscheidung zwischen zwei Gruppen ganz wesentlich: den wegen ihrer jüdischen Herkunft Enthobenen einerseits und den aus weltanschaulichen Gründen verfolgten Lehrenden andererseits. So nahmen sich die Sanktionen gegen die zweitgenannte Gruppe vergleichsweise glimpflich aus: Kein Einziger der 86 »politisch« und zum Großteil aufgrund einer katholisch-konservativen Haltung bzw. der Nähe zum Dollfuß/Schuschnigg-Regime Vertriebenen<sup>4</sup> beging

---

<sup>1</sup> Nicht habilitierte AssistentInnen sind in dieser Berechnung nicht inbegriffen.

<sup>2</sup> Michael Grüttner, Sven Kinas: Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 55 (2007), H. 1, S. 123–186, S. 140.

<sup>3</sup> Elf Lehrende kamen in NS-Konzentrationslagern oder auf dem Weg dorthin ums Leben, sieben weitere begingen Selbstmord.

<sup>4</sup> Vgl. die kürzlich erschienene Monographie des Autors: Rückkehr erwünscht. Im Nationalsozialismus aus »politischen« Gründen vertriebene Lehrende der Universität Wien (Emigration - Exil - Kontinuität. Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung, Bd. 14). Wien 2016.

Selbstmord oder befand sich nach 1940 noch in Haft.<sup>5</sup> Dementsprechend sahen sich auch vergleichsweise wenige Angehörige dieser Gruppe zur Flucht ins Ausland gezwungen: Betrug der ExilantInnenanteil bei den »politisch« Verfolgten 19 Prozent (16 Lehrende), war er bei den rassistisch verfolgten HochschullehrerInnen mehr als dreimal so hoch. 137 dieser 207 Lehrenden, also rund zwei Drittel verließen bis spätestens 1940 die nummehrige »Ostmark« (siehe Abbildung 1).<sup>6</sup> Bei den verbliebenen »jüdischen« Lehrenden handelte es sich vorwiegend um »Mischlinge ersten Grades« und »Mischlinge zweiten Grades«, denen in vielen Fällen eine weitere Berufsausübung – wenn auch nicht an der Universität – möglich war und die damit auch über eine finanzielle Grundlage verfügten. Das galt auch für HochschullehrerInnen, die aufgrund eines Ehepartners jüdischer Herkunft ihre Lehrtätigkeit beenden mussten.<sup>7</sup>

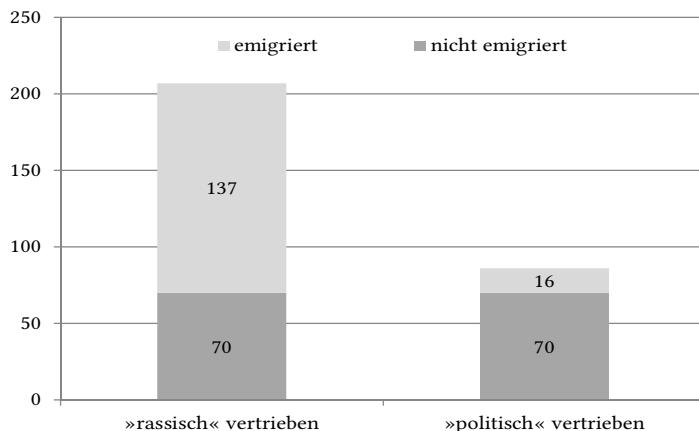


Abbildung 1: Emigration von »rassistisch« und »politisch« vertriebenen Lehrenden der Universität Wien (N=292)

Ein Vergleich der 153 ExilantInnen<sup>8</sup> mit den in Österreich verbliebenen Hochschullehrern weist neben dem Vertreibungsgrund auch das Alter als entscheidenden Faktor für bzw. gegen eine Emigration aus. In der Gruppe rassistisch

<sup>5</sup> Die einzige Ausnahme bildete der Dozent für Deutsche Volkskunde Rudolf Kriß, der Ende 1944 zum Tode verurteilt wurde.

<sup>6</sup> In die Berechnung wurden dabei nur jene Lehrenden einbezogen, bei denen zweifelsfrei feststeht, ob eine Emigration erfolgte oder nicht.

<sup>7</sup> Diese Lehrenden finden sich insofern unter den »rassistisch« Vertriebenen, als bis dato nur zu rund 40 Prozent dieser Gruppe detaillierte Recherchen erfolgten. Zumindest elf Personen mussten ihre Lehrtätigkeit aufgrund einer Ehefrau jüdischer Herkunft beenden.

<sup>8</sup> Angesichts der noch im Gange befindlichen Recherchen könnte sich sowohl die Zahl der emigrierten Vertriebenen als auch jene der RemigrantInnen noch nach oben verschieben.

Vertriebener wiesen Emigranten zum Zeitpunkt des »Anschlusses« ein Durchschnittsalter von 54,6 Jahren auf, Nicht-Emigranten waren 58,7 Jahre alt. Bei den »politisch« Verfolgten lagen die Werte bei 42,7 bzw. 48,4 Jahren. Diese gravierenden Altersunterschiede zwischen den beiden Gruppen sind darauf zurückzuführen, dass im radikal antisemitischen Klima an der Universität Wien der Zwischenkriegszeit Habilitationen und Berufungen »jüdischer« (entsprechend der rassistischen NS-Definition) Hochschullehrer sukzessive zurückgegangen waren, was schließlich auch ein überdurchschnittlich hohes Lebensalter dieser Lehrenden zur Folge hatte. Im Gegenzug befanden sich unter den »politisch« Verfolgten relativ viele WissenschaftlerInnen, die dem politischen Katholizismus und dem Austrofaschismus nahegestanden waren und ihre Habilitation oder Professur im Dollfuß/Schuschnigg-Regime erlangt hatten.

Das Alter zum Zeitpunkt der Emigration sollte sich für die Frage einer Rückkehr nach Österreich später als ein entscheidender Faktor erweisen. Selbiges gilt für das Land, in dem sich die geflüchteten WissenschaftlerInnen schließlich niederließen, nachdem die Emigration oftmals über einen längeren Zeitraum und über mehrere Länder erfolgt war. Das mit Abstand wichtigste Exilland waren die USA, wohin knapp zwei Drittel der verfolgten HochschullehrerInnen der Universität Wien emigrierten, gefolgt von Großbritannien (17 Prozent) und anderen europäischen Ländern (12 Prozent). Die restriktiven Einwanderungsbestimmungen für Jüdinnen und Juden etwa in die Schweiz mögen erklären, dass in absoluten Zahlen betrachtet bei den europäischen nicht besetzten Ländern kein Unterschied zwischen den beiden Kollektiven feststellbar ist. Ziele außerhalb von Europa und den USA sind im Allgemeinen nur für »jüdische« Lehrende dokumentiert, so etwa Palästina, China, Indien und der Irak.

Emigrationsland	»rassistisch« vertrieben	»politisch« vertrieben	gesamt
USA	86	9	95
Großbritannien	25	1	26
Europa (nicht besetzt)	10	3	13
Europa (besetzt)	3	3	6
Asien, Australien u. a.	13		13
gesamt	137	16	153

Tabelle 1: Emigrationsländer der »politisch« und »rassistisch« vertriebenen Lehrenden der Universität Wien (N=153)

Zusammenfassend ist also festzuhalten, dass die für eine Rückkehr (mit-)entscheidenden Kriterien wie die geographische Distanz zu Österreich (das Exilland) und das durchschnittliche Lebensalter die Rückkehr von »politisch« Vertriebenen klar begünstigten. Das waren aber nicht die einzigen maßgeblichen Umstände.

### Nachkriegsjahre

Ein Rückruf an die ins Ausland geflüchteten WissenschaftlerInnen erfolgte nach Ende des Zweiten Weltkrieges nicht. Mitverantwortlich dafür war nicht zuletzt der Leiter der Sektion III im Staatsamt für Unterricht – Otto Skrbensky. Skrbensky hatte diese Funktion bereits im Dollfuß/Schuschnigg-Regime ausgeübt und war damit auch für die Enthebungen nationalsozialistischer sowie linker bzw. liberaler Hochschullehrer verantwortlich gewesen. Unter dem kommunistischen Staatssekretär Ernst Fischer konnte er am 1. September 1945 in seinen alten Posten zurückkehren und understand nach den für die KPÖ desaströs verlaufenen Nationalratswahlen ab Dezember seinem ÖVP-Parteikollegen Felix Hurdes.<sup>9</sup> Skrbenskys Entscheidungen sollten nicht nur in Fragen der Rückholung geflüchteter WissenschaftlerInnen, sondern auch bei der Entnazifizierung der Hochschullehrerschaft von weltanschaulichen Kriterien getragen werden.<sup>10</sup> Neben dem Unterrichtsministerium spielten in Fragen der Rückkehr aber auch die akademischen Behörden, und hier insbesondere der Akademische Senat, eine entscheidende Rolle. Auch hier hatten Katholisch-Konservative maßgebliche Funktionen inne: Der erste Nachkriegsrektor, Ludwig Adamovich, hatte im Dollfuß/Schuschnigg-Regime als letzter Justizminister fungiert, während der Dekan der Medizinischen Fakultät, Leopold Arzt, von 1934 bis 1938 dem Bundestag wie auch dem Bundeskulturrat angehört hatte. Die beiden waren ebenso wie der Dekan der Juridischen Fakultät, Ferdinand Degenfeld-Schonburg, nach dem »Anschluss« aus »politischen« Gründen vertrieben worden. Hingegen hatte der Ordinarius für Ägyptologie und Afrikanistik, Wilhelm Czermak, welcher der Philosophischen Fakultät vorstand, auch im Nationalsozialismus lehren können. Er war Ehrenmitglied der CV-Verbindung *Bajuvaria* Wien und hatte seit 1924 dem antisemitischen *Deutschen Klub* angehört, wobei letzteres vermutlich ein Grund für seine Weiterbelassung im Nationalsozialismus gewesen war.<sup>11</sup> Neben ihrem Katho-

<sup>9</sup> Vgl. Roman Pfefferle, Hans Pfefferle: Glimpflich entnazifiziert. Die Professorenschaft der Universität Wien von 1944 in den Nachkriegsjahren. Göttingen 2014, S. 49.

<sup>10</sup> Vgl. den Abschnitt zu Skrbensky (S. 45–72) in der Monographie von Roman und Pfefferle.

<sup>11</sup> Vgl. Mitteilungen des Deutschen Klubs. Folge 10 (1924), S. 9; Die Ehrenmitglieder, Alten Herren und Studierenden des OeCV, des österr. Cartell-Verbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen. Nach dem Stande vom 1. April 1935 mit Nachträgen. Hg. vom Amte des OeCV für Statistik und dessen Leiter Engelbert Siegl. Wien 1935, S. 65.

lizismus zeichnete viele der Verantwortlichen im Ministerium und an der Universität aber auch generell eine antisemitische Haltung aus.<sup>12</sup> Liberalen und »jüdischen« ExilantInnen schlug so in vielen Fällen offene Ablehnung entgegen. Als besonders augenscheinliches Beispiel dafür sei hier die vollkommene Ignoranz des Ministeriums hinsichtlich einer Liste der *Austrian University League of America* aus 1946 mit über 260 rückkehrwilligen ExilantInnen genannt. Personen, um die sich die Verantwortlichen wirklich bemühten, zeichnete laut Christian Fleck drei Merkmale aus: »prominent, katholisch-konservativ bis -monarchistisch und arisch«<sup>13</sup>.

Eine der wesentlichen gesetzlichen Grundlagen für die Wiedereinsetzung enthobener Professoren war das sogenannte Beamtenüberleitungsgesetz:<sup>14</sup> Wer im Nationalsozialismus (aber auch im Dollfuß/Schuschnigg-Regime, Nationalsozialisten ausgenommen) aus politischen oder rassistischen Gründen entlassen, pensioniert oder in anderer Form von seinem Posten entfernt worden war, konnte auf Ansuchen der obersten Personaldienststelle sowie nach Zustimmung der Staatskanzlei wieder in den Dienststand übernommen werden. Nach der Berufsbeamtenverordnung<sup>15</sup> gemaßregelte Lehrende waren – sofern sie sich nicht nationalsozialistisch betätigten – per se wieder einzusetzen. Diese Regelung konnten demnach (wirkliche) Professoren<sup>16</sup> wie auch Dozenten und Lehrbeauftragte, die in anderer Funktion, etwa als Primarius in einem Krankenhaus, beamtet waren, in Anspruch nehmen. Eine Vielzahl der ExilantInnen verfügte allerdings über keinen derartigen Status, und so hatten sich etwa Dozenten der Medizinischen Fakultät ihren Lebensunterhalt oftmals mit der Führung von Privatpraxen verdient, zumal die Einkünfte aus der Lehrtätigkeit nicht ausreichten. Für nicht-beamtete emigrierte WissenschaftlerInnen, die im Exil einen sicheren Job erlangt hatten, war eine Rückkehr nach Österreich also mit einigen, nicht nur ökonomischen Risiken verbunden. Den ehemals an der Universität Wien Lehrenden stellten sich aber noch andere Hürden entgegen: So sah etwa das Beamtenüberleitungsgesetz keine Regelungen für die Erstattung von Übersiedlungskosten vor, wovon längere Briefwechsel zwischen den ExilantInnen und österreichischen Behörden zeugen. Anfragen endeten oftmals enttäuschend für die »Antrag-

<sup>12</sup> Zum Antisemitismus Degenfeld-Schonburgs vgl. Tamara Ehs, Andreas Huber: Ferdinand Degenfeld-Schonburg. <https://gedenkbuch.univie.ac.at> (aufgerufen am 2. 4. 2015). Leopold Arzt wiederum wurde 1933 in einem anonymen Schreiben von studentischer Seite beschuldigt, jüdische Studierende zu diskriminieren. Universität Wien, Universitätsarchiv [UA], MED PA 16, fol. 186, Anonymes Schreiben an Leopold Arzt, 18. 11. 1933.

<sup>13</sup> Christian Fleck: Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 7 (1996), H. 1, S. 67–92, S. 78–86.

<sup>14</sup> Staatsgesetzblatt 134/1945.

<sup>15</sup> Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums.

<sup>16</sup> Diese sind zu unterscheiden von den Dozenten mit dem Titel eines außerordentlichen oder ordentlichen Professors, wobei dieser Titel keine Verbesserung der arbeitsrechtlichen Situation mit sich brachte.

steller«. Durchaus schwierig gestaltete sich auch die Wohnungssuche im Wien der Nachkriegszeit, was etwa die Rückkehr des Juristen Adolf Merkl um über ein Jahr verzögerte.<sup>17</sup> Die Remigration hing also in besonderem Maße vom Entgegenkommen der politisch Verantwortlichen ab.

Wirft man einen Blick auf die Biographien der nach Kriegsende – zumindest vorübergehend – wieder in Österreich tätigen ProfessorInnen, DozentInnen und sonstigen Lehrbeauftragten, so kristallisieren sich drei Gruppen heraus:

- Lehrende, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945–1950) wieder dauerhaft an die Universität Wien zurückkehrten, das heißt die Lehrbefugnis bzw. die Professur wieder erhielten;
- Lehrende, die nach 1950 zurückkehrten, etwa als Honorarprofessor, allerdings ohne zeitliche Einschränkung (etwa nach der Emeritierung an einer US-amerikanischen Hochschule);
- Lehrende, die in der Funktion eines Gastprofessors oder -dozenten nur vorübergehend (meist für ein bis zwei Semester) wieder an einer österreichischen Hochschule unterrichteten.

Nach derzeitigem Forschungsstand<sup>18</sup> kehrten zumindest 31 der 134 bei Kriegsende noch lebenden ExilantInnen und damit 23 Prozent wieder an eine österreichische Hochschule zurück. 20 dieser 31 RückkehrerInnen entfallen auf die ersten beiden Kategorien, das heißt sie waren wieder über einen längeren Zeitraum in Österreich tätig. Wie Tabelle 2 zu entnehmen ist, zeigen sich zwischen den beiden Vertriebenengruppen aber ganz wesentliche Unterschiede.

Emigrationsland	»rassisches« vertrieben	»politisch« vertrieben	gesamt
Rückkehr dauerhaft	14	6	20
Gastprofessur o. Ä.	6	5	11
keine Remigration	98	5	103
gesamt	118	16	134

Tabelle 2: Remigration von »politisch« und »rassisches« vertriebenen Lehrenden an eine österreichische Hochschule der Nachkriegszeit (N=134)

Fanden sich unter den 118 rassistisch Verfolgten nur 14 dauerhaft Remigrierte und weitere sechs Gastprofessoren, waren es bei den »politisch« Vertriebenen

<sup>17</sup> Merkl war im November 1948 wieder zum ordentlichen Professor an der Universität Wien ernannt worden, konnte aber erst im Sommersemester 1950 wieder mit der Abhaltung von Lehrveranstaltungen beginnen. Vgl. UA, J PA 366, fol. 282, Merkl an JUR Dekanat, 19. 1. 1950.

<sup>18</sup> Wie bereits oben erwähnt sind die Detailrecherchen zu den rassistisch Vertriebenen noch im Gange, weshalb möglich ist, dass die Anzahl der in Tabelle 2 ausgewiesenen Gastprofessuren tatsächlich noch höher liegt.

zwei Drittel, die wieder in Österreich lehrten. Diese eklatanten Unterschiede sind auf die oben genannten Gründe – die katholische Restauration in den entscheidenden Instanzen, die Exilländer und schließlich das durchschnittliche Lebensalter – zurückzuführen.

### Dauerhaft Remigrierte

#### »Politisch« Vertriebene

Die entscheidende Rolle der akademischen Behörden bei der Rückkehr und dem weiteren Verlauf der akademischen Karriere zeigte sich etwa am Beispiel der Histologin Carla Zawisch-Ossenitz. Als Mitbegründerin der *St.-Lukas-Gilde* (katholischer Ärzte) wurde sie 1938 aufgrund ihrer politischen Haltung für sechs Wochen inhaftiert und verlor sowohl ihre Lehrbefugnis als auch die Stelle als Assistentin.<sup>19</sup> Nach Kriegsende bemühte sich der Dekan der Medizinischen Fakultät, Leopold Arzt, intensiv um ihre Rückkehr und sicherte ihr darüber hinaus eine Lehrkanzel in Graz oder Wien zu.<sup>20</sup> Die Betreffende kehrte denn auch 1946 aus den USA nach Österreich zurück,<sup>21</sup> wurde im Februar 1947 als Hochschulassistentin in den Dienststand der Universität Wien aufgenommen<sup>22</sup> und erlangte im Juni wiederum ihre Lehrbefugnis.<sup>23</sup> Zawisch-Ossenitz konnte zudem im April 1947 die Supplierung der außerordentlichen Lehrkanzel für Histologie und Embryologie in Graz wie auch die Leitung des Histologisch-Embryologischen Instituts übernehmen und erhielt wenige Monate später das Extraordinariat. Ordentliche Professorin wurde sie ebenda 1956.<sup>24</sup> Der Begriff der »Bilderbuch-Heimkehr« erscheint für ihre Remigration also durchaus zutreffend.

In der Gruppe der »politisch« Vertriebenen ist sie damit aber kein Einzelfall. Wie Zawisch-Ossenitz war auch der Kirchenrechtler Willibald Plöchl aufgrund der Nähe zum autoritären »Ständestaat«, aber auch seines Engagements innerhalb der österreichischen Landsmannschaften gegen den Natio-

<sup>19</sup> Alois Kernbauer: Carla Zawisch-Ossenitz. [www.univie.ac.at/biografiA/daten/text/bio/zawisch-o\\_c.htm](http://www.univie.ac.at/biografiA/daten/text/bio/zawisch-o_c.htm) (3. 4. 2015).

<sup>20</sup> Ingrid Arias: Die medizinische Fakultät von 1945 bis 1955: Provinzialisierung oder Anschluss an die westliche Wissenschaft? In: Gernot Heiß, Margarete Grandner, Oliver Rathkolb (Hg.): Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945 bis 1955 (Querschnitte, Bd. 19), Innsbruck, Wien, Bozen 2005, S. 68–88, S. 76.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA]/Archiv der Republik [AdR], Personalakt [PA] Musger, Bundesministerium für Unterricht [BMU] an Zawisch-Ossenitz, 17. 6. 1947.

<sup>23</sup> ÖStA/AdR, PA Zawisch-Ossenitz, BMU an MED Dekanat, 2. 6. 1947.

<sup>24</sup> Vgl. Kernbauer: Zawisch-Ossenitz.

nalsozialismus<sup>25</sup> verfolgt worden. Das Unterrichtsministerium hatte per 22. April 1938 seine Lehrbefugnis an der Universität Wien widerrufen,<sup>26</sup> während er als Landesregierungskommissär mit Ende November 1938 nach Paragraph 4 der Berufsbeamtenverordnung (stellvertretend für politische Gründe) entlassen worden war.<sup>27</sup> Nach dem Exil in Frankreich und später in den USA, wo er von 1941 bis 1947 als Gastprofessor an der Catholic University of America in Washington gelehrt und zudem als Mitbegründer des *Free Austrian National Council* (FANC) mitverantwortlich gezeichnet hatte,<sup>28</sup> kehrte er 1947 nach Österreich zurück. Plöchl, der einst dem Führerrat der *Vaterländischen Front* angehört hatte, konnte nur ein Jahr später die ordentliche Professur für Kirchenrecht übernehmen.<sup>29</sup>

Auch die beiden weiteren Remigranten aus dieser Gruppe – der Ethnologe Wilhelm Koppers und der Ethiker und Sozialwissenschaftler Johannes Meßner – waren in engem Kontakt zu den Machthabern von 1933/34–1938 gestanden. So war Meßner von Engelbert Dollfuß beauftragt worden, die päpstliche Enzyklika *Quadragesimo anno* entsprechend der berufsständischen Idee zu interpretieren,<sup>30</sup> auf die er wiederum selbst wesentlichen Einfluss ausgeübt hatte.<sup>31</sup> Nach der Ermordung des autoritär regierenden Bundeskanzlers verfasste Meßner diesem zu Ehren das Buch *Dollfuss* (1934), das nichts anderes als eine kultische Verehrung des ermordeten Kanzlers war. Derartige Umstände erwiesen sich in den Nachkriegsjahren mehr als Vor- denn als Nachteil, und auch Meßner hätte seine akademische Laufbahn in der höchsten Statusgruppe beenden können, beantragte doch die Fakultät 1950 seine Ernennung zum Ordinarius.<sup>32</sup> Meßner lehnte allerdings ab, da er aufgrund des auszu-

<sup>25</sup> Oliver Rathkolb: Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien zwischen Antisemitismus, Deutschnationalismus und Nationalsozialismus. In: Gernot Heiß u. a. (Hg.): Willfährige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938 bis 1945. Wien 1989, S. 197–232, S. 206.

<sup>26</sup> UA, RA GZ 677, O.-Nr. 64, Österreichisches Unterrichtsministerium an Rektorat, 22. 4. 1938.

<sup>27</sup> ÖStA/AdR, Bundeskanzleramt [BKA], Berufsbeamtenverordnung [BBV], Reichsstatthalterei/Arthur Seyß-Inquart an Willibald Plöchl, 29. 11. 1938. Dabei bewilligte ihm die Reichsstatthalterei noch einen Unterhaltsbeitrag im Ausmaß des dreifachen letzten Monatsbezugs.

<sup>28</sup> Werner Röder, Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Bd. 1. München 1980, S. 566. Das in Toronto/Kanada ansässige FANC sah sich als Rechtsnachfolger der Regierung Schuschnigg. Nach Protesten emigrierter Sozialisten in den USA verweigerte die US-Regierung der FANC aber die Anerkennung.

<sup>29</sup> Vgl. etwa Lebenslauf von Willibald Plöchl: [www.oecv.at/Biolex/Detail/12500647](http://www.oecv.at/Biolex/Detail/12500647) (23. 4. 2015).

<sup>30</sup> Helmuth Vetter: Die Katholisch-theologische Fakultät 1938–1945. In: Heiß, Wissenschaft, S. 179–196, S. 180.

<sup>31</sup> Röder, Handbuch, Bd. 1, S. 493.

<sup>32</sup> ÖStA/AdR, PA Messner, BMU GZ 32.280/I-1/50, THK Dekanat an BMU, 27. 6. 1950.

übenden Dekanats zumindest für ein Jahr verhindert gewesen wäre.<sup>33</sup> Bis 1964 ließ er sich jeweils im Sommersemester für einen sechsmonatigen Studienaufenthalt in Birmingham beurlauben,<sup>34</sup> wo er die NS- und Nachkriegsjahre verbracht und an seinem Opus magnum *Das Naturrecht* gearbeitet hatte. Wilhelm Koppers konnte indes 1946 wieder sein Ordinariat für Völkerrecht antreten.

Kein Einziger der vier genannten Lehrenden hatte im Exil eine Professur erlangt, was für die Entscheidung zur Rückkehr nach Österreich durchaus eine Rolle gespielt haben möchte. Aber auch die persönliche Involvierung in das politische System Österreichs vor dem »Anschluss« war bedeutend: Je politischer das Emigrationsmotiv war, so Horst Möller, »desto größer war die Wahrscheinlichkeit der Remigration. Denn wer politische Ambitionen hatte, konnte diese, nachdem die Gründe für das Exil entfallen waren, im Ausland nur noch schwer realisieren.« Was die Rückkehr nach Deutschland anbelangt, zitiert er den ehemaligen SPD-Vorsitzenden Otto Wels, die Emigranten seien »mit dem Gesicht nach Deutschland« gestanden.<sup>35</sup> Nach 1950 kehrten noch der Nobelpreisträger Erwin Schrödinger (1956) und der Sprachwissenschaftler Alexander Issatschenko (1971) nach Österreich zurück. Während für Schrödinger eigens ein Extraordinariat geschaffen wurde, spielte Issatschenko als Ordinarius und Stellvertreter des Rektors eine wesentliche Rolle in der Gründungsphase der Universität Klagenfurt. Für die im Nationalsozialismus »politisch« Vertriebenen und nach Kriegsende (dauerhaft) Remigrierten ist demnach zu konstatieren, dass ihre Nachkriegskarrieren durchaus erfolgreich verliefen. Wer aus dieser Gruppe nicht in die Schablone der politisch Verantwortlichen passte, erhielt aber ebensowenig eine Einladung zur Rückkehr: der Ökonom Oskar Morgenstern etwa.

#### »Rassisch« Vertriebene

Dieser ersten Gruppe »politisch« Vertriebener stehen 14 Lehrende aus der Gruppe rassistisch Verfolgter gegenüber, von denen wiederum zwölf bis 1950 nach Österreich zurückkehrten. Der Vergleich dieser beiden Kollektive ist nur bedingt aussagekräftig und mit Vorsicht zu genießen, als die absolute Anzahl an RückkehrerInnen wie auch die Zugehörigkeiten zu Statusgruppen und Fakultäten im März 1938 stark divergieren. Jedenfalls verliefen die Nachkriegskarrieren dieser »jüdischen« Lehrenden in der Zweiten Republik in vergleichsweise wenigen Fällen erfolgreich – sofern man die Statusgruppe am Ende der akademischen Laufbahn zugrunde legt. Ein charakteristisches Beispiel ist die Philologin Gertrud Herzog-Hauser.

<sup>33</sup> Ebd., Amtsvermerk, o. D.

<sup>34</sup> Traugott Bautz (Hg.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 5. Herzberg 1993, S. 1366.

<sup>35</sup> Horst Möller: Aufklärung und Demokratie. Historische Studien zur politischen Ver-unft. München 2003, S. 272.

Nach dem »Anschluss« verlor sie ihre Lehrbefugnis an der Universität Wien<sup>36</sup> und ihren Posten als Schuldirektorin im Mädchengymnasium Rahlgasse. Herzog-Hauser galt entsprechend den »Nürnberger Rassengesetzen« als »Mischling ersten Grades«, wenngleich sie praktizierende Katholikin war.<sup>37</sup> Ihr Mann, der Antifaschist und Maler Carry Hauser, war von den NationalsozialistInnen mit einem Arbeits- und Ausstellungsverbot belegt worden und in die Schweiz geflüchtet, während Herzog-Hauser gemeinsam mit ihrem Sohn nach Holland auswanderte, wo sich die beiden in einem Altersheim verstecken und überleben konnten. Ihr Bruder wurde von den Nationalsozialisten ermordet.<sup>38</sup> Nach Kriegsende ging sie vorerst in die Schweiz, kehrte 1946 nach Wien zurück und erhielt die Lehrbefugnis an der Universität Wien wiederverliehen. Zwar konnte sie wieder in den Mittelschuldienst, im Mädchengymnasium Wenzgasse in Wien-Hietzing eintreten,<sup>39</sup> ihre vor dem »Anschluss« innegehabten Posten blieben ihr allerdings verwehrt – ebenso eine Professur an der Universität Wien. Die Philologin musste in den folgenden Jahren mit kleinen Lehraufträgen für lateinische Grammatik-Übungen ihr Auskommen finden, erhielt 1946 den Titel eines außerordentlichen Professors verliehen und scheiterte drei Jahre später mit einer Bewerbung für eine Lehrkanzel an der Universität Innsbruck.<sup>40</sup> Zu dieser gescheiterten Bewerbung liegt ein bemerkenswerter Brief eines Innsbrucker Professors an einen Wiener Kollegen auf. Darin heißt es:

Weil sich sonst niemand recht rühren wollte, wandte ich mich ziemlich scharf gegen die Nennung einer älteren Dame für einen solchen Lehrstuhl. Wichtiger war mir dabei aber, was ich begreiflicherweise nicht offen aussprach, dass wir keine Jüdin haben wollen, mag sie auch persönlich, wie behauptet wurde, sehr nett sein.<sup>41</sup>

Die Bewerbung Herzog-Hausers, die im Oktober 1953 in Wien verstarb, scheiterte somit an antisemitischen Ressentiments.

Um die Rückkehr »jüdischer« WissenschaftlerInnen kümmerten sich Ministerium und Universität nur äußerst selten. Eine Ausnahme bildete der 1938 als Ordinarius für Physik und Vorstand des III. Physikalischen Instituts entthobene Felix Ehrenhaft, der über Rio de Janeiro in die USA emigriert war. Ohne Widerstände verließ seine Rückkehr allerdings nicht: Ehrenhaft hatte im Exil Forschungen über Subelektronen und magnetische Monopole durchgeführt, die – so Reiter/Schurawitzki – »höchst umstritten« waren und »deren

<sup>36</sup> UA, PHIL GZ 659-1937/38, O.-Nr. 70, PHIL Dekanat an Herzog-Hauser, 23. 4. 1938.

<sup>37</sup> Eva Cescutti: Gertrud Herzog-Hauser und die klassische Philologie. In: Ilse Korotin, Heidi Schrot (Hg.), Gertrud Herzog-Hauser (1894–1953). Klassische Philologin, Universitätsdozentin und Schuldirektorin. Wien 2009, S. 17–25, S. 21.

<sup>38</sup> Renate Göllner: Gertrud Herzog-Hauser und die Emanzipation. In: Korotin, Herzog-Hauser, S. 36–49, S. 47.

<sup>39</sup> Korotin: Herzog-Hauser, Anhang: Biographie, S. 84–85.

<sup>40</sup> Cescutti: Herzog-Hauser, S. 22.

<sup>41</sup> Zitiert nach Göllner, Herzog-Hauser, S. 48.

Resultate von der gesamten Fachwelt einhellig als falsch zurückgewiesen« wurden. Von daher sprach sich auch die Philosophische Fakultät gegen eine Rückkehr an die Universität Wien aus. Der Sektionschef im Unterrichtsministerium Otto Skrbensky setzte sich darüber aber hinweg, und so leitete Ehrenhaft ab 1947 in der Funktion eines Gastprofessors das I. Physikalische Institut.<sup>42</sup> Die Wiedereinstellung hatte für Ehrenhaft aber insofern einen Haken, als ihm – so schreibt Walter Thirring in seinen Erinnerungen – eine Pension verwehrt wurde. Das Pensionsansuchen sei mit der Begründung abgelehnt worden, dass »für einen Gastprofessor [...] eine Pensionierung nicht vorgesehen [sei]. Also musste er noch zwei Jahre, bis zu seinem Tod, arbeiten.«<sup>43</sup>

Als ordentlicher Professor konnten zumindest drei der rassistisch Vertriebenen ihre Karriere an einer österreichischen Hochschule beenden: der Neurologe und Psychiater Hans Hoff (Ordinariat an der Universität Wien 1950), der Physiker Karl Przibram (Universität Wien 1947) und der 1939 als Dozent für Hygiene entthobene Heinrich Jettmar (Universität Graz 1948). Die ehemaligen Dozenten Felix Mandl (Chirurgie), Franz Peter (Zahnheilkunde), Max Schacherl (Neurologie) und Karl Schmidt (Volkswirtschaftslehre) konnten nach ihrer Rückkehr aber keinen Aufstieg mehr an der Universität verzeichnen.<sup>44</sup> Von einigen Problemen begleitet war überdies die Remigration des Ethnologen Robert Heine-Geldern. Zwar hatte er sich wie etwa Willibald Plöchl in der Exilpolitik betätigt und war Gründer und erster Vorsitzender der konservativ-legitimistischen *Austro-American League* gewesen,<sup>45</sup> seine – an ein Extraordinariat geknüpfte – Rückkehr sollte aber erst 1949 nach dreijährigen Bemühungen seinerseits zustande kommen.<sup>46</sup> Nach einer Phase als Gastprofessor folgte im Mai 1950 die Ernennung zum außerordentlichen Professor.<sup>47</sup>

Nach 1950 kehrten schließlich noch der Chemiker Fritz Lieben (1953 Wiederverleihung der Dozentur) und der Historiker Friedrich Engel-Jánosi (Anstellung als Gastprofessor 1959–1969) nach Österreich zurück. Fritz Lieben hatte sich noch im Exil erfolglos um eine Professur bemüht, hielt aber dennoch am Entschluss fest, in die Heimat zurückzukehren und hier – wie er in seinen Memoiren festhielt – »eine bescheidene, in Bezug auf Gehalt besonders be-

<sup>42</sup> Wolfgang L. Reiter, Reinhard Schurawitzki: Über Brüche hinweg Kontinuität. Physik und Chemie an der Universität Wien nach 1945 – eine erste Annäherung. In: Heiß, Grandner u. Rathkolb (Hg.), Zukunft, S. 236–259, S. 243.

<sup>43</sup> Walter Thirring: Lust am Forschen. Lebensweg und Begegnungen. Wien 2008, S. 221.

<sup>44</sup> Bei den übrigen bis 1950 Remigrierten handelte es sich um Albert Ehrenzweig sen. (Honorarprofessor für Bürgerliches Recht und Zivilgerichtliches Verfahren) und den Embryologen Georg Politzer (ab 1955 ao. Prof. an der Universität Wien).

<sup>45</sup> Werner Röder, Hannah Caplan (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration. Bd. 2. München 1983, S. 479.

<sup>46</sup> ÖStA/AdR, PA, Robert Heine-Geldern an BMU, 5. 12. 1949.

<sup>47</sup> UA, PH PA 1922, fol. 122, BMU an PHIL Dekanat, 31. 5. 1950.

scheidene Stellung« einzunehmen.<sup>48</sup> Engel-Jánosi hingegen lehrte zwar noch zehn Jahre in Wien, hatte aber nur geringe Pensionsansprüche und hielt so im Alter von 75 Jahren Gastvorlesungen in Washington ab, um zusätzliche Einkünfte zu lukrieren.<sup>49</sup> Als »Bilderbuch-Heimkehr« ist die Rückkehr von einst rassistisch vertriebenen HochschullehrerInnen dementsprechend nur in wenigen Fällen zu werten. Allzu oft waren die RemigrantInnen mit Enttäuschungen und eingeschränkten Aufstiegschancen in Nachkriegsösterreich konfrontiert.

### Gastprofessuren

Kehrten die dauerhaft wieder in Österreich tätigen WissenschaftlerInnen meist in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zurück, so erfolgten Gastprofessuren oftmals erst in den 1950er und 1960er Jahren – zu einem Zeitpunkt, als sich die sozioökonomische Lage weitgehend stabilisiert hatte. Von zehn Lehrenden, die aus »politischen« Gründen verfolgt worden waren und nicht dauerhaft zurückkehrten, waren immerhin fünf noch als Gastprofessor tätig: der Politologe und Philosoph Erich Voegelin (Gastprofessur an der Universität Wien 1950), der Internist Wilhelm Raab (Innsbruck 1957), der Mathematiker Kurt Gödel (Wien 1966) und der Philosoph Dietrich Hildebrand (Salzburg 1965); bereits von 1946 bis 1947 hatte der Ethnologe und Priester Wilhelm Schmidt wieder an der Universität Wien als Gastprofessor gelehrt. Sein Beispiel zeugt auch von den Zugeständnissen, zu denen das Ministerium bereit war, wenn die weltanschauliche Einstellung »korrekt« war. Schmidt, um den sich die Philosophische Fakultät unmittelbar nach Kriegsende bemüht hatte, stand bereits im 78. Lebensjahr – bei einer Altersgrenze von 75 Jahren. Und so plädierte das Dekanat mit Verweis auf Schmidts wissenschaftliche Leistungen wie auch seine Verfolgung im Nationalsozialismus für eine Ausnahme,<sup>50</sup> die das Ministerium auch anstandslos bewilligte. Der Ethnologe hielt so im Sommer- und Wintersemester 1946/47 als Gastprofessor Vorlesungen an der Universität Wien ab<sup>51</sup> und lehrte später auch an der Katholisch-Theologischen Fakultät Salzburg in dieser Funktion.

Aus der zweiten Gruppe sind der Chemiker Friedrich Feigl (Honorarprofessur an Universität und TH Wien 1961), der Elektropathologe und Gründer des Elektropathologischen Museums Stephan Jellinek (Gastprofessur ab 1948),<sup>52</sup> der Chemiker Hermann Mark (Gastprofessur Universität Wien 1955)

<sup>48</sup> Fritz Lieben: Aus der Zeit meines Lebens. Erinnerungen. Wien 1960, S. 269.

<sup>49</sup> Vgl. ÖStA/AdR, BMU GZ 54639-I/4/69, Otto Schulmeister/Die Presse an BMU, 21. 2. 1969.

<sup>50</sup> ÖStA/AdR, BMU GZ 3558/III-4b/46, PHIL Dekanat an BMU, 2. 2. 1946.

<sup>51</sup> Vgl. UA, PH PA 3332, fol. 54, BMU an PHIL Dekanat (Abschrift), 19. 2. 1947.

<sup>52</sup> Jellinek ist so über mehrere Jahre hinweg als Gastprofessor an der Universität Wien geführt, lebte aber weiterhin in England, um regelmäßig – auch in seiner Funktion als Leiter des Elektropathologischen Museums – nach Wien zurückzukehren.

und der Mathematiker Karl Menger (Gastprofessur 1963–1964 Wien) anzuführen. Gastvorlesungen – ohne offiziell als Gastprofessor ernannt zu werden – hielt aber auch Arthur Lenhoff (Löwy), der 1937/38 Dozent für Bürgerliches Recht gewesen war und seit 1939 eine Professor in Buffalo innehatte. Für die Gastvorlesungen im Sommersemester 1951 erhielt Lenhoff aber nicht einmal die Reise- und Aufenthaltskosten erstattet, zumal das Ministerium einen Antrag des Dekanats negativ beantwortet hatte.<sup>53</sup> Der einst Vertriebene trug sämtliche Kosten aus eigener Tasche, um nach Wien und damit an seine Alma mater zurückkehren zu können.

### Resümee

Lediglich 15 Prozent der nach dem »Anschluss« vertriebenen und ins Ausland geflüchteten Professoren, DozentInnen und LektorInnen der Universität Wien lehrten in der Zweiten Republik wieder dauerhaft an einer österreichischen Hochschule. Zwischen den beiden Vertriebenengruppen, den aus »politischen« und »rassischen« Gründen verfolgten HochschullehrerInnen zeigen sich dabei ganz wesentliche Unterschiede: Während 38 Prozent der ersten Gruppe remigrierten und wieder in Österreich unterrichteten, waren es in der zweiten nur zwölf Prozent. Das durchschnittliche Lebensalter, die Emigrationsländer, der Karriereverlauf im Ausland und insbesondere auch die katholisch-konservative und oftmals auch antisemitische Haltung in den Reihen der akademischen Behörden wie auch des Unterrichtsministeriums waren ausschlaggebend dafür. Letzteres trug auch dazu bei, dass die Nachkriegskarrieren jener WissenschaftlerInnen, die aufgrund der Nähe zum Dollfuß/Schuschnigg-Regime enthoben worden und emigriert waren, durchwegs erfolgreich verliefen. In der zweiten Gruppe war das vergleichsweise selten der Fall gewesen. Zu bedenken ist auch, dass Remigranten eine potentielle Konkurrenz darstellten – zu einem Zeitpunkt, als die Aufstiegschancen für das wissenschaftliche Personal, bedingt durch die Vertreibungen nach dem »Anschluss« wie auch die Entnazifizierung, vergleichsweise gut standen.

Auch bei den nur vorübergehend wieder in Wien Lehrenden stehen Fälle wie jener des aus rassistischen Gründen enthobenen Arthur Lenhoff, der für die Gastvorträge an der Universität Wien sämtliche Kosten aus eigener Tasche bestreiten musste, solche wie jener des Priesters und Ethnologen Wilhelm Schmidt gegenüber. Diesem ermöglichte das Ministerium entgegen den gesetzlichen Regelungen den Antritt einer Gastprofessur mit 78 Jahren. Im Zuge dieses Resümeees ist aber auch darauf hinzuweisen, dass jüngere emigrierte WissenschaftlerInnen, die zum Zeitpunkt des »Anschluss« noch nicht habilitiert waren, von dieser Studie ausgenommen sind.

Der Einfluss der RemigrantInnen auf den Wissenschaftsbereich der Zweiten Republik muss schließlich als gering bezeichnet werden. Ausnahmen wie die

<sup>53</sup> UA, J PA 354, fol. 23, BMU an JUR Dekanat, 23. 2. 1951.

Gründung des Instituts für höhere Studien (IHS) durch den Ökonomen und Spieltheoretiker Oskar Morgenstern bestätigen die Regel.<sup>54</sup> Um Morgenstern, der am Ende seiner Laufbahn gerne nach Österreich zurückgekehrt wäre, hatten sich übrigens nach seiner Emeritierung nicht weniger als sechs amerikanische Prestige-Universitäten bemüht – hingegen keine einzige aus Österreich. Seine Karriere endete somit in den USA, wo er noch sechs Jahre als Distinguished Professor an der New York University lehrte.<sup>55</sup>

---

<sup>54</sup> Christian Fleck: Wie Neues nicht entsteht. Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 11 (2000), H. 1, S. 129–178.

<sup>55</sup> Werner Leinfellner: Oskar Morgenstern. In: Friedrich Stadler (Hg.): Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940. 2. Auflage. Münster u. a. 2004, S. 416–424, S. 416.

Katharina Kniefacz · Herbert Posch

## **Emigration/Remigration in den Bildungsbiografien der 1938 vertriebenen Studierenden. Das *Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938***

### **Ausschluss und Vertreibung – Das *Gedenkbuch* als Forschungsergebnis und -schnittstelle**

Die Universität Wien wies in den 1920er und 1930er Jahren einen sehr hohen Anteil jüdischer Studierender auf – den höchsten unter den österreichischen bzw. aller deutschsprachigen Universitäten.<sup>1</sup> Dies trotz einer langen deutsch-nationalen und antisemitischen Tradition.<sup>2</sup> Der Antisemitismus radikalierte sich in diesen Jahrzehnten und führte zu Gewaltexzessen gegen jüdische Studierende an der Universität Wien. Nach einem kurzen Rückgang der antisemitischen Ausschreitungen in Zeiten austrofaschistischer staatlicher Eingriffe (unter anderem mit Polizeieinsatz) wurden die jüdischen Studierenden nach dem »Anschluss« 1938 vertrieben und an der Fortsetzung bzw. am Abschluss ihres Studiums gehindert. In mehreren einschlägigen Forschungsprojekten, die am Institut für Zeitgeschichte seit 1999 durchgeführt wurden, konnten die Namen der aus »rassischen« und/oder politischen Gründen vertriebenen Studierenden zu einem großen Teil erforscht und die Bedingungen und Auswirkungen der Vertreibung beschrieben werden, wobei sowohl auf quantitative Methoden (Vollaufnahme und Auswertung aller Inskriptionsscheine im Archiv der Universität Wien) sowie qualitative Verfahren (lebensgeschichtliche Interviews) zurückgegriffen wurde.<sup>3</sup>

An der Universität Wien wurden mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938 über 2.700 vorwiegend jüdische Universitätsangehörige (Leh-

<sup>1</sup> Vgl. Herbert Posch, Doris Ingrisch, Gert Dressel: »Anschluß« und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien. Wien 2008, S. 65, 82–84.

<sup>2</sup> Vgl. dazu die Beiträge in Oliver Rathkolb (Hg.): Der lange Schatten des Antisemitismus. Kritische Auseinandersetzungen mit der Geschichte der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2013 und Klaus Taschwer: Hochburg des Antisemitismus. Der wissenschaftliche Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert. Wien 2015.

<sup>3</sup> Forschungsprojekte von Gert Dressel, Doris Ingrisch, Werner Lausecker, Herbert Posch, Friedrich Stadler (Leitung), 1999–2003, 2004–2007, finanziert vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank.

rende, Studierende und AbsolventInnen) von der Universität ausgeschlossen und in der Folge vertrieben und/oder ermordet. Neben der Entlassung von rund 320 Lehrenden (Professoren, Universitäts- und PrivatdozentInnen)<sup>4</sup> erfolgte bis Ende Juni 1938 die fast lückenlose Vertreibung »jüdischer« Studierender: Von ca. 2.230 verfolgten Studierenden<sup>5</sup> konnten bislang die Namen von rund 1.800 Personen eruiert werden. Zudem wurde über 230 AbsolventInnen der Universität Wien ihr akademischer Grad aberkannt.<sup>6</sup> Nur sogenannten »jüdischen Mischlingen« war es auch während des Nationalsozialismus noch möglich, ihr Studium »unter Vorbehalt des jederzeitigen Widerufes« fortzuführen, was jedoch zunehmend eingeschränkt wurde.<sup>7</sup>

Das 2009 präsentierte *Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938* verfolgt einen konkreten individuellen Zugang zu den Betroffenen und enthält als Ergebnis langjähriger Recherchen einen Großteil der Namen dieser Vertriebenen. Es besteht aus einem handgeschriebenen Gedenkbuch (Unikat), das im *Denk-Mal Marpe Lanefesch* (dem ehemaligen jüdischen Bethaus im alten Allgemeinen Krankenhaus) aufbewahrt wird, sowie aus einem Online-Gedenkbuch.<sup>8</sup> Das datenbankgestützte Online-Gedenkbuch mit Suchfunktion wurde um Kurzbiografien, Fotografien und Dokumente zu den betroffenen Personen ergänzt. Als *Work in Progress* konzipiert, wird es laufend aktualisiert und erweitert und bildet eine wichtige Kommunikationsschnittstelle zwischen wissenschaftlicher Forschung, universitärem Gedenken und den Erinnerungen von Angehörigen Betroffener.

Die Biografien der als »jüdisch« kategorisierten Studierenden sind geprägt durch die Vertreibung, den erzwungenen Abbruch der Berufs- und Lebensplanung und häufig auch durch den Verlust der sozialen, ökonomischen und ideellen Grundlagen ihrer Lebensplanungen. Einige konnten selbst unter den Bedingungen der erzwungenen Emigration ihren Bildungs- und Berufsweg

<sup>4</sup> Vgl. dazu demnächst: Andreas Huber: Rückkehr erwünscht. Im Nationalsozialismus aus »politischen« Gründen vertriebene Lehrende der Universität Wien (Emigration - Exil - Kontinuität. Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung, Bd. 14). Wien, Münster u. a. 2016.

<sup>5</sup> Zur Anzahl vgl. Posch, Ingrisch, Dressel, »Anschluß« und Ausschluss 1938, S. 153f.

<sup>6</sup> Herbert Posch: Akademische »Würde«. Aberkennungen und Wiederverleihungen akademischer Grade an der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert. Wien 2008 [Diss.], S. 95–120, 191–236, sowie die Beiträge in: Herbert Posch, Friedrich Stadler (Hg.): »... eines akademischen Grades unwürdig«. Nichtigerklärung von Aberkennungen akademischer Grade zur Zeit des Nationalsozialismus an der Universität Wien. Wien 2005.

<sup>7</sup> Vgl. Albrecht Götz von Olenhusen: Die »nichtarischen« Studenten an den deutschen Hochschulen. Zur nationalsozialistischen Rassenpolitik 1933–1945. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 14 (1966), H. 2, S. 175–206. Zu den über 400 Betroffenen an der Universität Wien vgl. Katharina Kniefacz, Herbert Posch: »... unter Vorbehalt des Widerufes« – Jüdische »Mischlinge« als Studierende der Universität Wien 1938–1945. in: *Zeitgeschichte*, 43 (2016), H. 6, S. 274–290.

<sup>8</sup> <http://gedenkbuch.univie.ac.at> (20. 5. 2015).

fortsetzen oder ganz andere Richtungen gehen und sich im Exilland beruflich etablieren, vielen anderen war dies nicht möglich. Jene, denen die Flucht nicht gelang, waren direkt von der Ermordung bedroht. Dies galt auch für jene 222 als »jüdisch« kategorisierten Studierenden, denen im Zuge sogenannter »Nichtarierpromotionen« zwischen Juni und Dezember 1938 noch der Abschluss des Studiums gestattet wurde – darunter etwa dem späteren österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky.<sup>9</sup> Sie verfügten zwar über ein abgeschlossenes Studium, gleichzeitig wurde auf dem Diplom vermerkt, dass ihnen jegliche Berufsausübung im Deutschen Reich verboten war, womit das Diplom seinen praktischen Wert für den weiteren Berufsweg verlor.

Die einschneidende Bedeutung der Vertreibung und des Bildungsentzugs 1938 sowie strukturelle Fragen über Möglichkeiten zur Remigration nach Österreich nach Kriegsende 1945 möchten wir anhand einiger konkreter Biografien exemplarisch veranschaulichen.<sup>10</sup> Aufgrund der Quellenlage sind repräsentative quantitative Aussagen über die weiteren Lebensverläufe der Generation der vertriebenen Studierenden nicht möglich, weshalb sich die nachfolgenden Ausführungen auf eine exemplarische Darstellung beschränken müssen. Dabei werden zunächst Fälle »erfolgreicher« Remigration vorgestellt, anschließend Biografien von Vertriebenen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht nach Österreich zurückkehrten. Innerhalb dieser Kategorien stellt sich vor allem die Frage, inwieweit das in Wien begonnene Studium nach der Vertreibung fortgesetzt bzw. beendet werden konnte. Aus dieser Perspektive wird die Bedeutung der beruflichen Qualifikation als ein Entscheidungskriterium für oder gegen eine Remigration nach Österreich betrachtet. Wichtige Einflussvariablen für eine Entscheidung zur (Nicht-) Rückkehr spielten damit verbundene Erfahrungen der In- und Exklusion sowie Akkulturation und besonders die Arbeitsmöglichkeiten in Exil- und Herkunftsländern, die »erfolgreiche« sowie »gescheiterte« Remigrationsversuche teils mitbestimmten.

## 1. »Erfolgreiche« Remigration

Für viele Studierende bedeutete der erzwungene Studienabbruch 1938 das Ende des geplanten Berufs- und Lebensziels. Die Erfahrungen der Vertreibung und des Exils stellten für die Betroffenen alles in Frage. Oft wurde die Familie zurückgelassen und die Vertriebenen mussten sich ein neues eigenständiges Leben aufbauen. Unter diesen Umständen, die oft auch durch den Verlust des finanziellen Rückhalts geprägt waren,<sup>11</sup> mussten viele einen Beruf ergreifen,

<sup>9</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=22754](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=22754) (20. 5. 2015).

<sup>10</sup> Für nähere Details zu den einzelnen Biografien siehe die jeweiligen Einträge im Online-*Gedenkbuch* sowie die in den Fußnoten angegebenen weiteren Quellen.

<sup>11</sup> Vgl. Posch, Ingrisch, Dressel, »Abschluß« und Ausschluß 1938, S. 222–224; Katharina Kriefacz, Herbert Posch: Bildungsbiografien unter den Bedingungen des Exils – Die

der unter ihrer Qualifikation lag, etwa im Rahmen der sogenannten »Dienstmädchen-Emigration« nach England, das eine große Anzahl von Einreisebewilligungen eigens für Hausangestellte vergab.<sup>12</sup> Dies trifft etwa auf Ilse Maria Römer, verh. Aschner (1918–2012),<sup>13</sup> sowie auf Ellen Ruth Likwornik, verh. Pawlowitz (1919–2000),<sup>14</sup> zu – beide hatten ihr Germanistikstudium 1937 gerade erst begonnen und konnten nach England emigrieren. Auf sich allein gestellt mussten sie für ihren Lebensunterhalt sorgen. Römer arbeitete als Kindergärtnerin, Likwornik als Hausmädchen und Fabriksarbeiterin, später als Hilfskrankenschwester. Nach Kriegsende kehrten beide bereits 1946 nach Österreich zurück, heirateten und bekamen 1947 ihr erstes Kind. Ihr Studium konnten beide nicht mehr aufnehmen.

Einigen ExilantInnen gelang es trotz der widrigen Umstände, das in Wien begonnene Studium außerhalb Österreichs fortzusetzen und abzuschließen. Regina Friedmann, verh. Stadler (1914–2003), konnte ihr Anglistik- und Germanistikstudium an der Bristol University vollenden und arbeitete mehrere Jahre als Lehrerin für Deutsch und Englisch als Fremdsprache, bevor sie 1968 mit ihrem Ehemann, dem Zeithistoriker Prof. Karl. R. Stadler, nach Österreich zurückkehrte.<sup>15</sup> Welche Schwierigkeiten und Verzögerungen mit der Vertreibung oft verbunden waren, zeigt sich etwa in der Biografie von Vera Freudenfeld, verh. Armstrong (1916–2005). Als Tochter eines Apothekerpaars studierte sie an der Universität Wien Pharmazie. Obwohl sie sich bereits im letzten Semester ihres Studiums befand, wurde sie 1938 ohne Abschluss vertrieben und emigrierte über Italien in die USA. Die Apotheke in Wien-Gersthof, die seit 1908 im Besitz der Eltern gewesen war, wurde »arisiert«. In New York konnte Vera Armstrong schließlich Jahre später – 1946 – ihr Studium abschließen. Ihr Vater arbeitete bereits ab 1948 wieder in »seiner« Apotheke in

---

Wiener Studierenden von 1938 und das Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938. In: Evelyn Adunka u. a. (Hg.): *Exilforschung: Österreich. Leistungen, Defizite & Perspektiven*. Wien 2017 [im Druck].

<sup>12</sup> Vgl. Traude Bollauf: Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39. 2. Aufl., Wien u. a. 2011.

<sup>13</sup> Vgl. Josef Haslinger: Ilse M. Aschner erzählt. In: Ders.: *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich, überarb. Neuaufl.*, Frankfurt/M. 1995, S. 91–105; Posch, Ingrisch, Dressel, »Anschluß« und Ausschluß 1938, S. 337; Vera Schwarz: Meine roten Großmütter. Politische Aktivität aus der KPÖ ausgetretener/ausgeschlossener Frauen. Frankfurt/M. u. a. 2010; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=2175](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=2175) (20. 5. 2015).

<sup>14</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=1512](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=1512) (20. 5. 2015).

<sup>15</sup> Carina Brandstetter: Die vertriebenen Studierenden der Universität Wien im Exil in Großbritannien 1938–1945, Wien 2007 [Dipl.], S. 141; Werner Röder u. a. (Hg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 | International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933–45*, Bd.1: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, München, New York, London 1980, S. 718; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=593](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=593) (20. 5. 2015); zu Karl R. Stadler siehe den Beitrag von Christoph Mentschl in diesem Band, S. 243–253.

Wien, aber als Angestellter des »Ariseurs«, der noch bis 1960 der Leiter blieb. Vera Armstrong kehrte erst einige Jahre nach ihren Eltern nach Österreich zurück, ihr Pharmaziediplom wurde 1958 an der Universität Wien nostrifiziert, 1961 konnte sie die Aspirantenprüfung ablegen. Nach dem Tod ihres Vaters übernahm sie schließlich 1964 die Apotheke.<sup>16</sup>

Reibungsloser verließ die Remigration bei dem 1936 promovierten Juristen Leopold Ungar (1912–1992), der sein abgebrochenes Theologiestudium am Pariser Institut Catholique fortsetzen konnte und 1939 zum Priester geweiht wurde. 1940 nach Großbritannien geflüchtet und zunächst als »enemy alien« interniert, betätigte er sich dort als Seelsorger und kehrte 1947 nach Wien zurück, wo er als Kaplan eingesetzt wurde. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse und seiner juristischen Ausbildung wurde Ungar 1948 ausgewählt, um als Sekretär der Caritas die Administration der alliierten Hilfslieferungen für die Bevölkerung Wiens zu übernehmen. 1950 wurde er Leiter der Wiener Caritas, 1964 Präsident der Caritas Österreich.<sup>17</sup> Zu den »erfolgreichen« HeimkehrerInnen, denen im Exil der Abschluss des Studiums gelang, zählen auch der Philosoph und Publizist Walter Hollitscher (1911–1986), der sein Studium in London fortsetzen konnte und 1946 in Wien KPÖ-Wissenschaftskonsulent wurde,<sup>18</sup> sowie der Ökonom Eduard März (1908–1987), der einen Ph.D. an der Harvard University erwarb und nach seiner Remigration 1953 die Wirtschaftswissenschaftliche Abteilung der Arbeiterkammer Wien aufbaute.<sup>19</sup> Erna Mandel, verh. Wodak (1916–2003), konnte ihr Chemiestudium in Großbritannien abschließen, stellte ihre Karriere jedoch bald zugunsten der Diplomatenkarriere ihres Ehemannes Walter Wodak (1908–1974) zurück. Mit ihm kehrte sie 1950 nach Österreich zurück und nahm nach seinem Tod 1974 ihre wissenschaftliche Tätigkeit als Chemikerin wieder auf.<sup>20</sup>

<sup>16</sup> Elisabeth Fritsch: Wie die Pharmazie ein Frauenberuf wurde. Materialien zu den in Wien ausgebildeten und berufstätigen Pharmazeutinnen mit Schwerpunkt 1905 bis 1945. Berlin, Wien 2007, S. 41, 64, 87; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=583](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=583) (20. 5. 2015).

<sup>17</sup> Vgl. Max J. Hiti: Leopold Ungar. Ein Porträt. Graz 1992; Franz Richard Reiter (Hg.): Wer war Leopold Ungar? Wien 1994; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=15484](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=15484) (20. 5. 2015).

<sup>18</sup> Vgl. Brandstetter, Die vertriebenen Studierenden, S. 139; Röder u. a., Biographisches Handbuch, Bd. 1, S. 312; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=11214](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=11214) (20. 5. 2015). Vgl. zu ihm auch den Beitrag von Margit Reiter in diesem Band, S. 135–150.

<sup>19</sup> Vgl. Eveline März: Familie März und der März 1938. In: Jüdisches Echo, 36. Jg. (1987)/H. Oktober, S. 178–181; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=5096](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=5096) (20. 5. 2015).

<sup>20</sup> Vgl. Bernhard Kuschey: Die Wodaks – Exil und Rückkehr: eine Doppelbiografie. Jüdische Linke – Wissenschaft und Politik im englischen Exil – Diplomatie für Österreich. Wien 2008; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=1604](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=1604) (20. 5. 2015).

Auffallend ist, dass es oft die berufliche Situation des Ehemannes war, die die Entscheidung zur Remigration primär beeinflusste. Exemplarisch seien hier noch zwei Frauen genannt, denen es gelang, nach Kriegsende ihre Studien in Österreich abzuschließen: Berta Friedmann, verh. Regner (1919–2004), konnte ihr 1937 begonnenes Chemiestudium nach der Emigration nach Großbritannien nicht mehr fortsetzen. Nach der Rückkehr nach Wien 1946 arbeitete sie in der Rechtsanwaltskanzlei ihres Ehemannes und schloss 1959 ein Jusstudium an der Universität Wien ab.<sup>21</sup> Ein weiteres Beispiel ist Mona Lisa Steiner, geb. Lindenberg (1915–2000), die ihren Botanik-Studienabschluss 1954 an der Universität Wien nachholte. Obwohl sie im Exil auf den Philippinen einen erfolgreichen internationalen Pflanzenversand aufgebaut hatte, kehrte sie 1965 nach Wien zurück, da ihr Ehemann ein gutes berufliches Angebot erhielt. Ihr hohes wissenschaftliches Potenzial fand in Wien aber keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten.<sup>22</sup>

Auch bei den beiden vertriebenen Chemiestudenten Robert Tauber (1915–2000) und Hans Friedmann (1914–2006), die 1937 bereits an ihrer Dissertation arbeiteten, zeigt sich die Verspätung des Studienabschlusses an der Universität Wien, der erst nach der Remigration möglich wurde. Tauber konnte nach kurzzeitiger Inhaftierung im KZ Dachau nach Shanghai emigrieren, Friedmann, der zuletzt Leiter der Widerstandsgruppe »Rote Studenten« im Physikalisch-Chemischen Institut gewesen war, konnte nach Kolumbien entkommen. Sie arbeiteten bereits im Exil in der chemischen Industrie, kehrten 1948 bzw. 1953 nach Wien zurück und konnten ihr abgebrochenes Studium 1951 bzw. 1956 mit der Promotion abschließen. Parallelen der beiden Biografien zeigen sich auch in ihrem Engagement für das Gemeinwohl: Während Hans Friedmann als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes und bis zuletzt auch als Zeitzeuge und antifaschistischer Aktivist tätig war,<sup>23</sup> zeigte sich das karitative Engagement Taubers nicht zuletzt in der Stiftung des »Robert und Grete Tauber Ge-

<sup>21</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=591](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=591) (20. 5. 2015).

<sup>22</sup> Vgl. Christine Kantzler: »Ich kann überall Wurzeln treiben ...«. Einblicke in das Leben und Werk der Wiener Botanikerin Mona Lisa Steiner (1915–2000). In: Susanne Blumesberger (Hg.): Frauen schreiben gegen Hindernisse. Zu den Wechselwirkungen von Biografie und Schreiben im weiblichen Lebenszusammenhang, Bd. 2. Wien 2010, S. 103–112; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=1515](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=1515) (20. 5. 2015); FWF-Forschungsprojekt »Tropical Botany in Exile. Mona Lisa Steiner (1914–2000) Scientific Continuities, Transfers and Practices in Austria and the Philippines« am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien (Sonja Walch, Carola Sachse).

<sup>23</sup> Interview mit Hans Friedmann, 22. 11. 1993 (Interviewer: Reinhard Schlägl), Audiosammlung der Österreichischen Zentralbibliothek für Physik, [https://phaidra.univie.ac.at/detail\\_object/o:303597](https://phaidra.univie.ac.at/detail_object/o:303597) (25. 3. 2015); Marie Tidl: Die Roten Studenten. Dokumente und Erinnerungen 1938–1945. Wien 1976, S. 4, 46; Nachruf in: Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes [im Folgenden DÖW]. 178 (Oktober 2006), S. 3; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=592](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=592) (20. 5. 2015).

denkfonds«, der Kindern und Jugendlichen aus heutigen Flüchtlingsfamilien (Weiter-)Bildung erleichtern soll.<sup>24</sup> Als (sozial)politisch stark engagierte Remigrantin sei an dieser Stelle auch auf die vertriebene Medizinstudentin Rosl Kraus, verh. Ebner (1915–1994), verwiesen, die sich nach der Emigration über Paris nach Großbritannien für das Free Austrian Movement und Austrian Self Aid betätigte. Sie remigrierte 1945 nach Wien, schloss hier 1952 ihr Medizinstudium ab und wurde praktische Ärztin. Sie betätigte sich in vielen Bereichen der Jugend- und Behindertensozialarbeit sowie der Entwicklungshilfe.<sup>25</sup>

Besonders spät kehrte Bernhard Sigal (1913–1999) zurück: Fast vierzig Jahre nach seiner Emigration nach Frankreich – über Internierung in England und Transport nach Kanada, Dienst in der kanadischen Armee, Studium und Promotion zum M.D. (Doktor der Medizin) an der Queen's University in Kingston und Arbeit als Allgemeinmediziner und Ohrenarzt – kehrte er nach seiner Pensionierung 1977 unter dem Namen Bernard Sheridan nach Wien zurück, wo er 1999 kurz vor seinem Tod den akademischen Grad eines Dr. phil. erwarb.<sup>26</sup>

Eine Besonderheit innerhalb der Gruppe der RemigrantInnen stellen jene Personen dar, die nicht aus einem mehr oder weniger fernen Exilland (mit den damit verbundenen Schwierigkeiten der In-/Exklusion) zurückkehrten, sondern die letzten Jahre in einem Konzentrationslager, Ghetto oder anderen Lager unter akut lebensbedrohenden Umständen überlebt hatten. Ella Reiner, verh. Lingens (1908–2002), die wegen ihrer Arbeit im antifaschistischen Widerstand nach Auschwitz und Dachau deportiert worden war,<sup>27</sup> sowie der in verschiedenen Konzentrationslagern inhaftierte Wilhelm Schlesinger (1910–1992)<sup>28</sup> kehrten nach der Befreiung nach Österreich zurück und konnten ihre Medizinstudien an der Universität Wien abschließen.

Eine etwas andere Ausgangslage zeigt sich bei jenen vertriebenen MedizinerInnen, die ihr Studium 1938 noch im Rahmen einer »Nichtarierpromotion« beenden konnten. Obwohl sie im Deutschen Reich mit Berufsverbot belegt wurden, war manchen die medizinische Ausbildung unter den Bedingungen

<sup>24</sup> Vgl. Julia Boyle, Dorothea Gielge, Doris Heisler, Philippa Parragh: Ein Lichtblick für Flüchtlinge: Der Tauber Fonds. In: Gedenkdienst. H. 1a (2007), S. 1; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=2263](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=2263) (20. 5. 2015).

<sup>25</sup> Rosl Ebner: Glasgow – licht und positiv, Manchester – brav, einförmig. In: Siglinde Bolbecher (Hg.): Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien. Wien 1995, S. 36–44; Linda Erker: Ebner Rosa Marie (Rosl), geb. Kraus. Ärztin und politische Aktivistin, [http://www.univie.ac.at/biografieA/daten/text/bio/ebner\\_rosi.htm](http://www.univie.ac.at/biografieA/daten/text/bio/ebner_rosi.htm) (25. 3. 2015); [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=11576](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=11576) (20. 5. 2015).

<sup>26</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12631](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12631) (20. 5. 2015).

<sup>27</sup> Vgl. Ella Lingens: Gefangene der Angst. Ein Leben im Zeichen des Widerstandes. Wien u. a. 2003; Posch, Ingrisch, Dressel, »Anschluß« und Ausschluss 1938, S. 343; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12417](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12417).

<sup>28</sup> Vgl. DÖW (Hg.): Erzählte Geschichte. Berichte von Männern und Frauen in Widerstand wie Verfolgung. Bd. 3: Jüdische Schicksale – Berichte von Verfolgten. Wien 1992, S. 144f.; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12776](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12776) (20. 5. 2015).

des Lagers von Nutzen beziehungsweise wurde von der Lagerleitung bewusst ausgebeutet. So wurden Heinz Pollak<sup>29</sup> sowie Otto Weinmann (geb. 1913)<sup>30</sup> nach ihrer Verhaftung 1940 in Belgien in das Internierungslager St. Cyprien in Frankreich deportiert, Pollak wurde wenig später nach Gurs überstellt. Beide betätigten sich als Arzt für die Internierten, womit auch lebensrettende »Privilegien« für sie selbst wie eine eigene Arztbaracke verbunden waren. Sie konnten aus dem Lager entkommen, die NS-Zeit zum Teil im Untergrund überleben und kehrten kurz nach Kriegsende nach Wien zurück. Da es ihnen aufgrund ihrer Lagerhaft nicht möglich gewesen war, sich in einem anderen Land beruflich zu etablieren und die Anerkennung des Studienabschlusses im Exil meist mit neuerlichen Prüfungen verbunden war, sie andererseits in Österreich über einen (nun vollständig) anerkannten Studienabschluss verfügten, schien die Remigration für beide die nächstliegende Lösung. Pollak, der sich während des Krieges im kommunistischen Widerstand engagiert und auch als Arzt für die Partisanenbewegung fungiert hatte, erhielt zudem im April 1945 den Auftrag der Partei, nach Österreich zurückzukehren. Da im Wien der unmittelbaren Nachkriegszeit großer Ärztemangel herrschte, ernannte ihn das Gesundheitsamt zum Amtsarzt für den 2. Bezirk. Bereits im August 1945 erhielt er eine Arztpaxis sowie eine Wohnung zur Verfügung gestellt, sodass seine Lebensgefährtin mit der 1942 geborenen Tochter wenig später ebenfalls nach Wien ziehen konnte.

Auch Rita Smrčka, verh. Krause (1913–2004), die ihr Studium am 31. Oktober 1938 nur noch im Rahmen einer »Nichtarierpromotion« abschließen konnte, 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1944 über Auschwitz in ein Außenlager des KZ Flossenbürg überstellt wurde, übernahm dort gemeinsam mit einer weiteren Ärztin die medizinische Betreuung von über 300 Jüdinnen, die zur Zwangsarbeit in der Waffenproduktion eingesetzt wurden. Nach der Befreiung kehrte sie nach Wien zurück und lebte hier mit ihrem Ehemann Walter Krause (1910–2007), der 1940 aufgrund der Beziehung zu ihr wegen »Rassenschande« für zwei Jahre inhaftiert worden war. Rita Krause spezialisierte sich auf Impfkunde und Tropenmedizin und betätigte sich als Amtsärztin sowie als praktische Ärztin.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Vgl. Susanne Pollak: *Familientreffen. Eine Spurensuche*. Wien 1994; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=11785](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=11785) (20. 5. 2015).

<sup>30</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=13279](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=13279) (20. 5. 2015).

<sup>31</sup> Vgl. Pascal Cziborra: *Frauen im KZ. Möglichkeiten und Grenzen der historischen Forschung am Beispiel des KZ Flossenbürg und seiner Außenlager*. Bielefeld 2010, S. 63 (Anm. 278); Katharina Kniefacz: Smrčka Rita, verh. Krause. In: Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken*, Bd. 2. Wien 2017 [im Druck]; DÖW 50072/XLII, 23201, 20100/6283; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12665](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12665) (20. 5. 2015).

## 2. Keine Remigration

Im Exil waren die mit »Nichtarierpromotionen« abgeschlossenen Studien nur bedingt von Nutzen. Die ExilantInnen mussten ihr Studium im Ausland teilweise wiederholen, um etwa für den Arztberuf zugelassen zu werden und sich mit der Berufsausbildung eine gesicherte Lebensgrundlage zu schaffen. Viele Betroffene kehrten nach der erneuten Qualifizierung nicht nach Österreich zurück, wie etwa Roman Kawalek und sein Zwillingsbruder Marcell Kawalek, die über Großbritannien in die USA emigrierten, wo sie ihre medizinische Ausbildung erneut komplettierten. Roman Kawalek meldete sich anschließend zum Dienst in der US-Army und diente 1945 als kommandierender Medical Officer jener Einheit, die das Konzentrationslager Buchenwald befreite. In die USA zurückgekehrt eröffnete er eine chirurgische Praxis in New Jersey,<sup>32</sup> während sein Bruder Marcell Kawalek Kinderpsychiater in Kalifornien wurde.

Unter den Studierenden, die 1938 ohne jeglichen Studienabschluss von der Universität Wien ausgeschlossen wurden, gelang es einigen ExilantInnen trotz der widrigen Umstände, das in Wien begonnene Studium nach der Vertreibung abzuschließen. Für wenige eröffnete das Exil sogar neue Chancen, die sie in dem heimischen, stark antisemitisch geprägten akademischen Milieu vermutlich nicht gehabt hätten.<sup>33</sup> Die Dissertation von Grete Mostny (1914–1991) aus dem Bereich Ägyptologie war 1938 bereits approbiert, abschließen konnte sie ihre Studien aber nicht mehr an der Universität Wien, sondern erst in der Emigration 1939 an der Freien Universität in Brüssel. Sie konnte anschließend nach Chile emigrieren, wo sie 1943 Leiterin der Anthropologischen Abteilung am Museo Nacional de Historia Natural wurde und 1964–1982 als Direktorin dieses Museums leitete.<sup>34</sup> Marcel Back (1916–1997) konnte sein Medizinstudium erst mehrere Jahre nach dem erzwungenen Abbruch abschließen. Im Exil in Frankreich gelang es ihm zwar zunächst für ein Jahr, an der Universität Lyon weiterzustudieren, nach der Emigration nach Kuba arbeitete er jedoch für einige Jahre in der Diamantenindustrie. Er übersiedelte 1946 in die USA, zum Weiterstudium wurde er aber in der Schweiz angenommen, wo er nach einjährigem Studium zum Dr. med. promoviert wurde. Zurück in den USA eröffnete Marcel Back eine Praxis in New York.<sup>35</sup>

<sup>32</sup> Vgl. Roman Kawalek Collection am United States Holocaust Memorial Museum; Bronia Sonnenschein: Victory over Nazism. A journey of a Holocaust survivor. Vancouver 2003; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=11389](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=11389) (20. 5. 2015).

<sup>33</sup> Etwa im Rahmen der GI Bill of Rights (Servicemen's Readjustment Act of 1944), die den im Zweiten Weltkrieg dienenden US-amerikanischen Soldaten nach der Ableistung ihres Dienstes u. a. ermöglichte, auf Staatskosten Studien- und Ausbildungsprogramme zu besuchen.

<sup>34</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=40873](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=40873) (20. 5. 2015).

<sup>35</sup> Vgl. Interview mit Marcel Back, 26. 5. 1996, Spring Valley/New York (Interviewer: Jerry Nejman), USC Shoah Foundation (Interview 14544); [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=10082](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=10082) (20. 5. 2015).

Viele andere waren bei diesem Versuch, ihr Studium wieder aufzunehmen, nicht erfolgreich – besonders das Medizinstudium war in den USA im Vergleich sehr teuer und von strengen Zugangsbeschränkungen geprägt – und mussten sich im Exil beruflich völlig neu orientieren. Als tiefen Einschnitt in seiner Biografie empfand der Medizinstudent im 8. Semester Kurt Schön (Schoen) (geb. 1915) den Ausschluss von der Universität. Er emigrierte 1938 nach New York, wo er zunächst als Chemiker, später Manager in der Lederindustrie arbeitete. 1949 entschied er sich, zu versuchen, seine medizinischen Studien abzuschließen. Amerikanische Universitäten waren bereit, ihm einen großen Teil seiner Studien in Wien anzurechnen, sodass er nur noch ein Jahr zum Abschluss benötigt hätte, keine medizinische Fakultät nahm ihn jedoch für solch kurze Zeit auf, weshalb er wie Marcel Back in die Schweiz ging:

Vienna said they would give me full credit and I could finish my studies there, but I did not want to go back to Vienna. So I went then to Zurich and they gave me credit also for the four years and I had to take one more year. [...] It was tough after so many years being out of it. It was twelve years since I had taken the last course. But it would have worked, it was very expensive, living there, very expensive, money ran out very fast. And then just before the year was over an American commission came there, [...] they said we [...] cannot only take the examination for foreigners, they would not recognize it in the States. We have to take the full domestic course, [...] and that would have taken another year and half.<sup>36</sup>

Kurt Schoen musste das Lebensziel des Arztberufes aufgeben und kehrte mit seiner Familie in die USA zurück, wo er Mitarbeiter, später Besitzer eines medizinischen Laboratoriums wurde.<sup>37</sup> Auch Adele Monteser, verh. Wardle (1916–2012), konnte ihr Studium der Kunstgeschichte und Germanistik nach der Emigration nach New York nicht wieder aufnehmen und arbeitete als Autorin und Journalistin. Sie besuchte Wien später noch öfter, konnte sich aber wie Schoen nicht vorstellen, dauerhaft hierher zu remigrieren.<sup>38</sup> Alfred Barber (1918–2000) und Tibor Sandor Sugar (1916–1995) konnten ihre Medizinstudien aus Kostengründen ebenfalls nicht mehr aufgreifen, da sie für ihren Lebensunterhalt sorgen mussten, und etablierten sich anderweitig beruflich im jeweiligen Exilland. In New York wurde Barber über einen Job als Laufbursche in einer Nähreifirma und die Arbeit als Schnittmacher schließlich ein

<sup>36</sup> Interview mit Kurt Schoen, New York, Dezember 1996, Austrian Heritage Collection (AHC) am Leo Baeck Institute New York, <http://access.cjh.org/home.php?type=extid&term=517057> (25. 3. 2015).

<sup>37</sup> Brief von Kurt Schoen, 8. 7. 2009; Interview mit Kurt Schoen, USC Shoah Foundation (Interview 24260); [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12843](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12843) (20. 5. 2015).

<sup>38</sup> Vgl. Interview mit Adele Wardle, New York 2008, AHC 1453, <http://access.cjh.org/home.php?type=extid&term=249209> (25. 3. 2015); Marietta Klenner, Sylvie Herl: Adele Monteser, verh. Monteser-Wardle, [www.univie.ac.at/geschichtegesichtet/2010/a\\_monteser.html](http://www.univie.ac.at/geschichtegesichtet/2010/a_monteser.html) (25. 3. 2015); [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=1720](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=1720) (20. 5. 2015).

bekannter Designer und Stickkünstler.<sup>39</sup> Der nach Großbritannien emigrierte Sugar arbeitete von 1940 bis zu seiner Pensionierung 1976 bei der BBC.<sup>40</sup>

Die im Vergleich zu Wien strengen Zugangsbedingungen und hohen Studiengebühren an den US-amerikanischen Universitäten machten es auch Ludwig Heinrich Brill (1917–2003) unmöglich, sein Studium wieder aufzunehmen, sodass er seinen Traum vom Arztberuf aufgeben musste. Obwohl er in Wien bereits als Laborant gearbeitet hatte, musste er nach der Emigration nach New York 1940 zunächst als ungelernter Arbeiter in einer Fabrik arbeiten, um für den Lebensunterhalt seiner Familie sorgen zu können. Durch eine Ausbildung im Ingenieurswesen an einer Abendschule konnte er sich allmählich beruflich etablieren. Seine Akkulturation im Exilland USA manifestierte sich auch durch die Erlangung der US-amerikanischen Staatsbürgerschaft und die Namensänderung in »Henry L. Brill«. Um beruflich voranzukommen, studierte er später Ingenieurswesen und promovierte 1967 im Alter von fünfzig Jahren.<sup>41</sup> Eine Remigration nach Österreich hatte Henry L. Brill offenbar nicht in Erwägung gezogen, zumal diese kaum eine Verbesserung der Lebensumstände versprochen hätte. Mit Blick auf die »Zweite Generation« ist es jedoch bemerkenswert, dass sein in den USA geborener Sohn David Brill 2014 nach Wien übersiedelte.

### 3. Rückkehr für Studienabschluss

Für wenige vertriebene Studierende stellte das Nachholen des in der NS-Zeit versagten Studienabschlusses sogar *das entscheidende Motiv* für die – zumindest temporäre – Rückkehr nach Wien dar. Nachdem sie das Doktordiplom erhalten hatten, kehrten sie Österreich jedoch rasch wieder den Rücken.

Als der Medizinstudent Rudolf Bock (1915–2006) Ende 1938 nach Zagreb reiste, um von dort nach Shanghai zu emigrieren, hatte er einen Großteil der abschließenden Rigorosen bereits absolviert, die Ablegung der letzten vier Prüfungen wurde ihm jedoch am 18. November 1938 von der Universität untersagt. In Shanghai gelang es ihm, einen Studienplatz zu erhalten, um einen Teil seiner Studien zu wiederholen, seine Ausbildung zu beenden und die Tätigkeit als Augenarzt aufzunehmen. 1947 kehrte Bock mit seiner aus der Schweiz stammenden Frau und seiner wenige Monate alten Tochter nach Europa zurück. Von dort planten sie die Emigration in die USA, wo Bocks Bruder und seine Mutter lebten. Da die Wartezeit auf das Einreisevisum sehr lang war, arbeitete Bock kurzzeitig als Gastmediziner an der Universitäts-Augenklinik in Genf und kehrte auch vorübergehend nach Wien zurück, um 1947 und 1950 die letzten fehlenden Prüfungen seines Wiener Doktorats sowie die Fach-

<sup>39</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=10092](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=10092) (20. 5. 2015).

<sup>40</sup> [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=12693](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=12693) (20. 5. 2015).

<sup>41</sup> Auskunft seines Sohnes David Reinhold Brill, [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=10293](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=10293) (20. 5. 2015).

artztausbildung als Augenarzt zu absolvieren. Nachdem er endlich sein Visum für die USA erhalten hatte, emigrierte die Familie 1951 in die USA. Nach erneuter Facharztausbildung in den USA eröffnete Rudolf Bock eine Privatpraxis als Augenarzt in Palo Alto, Kalifornien.<sup>42</sup>

Auch Elfriede Pichler, verh. Dubois (1916–2013), kehrte 1952 lediglich für den Abschluss ihres 1938 abgebrochenen – fast fertigen – Studiums an der Philosophischen Fakultät nach Wien zurück. Sie hatte unterdessen an der Universität Birmingham ihr Studium in Französisch abgeschlossen, 1946/47 ein weiteres Studium in Paris begonnen und arbeitete als *lecturer* an der Universität Newcastle. Mehr als ein Jahrzehnt nach ihrer Vertreibung von der Universität Wien nahm Elfriede Dubois ihr 1937 begonnenes Dissertationsprojekt wieder auf und konnte 1952 im Fach Philosophie, Psychologie, Pädagogik promovieren. Sie kam jedoch nur für die abschließenden Rigorosoprüfungen nach Wien, ihre Lebensmittelpunkte blieben Newcastle, wo sie bis zu ihrer Pensionierung an der Universität tätig war, sowie Paris, wo sie ihren Ehemann kennengelernt hatte und 1970 auch noch ihr Studium mit dem Titel *Docteur des lettres* abschloss.<sup>43</sup>

Insgesamt zeigt sich aus dieser individuell-biografischen Perspektive auf die vertriebenen Studierenden der Universität Wien eine große Bandbreite der Lebens- und Bildungswege. In ihnen spiegelt sich die Vielfalt der Emigrations- und Remigrationsbedingungen wider (verschiedene Exilländer, NS-Verfolgung und KZ-Haft, Politischer Widerstand, »Arisierung« und Restitution, jüdische Identität, »Mischlinge«, Gender-Fragen, Wiederaufbau, »Zweite Generation« etc.). In dieser Vielfalt haben wir versucht aufzuzeigen, was Bildung bzw. der Entzug von Bildung für die Karriere- und Arbeitsmöglichkeiten im Exil und in Österreich, für das weitere Leben und damit auch für die Entscheidung für oder wider eine allfällige Remigration bedeutete. Die berufliche Qualifikation in Form eines abgeschlossenen Universitätsstudiums erscheint aus diesem Blickwinkel als ein wesentliches Entscheidungskriterium für Remigration.

<sup>42</sup> Vgl. Rudolf Bock: Gratefully looking back. A doctors special Journey. Riverside 2002; AHC, Rudolf Bock Collection, <http://access.cjh.org/home.php?type=extid&term=1768773> (25. 3. 2015); [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=10233](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=10233) (20. 5. 2015).

<sup>43</sup> Dominique Dubois: My mother and her family. London 2016; Katharina Kniefacz, Herbert Posch: Pichler, Elfriede Theresia (verh. Dubois, Elfrieda). In: Korotin (Hg.), Wissenschaftlerinnen; [http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person\\_single\\_id=3232](http://gedenkbuch.univie.ac.at/index.php?person_single_id=3232) (20. 5. 2015).

**Christoph Mentschl**

## **Der lange Weg zurück. Die späte Remigration des Karl R. Stadler**

Ich bin nicht qualifiziert, die Bedeutung Professor Jedlickas als Militärhistoriker zu beurteilen; auf dem Gebiet der neueren politischen und diplomatischen Geschichte aber habe ich selbst viele Anregungen von ihm empfangen und manche seiner Veröffentlichungen in meinen Vorlesungen und Publikationen verwertet.<sup>1</sup>

Der Gutachter, der die Beförderung Ludwig Jedlickas,<sup>2</sup> der einer der Mitbegründer des Faches Zeitgeschichte in Österreich war, zum außerordentlichen Universitätsprofessor im Jahre 1966 mit diesen wohlwollenden Zeilen unterstützte, war damals noch in England angestellt und gerade an seine Arbeitsstätte an der University of Nottingham zurückgekehrt, nachdem er in Wien ein neues Forschungsinstitut, das Institut für Entwicklungsfragen, aufgebaut hatte. Es handelte sich um Karl Rudolf Stadler,<sup>3</sup> Senior Lecturer am Department of History an der ebengenannten Universität. Zu diesem Zeitpunkt noch beruflich und privat in Großbritannien verankert, sollte er jedoch schon bald darauf endgültig nach Österreich zurückkehren.

Geboren wurde er am 18. Oktober 1913 als Karl Rudolf Stavaritsch<sup>4</sup> in Wien, wo er im Arbeiterbezirk Favoriten als Sohn des Eisenbahnbediensteten

---

<sup>1</sup> Archiv der Universität Wien [im Folgenden UA Wien], Personalakt Ludwig Jedlicka: K. R. Stadler, Gutachten über die Veröffentlichungen von Herrn Univ.-Prof. Dr. Ludwig Jedlicka, 5. 1. 1966.

<sup>2</sup> Zu Jedlicka vgl. Oliver Rathkolb: Ludwig Jedlicka. Vier Leben und ein typischer Österreicher. Biographische Skizze zu einem der Mitbegründer der Zeitgeschichtsforschung. In: *Zeitgeschichte*, 32 (2005), H. 6, S. 351–370.

<sup>3</sup> Grundlegend zur Biographie von Karl R. Stadler vgl. Helmut Konrad: Karl R. Stadler. In: Friedrich Stadler (Hg.): *Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 2/1 (Emigration – Exil – Kontinuität, Bd. 2)*, Münster 2004, S. 509–514, sowie Ronny Wilson: Anmerkungen zu Karl Stadler in der englischen Emigration. In: Volker Otto, Erhard Schlutz (Hg.): *Erwachsenenbildung und Emigration. Biographien und Wirkungen von Emigrantinnen und Emigranten*. Bonn 1999, S. 111–115. Der Autor des vorliegenden Beitrags arbeitet derzeit an einer Dissertation, die sich mit der Biographie Karl R. Stadlers befasst.

<sup>4</sup> Seinen Geburtsnamen legte er offiziell erst 1947 bei seiner Einbürgerung in Großbritannien ab. Den Namen Stadler hatte er jedoch schon seit längerer Zeit quasi als Pseudonym geführt, nicht nur im Exil, sondern davor auch sporadisch für Publikationen und Vorträge in Österreich. Im Folgenden soll der Einfachheit halber durchgehend der Name »Stadler« verwendet werden.

Karl Stavaritsch und dessen Ehefrau Franziska aufwuchs. Nach dem Besuch der Volksschule erwarb er seine höhere Schulbildung an der Bundeserziehungsanstalt in Wien-Breitensee, die hochbegabten Schülern aus einfachen Verhältnissen offenstand. In dieser Zeit wurde er bei den sozialistischen Mittelschülern auch politisiert. Nach der Matura 1931<sup>5</sup> begann Stadler zunächst mit einem rechtswissenschaftlichen Studium an der Universität Wien, sattelte aber bereits nach drei Semestern auf Anglistik und Germanistik um. Mit Ausnahme weniger Vorlesungen hat er das Fach Geschichte nicht belegt.<sup>6</sup>

Anfang der 1930er Jahre wandte sich Stadler von der Sozialdemokratie ab und wechselte gemeinsam mit seinem Freund Christian Broda, der später zum wohl bedeutendsten Justizminister der Zweiten Republik werden sollte, zum Kommunistischen Jugendverband.<sup>7</sup> Die Kritik an der Vorgehensweise der Sowjetunion bei der Bekämpfung des internationalen Faschismus, die Ablehnung der Volksfrontpolitik und die Moskauer Schauprozesse veranlassten Stadler und Broda jedoch 1936/37, von der politischen Ausrichtung der illegalen Kommunisten abzuweichen: Sie gründeten, zunächst unbemerkt von der exilierten Parteiführung in Prag, die Gruppe »Ziel und Weg« und publizierten eine gleichnamige illegale Zeitschrift.<sup>8</sup> Neben dieser illegalen Betätigung trat Stadler auch öffentlich in Erscheinung, etwa bei einem von ihm 1936 in Wien mitorganisierten Jugend-Friedenskongress<sup>9</sup> oder in Zeitungsartikeln und Rundfunksendungen.

Unmittelbar nach dem »Anschluss« 1938 musste Karl Stadler gemeinsam mit seiner späteren Frau Regina Friedmann, die jüdischer Herkunft war, nach Großbritannien flüchten.<sup>10</sup> Mit Hilfe des International Student Service und der

<sup>5</sup> Blätter der Bundeserziehungs-Anstalt Wien-Breitensee 1, (1931), H. 1, S. 12.

<sup>6</sup> UA Wien, Nationalien Karl Stavaritsch, Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät, WS 1931/32 – WS 1932/33, sowie Philosophische Fakultät, SS 1933 – WS 1936/37.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Maria Wirth: Christian Broda. Eine politische Biographie (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 5). Göttingen 2011, S. 57f., sowie Georg Scheuer: Nur Narren fürchten nichts. Szenen aus dem dreißigjährigen Krieg 1915–1945 (Biografische Texte zur Kultur- und Zeitgeschichte, Bd. 10). Wien 1991, S. 27.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Wirth, Christian Broda, S. 73–78; Konrad, Karl R. Stadler, S. 510 sowie Wolfgang Speiser: Die sozialistischen Studenten Wiens 1927–1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 40). Wien 1986, S. 151–155.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Österreichisches Volkshochschularchiv [im Folgenden ÖVA], Nachlass Karl R. Stadler, Box 10/3: Österreichs Jugend will den Frieden. Ein Bericht über die Enquête: »Was soll die Jugend für den Frieden tun?« Wien (1936), S. 21f. sowie Konrad, Karl R. Stadler, S. 510.

<sup>10</sup> Zum Exil von Österreicherinnen und Österreichern in Großbritannien vgl. Helene Mai-mann: Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938–1945 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 62). Wien, Graz 1975 sowie Wolfgang Muchitsch: Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation. Wien 1992.

Quäker<sup>11</sup> konnten die beiden ihr Anglistikstudium in Bristol an der Universität fortsetzen und im Juni 1940 mit Auszeichnung abschließen.

Der Kriegsbeginn Anfang September 1939 bedeutete eine Zäsur für die deutschsprachigen Flüchtlinge in Großbritannien, die nun als »enemy aliens«, also als feindliche Ausländer, betrachtet wurden.<sup>12</sup> Sie hatten sich »aliens tribunals« zu stellen, von denen sie auf ihre Zuverlässigkeit überprüft und in verschiedene Kategorien eingeteilt wurden. Zwar wurde Stadler wie die meisten anderen Betroffenen in die Kategorie C, also als »unbedenklich«, eingestuft, er teilte jedoch nichtsdestotrotz das Schicksal tausender anderer »refugees«, die im Sommer 1940 angesichts einer drohenden Invasion der Deutschen und aus einer von der britischen Boulevardpresse heftig geschrüten, diffusen Angst vor einer »Fünften Kolonne« interniert wurden. Vorerst wurde er in Swanwick, danach für einige Wochen auf dem York Racecourse festgehalten. Am 1. August 1940 auf die in der Irischen See gelegene Isle of Man gebracht, wurde er dort im Lager Peveril in der Kleinstadt Peel an der Westküste der Insel interniert.<sup>13</sup>

In dieser Situation kamen ihm nun seine zahlreichen in den 1930er Jahren in England geknüpften Kontakte zugute. Mehrfach hatte er in dieser Zeit gemeinsam mit Regina Friedmann die britische Insel besucht, beide waren quer durch das Land getrampt und hatten an Lagern der britischen sozialistischen Jugendorganisation Woodcraft Folk teilgenommen. Die damals in Großbritannien hergestellten Kontakte kamen Karl Stadler nun zugute. Unterstützungsschreiben seiner englischen Freunde und Bekannten, unter denen der Prominenteste wohl der Labour-Abgeordnete und spätere Friedensnobelpreisträger Philip Noel-Baker war,<sup>14</sup> bezeugten seine antinazistische Haltung, weshalb er bereits nach weniger als sechs Monaten im Dezember 1940 aus dem Lager entlassen wurde.<sup>15</sup>

Rückblickend gesehen war die Internierung für Stadler eine ihm zeitlebens unverständlich bleibende Diskriminierung durch das Aufnahmeland und stellte eine tiefgehende Enttäuschung dar, die er noch Jahrzehnte später in Linz im Kreise seiner MitarbeiterInnen wiederholt thematisieren sollte.<sup>16</sup>

<sup>11</sup> Vgl. Wilson, Anmerkungen zu Karl Stadler, S. 111.

<sup>12</sup> Vgl. zuletzt Charmian Brinson, Richard Dove: *A matter of intelligence. MI5 and the surveillance of anti-Nazi refugees, 1933–50*. Manchester, New York 2014, S. 103.

<sup>13</sup> ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box 1/5/Dok 2: *Diary of the War 1939–1940*. Zur Internierung auf der Isle of Man vgl. Connery Chappell: *Island of Barbed Wire. Internment on the Isle of Man in World War Two*. London 1984 (Paperback-Edition: London 2005).

<sup>14</sup> Vgl. zu den diversen Unterstützungsschreiben im Sommer und Herbst 1940 ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box 8/1.

<sup>15</sup> Sammlung Helen Atkins (Tochter von Karl R. Stadler), Canterbury, Großbritannien [im Folgenden Sammlung Atkins]: *Certificate of Registration Nr. 668804*, Stavaritsch Karl.

<sup>16</sup> Interview mit emer. Univ.-Prof. Dr. Gerhard Botz, Wien, 18. 10. 2012.

Diesem Rückschlag war eine persönliche politische Wende vorangegangen, nämlich seine endgültige Abkehr vom Kommunismus aufgrund des Hitler-Stalin-Pakts vom August 1939.<sup>17</sup> Stadler wandte sich wieder den Sozialdemokraten zu und wurde 1941 Mitglied des Klubs Österreichischer Sozialisten in England,<sup>18</sup> der Basisorganisation des im selben Jahr gegründeten Londoner Büros der österreichischen Sozialisten unter der Leitung von Oscar Pollak und Karl Czernetz.<sup>19</sup>

Schon bald nach seiner Entlassung aus dem Internierungslager hielt Stadler ab Jänner 1941 Vorträge im Auftrag des Ministry of Information und nur wenig später brachte er britischen Truppen die Funktionsweise des nationalsozialistischen Regimes näher.<sup>20</sup> Seinen Lebensunterhalt bestritt er in dieser Zeit als freier Mitarbeiter des University College Nottingham<sup>21</sup> und referierte bei Erwachsenenbildungskursen, die von der Worker's Educational Organisation veranstaltet wurden. Er war aber auch als Lehrer im öffentlichen Schulwesen tätig und von 1945 bis 1948 zudem im Auftrag des Foreign Office in die »re-education« deutscher und österreichischer Kriegsgefangener eingebunden.<sup>22</sup>

1946 erhielt Stadler vom Department of Adult Education des University College Nottingham erstmals eine feste Anstellung als »Resident Tutor« in Derby. Die Erwachsenenbildung sollte also in den kommenden Jahren den Schwerpunkt seiner Arbeit bilden. Bereits während des Krieges hatte er aber auch begonnen, Geschichte zu studieren. 1945 erwarb er den akademischen Grad eines Bachelors an der University of London und 1952, mit einer Arbeit über die Gründung der Republik Österreich, den eines Master of Arts.<sup>23</sup> Generell kann festgehalten werden, dass er sich schon seit seinen Anfängen im englischen Exil kontinuierlich mit Themen der österreichischen Geschichte befasst hat.

<sup>17</sup> Vgl. ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box 1/5/Dok 2: Diary of the War 1939–1940.

<sup>18</sup> Sammlung Atkins: Klub Oesterreichischer Sozialisten in England, Aufnahmebestätigung Karl Stavaritsch, 24. 7. 1941.

<sup>19</sup> Karl Ausch: Das London-Büro der österreichischen Sozialisten. In: Die Zukunft, 1970, H. 14, S. 16–19, S. 18; Karl R. Stadler: Das London-Büro der österreichischen Sozialisten. In: Helene Maimann (Red.): Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des Österreichischen Exils von 1934 bis 1945, abgehalten vom 3. bis 6. Juni 1975 in Wien. Wien 1977, S. 81–86.

<sup>20</sup> Wilson, Anmerkungen zu Karl Stadler, S. 112.

<sup>21</sup> Das University College Nottingham wurde erst 1948 in eine vollwertige Universität umgewandelt, vgl. dazu B. H. Tolley: The History of the University of Nottingham 1. Nottingham 2001, S. 1–19.

<sup>22</sup> Zu Stadlers Tätigkeit in der »re-education« vgl. The National Archives, London [im Folgenden TNA], FO 939/287.

<sup>23</sup> Wilson, Anmerkungen zu Karl Stadler, S. 112.

Stadler, der seit 1941 verheiratet und inzwischen Vater zweier Töchter sowie seit 1947 britischer Staatsbürger<sup>24</sup> war, hatte sich nun beruflich in seinem Exilland etabliert und somit vorläufig keinen Anlass, eine baldige Rückkehr nach Österreich anzustreben. Dazu kam auch, dass sich seine Frau gegen eine Remigration und damit eine neuerliche Entwurzelung ihrer Familie, verbunden mit einer ungewissen Zukunft, aussprach.<sup>25</sup>

Regina Stadler hatte, wie bereits erwähnt, ebenfalls ihr in Wien begonnenes Anglistikstudium in Bristol abgeschlossen. Im Sommer 1940 musste auch sie wie alle dort befindlichen »enemy aliens« die Küstenregion verlassen und begab sich nach Coventry. Ab 1941 wohnte das Ehepaar in Derby, wo Regina Stadler ebenfalls in der Erwachsenenbildung tätig war und Sprachunterricht in Deutsch und Englisch für Ausländer erteilte. 1945 musste sie erfahren, dass ihre Eltern und eine ihrer Schwestern, die seit den 1920er Jahren in den Niederlanden gelebt hatten, in der Shoah ermordet worden waren.<sup>26</sup>

Karl Stadler hatte seine Kontakte nach Österreich nie ganz abreißen lassen. Noch während des Krieges hatte er über ein Schweizer Ehepaar, das er auf seinen Reisen in den 1930er Jahren kennengelernt hatte, mit seinen Eltern korrespondiert,<sup>27</sup> und schon bald nach Kriegsende nahm er Verbindungen zur SPÖ und zu seinem alten Freund Christian Broda auf. So beginnt in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre die Phase des Pendelns zwischen britischer Insel und Kontinent. Zwar fest in England verankert, war er aber doch immer wieder mit kürzeren oder längeren Phasen in seinem Herkunftsland, aber auch in Deutschland anzutreffen. Sehr früh hatte er auch den Kontakt zu Wolfgang Speiser<sup>28</sup> hergestellt, den er vermutlich aus der Illegalität kannte. Speiser, der selbst 1946 aus dem australischen Exil nach Wien zurückgekehrt war, gehörte ab 1947 zu den zentralen Persönlichkeiten in der österreichischen Erwachsenenbildung<sup>29</sup> und wurde daher für den exilierten »adult educationist« ein wichtiger Ansprechpartner.

Im Vordergrund von Stadlers »internationaler« Tätigkeit stand zunächst die Erwachsenenbildung in der britischen Besatzungszone Deutschlands. So war er 1947 Mitglied einer Expertenkommission, die das dortige Volkshoch-

<sup>24</sup> TNA, HO 334/173/23638, Certificate of Naturalisation, Karl Rudolph Stavaritsch, 12. 3. 1947.

<sup>25</sup> Interview mit Helen Atkins, Canterbury, Großbritannien, 10. 9. 2013.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Sammlung Atkins: Karl Stavaritsch [d. i. Karl R. Stadler] an Frau Lipp, Bristol, 19. 10. 1939; E. Lipp an Fam. Karl Stavaritsch [Vater], Zürich, 3. 11. 1943.

<sup>28</sup> Vgl. Wolfgang Speiser: Zeitzeuge. In: F. Stadler (Hg.): Vertriebene Vernunft 2/2, S. 907–914, S. 908f. Speiser war in den 30er Jahren Obmann der Sozialistischen Studenten an der Universität Wien, später Gründer der Untergrundorganisation »Die rote Vorhut« und Mitbegründer des »Roten Rings sozialistischer Intellektueller«.

<sup>29</sup> Christian Stifter: Kurzcharakteristik der Quellenlage zu Leben und Werk von Wolfgang Speiser. In: Otto, Schlutz (Hg.), Erwachsenenbildung und Emigration, S. 117–132, S. 117.

schulwesen inspirierte. Im selben Jahr fungierte er als Betreuer einer Gruppe deutscher ErwachsenenbildnerInnen, die zu einer Studienreise nach England eingeladen worden waren. Später war er auch Mitglied einer Kommission, die das britische Foreign Office in Sachen »adult education« beriet. Bei all diesen Aktivitäten nahm er aufgrund seiner Sprachkompetenz und Landeskenntnisse eine Schlüsselrolle ein<sup>30</sup> und es ergaben sich vielfache Bekanntschaften mit wichtigen deutschen und internationalen ErwachsenenbildnerInnen. Dadurch bildete sich ein Netzwerk, das die kommenden Jahrzehnte überdauern sollte.

Auch in den 1950er Jahren boten sich zahlreiche Gelegenheiten für Reisen nach Deutschland und nach Österreich, das er ab 1947 zumindest einmal pro Jahr aufsuchte.<sup>31</sup> Dabei nahm er unter anderem an Veranstaltungen zur Erwachsenenbildung teil, hielt Kurse an deutschen Volkshochschulen und war ab 1958 bei den »Salzburger Gesprächen« zur österreichischen Erwachsenenbildung in Haus Rief in Salzburg zugegen.<sup>32</sup>

Obwohl an der Universität Nottingham gut etabliert, dürfte er sich trotzdem zunehmend mit dem Gedanken an eine Rückkehr befasst haben. Ein Grund dafür könnte darin liegen, dass er an eine »gläserne Decke« gestoßen war, denn seine Position am Department of Adult Education<sup>33</sup> hatte sich bis Ende der 1950er Jahre nicht wesentlich verbessert. Schon 1959 hatte er überlegt, sich für die Leitung der Sozialakademie der Wiener Arbeiterkammer in Mödling zu bewerben. Er nahm jedoch schließlich davon Abstand und begründete dies in einem Brief an Christian Broda mit folgenden Worten:

Ich habe mich inzwischen gegen eine Bewerbung um die Sozialakademie entschlossen – teils weil ich gegen das Anstellungsverhältnis Bedenken habe, teils weil ich aus meiner Spezialisierung auf Zeitgeschichte nicht heraus will. [...] Im Augenblick sieht es also tatsächlich so aus, als ob ich auf den (unwahrscheinlichen) Fall warten müßte, dass man in Österreich endlich darangeht, wie in allen anderen zivilisierten Staaten Forschungsinstitute für Zeitgeschichte einzurichten.<sup>34</sup>

Und in der Tat wurde 1961 in Wien ein Österreichisches Institut für Zeitgeschichte errichtet, mit dessen Leitung der eingangs erwähnte Ludwig Jedlicka betraut werden sollte. Das Institut wurde zunächst auf Vereinsbasis gegründet und erst 1966 unter der Leitung Jedlickas universitär verankert.

<sup>30</sup> Vgl. Wilson, Anmerkungen zu Karl Stadler, S. 113.

<sup>31</sup> Vgl. dazu ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box 9, Mappe 1: KRS – Journeys abroad, undatiert.

<sup>32</sup> Zu den »Salzburger Gesprächen« vgl. Thomas Dostal: »Die ›Salzburger Gespräche‹ dürfen keine Konferenz der üblichen Art werden.« Ein Rückblick auf 50 Jahre. In: Stefan Vater (Hg.): Eine Konferenz der anderen Art. 50 Jahre »Salzburger Gespräche« für Erwachsenenbildung (VÖV-Publikationen, Bd. 20). Frankfurt/M. 2009, S. 12–44, S. 13 und S. 23.

<sup>33</sup> Zwischen 1953 und 1962 lautete die Bezeichnung »Department of Extra-Mural Studies«, vgl. The Calendar of the University of Nottingham, Session 1953–4 [sic!]. Nottingham 1953, S. 116, bzw. ebd., Session 1962–63. Nottingham 1962, S. 125.

<sup>34</sup> ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box 16/1: Karl R. Stadler an Christian Broda, 14. 7. 1959.

Stadler hatte sich während seiner Tätigkeit in der englischen »adult education« bereits eingehend mit zeithistorischen Themen, unter anderem mit der jüngsten Vergangenheit Österreichs, beschäftigt. Mit der Implementierung der Zeitgeschichte als eigenes Fach in den 1960er Jahren sollte sich nunmehr die Chance für ihn bieten, quasi als Quereinsteiger in den österreichischen Wissenschaftsbetrieb einzutreten.

Die Grundlagen dafür waren schon früher geschaffen worden. Bereits Anfang der 1960er Jahre war er gemeinsam mit der später als Wirtschaftswissenschaftlerin bekannten Maria Szecsi mit der Erarbeitung des Bandes *Die NS-Justiz in Österreich und ihre Opfer* betraut worden, mit dem 1962 die Reihe *Das einsame Gewissen* eröffnet wurde.<sup>35</sup> Dieses Projekt war von Bruno Kreisky, damals Außenminister, gemeinsam mit Christian Broda initiiert worden. Kreisky wollte 1961 angesichts des Eichmann-Prozesses in Jerusalem und des Kreuznacher Abkommens mit der Bundesrepublik Deutschland die österreichische Identität durch Betonung der Opferrolle akzentuieren, auch um damit ein Zeichen der Abgrenzung zum nördlichen Nachbarn zu setzen. Dazu sollte die Tätigkeit des österreichischen Widerstands in der Nazizeit erforscht und stärker hervorgehoben werden.<sup>36</sup> Stadler hatte dafür im Sommer 1961 eine Forschungsreise nach Washington unternommen, um in den National Archives die von den Amerikanern requirierten deutschen Dokumente zu sichten.

Das zweite, größere Forschungsvorhaben in diesem Zusammenhang sollte eine Aktenedition sein, die sich der Darstellung des Widerstands widmen und 1965 zum 20-jährigen Jubiläum der Zweiten Republik erscheinen sollte.<sup>37</sup> Die Leitung dieses 1962 auf Antrag Kreiskys im Ministerrat beschlossenen Projekts wurde Jedlicka anvertraut. Karl Stadler sollte dabei den Bereich »Emigration« abdecken. Später wurde mit Herbert Steiner, dem Gründer des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, auch ein kommunistischer Remigrant hinzugezogen.<sup>38</sup> Wohl schon damals diente ein wesentlich von Stadler mitformulierter, erweiterter Widerstandsbegriff, der auch kleine alltägliche Verweigerungshaltungen miteinschloss, als methodische Basis.<sup>39</sup> Aufgrund der Fülle des Materials und vermutlich auch aus politischen Gründen

<sup>35</sup> Vgl. dazu Wirth, Christian Broda, S. 306–308.

<sup>36</sup> Elisabeth Röhrlich: Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 2). Göttingen 2009, S. 174–182, S. 174.

<sup>37</sup> Vgl. Röhrlich, Kreiskys Außenpolitik., S. 175f., Wirth, Christian Broda, S. 305–313, sowie besonders Gerhard Oberkofler: Das Regierungsprojekt einer Dokumentation über den Beitrag Österreichs zu seiner Befreiung. In: Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft, 10 (2003), Nr. 3, auch [http://klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Oberkofler\\_3\\_03.html](http://klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Oberkofler_3_03.html) (31. 1. 2015).

<sup>38</sup> Vgl. Brigitte Halbmayer: Herbert Steiner. Auf vielen Wegen, über Grenzen hinweg. Eine politische Biografie. Weitra 2015, S. 149–151.

<sup>39</sup> Wolfgang Neugebauer: Der österreichische Widerstand 1938–1945. Wien 2008, S. 16.

– die Große Koalition stand knapp vor dem Scheitern – wurde das Werk allerdings nicht rechtzeitig fertig. Jedlicka legte zwar ein fast 1.000 Seiten umfassendes Manuskript vor, das aber dann nicht veröffentlicht wurde.<sup>40</sup> Karl Stadler verfasste danach noch eine 1966 als Band 3 der Reihe *Das einsame Gewissen* erschienene Monographie zum Widerstand unter dem Titel *Österreich 1938–1945 im Spiegel der NS-Akten*.

Neben diesem historiographisch-politischen Engagement hatte er einen weiteren Schritt auf dem Weg zurück nach Österreich gesetzt: Er hatte sich für zwei Jahre von der Universität Nottingham beurlauben lassen, um ab 1964 das Institut für Entwicklungsfragen in Wien aufzubauen. Auch diese Gründung entsprang einer Initiative Kreiskys, der Anfang der 1960er Jahre begonnen hatte, sich stärker in der Entwicklungspolitik zu engagieren, nicht zuletzt in der Absicht, Österreich mehr Sichtbarkeit auf der internationalen Bühne zu verschaffen.<sup>41</sup> Das Institut sollte unter anderem durch Vorträge, Pressearbeit und Exkursionen in die betroffenen Länder ein Bewusstsein für die Probleme der Dritten Welt schaffen.<sup>42</sup>

Nach dem Auslaufen seiner Karenz kehrte Stadler Ende 1965 zunächst wieder nach Nottingham zurück. Dort erhielt er erstmals eine Stelle an einem Geschichtsinstitut, am Department of History. Anscheinend war seine Remigration nach Österreich zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs gesichert, wenn auch im Unterrichtsministerium bereits Maßnahmen eingeleitet wurden, um ihn nach Linz zu holen.<sup>43</sup>

Die 1960er Jahre waren in Österreich mit einem universitären Aufschwung verbunden. Neben Salzburg und Klagenfurt erhielt auch Linz eine eigene Hochschule, die 1966 eröffnete Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (seit 1975 Johannes Kepler Universität).<sup>44</sup> 1968 wurde dort das Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte eingerichtet und Stadler zu dessen Leiter und zum außerordentlichen Professor ernannt.<sup>45</sup> Er kann

<sup>40</sup> Vgl. Oberkofler, Regierungsprojekt; Wirth, Christian Broda, S. 312; Röhrlich, Kreiskys Außenpolitik, S. 182.

<sup>41</sup> Röhrlich, Kreiskys Außenpolitik, S. 265.

<sup>42</sup> ÖVA, Nachlass Karl R. Stadler, Box Vienna Institute for Development/Institute for European Studies/Vienna Institute for Development: Constitution of the »Vienna Institute for Development«, undatiert.

<sup>43</sup> Vgl. dazu Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Bundesministerium für Unterricht, Personalakt 1646, Stadler Karl [im Folgenden ÖStA, AdR, Personalakt Stadler].

<sup>44</sup> Zur Geschichte der Johannes Kepler Universität vgl. u. a. Johann Drachsler (Ed.): Die Johannes-Kepler-Universität Linz 1966–2000. Linz [1999], S. 18–21; Josef Bergmann: Aus der Chronik der Linzer Hochschule. In: Hans Kreczi, Hans Sturmberger (Ed.): Eröffnungsschrift Hochschule Linz. Linz [1966], S. 79–90.

<sup>45</sup> Zu Forschung und Lehre des Instituts vgl. Karl R. Stadler: Neuere Geschichte und Zeitgeschichte. In: Gustav Otruba (Ed.): Johannes Kepler Universität Linz. Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 1966–1976. Linz 1976, S. 91f. Zu den Anfängen vgl. auch Helmut Konrad: Von Linz aus. Die Formierung der österreichischen Zeit-

somit neben Ludwig Jedlicka, Erika Weinzierl, damals Professorin in Salzburg, und Herbert Steiner als einer der Pioniere der österreichischen Zeitgeschichtsforschung gesehen werden.<sup>46</sup>

Bemerkenswerterweise erfolgte Stadlers Berufung zur Zeit der ÖVP-Alleinregierung, offensichtlich waren die großkoalitionären Netzwerke hinter den Kulissen noch intakt. Stadler hatte zwar gute Beziehungen zu Jedlicka, Weinzierl und Steiner, wurde jedoch von Teilen der Fachwelt keineswegs mit offenen Armen empfangen, wie aus kritischen Stellungnahmen etablierter Fachkollegen, etwa von Hugo Hantsch, Heinrich Lutz oder Alexander Novotny, hervorgeht, die das Unterrichtsministerium eingeholt hatte.<sup>47</sup>

Nahezu parallel mit der Errichtung des Instituts für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte erfolgte im Dezember 1968 die Eröffnung des Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung, das räumlich und personell mit dem Universitätsinstitut ident war. Mit seinen drei Schriftenreihen (*Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung*, *Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung* und *Materialien zur Arbeiterbewegung*) bot es extensive Möglichkeiten für Publikationen zur Arbeitergeschichte. Damit fand dieser Forschungszweig, basierend auf einem aus der englischen Tradition kommenden Konzept der Sozialgeschichte in Verbindung mit einem transdisziplinären Ansatz,<sup>48</sup> in Österreich wie auch in ganz Westeuropa Eingang.<sup>49</sup> Linz wurde in der Folge zu einer der produktivsten Forschungsstätten auf diesem Gebiet.<sup>50</sup> Nicht zu vergessen sind auch die jährlichen Konferenzen der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, kurz ITH, die Stadler in Kooperation mit der oberösterreichischen Arbeiterkammer in Linz etablieren konnte. 1970 erwarb er übrigens nachträglich den PhD an

---

geschichte. In: Heinrich Berger u. a. (Hg.): Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz. Wien 2011, S. 47–57, auch [www.jku.at/ifz/content/e151693/e159636/HelmutKonrad\\_VonLinzaus.pdf](http://www.jku.at/ifz/content/e151693/e159636/HelmutKonrad_VonLinzaus.pdf) (29. 11. 2012).

<sup>46</sup> Konrad, Von Linz aus, S. 47f.

<sup>47</sup> ÖStA, AdR, Personalakt Stadler.

<sup>48</sup> Vgl. Gerhard Botz: Sozialgeschichten und historische Wissenschaften. Vortragmanuskript (Fassung 7. 4. 2000). Symposium »Geschichte(n) schreiben. Entwicklungslinien und Perspektiven der Gesellschafts- und Kulturgeschichte. In Memoriam Karl R. Stadler (1913–1987)«. Linz, Ars Electronica Center, 21. 11. 1997, auch: [www.lbihs.at/GBGeschichteSchreiben.pdf](http://www.lbihs.at/GBGeschichteSchreiben.pdf) (4. 11. 2014), S. [2].

<sup>49</sup> Konrad, Von Linz aus, S. 513.

<sup>50</sup> Zur Entstehung des Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung vgl. Karl R. Stadler: Rückblick und Ausschau (Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 12). Wien 1978, S. 1–26. Später wurde die Arbeit durch das in Wien situierte Projektteam Geschichte der Arbeiterbewegung ergänzt, vgl. dazu Helene Maimann: Das Projektteam Geschichte der Arbeiterbewegung. In: Ebd., S. 67f.

seiner Stammuniversität Nottingham mit einer Arbeit über den österreichischen Widerstand.<sup>51</sup>

Durch all die Jahre war Karl Stadler aber auch immer Erwachsenenbildner geblieben. Nachdem er sich bereits seit Mitte der 1950er Jahre aktiv in der österreichischen Erwachsenenbildung<sup>52</sup> engagiert hatte, fungierte er 1970 bis 1984 als Präsident des Verbandes Österreichischer Volkshochschulen, danach als dessen Ehrenpräsident.<sup>53</sup> Ferner wurde ihm als Gründungsrektor die Leitung der Parteiakademie der SPÖ, des 1972 gegründeten Karl-Renner-Instituts, übertragen, die er in der schwierigen Anfangsphase fünf Jahre lang innehatte – ein Hinweis darauf, wie gut Stadler in der Partei verankert war.<sup>54</sup>

Mit seinem angelsächsisch geprägten legeren Habitus stand Karl R. Stadler in starkem Kontrast zu den Universitätsprofessoren seiner Zeit. Bis in die 1970er Jahre war in Österreich ein betont hierarchischer Umgang der Ordinarien mit ihren Assistenten durchaus üblich. Dagegen pflegte Stadler nahezu amikale Umgangsformen mit seinen MitarbeiterInnen, gestützt auf eine natürliche Autorität, die ihm bemerkenswerterweise auch durch seinen Status als Exilant zuteil wurde.<sup>55</sup> Von seiner näheren Umgebung wurde er als Repräsentant eines »anderen Österreich« gesehen, als jemand, der von den Verstrickungen in das NS-System frei war.

1983 hätte Stadler eigentlich aus Altersgründen emeritieren müssen, jedoch wurden ihm noch zwei weitere Jahre an der Universität Linz gewährt, sodass er erst 1985, im Alter von 72 Jahren, in den Ruhestand trat.<sup>56</sup> Viel Zeit, um seine weiteren Projekte, darunter eine Biographie des Gewerkschaftspräsidenten Johann Böhm, zu verwirklichen, blieb ihm nicht mehr: Er starb bereits am 7. Juli 1987, nur wenige Monate nach seinem Freund Christian Broda.

Resümierend kann festgehalten werden, dass Karl R. Stadler nicht als Remigrant im »klassischen« Sinn betrachtet werden kann. Durch seine Entscheidung, nach Kriegsende vorerst nicht nach Österreich zurückzukehren, blieben ihm die Probleme, Anfeindungen und Widerstände, mit denen sich

<sup>51</sup> Karl R. Stadler: Austrian resistance to German rule and the development of Austrian national aspirations 1938–1945. Nottingham 1969 [Thesis].

<sup>52</sup> Zur Entwicklung der Erwachsenenbildung vgl. Wilhelm Filla: Von der freien zur integrierten Erwachsenenbildung. Zugänge zur Geschichte der Erwachsenenbildung in Österreich. Ein Studienbuch. Frankfurt/M. 2014.

<sup>53</sup> Vgl. dazu Christian Stifter: Karl Stadler, der Erwachsenenbildner. Vortrag, gehalten im Rahmen der Gedenkveranstaltung »Gesellschaftspolitisches Engagement und wissenschaftliches Ethos« aus Anlass des 25. Todesjahres von Karl R. Stadler und Eduard März. Wien, Campus der Universität Wien, 17. 12. 2012. Ich danke Christian Stifter für die freundliche Überlassung des Manuskripts.

<sup>54</sup> Vgl. Erich Fröschl, Karl A. Duffek: Das Dr.-Karl-Renner-Institut – Die Politische Akademie der österreichischen Sozialdemokratie. In: Harald Troch (Hg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit (Sozialistische Bibliothek, Abt. 3: Die sozialdemokratische Bewegung, Bd. 4). Wien 1997, S. 289–310, S. 292.

<sup>55</sup> Interview Botz; Interview mit Univ.-Prof. Dr. Helmut Konrad, Graz, 9. 10. 2012.

<sup>56</sup> ÖStA, AdR, Personalakt Stadler.

die frühen RemigrantInnen konfrontiert sahen,<sup>57</sup> weitgehend erspart. Stadler hatte sich dagegen im Exil eine solide Lebensgrundlage aufbauen können und gehörte zu jenen von den Nazis vertriebenen Flüchtlingen, die die Chancen, die ihnen im Exil geboten wurden, zu nützen verstanden. Verbunden mit dieser erfolgreichen Etablierung im Gastland war nach 1945 eine hybride Existenz, die einen ständigen Wechsel zwischen alter und neuer Heimat mit sich brachte. Dieses Pendeln ermöglichte ihm aber auch, bereits vorhandene Kontakte aufrechtzuerhalten und auszubauen sowie neue zu generieren. Bereits 1940 hatte er es verstanden, sein in den 1930er Jahren in England aufgebautes Netzwerk für seine Freilassung aus der Internierung zu aktivieren. Nach 1945 nutzte er seine Beziehungen in der Erwachsenenbildung und zur österreichischen Sozialdemokratie, um seine Verbindungen nach Österreich zu pflegen und ab Mitte der 1950er Jahre seinen schrittweisen Rückkehrprozess einzuleiten. Als besonders starker »Knoten« in seinem Netzwerk sollte sich neben Bruno Kreisky vor allem Christian Broda erweisen, der maßgeblich daran mitwirkte, Stadler den Weg zurück nach Österreich, in die Wissenschaft, aber auch in die Partei zu ebnen. Stadler seinerseits rechtfertigte diese Bemühungen, indem er neue Forschungsfelder, wie die Geschichte der Arbeiterbewegung, in die österreichische Geschichtswissenschaft einbrachte sowie den Forschungen zum Nationalsozialismus und zum österreichischen Widerstand neue Impulse zu geben vermochte. So konnte er sich auch als Gegengewicht zum bis dahin konservativ dominierten Geschichtsdiskurs positionieren. Zieht man Bilanz und betrachtet die Wirkung, die seine Arbeit in Österreich hinterlassen hat, so ist Karl R. Stadlers Remigration als gelungene Reintegration zu bewerten.

---

<sup>57</sup> Grundlegend dazu Marita Krauss: *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945*. München 2001.



## **TEIL III**

### **Ideologien und Mentalitäten**



**Peter Pirker**

## **Ablehnung und Auswahl. Remigration aus dem politischen Exil am Beispiel der SPÖ**

Die Historikerin Helga Embacher hat 2001 die Erkenntnisse der Forschung zur Rückkehr von 1938 aus Österreich vertriebenen Personen in der unmittelbaren Nachkriegszeit konzise zusammengefasst.<sup>1</sup> Demnach stand die in Österreich lebende Bevölkerung der Rückkehr insbesondere der etwa 100.000 jüdischen Flüchtlinge zu einem großen Teil ablehnend gegenüber. Die österreichische Regierung und die politischen Eliten der beiden großen Parteien ÖVP und SPÖ äußerten öffentlich weder generelles Interesse an der Rückkehr exilierter ParteifunktionärInnen, ihnen nahestehender Intellektueller, KünstlerInnen, Fachkräfte und anderen StaatsbürgerInnen, noch wurde das Staatsbürgerschafts- und Restitutionsrecht für RückkehrerInnen einladend gestaltet, auch wurden keine formellen und kaum informelle Initiativen und Aktionen für Rückholungen entwickelt und gestartet.<sup>2</sup> Dass die österreichischen Nachkriegsregierungen keine positiven Akzente zur Remigration setzten, sondern ihre Politik diese eher verhinderte, ist als Faktum mittlerweile unbestritten. Zum Teil umstritten sind die Motive der politischen Akteure in Österreich und ihre Gewichtung, insbesondere ob und welche Rolle Antisemitismus dabei gespielt hat.<sup>3</sup> Die Frage, wie sich die politischen Eliten, die im April 1945

<sup>1</sup> Helga Embacher: Eine Heimkehr gibt es nicht? Remigration nach Österreich. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, 19 (2001), S. 187–209. Vgl. Peter Schwarz, Siegwald Ganglmair: *Emigration und Exil 1938–1945*. In: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder (Hg.): *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*. Wien 2000, S. 817–851; Wolfgang Neugebauer, Siegwald Ganglmair: *Remigration*. In: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes [im Folgenden DÖW]* (Hg.): *Jahrbuch 2003*. Berlin 2003, S. 96–102; Sonja Niederacher: The Myth of Austria as Nazi Victim, the Emigrants and the Discipline of Exile Studies. In: *Austrian Studies*, 11 (2003), S. 14–32; DÖW (Hg.): *Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation*. Wien 1992, S. 596–600; DÖW (Hg.): *Österreicher im Exil. USA 1938–1945. Eine Dokumentation*. Bd. 2. Wien 1995, S. 688–698.

<sup>2</sup> Vgl. Hannelore Burger, Harald Wendelin: Vertreibung, Rückkehr und Staatsbürgerschaft. Die Praxis der Vollziehung des Staatsbürgerschaftsrechts an den österreichischen Juden. In: Dieter Kolonovits, Hannelore Burger, Harald Wendelin: *Staatsbürgerschaft und Vertreibung* (Veröffentlichung der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 7). München 2004, S. 239–501, S. 373.

<sup>3</sup> Vgl. Gudrun Enderle-Burcel: Adolf Schärf – Ein Sozialist und Staatsmann im Nachkriegsösterreich. In: Dies. (Hg.): *Adolf Schärf. Tagebuchnotizen des Jahres 1952*. Innsbruck 2010, S. 19–28, S. 22f.

damit begannen, Österreich als eigenständigen und demokratischen Nationalstaat zu konstituieren, sich zu den zwangsemigrierten und im Exil befindlichen Menschen verhalten haben, ist auf das Engste damit verknüpft, welche Vorstellungen sie von der personellen Zusammensetzung ihrer Parteien, ihres politischen Milieus, der öffentlichen Verwaltung, von Institutionen und generell der Wählerschaft hatten. Kurzum: Aus einer vergangenheitspolitischen Perspektive, die »nach dem politischen, justiziellen und kulturellen Umgang einer demokratischen Gesellschaft mit ihrer diktatorischen Vergangenheit«<sup>4</sup> fragt, wären im Kontext der Remigrationsforschung die Vorstellungen über die Neuzusammensetzung von Parteiidentitäten und der politischen Nation zu untersuchen. Hinsichtlich des Umgangs mit ParteigängerInnen des Nationalsozialismus und FunktionsträgerInnen des NS-Regimes ist diese Frage durch die Wahl- und Entnazifizierungsgesetzgebung zwischen 1945 und 1957 geregelt worden. Während die registrierten ehemaligen NationalsozialistInnen von der ersten Nationalratswahl im November 1945 ausgeschlossen blieben, konnten an den zweiten Nationalratswahlen im Jahr 1949 bereits 530.000 als »minderbelastet« eingestufte ehemalige NationalsozialistInnen teilhaben. Die etwa 43.000 als »belastet« registrierten ehemaligen NationalsozialistInnen durften bis zum 30. April 1950 keiner politischen Partei angehören und waren vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen. Danach gab es bei Wahlen und hinsichtlich der Parteizugehörigkeit keine entsprechenden Einschränkungen mehr.<sup>5</sup> Ein zweiter Schwerpunkt der politischen Integration betraf die Rückholung sowie gesellschaftliche und politische Wiedereingliederung der ehemaligen österreichischen Wehrmachtssoldaten, die sich in Kriegsgefangenschaft befanden. Auch auf einer stärker informellen Ebene betrieben die Parteien über die Vermittlung von Arbeitsstellen, Wohnungen und Sozialleistungen unter diesen Personengruppen den Aufbau neuer Parteoyalitäten, wie es Matthew Paul Berg für die Wiener SPÖ nachgezeichnet hat:

Legally rehabilitated (amnestied) Nazis were courted as a category of voters and welcomed as individuals who might wish to join the party. By way of contrast, some in SPÖ (and also ÖVP) leadership circles, as well as among the rank and file, regarded with antipathy Austrian Jews who had survived the camps or had returned from exile.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Günther Sandner: Hegemonie und Erinnerung. Zur Konzeption von Geschichts- und Vergangenheitspolitik. In: Austrian Journal of Political Science, 30 (2001), H. 1, S. 5–17, S. 7.

<sup>5</sup> Die »Belasteten« blieben allerdings auf Lebzeiten vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Sonja Niederacher: Die Entwicklung der Entnazifizierungsgesetzgebung. In: Maria Mesner (Hg.): Entnazifizierung zwischen politischem Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ. Wien, München 2005, S. 13–36, hier: S. 32f.

<sup>6</sup> Matthew Paul Berg: Reinventing »Red Vienna« after 1945: Habitus, Patronage, and the Foundations of Municipal Social Democratic Dominance. In: The Journal of Modern History, 86 (2014), S. 603–632, S. 630.

Während die drei staatsgründenden Parteien der Umwandlung der ehemaligen NationalsozialistInnen und Kriegsgefangenen in WählerInnen und politische Subjekte des neuen österreichischen Nationalstaates viel politische Energie widmeten, war dies bei den wegen rassistischer und/oder politischer Verfolgung Geflüchteten nicht der Fall – Ausnahmen von Bemühungen wie jenen des Wiener Kulturstadtrates Viktor Matejka (KPÖ) bestätigen die Regel.<sup>7</sup> Am ehesten war noch die KPÖ, deren Parteiführung mit dem Kriegsende aus dem Exil in der Sowjetunion bzw. aus Slowenien zurückgekehrt war und drei Mitglieder der provisorischen Staatsregierung stellte, an einer systematischen Remigration von Flüchtlingen interessiert, die sich einer ihrer oder von ihr dominierten Exilorganisationen angeschlossen hatten. Die andere Seite der Fahnenstange wurde also von Exilorganisationen gehalten. Im Gegensatz zum sozialistischen Exil betrieben Exil-FunktionärInnen der KPÖ unter Flüchtlingen schon vor Kriegsende massiv Propaganda für die Rückkehr nach Österreich. In Großbritannien taten sie dies vor allem im organisatorischen Rahmen des *Austrian Center*, das zur nominell größten österreichischen Exilorganisation Free Austrian Movement (FAM) gehörte.<sup>8</sup> Eine Mischung von ideologisch gezielter Erwartung großen politischen Einflusses in der Nachkriegsgesellschaft und antinazistischer Idealisierung der österreichischen Bevölkerung gepaart mit einem politisch-moralischen Druck patriotischer Pflichterfüllung sollte vor allem junge Flüchtlinge zur nationalen Loyalität gegenüber Österreich erziehen und zur Rückkehr bewegen. Doch der Propaganda folgte neben den FührungsfunktionärInnen nur ein vergleichsweise geringer Teil der im *Austrian Center* und im FAM organisierten Flüchtlinge.<sup>9</sup> Dafür können zwei Gründe genannt werden: Die Novemberwahlen von 1945 entblößten die Versprechungen der Exil-Funktionäre über die antifaschistische Einstellung der ÖsterreicherInnen als Illusionen – die KPÖ erhielt nur 5,4 Prozent. Die Nachrichten von der lückenlosen Verfolgung, der völligen Schutzlosigkeit von in Österreich verbliebenen Familienangehörigen, FreundInnen und Bekannten und von der Shoah zeichneten hingegen ein realistisches Bild.<sup>10</sup> Die propagierte imaginäre Gemeinschaft mit einem antifaschistischen, »anderen« Österreich wurde letztlich nicht geglaubt und deshalb kehrten nur ideologisch hoch

<sup>7</sup> DÖW (Hg.), *Österreicher im Exil. USA*, S. 712–714.

<sup>8</sup> DÖW (Hg.), *Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945*, S. 596f.

<sup>9</sup> Aus Großbritannien und Westeuropa kehrten nur 1003 Flüchtlinge zurück, was etwa 4 % der überlebenden ExilantInnen in Westeuropa entsprach. Wolfgang Muchitsch: *Mit Spaten, Waffen und Worten. Die Einbindung österreichischer Flüchtlinge in die britischen Kriegsanstrengungen 1939–1945*. Wien, Zürich 1992, S. 20.

<sup>10</sup> Vgl. Anthony Grenville: *Zeit der Prüfung, Zeit der Taten, Zeit des Triumphes und der Illusionen. Die politische Tätigkeit des Austrian Centre*. In: Ders. u. a.: *Wien – London, hin und retour*. Wien 2004, S. 29–61, S. 61; Marietta Bearman: »Freiheit und Unabhängigkeit für Österreich? Nachkriegskonzeptionen der Linken im britischen Exil, Grundlagen und Auswirkungen. In: Richard Dove, Ian Wallace (Hg.): *Vision and Reality: Central Europe after Hitler (The Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies*, Bd. 15). Amsterdam, New York 2014, S. 23–46, S. 39f.

motivierte KPÖ-Funktionäre und ein kleiner Kern im Exil politisierter jüdischer Flüchtlinge zurück.<sup>11</sup> Die geringe Bereitschaft jüdischer Flüchtlinge, nach der Herrschaft des Nationalsozialismus nach Österreich zurückzukehren, war als Phänomen aber nicht erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden, sondern ein Resultat der Radikalität von Verfolgung und Vertreibung 1938/39 sowie einer damit zusammenhängenden hohen Bereitschaft zur Akkulturation in den Fluchtländern. Zu bedenken ist ferner, dass sich in Österreich vor 1938 kaum eine integrative nationale Identität ausgebildet hatte. Der Wiener Sozialwissenschaftler und ehemalige Mitarbeiter der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, Theo Neumann, beobachtete in seiner Pioniereinheit bei der britischen Armee 1940, dass die politischen Sympathien der aus Wien stammenden jüdischen Pioniere zwar meist der Sozialdemokratie gehörten, gesprochen wurde über sie aber eher als Reminiszenz an eine vergangene Zeit, denn als Hoffnung für die Zukunft.<sup>12</sup>

Vor diesem Hintergrund ist der Verdacht naheliegend, dass – abgesehen von der verzögerten Ausnahme Bruno Kreiskys – RemigrantInnen in der österreichischen Politik nach 1945 keine wesentliche Rolle gespielt haben können. Schon ein Blick auf die Zusammensetzung der Redaktion des 1946 gegründeten zentralen Theorie- und Debattierorgans der SPÖ *Die Zukunft*, das die Nachfolge der berühmten Theoriezeitschrift des Austromarxismus *Der Kampf* antrat, kann diese Annahme relativieren: Unter den sieben Redakteuren waren vier aus dem Exil zurückgekehrt (Oscar Pollak, Stefan Wirlandner, Karl Czernetz und Karl Hans Sailer). Zutreffender ist wohl, dass bestimmte RemigrantInnen in der SPÖ bestimmte Funktionen spielen konnten, es also ein Auswahlverfahren gab, in dem die Personen bestimmt und mögliche Befähigungsfelder definiert wurden. Neben der Haltung der politischen Eliten, die während des NS-Regimes weitgehend unbehelligt in Österreich »überwintert« oder die politische Verfolgung überlebt hatten, und der Exilpolitik ist als dritter wesentlicher Faktor die Repatriierungspolitik der Alliierten zu berücksichtigen, wobei für die Fluchtländer im Westen vor allem die britische Politik von Bedeutung war, mit der sich die USA abstimmten. Mit Kriegsende beschloss das Foreign Office ein allgemeines Rückkehrverbot für österreichische ExilantInnen, das bis Ende 1945 galt. Auch aus den USA durften Flüchtlinge erst im Frühjahr 1946 nach Europa reisen. Wer die Staatsbürgerschaft des Fluchtlandes angenommen hatte, war von weiteren Restriktionen betroffen.<sup>13</sup> Ausschlaggebend für das Reiseverbot im Jahr 1945 waren absehbare logistische Probleme, wie Transport, Unterbringung, Versorgung; es gab

<sup>11</sup> Vgl. Embacher, Eine Heimkehr gibt es nicht?, S. 195; Sonja Frank: *Young Austria. ÖsterreicherInnen im britischen Exil 1938–1945. Für ein freies, demokratisches und unabhängiges Österreich*. Wien 2014.

<sup>12</sup> Vgl. Peter Pirker: *Abschied vom Patriotismus in der Exilforschung: Politisches Denken und Handeln im Exil*. In: Evelyn Adunka u. a. (Hg.): *Exilforschung: Österreich. Leistungen, Defizite & Perspektiven*. Wien 2017 (im Erscheinen).

<sup>13</sup> DÖW (Hg.), *Österreicher im Exil. USA*, S. 692.

aber auch einen politischen Aspekt, der die Unsicherheit betraf, welchen ExilpolitikerInnen eine Rückkehr ermöglicht werden sollte und welchen nicht. Angesichts der starken Rückkehrmobilisierung der kommunistisch dominierten Exil-Organisationen schien ein allgemeines Verbot den willkommenen Effekt mit sich zu bringen, den Aufbau der KPÖ in Österreich gegenüber anderen Parteien nicht zu begünstigen.<sup>14</sup> Vor der Nationalratswahl im November 1945 gelangten KommunistInnen nur vereinzelt und auf illegalen Wegen aus dem Westen nach Österreich zurück. Entsprechend wird das allgemeine Rückreiseverbot Großbritanniens und der USA häufig als antikommunistisch motiviert ausgelegt. Wie in der Folge gezeigt wird, gelang es den österreichischen Exil-SozialistInnen in Großbritannien als einziger Exilorganisation das allgemeine Rückkehrverbot zu überwinden. Ursachen und Phasen werden im ersten Teil behandelt, ebenso die Frage, warum einer bestimmten Gruppe von Exil-SozialistInnen aus Großbritannien eine rasche Rückkehr gelang und anderen aus den USA nicht.<sup>15</sup> Vorweg zu betonen ist, dass nicht bloß ExilpolitikerInnen aus Österreich Schwierigkeiten bei der Rückkehr hatten. Entsprechende Vorbehalte waren ein generelles Kennzeichen der strukturell angelegten Spannung und Rivalität zwischen Exil- und Landesorganisationen, auch wenn wie im Falle Frankreichs, Belgiens, der Niederlande, Norwegens oder der Tschechoslowakei Exil-Regierungen oder anerkannte nationale Exil-Organisationen existiert hatten und manche Rückkehrer vorübergehend politische Führungspositionen bekleideten.<sup>16</sup>

In der Exil- und Remigrationsforschung wurde die These vertreten, dass die heftigen politischen Konflikte und Positionskämpfe innerhalb des sozialistischen Exils keine realpolitischen Konsequenzen gehabt hätten.<sup>17</sup> Gewiss trägt die »Politik im Wartesaal«, wie Helene Maimann die Konstellation des Exils paradigmatisch genannt hat,<sup>18</sup> viele Züge einer »politics of schism« mit

<sup>14</sup> Vgl. Muchitsch, Mit Spaten, Waffen und Worten, S. 102. Zu Deutschland: Charmian Brinson: »The creation of a free, independent, and democratic Germany«: The Free German Movement in Britain 1943–1945. In: Richard Dove, Ian Wallace (Hg.): Vision and Reality: Central Europe after Hitler (The Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies, Bd. 15). Amsterdam, New York 2014, S. 1–23, S. 15f.

<sup>15</sup> Vorarbeiten insbesondere zur Exilpolitik finden sich in: Peter Pirker: Subversion deutscher Herrschaft. Der britische Kriegsgeheimdienst SOE und Österreich (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 6). Göttingen 2012; Peter Pirker: Die Remigration sozialistischer Exilanten nach Österreich: Exilpolitik – Netzwerke – Nachkriegsintegration. In: Dove, Wallace (Hg.), Vision and Reality, S. 119–156.

<sup>16</sup> Martin Conway: Legacies of Exile: The Exile Governments in London During the Second World War and the Politics of Post-War Europe. In: Martin Conway, José Gotovitch (Hg.): Europe in Exile. European Exile Communities in Britain 1940–45. New York, Oxford, S. 255–274, S. 261.

<sup>17</sup> Christian Fleck, Heinrich Berger: Gefesselt vom Sozialismus. Der Austromarxist Otto Leichter (1897–1973). Frankfurt/M. 2000, S. 100.

<sup>18</sup> Helene Maimann: Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 62). Wien, Graz 1975.

heute bedeutungslos erscheinenden ideologischen Haarspaltereien und ins politisch gewendeten persönlichen Animositäten.<sup>19</sup> Meines Erachtens greift diese Betrachtungsweise aber zu kurz. Exilpolitik sollte viel stärker als Ringen um Handlungsmöglichkeiten verstanden werden. Eine solche Betrachtung kann zeigen, dass unterschiedliche exilpolitische Positionen und ihre Veränderungen die Remigrationschancen wesentlich mitbestimmt haben. Im Falle der österreichischen Exil-SozialistInnen tritt dieser Zusammenhang besonders deutlich hervor. Ein wesentlicher Teil der politischen Führung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) rund um Otto Bauer musste den Weg ins Exil bereits mit der Ausschaltung der Partei und der Niederschlagung des Aufstandes vom Februar 1934 durch das austrofaschistische Regime antreten. Mit dem »Anschluss« an NS-Deutschland flüchteten auch die maßgeblichen Führer der illegalen Parteiorganisation Revolutionäre Sozialisten Österreichs (RSÖ) um Joseph Buttinger und Karl Hans Sailer, sofern sie die ersten Verhaftungswellen des NS-Regimes überstanden hatten. Ein drittes Segment der Fluchtbewegung der SozialdemokratInnen von 1938 waren AktivistInnen, die in erster Linie von der antisemitischen Verfolgungspolitik des NS-Regimes bedroht waren. Im Land zurück blieben ehemalige führende Funktionäre der SDAP, die meist dem rechten Parteiflügel angehört hatten und bei der Wiedergründung der SPÖ im April 1945 die maßgebliche Rolle spielten (etwa Karl Renner, Adolf Schärf) sowie der nichtjüdische Teil der Massenbasis der alten SDAP und der AktivistInnen der RSÖ. Dieses Inlandssegment des sozialdemokratischen Lagers entwickelte sich nicht zu einer Bürde für NS-Deutschland oder einem Hort des Widerstandes, wie es insbesondere britische Beobachter und Sympathisanten erwartet hatten, sondern wurde weitgehend in den NS-Staat integriert oder verhielt sich abwartend passiv.<sup>20</sup>

Bis 1942 blieb die Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten (AVÖS) mit ihren Zweigstellen in London, Stockholm und New York im Wesentlichen dem exilpolitischen Paradigma der politischen Loyalität<sup>21</sup> verhaftet, sprich der Loyalität zum Projekt einer sozialistischen Revolution, die perspektivisch auf eine Überwindung der politischen Form des Nationalstaates ausgerichtet war. Doch dieser Internationalismus stand quer zur dominanten Form des europäischen Widerstands gegen NS-Deutschland, der sich in nationalen Abwehr- und Befreiungskämpfen formierte. Die Machtlosigkeit des Internationalismus hatte sich bereits mit dem Hitler-Stalin-Pakt 1939 und der Auflösung der Sozialistischen Arbeiter Internationale (SAI) 1940, in der österreichische Sozialisten wie Friedrich Adler eine führende Rolle gespielt hatten, abgezeichnet. Es existierte weder eine geopolitische Macht, die

<sup>19</sup> Yossi Shain: *The Frontier of Loyalty. Political Exiles in the Age of the Nation-State*. Hanover, London 1989, S. 38.

<sup>20</sup> Vgl. G. E. R. Gedye: *Fallen Bastions. The Central European Tragedy*. London 1939, S. 362; Berg, Reinventing »Red Vienna«, S. 609.

<sup>21</sup> Zur Unterscheidung von politischer und nationaler Loyalität vgl. Shain, *The Frontier of Loyalty*, S. 1–7.

diese Position unterstützte, noch gab es Ansätze für eine internationalistisch orientierte antifaschistische und antinazistische Bewegung auf dem Kontinent, noch starke Bündnispartner dafür in der britischen Labour Party, der nunmehr wichtigsten sozialistischen Partei der freien Welt, sowie unter den sozialistischen Exilparteien.<sup>22</sup> Im Grunde standen den österreichischen Exil-SozialistInnen nur zwei Optionen offen: entweder Ausstieg aus der Exilpolitik und politische Bedeutungslosigkeit oder ein Paradigmenwechsel und damit das Fortleben der Chance, sich an der politischen Gestaltung Nachkriegseuropas beteiligen zu können. Die politischen Kämpfe innerhalb und zwischen den österreichischen sozialistischen Exilgruppen in London, New York und Stockholm drehten sich bis 1942/43 genau um diesen Paradigmenwechsel von politischer hin zu nationaler Loyalität. In konkrete Politik gegossen ging es um das Eintreten für die Wiedererrichtung eines österreichischen Nationalstaates, um die Abkehr vom integralen Sozialismus, das heißt eine klare Ausrichtung auf eine westlich-demokratisch orientierte Sozialdemokratie, die bereit war, mit konservativen Parteien, also dem ideologischen Gegner, zu kooperieren und den Traum von einer sozialistisch-kommunistischen Einheitspolitik aufzugeben.

Während die Londoner und Stockholmer Gruppen unter der Führung von Oscar Pollak, Franz Novy und Bruno Kreisky den Paradigmenwechsel 1942/43 fast kollektiv vollzogen hatten, war das bei den führenden Funktionären der AVÖS in New York nicht der Fall, wo sich ein Kreis um Joseph Buttinger und Friedrich Adler dem Paradigmenwechsel verschloss. Bei der Analyse dieses Prozesses sind nicht nur interne Debatten zu berücksichtigen, sondern auch Anpassungsdruck von außen. Den maßgeblichen Funktionären in London und Stockholm war von Politikern der Labour Party und britischen Gewerkschaftern schon 1940/41 klar gemacht worden, dass sie Handlungsmacht nur in enger Kooperation mit den Westmächten erlangen konnten. Eine wesentliche organisatorische Ebene dafür war die Kooperation mit dem Kriegsgeheimdienst Special Operations Executive (SOE), zu der sich ab 1944 auch noch jene mit dem europäischen Zweig des US-amerikanischen Office of Strategic Services (OSS) in London, Paris und der Schweiz gesellte. Londoner und Stockholmer Funktionäre, allen voran Oscar Pollak, Franz Novy und Bruno Kreisky, gingen solche Kooperationen ein, vereinzelt – etwa im Falle Karl Hans Sailer – kam es dazu auch in den USA. Sie überwanden alte Vorbehalte gegenüber einer Zusammenarbeit mit den kapitalistischen Westmächten und gewannen damit Zugänge zu Ressourcen, die für die Remigration von enormer Bedeutung waren. Eine kleine Gruppe von Exil-Sozialisten wurde von SOE für die Kontaktaufnahme mit GenossInnen in Österreich ausgebildet,

<sup>22</sup> Vgl. Ursula Langkau-Alex: The International Socialist Labor Movement and the Elimination of the »German Problem«. A comparative view on ideas, politics, and policy of the French, English, Swedish and US Labor Movement. IISS Research Paper 29, 1997, S. 7; Herman Balthazar: The Socialist Internationale: Society or Counter-Society? In: Conway, Gotovitch (Hg.), Europe in Exile, S. 247–254, S. 247f.

sie lernten maßgebliche Akteure innerhalb von SOE, der britischen Armee und im britischen Außenamt kennen, sie erhielten Zugang zu effizienten Kommunikationsmitteln, zu Geld und sie konnten im Auftrag von SOE und OSS im befreiten Europa reisen. Mit einem Wort: Sie wurden in starke Netzwerke eingebunden. Im Frühjahr 1945 wurden sie schließlich auf Erkundungsmissionen nach Österreich geschickt, um einerseits Informationen über die politische Lage in Österreich zu sammeln und andererseits Kontakte zur SPÖ herzustellen. Ein strategisches Ziel dieser transnationalen subversiven Kooperation war hinsichtlich der Nachkriegsgestaltung klar antikommunistisch grundiert. Es ging um die präferentielle Unterstützung der SPÖ gegenüber der KPÖ und darum, die beiden Parteien der Linken getrennt voneinander zu halten.<sup>23</sup> Die wichtigsten dieser sozialistischen Emissäre waren Ernst Lemberger, Stefan Wirlandner, Theo Neumann, Walter Hacker und im organisatorischen Zusammenhang des britischen Elements der Allied Commission for Austria (ACA) Walter Wodak.<sup>24</sup> Ihre Missionen nach und in Österreich zwischen Februar und Dezember 1945 beeinflussten die Form der Remigration maßgeblich.

Drei Phasen dieser transnationalen Remigrationspolitik lassen sich unterscheiden: die erste Phase der Kontaktaufnahme zwischen den Emissären und Sozialdemokraten in Österreich (Initiation), die zweite Phase, in der die Emissäre von der Parteiführung die Zustimmung zur Rückkehr bestimmter ExilfunktionärInnen erreichten (Durchbruch) und eine dritte Phase, in der die Remigrationspolitik von den ersten Remigranten aus London entscheidend mitbestimmt wurde (Auswahl). Nach der politischen Konsolidierung Ende 1945 ging die Initiative wieder an den Parteivorstand der SPÖ zurück, was gleichbedeutend mit einem faktischen Ende der Remigrationspolitik war.

Der Beginn der transnationalen Remigrationspolitik ist bereits 1943 mit den ersten Versuchen der SOE anzusetzen, sozialistische Exilfunktionäre in Kontakt mit InlandsgenossInnen zu bringen. Zu einem direkten persönlichen Treffen mit maßgeblichen Sozialdemokraten im Inland kam es aber nicht vor Februar 1945, als Ernst Lemberger, der in der französischen Résistance gekämpft hatte und von den OSS nach Wien geschickt wurde, um gemeinsam mit Fritz Molden Gespräche mit Vertretern des Provisorischen Österreichischen Nationalkomitees zu führen. Lemberger traf alte sozialdemokratische Funktionäre, die unter dem NS-Regime »überwintert« hatten. Dabei kam auch die Frage der Remigration zur Sprache. Unter den wenigen Gesprächspartnern Lembergers war Adolf Schärf, der sehr bald zum SPÖ-Chef und Vizekanzler avancieren sollte. Ein persönlicher Bericht Lembergers über dieses Gespräch wurde bislang nicht gefunden, allerdings gibt es im britischen Staatsarchiv

<sup>23</sup> Dieser Aspekt kennzeichnete bereits die Exilpolitik, erkennbar an den Abspaltung vom FAM und die Isolation der KommunistInnen darin ab 1943. Vgl. Pirker, Subversion, S. 100.

<sup>24</sup> Vgl. Bernhard Kuschey: Die Wodaks. Exil und Rückkehr. Eine Doppelbiografie. Wien 2008.

ein Dokument, das wesentliche Inhalte zum Remigrationsaspekt wiedergibt. Demnach hat Lemberger nach seiner Rückkehr im März 1945 berichtet, dass die SozialdemokratInnen in Österreich die Rückkehr von EmigrantInnen pauschal ablehnten, wie aus einem Schreiben von William Mack an Geoffrey Harrison vom 17. April 1945 hervorgeht:

The Social Democrats in Austria do not want any of the emigrés back. Their attitude corresponds fairly closely to that of the political elements inside other countries which have been liberated. Lambert [Lemberger] had found in Vienna among the Social Democrats and others considerable apprehension about the possibility of a mass return of the Jewish refugees who had gone to various countries. You will remember that anti-Semitism was very strong in Vienna towards the end of the last century. It has been latent ever since, and I fear that the Jewish question will not be the least of Austria's problems in the future. In any case, Lambert laid great stress on this problem.<sup>25</sup>

Die sozialistischen ExilpolitikerInnen hatten sich über Jahre darum bemüht, von britischen Regierungsbeamten als legitime Sprecher der österreichischen Sozialdemokratie anerkannt zu werden. Vor diesem Hintergrund kann Lembergers Bericht für die Chancen einer Remigration in größerem Ausmaß nur als fatal gewertet werden. Im britischen Außenamt wurden seine Angaben jedenfalls als bedeutsam eingestuft. Im Kontext der Bemühungen der Exil-SozialistInnen, das oben erwähnte allgemeine britische Rückreiseverbot zu überwinden, dürften sie wesentlich dazu beigetragen haben, dass das Foreign Office für sozialistische ExilantInnen eine dezidierte Einladung der SPÖ verlangte, was die Notwendigkeit eines Entscheidungsprozesses innerhalb der Parteiführung mit sich brachte.<sup>26</sup>

Der indirekt wiedergegebene Bericht Lembergers kann auch zur Klärung einer Kontroverse in der Exil- und Remigrationsforschung beitragen. In seiner Biographie über Adolf Schärf führte der Historiker Karl R. Stadler, der selbst erst 1968 nach Österreich zurückgekehrt war, die einladende oder ablehnende Haltung der SPÖ-Führung gegenüber Exil-FunktionärInnen auf jeweils verschiedene, parteitaktisch nachvollziehbare Motive zurück. Vorsichtig war Stadler bei der Bewertung eines anderen Motivs, nämlich Rücksichtnahme auf Antisemitismus in Österreich: »Ob der manchmal geäußerte Verdacht berechtigt war, daß man bei der Rückholung der meist jüdischen Emigranten sehr vorsichtig umging, um nicht einen neuen Antisemitismus zu züchten, läßt sich aus den Quellen weder beweisen noch widerlegen«<sup>27</sup>, so Stadler. Stadler verteidigte damit Schärf gegen eine Anschuldigung von Julius Braenthal, dem ehemaligen Sekretär von Friedrich Adler in der SAI, die er 1948 in seinem stark rezipierten Buch *The Tragedy of Austria* erhoben hatte:

<sup>25</sup> William Mack war Leiter des britischen Elements der Allied Commission for Austria, Geoffrey Harrison der im Foreign Office für die britische Außenpolitik zu Österreich maßgebliche Beamte. William Mack an Geoffrey Harrison, 17. 4. 1945, C1561/G37, The National Archives [im Folgenden TNA], FO 371/46609.

<sup>26</sup> Vgl. Pirker, Remigration, S. 131–133.

<sup>27</sup> Karl R. Stadler: Adolf Schärf. Mensch – Politiker – Staatsmann. Wien 1982, S. 246.

In der ersten Botschaft, die die Führer der wiedererstandenen Sozialistischen Partei Österreichs aus dem befreiten Wien an ihre Genossen in der Emigration – meist Juden – richteten, wurde ganz offen ausgesprochen, daß man »Bedenken« habe gegen die Rückkehr einer großen Zahl von Juden nach Österreich.<sup>28</sup>

Da Braunthal keine Quelle anführte, betonte Stadler, dass Braunthal »jeden Beweis für dieses angebliche Zitat schuldig geblieben« sei.<sup>29</sup> Gertrude Enderle-Burcel, die Herausgeberin der Tagebuchnotizen von Schärf, unterstrich 2008 noch einmal Stadlers Quellenkritik und stellte das Zitat Braunthals an den Beginn einer Reihe von angeblich ähnlich unbelegten Antisemitismusvorwürfen gegen Schärf und die Nachkriegs-SPÖ.<sup>30</sup> Es ist zwar nach wie vor unklar, auf welche Erklärung sich Braunthal bezog, aber mit dem – wenn auch indirekt wiedergegebenen – Bericht Lembergers liegt ein starkes Indiz dafür vor, dass von führenden Sozialdemokraten tatsächlich eine entsprechende Botschaft bereits vor der Befreiung Wiens in den Westen gelangt war.

In einer zweiten Phase, die Anfang Mai 1945 begann, geriet die generell ablehnende Position im Parteivorstand unter Druck und wurde zum Teil überwunden. Verantwortlich dafür waren im Wesentlichen jene bereits erwähnten Exil-Sozialisten, die im Auftrag von SOE und in enger Abstimmung mit dem »London Büro der österreichischen Sozialisten in Großbritannien« im Mai und Juni 1945 von Italien und der Schweiz aus bis nach Wien vordrangen, also noch bevor die Westmächte Missionen in Wien einrichten konnten. Die persönlichen Interventionen von Walter Hacker, Stefan Wirlandner, Theo Neumann und später von Walter Wodak drängten dem Parteivorstand die Frage der Remigration auf. Sie lobbiierten insbesondere für eine rasche Rückkehr von Oscar Pollak, der bis 1934 die *Arbeiter-Zeitung* herausgegeben hatte. Erst nach einigem Zögern und zum Teil mit starken Vorbehalten sprach der Parteivorstand schließlich die vom britischen Außenamt verlangte schriftliche Einladung an Pollak aus. Der Brief wurde übrigens vom britischen Journalisten G. E. R. Gedye nach London telegraftiert, der ebenfalls zum SOE-Netzwerk gehörte.<sup>31</sup> Die Zustimmung des britischen Repräsentanten in Wien, William Mack, holte Peter Wilkinson ein, der bis Mai 1945 die Österreich-Einsätze der SOE geleitet hatte und nun als *Political Adviser* der

<sup>28</sup> Zit nach ebd., S. 247; Julius Braunthal: The Tragedy of Austria. London 1948, S. 121.

<sup>29</sup> Stadler, Adolf Schärf, S. 247.

<sup>30</sup> Gertrude Enderle-Burcel: Adolf Schärf – Ein Sozialist und Staatsmann im Nachkriegsösterreich. In: Adolf Schärf: Tagebuchnotizen des Jahres 1955. Innsbruck 2008, S. 17–42, S. 23; vgl. Theodor Venus: Kontinuitäten und Brüche in der sozialdemokratischen Tagespresse und im Journalismus 1938 bis 1945. In: Mesner (Hg.), Entnazifizierung, S. 186–265, S. 225.

<sup>31</sup> Extract from letter of G.E.R. Gedye to the Daily Herald, 12. 8. 1945, C4623/4034/3, TNA FO 371/46659; Oscar Pollak an Philip Noel-Baker, Minister of State, Foreign Office, 8. 8. 1945, Verein für die Geschichte der Arbeiterbewegung [im Folgenden VGA], Nachlass Marianne und Oscar Pollak [im Folgenden NMOP].

ACA in Wien fungierte.<sup>32</sup> Das Gelingen der Remigration von Oscar Pollak trotz des generellen Reiseverbotes war sehr stark mit dem Wirken dieses Netzwerkes verbunden. Pollak erreichte Mitte September Wien, übernahm die Herausgabe der *Arbeiter-Zeitung* und wurde Mitglied des Parteivorstandes. Ein anderer wichtiger Aspekt der Remigrationspolitik des Parteivorstandes in dieser Phase war, dass er die Frage der Remigration an die RemigrantInnen zurückspielte: Die Kompetenz dafür erhielt Oscar Pollak. Im Protokoll des Parteivorstandes hieß es: »Nach Besprechung mit ihm soll diese Frage gelöst werden. Auch die Frage der Parteivertretung im Ausland soll danach geregelt werden.«<sup>33</sup> Walter Hacker gab diesen Beschluss in einem Brief an Oscar Pollak recht genau wieder, umriss aber deutlicher als im Protokoll vermerkt, worum es konkret gehen sollte: »Our comrades also want your advice as to the desireability of the return of other refugees. The general line is that everybody is wanted back who ›behaved decently while abroad‹. And on this they want your advice.«<sup>34</sup>

Neben Pollak nahm Franz Novy eine Sonderstellung unter den frühen RemigrantInnen ein. Als bedeutendster Gewerkschafter im Exil hatte Novy in London eng mit Pollak an der Neuausrichtung der sozialistischen Exilpolitik gearbeitet, war in die Kooperation mit SOE eingebunden und hatte im Jänner 1945 eine vom OSS organisierte Reise in die Schweiz zur Kontaktaufnahme mit den dort befindlichen österreichischen Sozialisten unternommen.<sup>35</sup> Novy kam wenige Wochen nach Pollak ohne offizielle Einreiseerlaubnis nach Wien und konnte so noch für die Kommunalwahlen in Wien kandidieren. Als Stadtrat und erster Vorsitzender der mächtigen Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter organisierte er den Wiederaufbau Wiens und ließ die ersten großen Wohnbauten nach Kriegsende errichten. 1947 wurde er Wiener SPÖ-Chef, starb allerdings zwei Jahre später im Alter von 49 Jahren. Von ihm sind bislang keine Initiativen in der Remigrationspolitik bekannt.

Mit Pollaks Rückkehr begann die Phase der Auswahl. Bei der Rekonstruktion und Neuzusammensetzung des politischen Milieus der Sozialdemokratie spielte die Vergabe von »patronage ressources« eine wichtige Rolle. Matthew Paul Berg stellte in seiner Studie zur Wiedererfindung des Roten Wien in den ersten Nachkriegsjahren fest, dass die Bewertung des politischen Verhaltens bei der Auswahl des Personals für die öffentliche Verwaltung ausschlaggebend war. Höchste Präferenz kam SozialdemokratInnen zu, die über nützliche Qualifikationen verfügten *und* ihre politische Verlässlichkeit geltend machen

<sup>32</sup> Minute von William Mack, 16. 8. 1945, C4623/4034/3, TNA, FO 371/46659; Oscar Pollak an Lieut.-Colonel Wilkinson, ACA, British Element, Political Division, Vienna, VGA, NMOP, 4/10.

<sup>33</sup> Fleck, Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 115.

<sup>34</sup> Bereits Stadler zitierte diesen Brief Hackers, ohne den Absender aber beim Namen zu nennen. Stadler diente der Brief dafür, Braunthals Kritik an der SPÖ-Spitze »wesentlich« einzuschränken. Stadler, Adolf Schärf, S. 247.

<sup>35</sup> Pirker, Subversion, S. 426.

konnten, das heißt auch während der NS-Zeit loyal zur Sozialdemokratie gestanden zu haben, also »anständig« geblieben zu sein. Letzteres wurde entweder durch die Vorlage von Empfehlungsschreiben von ParteifunktionärInnen erreicht oder ParteifunktionärInnen in der Stadtverwaltung holten Einschätzungen bei den Parteistellen in den Wohnvierteln, im Bezirk oder in Betrieben ein.<sup>36</sup> Im Falle der Remigration kam dieselbe Methode vereinfacht zur Anwendung, darauf weist die vom Parteivorstand laut Hacker gewählte Bedingung »behaved decently while abroad« hin. Politisch unbestimmt, war sie nicht mehr als ein Code, der die Beurteilung und somit die Auswahl weitgehend Oscar Pollak überließ. Er hatte für diese Phase gewissermaßen die Definitionshohheit darüber erhalten. Pollak stellte eine Liste von ExilantInnen in Großbritannien, den USA, Schweden und der Schweiz zusammen und ließ ihre Rückkehr vom Parteivorstand absegnen. Eine an die britischen Behörden weitergegebene Liste enthielt siebzehn »Londoner« SozialistInnen.<sup>37</sup> Ihre Rückkehr nach Österreich klappte dank der exzellenten Verbindungen Pollaks binnen weniger Wochen rechtzeitig vor der Nationalratswahl. Von den ExilfunktionärInnen in den USA setzte Pollak nur vier auf seine Liste: Karl Hans Sailer, Otto Leichter, Jacques Hannak und Ernst Papanek. Hinzu kamen die »Schweden« Bruno Kreisky, Rudolf Holowatyj, Josef Pleyl, Johann Menzel und Alois Reitbauer, aus der Schweiz Karl Weigl.

Nach welchen Kriterien wählte Pollak aus, was galt ihm als »anständiges Verhalten«? Ein Dokument dazu liegt nicht vor, aber die Exilpolitik bietet einen Schlüssel. Niemand auf Pollaks Liste vertrat nach 1942 noch die Positionen der AVÖS, keiner hatte sich im Streit um die Exilpolitik gegen den Londoner Paradigmenwechsel gestellt – die »Schweden« hatten ihn sogar forciert – und etliche hatten mit westalliierten Stellen während des Krieges eng kooperiert. Während Pollaks Verbindungen eine rasche Rückkehr der »Londoner« gewährleisteten, ergaben sich für die Funktionäre in den USA

<sup>36</sup> Berg, *Reinventing »Red Vienna«*, S. 611.

<sup>37</sup> Zur Rückkehr vorgeschlagene Funktionäre der S.P.Ö., o.D., masch. Typoskript mit hs. Ergänzungen, VGA, NMOP, 4/7. Auf dieser Liste für den Parteivorstand befinden sich elf FunktionärInnen, auf jener für die britischen Behörden zusätzlich vier Ehefrauen sowie der steirische Gewerkschafter Isidor Preminger und dessen Ehefrau Anna. Die Liste enthält: Karl und Margit Czernetz, Marianne Pollak, Karl und Josefine Ausch, Wilhelm und Claire Rosenzweig, Richard und Anna Strasser, Stefan Wirlandler, Johann Svitomics, Alexander Gottlieb, Hans Hladnik, Sheila Hanzlik, Erwin Weiss, Isidor und Anna Preminger. Wirlandler befand sich bereits in Wien, musste aber zur Demobilisierung nach London und befand sich deshalb auf der Liste. Theo Neumann, Walter Wodak und Walter Hacker standen in Wien im Dienst der British Legal Army Unit bzw. der Psychological Warfare Branch, mussten zu diesem Zeitpunkt also nicht repatriiert werden. Karl und Josefine Ausch kehrten aus verschiedenen Gründen erst im November 1946 zurück. Oscar Pollak an W. B. Mack, British Element, ACA, Vienna, 6. 10. 1945, VGA, NMOP, 4/10.

und Schweden eine Reihe von Problemen.<sup>38</sup> Nach der Abwicklung des Rücktransports aus England kümmerte sich der Parteivorstand nicht weiter um die Rückkehr; Pollak versank im Tagesgeschäft und schien mit den drängenden Anfragen aus den USA überfordert, zumindest weist der häufig gereizte Ton seiner Korrespondenz darauf hin. Die Frage der Remigration war in Wien nach der Nationalratswahl offenbar von der Tagesordnung genommen worden. Nun waren die politischen Funktionen in der Partei weitgehend verteilt. Bei der Beurteilung von Pollaks Verhalten muss außerdem ein häufig übersehenes Faktum mitberücksichtigt werden: Nach der Nationalratswahl geriet seine eigene Position in Gefahr. Im Februar 1946 beschwerte sich Bundespräsident Renner (SPÖ) auch im Namen von SPÖ-Chef Schärf beim britischen Botschafter Mack über Pollak. Den SPÖ-Granden missfiel nach der Bildung der ÖVP-SPÖ-Koalitionsregierung sowohl der allzu aggressive anti-sowjetische Kurs der *Arbeiter-Zeitung* als auch – obwohl sie den Koalitionskurs unterstützte – deren allzu kritische Haltung gegenüber der ÖVP. Mack verstand die vorgebrachten Beschwerden und die Rückkehr Pollaks wurde nun unisono bedauert. Er galt als Störfaktor der interalliierten und großkoalitionären Beziehungen in Wien.<sup>39</sup> Sein Einfluss auf die Parteiführung dürfte nach der Nationalratswahl stark geschrumpft sein. Auch die Fürsprachen anderer prominenter ParteifunktionärInnen für einzelne ExilantInnen fanden kein Gehör.<sup>40</sup>

Im Frühjahr 1946 kehrten aus den USA noch zwei der vier von Pollak Genannten, Karl Hans Sailer und Jacques Hannak, sowie mit Julius Deutsch ein weiterer prominenter ehemaliger Parteiführer nach Wien zurück. Sailer und Hannak fanden bei Pollak in der *Arbeiter-Zeitung* Aufnahme, Deutsch erhielt die politisch unbedeutende Leitung des Parteiverlages übertragen. Im Falle Otto Leichters waren es wohl politische Differenzen, die eine Rückkehr weiter verzögerten. Leichter hielt nach wie vor an der Idee des integralen Sozialismus fest und plädierte für ein Zusammenwirken mit der Sowjetunion. Von beidem hatten sich die »Londoner« längst abgewendet und gegen einen harschen Antikommunismus eingetauscht, den Pollak in der *Arbeiter-Zeitung* ausagierte. So mag es wenig verwundern, dass Pollak sich nicht beeilte, seinen früheren Kollegen in die Redaktion der *Arbeiter Zeitung* zurückzuholen. Leichter kam erst im Juni 1947 auf Einladung des ÖGB und der Arbeiterkammer nach Wien, um die Zeitschrift *Arbeit und Wirtschaft* herauszugeben, brach die Remigration aber ab, als er sich die Marginalität seiner austromarxistischen Positionen eingestehen musste.<sup>41</sup> An der Ausschaltung der

<sup>38</sup> Vgl. Fleck, Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 119–130; Elisabeth Röhrlich: Kreiskys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 2). Göttingen 2009, S. 100f.

<sup>39</sup> Vgl. Pirker, Subversion, S. 482f.; Oliver Rathkolb: Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik. Wien 1981, S. 102–106.

<sup>40</sup> Vgl. Venus, Kontinuitäten und Brüche, S. 220f.; Maria Sporrer, Herbert Steiner (Hg.): Rosa Jochmann. Zeitzeugin. Wien, München, Zürich 1983, S. 106.

<sup>41</sup> Fleck, Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 173f.

Linksopposition in der SPÖ beim Parteitag 1948 waren die Remigranten aus London übrigens maßgeblich beteiligt.<sup>42</sup>

Die Schwierigkeiten der Remigration aus den USA haben mit einem entscheidenden strukturellen Unterschied zu jener aus Großbritannien zu tun. In New York hatten Deutsch und Adler bereits im April 1945 begonnen, eine Liste von siebzehn GenossInnen zusammenzustellen, für die aufgrund ihrer früheren Partiefunktionen und Qualifikationen eine möglichst rasche Rückkehr wünschenswert wäre. Die Liste wurde den zuständigen US-Behörden übermittelt.<sup>43</sup> Anders als die »Londoner« verfügten die »New Yorker« aber über keine in Österreich agierende Emissäre. In der 74 Mann starken OSS-Einheit für Österreich befand sich kein einziger sozialistischer Exilant.<sup>44</sup> Dieses Defizit konnten aus Österreich stammende Besatzungssoldaten der US-Army nicht ausbügeln, denn ihnen mangelte es an nötigen Zugängen sowohl zur SPÖ, als auch zu maßgeblichen US-Stellen in Wien.<sup>45</sup> Interessant ist, dass die US-Regierung schon im Mai 1945 Karl Hans Sailer eine Reiseerlaubnis nach Österreich erteilen wollte, um den Wiederaufbau zu unterstützen. Sailer war als ehemaliger Vorsitzender der RSÖ und Anhänger der Idee eines selbstständigen österreichischen Nationalstaates im Jahr 1942 der erste Sozialist gewesen, mit dem SOE bei der Herstellung von Kontakten nach Österreich von Istanbul aus kooperiert hatte. Zwischen Sailer und dessen SOE-Offizier Gedye kam es aber zu Zerwürfnissen, sodass Sailer im Sommer 1943 durch Stefan Wirlandner ersetzt wurde. Als SOE im Mai 1945 von den Absichten US-amerikanischer Stellen erfuhr, Sailer nach Österreich zu schicken, opponierten die Briten heftig dagegen, was offenbar Wirkung zeigte.<sup>46</sup> Sailer hätte für die »New Yorker« eine ähnliche Rolle spielen können wie Wirlandner und Co. für die »Londoner«. Den »New Yorkern« fehlte somit im ersten Nachkriegsjahr, worauf die »Londoner« bauen konnte: Emissäre, die aufgrund der Integration in die SOE die Befugnis hatten zu reisen, die ihre Interessen gegenüber der Inlandsführung vertraten, einen vielfach effizienteren Informationskanal zwischen Wien und London etablieren konnten, über vergleichsweise gute Kontakte zu britischen, aber auch amerikanischen Offizieren verfügten und intensiv an der Rückkehr eines Türöffners wie Oscar Pollak arbeiteten. Deutsch wurde zwar Mitglied des Parteivorstandes, befand sich

<sup>42</sup> Fritz Weber: *Der Kalte Krieg in der SPÖ. Koalitionswächter, Pragmatiker und Revolutionäre Sozialisten 1945–1950*. Wien 1986, S. 189–195.

<sup>43</sup> Martin Putschögl: »Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen«. Die Exilpublizisten des »Austrian Labor Committee« und ihre oft vergeblichen Bemühungen, nach Österreich zurückkehren zu können. In: *medien&zeit*, 22 (2007), H. 4, S. 16–24, S. 21.

<sup>44</sup> HQ USFA, OSS Austria, 11. 9. 1945. Für eine Kopie des Dokuments aus der National Archives and Record Administration (NARA) dankt der Autor Florian Traussnig.

<sup>45</sup> Der Sohn Otto Leichters war als US-Soldat in Wien. Er fand keinen Zugang zur SPÖ-Spitze. Fleck, Berger, Gefesselt vom Sozialismus, S. 135.

<sup>46</sup> S.O.E. Meeting, 18. 5. 1945, NARA, OSS Classified Sources and Methods File, RG226, Entry210/Box305/Folder S.O.E. Meetings.

aber in einer machtlosen Position. Aus den USA kam erst 1948 mit Adolf Sturmthal ein gewichtiger sozialistischer Exilant nach Österreich, aber auch ihm gelang es nicht, Parteichef Schärf zu einer aktiven Rückholung einiger noch in den USA befindlicher SozialistenInnen zu bringen.<sup>47</sup> Von den siebzehn aufgelisteten »AmerikanerInnen« schafften bis 1948 nur sechs den Weg über den Atlantik. Zwei weitere ehemalige Funktionäre kamen in den folgenden Jahrzehnten zurück, wobei einer – Manfred Ackermann – von der Parteiführung brieflich um sein Engagement in Wien gebeten wurde.<sup>48</sup>

Die Rückkehr aus Schweden war ebenfalls viel schwieriger als jene aus London. Der erste kurze Aufenthalt in Wien im Frühjahr 1946 wurde Kreisky nur durch ein Visum möglich, das ihm Kurt Grimm, ein österreichischer Rechtsanwalt im OSS-SOE-Netzwerk in der Schweiz, verschafft hatte.<sup>49</sup> Kreiskys dauerhafte Remigration erfolgte erst 1951. Im Falle Schwedens kam es im September 1946 zu einer organisierten Sammelrückkehr von 160 Österreichern – es handelte sich bei ihnen aber nicht um 1938 vertriebene Juden und Jüdinnen oder politische Flüchtlinge, sondern um Deserteure aus der Wehrmacht, die in Auffanglagern in Schweden Zuflucht gefunden hatten. Sie wurden von Seiten der österreichischen Behörden wohl wie Kriegsgefangene betrachtet, jedenfalls nicht vor der Rückkehr in ein kriegszerstörtes Land gewarnt, wie es Schärf 1948 in Schweden gegenüber österreichischen ExilantInnen getan haben soll.<sup>50</sup>

Abschließend soll noch kurz die Frage angerissen werden, welche Funktionen die frühen RückkehrerInnen in der SPÖ einnehmen konnten. Zwar gab es 1945 formelle Einladungen der Partei, wonach die ExilantInnen für Funktionen in der Partei benötigt würden. Die Wirklichkeit war aber rauer. Karl Czernetz musste heftig darum kämpfen, einen Posten im Parteapparat zu erhalten – er wurde schließlich Leiter der Bildungszentrale der Partei. Eine Kandidatur für den Nationalrat war ihm erst 1949 beschieden. Als sich weniger prominente Rückkehrer bei Pollak über Schwierigkeiten in der Partei beklagten, musste er ihnen klar machen, dass die »Einladung« der Partei nicht mehr als ein Stück Papier für die britischen Behörden gewesen war.<sup>51</sup> In der Literatur wird im Hinblick auf Nationalratsmandate der ersten Gesetzgebungsperiode zwischen 1945 und 1949 häufig die Zahl von vier RemigrantInnen unter den 76 MandatarInnen der SPÖ genannt.<sup>52</sup> Eine Überprüfung anhand

<sup>47</sup> Adolf Sturmthal: *Zwei Leben. Erinnerungen eines sozialistischen Internationalisten zwischen Österreich und den USA*. Wien 1989, S. 213–215.

<sup>48</sup> Putschögl, *Die Mandate sind da*, S. 23f; Fleck, Berger, *Gefesselt vom Sozialismus*, S. 112.

<sup>49</sup> Röhrlich, *Kreiskys Außenpolitik*, S. 102.

<sup>50</sup> Vgl. den Beitrag von Irene Nawrocka in diesem Band, S. 275–290.

<sup>51</sup> Oscar Pollak an Erwin Weiss, 21. 12. 1945, VGA, NMOP, 4/11.

<sup>52</sup> Hartmut Mehringer, Werner Röder, Dieter Marc Schneider: *Zum Anteil ehemaliger Emigranten am politischen Leben der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik und der Republik Österreich*. In: Wolfgang Frühwald, Wolf-

der vom Österreichischen Parlament veröffentlichten Biographien erbrachte allerdings, dass sich nur zwei RemigrantInnen im engeren Sinn im SP-Parlamentsklub befanden, nämlich Marianne Pollak und Anton Lindner, der 1945 aus der Schweiz nach Vorarlberg zurückgekehrt war. Mit der Wahl 1949 kam allein Karl Czernetz hinzu.<sup>53</sup> Auch Stefan Wirlandner hatte sich Hoffnungen auf ein Nationalratsmandat gemacht, fand zu seiner Enttäuschung trotz intensiver Aufbauarbeit für die Arbeiterkammer und den ÖGB in der Partei dafür aber keine ausreichende politische Unterstützung. Wirlandner erkannte rasch, dass die SPÖ ExilantInnen nicht in der ersten Reihe haben wollte. Er zog sich auf die Position eines Experten zurück und spielte im Hintergrund eine Schlüsselrolle bei der wirtschaftspolitischen Neupositionierung der SPÖ, der Arbeiterkammer und des ÖGB. Er war einer der Verkünder des Keynesianismus, den er im Exil aufgesogen hatte. In der von ihm gegründeten wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der AK fanden in den 1950er Jahren dann einige RemigrantInnen wie der Ökonom Eduard März ein einflussreiches Wirkungsfeld. Zu einem transnationalen Akteur der politisch-ökonomischen Westbindung wurde Theo Neumann, der in Tuchfühlung mit Wirlandner im Marshall-Plan-Büro und später für den *Labor Advisor* in der US-Botschaft in Wien arbeitete. Den meisten anderen RemigrantInnen blieb der parteinahe Journalismus als Betätigungsfeld. Die höchste politische Position, die Walter Hacker erreichte, war jene des Außenpolitischen Sekretärs der SPÖ. Andere RemigrantInnen wie Ernst Lemberger und Walter Wodak traten in den diplomatischen Dienst ein und wurden Botschafter. Eine wenn auch zum Teil verzögerte politische Karriere gelang Schella Hanzlik: Sie wurde 1948 erste Frauensekretärin der Wiener SPÖ, erwarb sich große Verdienste in der kommunalen Gleichstellungs- und Sozialpolitik, wurde aber erst 1962 Nationalratsabgeordnete.<sup>54</sup>

Als Resümee lässt sich festhalten: Die systematische Rückkehr von Flüchtlingen spielte in den Überlegungen der SPÖ-Führung zur Rekonstruktion des sozialdemokratischen Lagers nach 1945 mit wenigen Ausnahmen nur im Sinne der Vermeidung eine Rolle. Die Neuzusammensetzung fand in Abgrenzung zu den 1938 Vertriebenen, die weit überwiegend antisemitisch verfolgt worden waren, statt. Auf der Ebene der FunktionärInnen gelang es nur einer Gruppe aus London, im Herbst 1945 geschlossen zurückzukehren, begünstigt durch ganz spezifische organisatorische Voraussetzungen, die von der Seite des Exils her initiativ geschaffen worden waren, auf die der Parteivorstand der SPÖ zumindest in einem Zeitfenster von einigen Monaten reagieren

gang Schieder (Hg.): Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933–1945. Hamburg 1981, S. 207–223, S. 217.

<sup>53</sup> Bei Mehringer, Röder, und Schneider bleibt unklar, wen sie als RemigrantInnen betrachten. Mein Kriterium für die Zeit vor der Remigration ist ein dauerhafter Aufenthalt in Ländern, die nicht vom NS-Regime beherrscht waren.

<sup>54</sup> Traude Bollauf: Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39. Wien 2011, S. 300.

musste. In dieser Phase kam es zu einer Auswahl von wenigen RemigrantInnen, die in der Folge selbst als »gatekeeper« agierten. Die Positionen in der Exilpolitik (nationale und ideologische Reorientierung) spielten hierbei als Kriterium eine wichtige Rolle. Wem die Rückkehr in dieser Phase gelang, der oder die konnte Fuß in der Partei oder parteinahen Organisationen fassen und im gegebenen Wirkungsbereich auch langfristig durchaus einflussreich tätig werden – Franz Novy, Stefan Wirlandner, Walter Wodak, Oscar und Marianne Pollak sind dafür die wichtigsten Beispiele. Diese RemigrantInnen wirkten zudem an einer anderen wesentlichen Rekonfiguration des sozialdemokratischen Lagers aktiv mit: der inhaltlichen Abgrenzung gegenüber dem Austromarxismus und der Scharfzeichnung der Trennlinie zur KPÖ. Nach dem ersten Nachkriegsjahr kam es nur mehr vereinzelt zur Heimkehr von im Exil befindlichen FunktionärInnen. Nur in ganz wenigen Ausnahmen erhielten RemigrantInnen die Chance auf ein politisches Mandat, also eine Funktion, die sie mit den Parteimitgliedern und den WählerInnen direkt verband.



Irene Nawrocka

## »Das große Erlebnis einer funktionierenden und lebendigen Demokratie«. ÖsterreicherInnen im schwedischen Exil und die Frage der Rückkehr in autobiographischen Texten

Aus Anlass des 50. Jahrestages des »Anschlusses« Österreichs an Deutschland stellte die Österreichisch-Schwedische Gesellschaft 1988 eine Broschüre zusammen und bat (ehemalige) österreichische ExilantInnen in Schweden um einen Beitrag.<sup>1</sup> Otto Binder, Walter Figdor, Kurt Hahn, Josef Hindels, Bruno Kreisky, Walter Neuhaus, Paul Neurath, Alois Reitbauer, Ernst Schwarcz und andere kamen dieser Einladung nach und beschrieben ihre Erinnerungen aus den Jahren 1938 bis 1945. Sie alle – mit Ausnahme von Neurath – kehrten aus sehr ähnlichen Gründen aus dem schwedischen Exil zurück und waren im Nachkriegsösterreich bekannte Persönlichkeiten.

In seinem Geleitwort zu diesem kleinen Band schrieb Dag Malm, der damalige Botschafter des Königreiches Schweden in Österreich: »Den Flüchtlingen, die während der dreißiger Jahre und dann im Zweiten Weltkrieg in unserem Land Zuflucht suchten, muß Schweden wie ein Idyll, ein von der grauenhaften Wirklichkeit draußen in Europa abgeschirmtes Idyll, vorgekommen sein.<sup>2</sup> Der Sozialdemokrat und spätere Generaldirektor der Wiener Städtischen Versicherung Otto Binder bestätigte dies: »Schweden war sicherlich damals, trotz gewisser oft sehr verständlicher Begrenzungen, ein musterhaftes Asylland. Vor allem mußte ein Immigrant aus Mitteleuropa fast ein völlig neues Vokabular der Menschlichkeit und der sozialen Fürsorge lernen.<sup>3</sup> Für Bruno Kreisky war Schweden »das große Erlebnis einer funktionierenden und lebendigen Demokratie<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Schweden – Österreich, 11. Jg. (1988), Nr. 2, hg. von der Österreichisch-Schwedischen Gesellschaft. Als grundlegende Arbeit zum deutschsprachigen Exil in Schweden gilt Helmut Müssener: Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933. München 1974; weiters Thomas Kiem: Das österreichische Exil in Schweden 1938–1945. Innsbruck u. a. 2001.

<sup>2</sup> Schweden – Österreich, S. 3.

<sup>3</sup> Otto Binder: Was Schweden für mich bedeutet hat und heute noch bedeutet. In: Irene Nawrocka (Hg.): Im Exil in Schweden. Österreichische Erfahrungen und Perspektiven in den 1930er und 1940er Jahren. Wien 2013, S. 170–177, S. 172.

<sup>4</sup> Bruno Kreisky: Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten. Berlin 1986, S. 378.

Naturgemäß überwiegen in dieser oben erwähnten Sammlung persönlicher Erinnerungen vor allem die positiven Eindrücke der österreichischen Vertriebenen und weniger die negativen Erfahrungen. So liest man wenig über den Tod von Familienangehörigen in der Shoah oder die vielen lebensgeschichtlichen Brüche, die das Exil mit sich brachte: den Verlust sozialer Kontakte oder des beruflichen Umfeldes und das sich Eingewöhnen-Müssen in ein neues sprachliches und kulturelles Umfeld.

Wie Einhart Lorenz in seinem Beitrag zu Schweden im *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945* hinweist, kommt in den subjektiven Erfahrungen der ExilantInnen die Ambivalenz der schwedischen Flüchtlingspolitik aber deutlich zum Ausdruck.<sup>5</sup> Der Grad der Integration im Fluchtland und das soziale sowie politische Netzwerk waren wiederum mit ausschlaggebend bei der Entscheidung für oder gegen die Rückkehr in das zerstörte Nachkriegsösterreich. Es soll hier aufgezeigt werden, welche Möglichkeiten zur Remigration bestanden, wie individuelle Entscheidungen ausfielen und wie autonom sie abseits von politischen Entscheidungen überhaupt sein konnten.

Exakte Zahlen, wie viele der nach Schweden geflohenen ÖsterreicherInnen zurückkehrten, liegen (noch) nicht vor.<sup>6</sup> Aufgrund einer statistischen Auswertung im Zuge des Projekts »Namentliche Erfassung der nach Schweden emigrierten Österreicherinnen und Österreicher (1933/34 – 1938 – 1945)« an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, in dem Simon Usaty namentlich 614 Personen ermittelte, weiß man dezidiert von 100 Personen, dass sie zurückkehrten, bei weiteren 29 gilt dies als wahrscheinlich.<sup>7</sup> Lediglich von zehn Personen weiß man, dass sie bereits 1945 zurückkehrten.<sup>8</sup> Für

<sup>5</sup> Einhart Lorenz: Schweden. In: Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul, Lutz Winckler (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt 1998, S. 371–375, S. 372.

<sup>6</sup> Müssener schätzt die Anzahl der RemigrantInnen nach Deutschland auf ca. 70 %. Müssener, Exil in Schweden, S. 99. Er geht davon aus, dass die an einer Rückkehr interessierten politischen Flüchtlinge aus Österreich mit den Sammeltransporten der Österreichischen Vereinigung bereits 1946 zurückkehrten. Ebd., S. 104.

<sup>7</sup> 2011–2012 wurde am jetzigen Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Fachbereich Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL), ein Projekt zur »Namentlichen Erfassung der nach Schweden emigrierten Österreicherinnen und Österreicher (1933/34 – 1938 – 1945)« durchgeführt (Projektleitung: Irene Nawrocka, Projektmitarbeiter: Simon Usaty). Das Ziel dabei war, die geschätzte Anzahl von 700 bis 1.000 ExilantInnen aus Österreich, von denen man in der Forschungsliteratur bisher ausging, bestätigen zu können und in der Datenbank des ÖBL auch namentlich mit biographischen Angaben zu erfassen. Siehe dazu Simon Usaty: Namentliche Erfassung österreichischer ExilantInnen in Schweden. Ein Projektbericht. In: Nawrocka (Hg.), *Im Exil in Schweden*, S. 110–136. Eine gewisse Unschärfe liegt aufgrund fehlender Namen bzw. mangels konkreter biografischer Informationen vor.

<sup>8</sup> Es waren dies Karl Weigl (SPÖ, letztes Exilland: Schweiz), Jakob Rosner (KPÖ, letztes Exilland: UdSSR), August Moser (KPÖ), Franz Loistl (KPÖ), Franz Novy (SPÖ, letztes Exilland: Großbritannien), Ferdinand Panzenböck (KPÖ, Rückkehr über die Sowjet-

das Jahr 1946 konnten 31 ExilantInnen eruiert werden und außerdem 154 Personen, die mit dem ersten »Rückkehrertransport« im August 1946, der von der im Juni 1944 gegründeten Österreichischen Vereinigung in Schweden (ÖVS) organisiert worden war, nach Österreich kamen. Mit diesem Zug fuhren überwiegend Flüchtlinge der deutschen Wehrmacht, die als Holzfäller und Landarbeiter in Schweden gearbeitet hatten. Zwei weitere Rückkehrtransporte fanden im Februar 1947 mit 28 Heimkehrern und im Mai desselben Jahres mit ca. 35 Personen – darunter auch Frauen und Kinder – statt.<sup>9</sup>

### Schweden als Flucht- und Exilland

Meinte Schwedens Botschafter Dag Malm 1988 in *Schweden – Österreich* noch, dass mit »Ausnahme einiger umstrittener Fälle in Schweden das Asylrecht respektiert« wurde,<sup>10</sup> so zeigen neuere schwedische Untersuchungen ein etwas anderes Bild der schwedischen Flüchtlingspolitik nach 1938.<sup>11</sup>

Als nach dem »Anschluss« Österreichs an Deutschland an die 130.000 Österreicherinnen und Österreicher flüchteten, gelangte nur ein sehr geringer Prozentsatz nach Schweden. Es waren ungefähr 700 bis 1.000 Personen.<sup>12</sup> Schweden war kein bevorzugtes Exilland, sondern vielmehr ein »Transitland«, von wo aus man versuchte, in andere Länder wie England, Palästina oder die

union), Hans Täubl (KPÖ), Antonie Lehr (KPÖ), Lisa Gavrič (KPÖ), Wilhelm Vaupotic (KPÖ); 1945 oder 1946 kehrten Mela Ernst (KPÖ) und Willy Brandeker (KPÖ) zurück. Für diese Auskunft danke ich Simon Usaty.

<sup>9</sup> Vgl. Österreich. Monatsblätter, April/Mai 1947, S. 38; Österreich. Monatsblätter, Juli/August 1947, S. 40.

<sup>10</sup> Schweden – Österreich, S. 4.

<sup>11</sup> Siehe dazu vor allem Klas Åmarks umfassende Arbeit: *Att bo granne med ondskan. Sveriges förhållande till nazismen, Nazityskland och Förintelsen*. Stockholm 2011. Weiters Karin Kvist Geverts: *Ett främmande element i nationen. Svensk flyktingpolitik och de judiska flyktingarna 1938–1944*. Uppsala 2008; Lars M. Andersson, Karin Kvist Geverts: *En problematisk relation? Flyktingpolitik och judiska flyktingar i Sverige 1920–1950*. Uppsala 2008. – Bereits im Januar 1945 wurde ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss eingesetzt, um Schwedens Flüchtlings- und Sicherheitspolitik während des Krieges zu untersuchen. Nach dem Leiter und ehemaligen Außenminister Rickard Sandler wird dieser auch Sandler-Kommission genannt. Siehe dazu Statens Offentliga Utredningar 1948: 7. [http://weburn.kb.se/metadata/444/SOU\\_8216444.htm](http://weburn.kb.se/metadata/444/SOU_8216444.htm) (20. 3. 2015).

<sup>12</sup> Müssener schätzt die Anzahl der ÖsterreicherInnen in Schweden auf nicht mehr als 900. Helmut Müssener: *Österreichische Wissenschaftler im schwedischen Exil*. In: Friedrich Stadler (Hg.): *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*. München 1988, S. 965–975, S. 968. Kiem nennt für den März 1946 eine Mitgliederzahl der Österreichischen Vereinigung in Schweden und der Freien Österreichischen Bewegung in Schweden von insgesamt 967 Personen, wobei davon auszugehen ist, dass sich darunter zahlreiche Wehrmachtssoldaten und KZ-Opfer befanden (Kiem, *Das österreichische Exil*, S. 98).

USA zu gelangen. Grund dafür war die geografische Lage und auch die politische Situation: Ende 1939 begann der »Winterkrieg« zwischen der Sowjetunion und Finnland.

Die schwedische Öffentlichkeit nahm, was die Aufnahme von Flüchtlingen betraf, eine verhaltene bis ablehnende Position ein. Ähnlich wie in der Schweiz wurde mit »Überfremdung« und Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt argumentiert. Eine Aufenthaltsgenehmigung für Schweden erhielt man in der Regel nur für drei Monate. Bei Kindern, die mit Kindertransporten nach Schweden kamen, ging man davon aus, dass ihr Aufenthalt nur so lange dauerte, bis die Eltern ihre Ausreise aus Österreich durchführen konnten.

Galt 1938 für InhaberInnen österreichischer Pässe, die in den ersten Monaten nach dem »Anschluss« noch Gültigkeit besaßen, Visumspflicht für Schweden, so benötigten deutsche StaatsbürgerInnen aufgrund eines bilateralen Abkommens keines. Als im August 1938 österreichische Pässe im Deutschen Reich für ungültig erklärt wurden und gegen deutsche ausgetauscht zu werden hatten, forderten die schwedischen Behörden Möglichkeiten für einen Vermerk im Pass, ob die jeweilige Person wieder nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte oder möglicherweise eine Aufenthaltsgenehmigung für Schweden erwirken wollte. In Verhandlungen mit den deutschen Behörden verlangte Schweden schließlich eine Lösung des Problems von deutscher Seite, um jüdische Flüchtlinge bereits an der Grenze abweisen zu können. Im Oktober 1938 einigten sich Vertreter Schwedens, Deutschlands und der Schweiz auf die Kennzeichnung jüdischer Personen im Pass mit dem roten »J«.

Die schwedische Regierung agierte mit einer ambivalenten Flüchtlingspolitik: Sozialdemokratische Flüchtlinge – jedoch weniger Kommunisten – nahm man bereitwillig auf. Als Juden Verfolgte hingegen wurden nicht als Flüchtlinge anerkannt und man verwehrte ihnen den Asylstatus. Den Begriff »politischer Flüchtling« legte man in Schweden sehr eng aus: Er galt nur für Personen, denen eine strafrechtliche Verfolgung im Deutschen Reich aufgrund ihrer politischen Betätigung drohte. Dagegen galt dies nicht für jene, die »aufgrund ihrer Rasse, ihrer begrenzten Versorgungsmöglichkeiten oder einer möglichen Gefährdung«<sup>13</sup> flohen. Damit – so meint der schwedische Historiker Klas Åmark – »anerkannten sowohl die Schweiz als auch Schweden die nationalsozialistischen Nürnberger Rassengesetze aus dem Jahr 1935«<sup>14</sup>. Die schwedischen Passkontrollen wurden in der Folge – im Geheimen – angewiesen, keine Personen mit einem J-Stempel nach Schweden einreisen zu lassen, sofern sie nicht eine Sondergenehmigung vorweisen konnten.<sup>15</sup> Im September 1939 führte Schweden für sämtliche deutsche StaatsbürgerInnen die Visumspflicht ein. Im Oktober 1941 schloss das Deutsche Reich seine Grenzen und eine legale Ausreise für jüdische BürgerInnen war nicht mehr möglich.

<sup>13</sup> Klas Åmark: Schwedens Flüchtlingspolitik und die Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich 1938–1945. In: Nawrocka (Hg.), Im Exil in Schweden, S. 26–45, S. 27.

<sup>14</sup> Ebd., S. 29.

<sup>15</sup> Ebd.

Voraussetzung für eine Einreise nach Schweden war neben einer Einreise-genehmigung auch, dass sich die jeweilige Person durch eigene Arbeit oder Ersparnisse selbst versorgen konnte oder dass eine schwedische Hilfsorganisation für den Lebensunterhalt aufkam.<sup>16</sup> Die zweite Voraussetzung war der Nachweis eines in Schweden lebenden Verwandten, der für den Flüchtling oder die Flüchtlingsfamilie bürgte. Bruno Kreisky beispielsweise hatte außer seinen politischen Verbindungen seinen Cousin Herbert Felix, der bereits vor ihm nach Schweden emigriert war und sich nach dem Krieg als Unternehmer – er war der Hersteller der berühmten Felix-Gurken – einen Namen in Schweden machte.<sup>17</sup> Erst in der zweiten Kriegshälfte wendete sich Schwedens Haltung den Flüchtlingen gegenüber und es verstärkte seine Bemühungen, möglichst viele jüdische Opfer des deutschen Terrorregimes zu retten.<sup>18</sup>

### Österreichische ExilantInnen in Schweden

Es ist anzunehmen, dass sich ein hoher Prozentsatz der Flüchtlinge aus Österreich zuvor politisch engagiert hatte und in Schweden als politisch verfolgt galt. Viele kamen mit Hilfe von Flüchtlingsorganisationen beziehungsweise erhielten Unterstützung von diesen. Unter den RückkehrerInnen nach Österreich waren wiederum viele, die sich im Nachkriegsösterreich politisch einbringen und am Wiederaufbau Österreichs beteiligen wollten.

Da Schweden jedoch eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung vorzuweisen hatte und die Lebensbedingungen der ExilantInnen dort im Vergleich zu anderen Fluchtländern einen hohen Standard aufwiesen, wurde auch das stark in die Diskussion über eine mögliche Rückkehr miteinbezogen. Vor allem jüngere Leute, die ihre Familien verloren hatten, konnten soziale Kontakte aufbauen und waren gesellschaftlich integriert. Sie blieben in Schweden und heirateten häufig Einheimische. Die folgenden Biografien zeigen die Vielfalt der Umstände auf, wie einzelne Personen nach Schweden kamen, und stehen hier auch stellvertretend für die RückkehrerInnen, die ihre Erfahrungen innerhalb der schwedischen Gesellschaft und des schwedischen Sozial- und Wohlfahrtstaates nach Österreich mitbrachten.

Alois Reitbauer landete im Juli 1939 als Rucksacktourist in Schweden. Ursprünglich nur zu Besuch bei Freunden dort, wurde sein Aufenthalt zum Exil.

<sup>16</sup> Hilfsorganisationen waren u. a. die Flüchtlingshilfe der Arbeiterbewegung (Arbetarrörelsens flyktinghjälp), die kommunistische Rote Hilfe (Röda hjälpen), die christliche Israelmission der schwedischen Kirche und die mosaischen Gemeinden.

<sup>17</sup> Herbert Felix (1908–1973) entstammte einer jüdischen Familie in Znaim. Er floh 1938 nach Schweden, wo er Mitarbeiter der Firma AB P. Håkansson wurde. 1955 erfolgte die Umbenennung der Firma in Felix AB. 1959 gründete Felix in Österreich das Unternehmen Felix Austria.

<sup>18</sup> Zu nennen sind hier beispielsweise die Entsiedlung von Raoul Wallenberg nach Budapest im Juli 1944 beziehungsweise die Rettungsaktion von Graf Folke Bernadotte mit den »weißen Bussen« (»vita bussarna«).

Bereits an der Grenze in Trelleborg machte er eine unerfreuliche Erfahrung mit einem »grießgrämigen« Grenzpolizisten, der auf den Vorweis einer Fahrkarte Trelleborg–Stockholm–Trelleborg bestand,

obwohl ich ihm das Einladungsschreiben eines schwedischen Freundes vorwies. [...]

Als nun der Polizeibeamte von »deutschen Landstreichern« sprach, die mit »wenig Geld« durch Schweden wandern wollten, wurde ich über die beleidigenden Bemerkungen wütend und erklärte ihm, daß ich mich von ihm nicht beleidigen ließe: Ich war kein Deutscher, sondern Österreicher.<sup>19</sup>

Dass so manche(r) Schwede oder Schwedin in der Frage, ob Deutscher oder Österreicher, nicht genau differenzierte, berichtete auch Bruno Kreisky.<sup>20</sup>

Reitbauer, der nach dem Krieg eine diplomatische Laufbahn einschlug,<sup>21</sup> beschreibt, wie viele andere Zeitzeugen auch, die scheinbare Unberührtheit der Schweden von den Ereignissen »da unten auf dem europäischen Kontinent (nere på kontinenten)«<sup>22</sup>. Ein Freund warnte ihn vor einer Rückkehr, weil die Gestapo bereits seine Wohnung durchsucht hatte. Als sein Reisepass abließ, verlangten die schwedischen Behörden von Reitbauer, ihn auf dem deutschen Konsulat verlängern zu lassen, was dieses verweigerte. Damit wurde Reitbauer zum politischen Flüchtling und schlug sich – trotz eines juridischen Doktorats – mit Hilfsarbeiten durch. Ab Herbst 1942 arbeitete er im »Press Reading Room« der britischen Gesandtschaft, wo er österreichische Zeitungen las und wesentliche Nachrichten ins Englische übersetzte, die nach London gesandt wurden.<sup>23</sup> Reitbauer betreute in der Folge auch zwei schwedische Lager für Militärflüchtlinge.

Paul Neurath, der im Mai 1939 aus dem KZ Buchenwald entlassen worden war, weil er über den Freund seines Vaters, Malte Jacobsson, Landshövding in Göteborg, eine Einreisegenehmigung für Schweden erhalten hatte, ließ sich dort zum Metallarbeiter umschulen und beschäftigte sich in seiner Freizeit mit der erfolgreichen Finanzpolitik eines Gunnar Myrdal und Ernst Wigforss, Schwedens sozialdemokratischen Finanzministers.

Außerdem begann ich, damals noch mit einer Rückkehr nach Österreich nach dem Krieg rechnend – daß Hitler den Krieg schließlich verlieren mußte, hatte ich nie bezweifelt, die Frage war nur, wann – über Lehrpläne in Volks- und Mittelschulen zu lesen, mich erinnernd, daß es eine der Schwächen der Sozialdemokraten nach dem Ersten Weltkrieg gewesen war, daß sie nicht genügend Fachleute auf diesem Gebiet hatten.<sup>24</sup>

<sup>19</sup> Alois Reitbauer: In Schweden tätig für Österreich. In: Schweden – Österreich, S. 46–49, S. 46.

<sup>20</sup> Kreisky, Zwischen den Zeiten, S. 360.

<sup>21</sup> Ende der 1960er Jahre war Reitbauer Generalsekretär für Auswärtige Angelegenheiten.

<sup>22</sup> Reitbauer, In Schweden tätig für Österreich, S. 46.

<sup>23</sup> Siehe dazu auch Peter Pirker: Subversion deutscher Herrschaft. Der britische Kriegsgeheimdienst SOE und Österreich (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 6). Göttingen 2012, S. 168ff. Die wichtigsten Exilanten für den britischen Geheimdienst waren in Schweden Bruno Kreisky und Franz Novy.

<sup>24</sup> Paul Neurath: Zwei Jahre Asyl und Arbeit in Schweden 1939–1941. In: Schweden – Österreich, S. 41–45, S. 44.

Neurath gehörte zu den Flüchtlingen, die nicht in Schweden bleiben und auch nicht nach Österreich zurückkehren sollten.

Das Ende meines Aufenthaltes in Schweden kam etwas plötzlich. Als der Krieg ausbrach, im September 1939, erwartete ich, wie die anderen auch, daß die Deutschen bald Schweden besetzen würden. Da wollte ich dann versuchen, mich in die Wälder im Norden durchzuschlagen – irgendwo da oben würde sich vielleicht die Macht der Besetzer verlieren. Als eine mehr allgemeine Vorsichtsmaßnahme ging ich aufs amerikanische Konsulat und meldete mich zur Auswanderung an. Das war zwar damals ein recht aussichtloses Beginnen, weil die österreichische Quote auf Jahre hinaus überzeichnet war, aber ich dachte mir: sicher ist sicher; in den Wäldern im Norden gab es ja dann keine Konsulate mehr.<sup>25</sup>

Nach dem deutschen Überfall auf Dänemark und Norwegen im April 1940 wies die USA ihre dortigen Konsulate an, die noch offenen Quoten an die Konsulate in Schweden zu überweisen. So wurden die zur Ausreise Vorgemerkt verständigt. Mit viel Unterstützung, unter anderem von Josef Frank, dem 1934 nach Schweden emigrierten österreichischen Architekten und erfolgreichen Designer von Svenskt Tenn,<sup>26</sup> gelangte Neurath in die USA, wo er wenig später eine Anstellung bei Paul Lazarsfeld als wissenschaftliche Hilfskraft fand und schließlich Professor für Soziologie an der City University of New York wurde.

Otto Binder stammte aus einer assimilierten kleinbürgerlichen Wiener Familie. 1931 vermittelte ihm Josef Pleyl – auch er sollte ins schwedische Exil gehen – bei der »Gemeinde Wien Städtische Versicherungsanstalt« eine Anstellung in Salzburg. Binder wurde Obmann der Salzburger Sozialistischen Arbeiter-Jugend (SAJ) und lernte dort Anni Pusterer kennen, die ihm ins schwedische Exil folgen sollte. Im April 1934 wurden beide wegen Betätigung für eine verbotene Partei verhaftet und Binder wegen Abwesenheit durch Haft von der Versicherungsanstalt fristlos entlassen. Im April 1938 wurde er aus seiner Wohnung abgeholt und schließlich ins KZ Dachau verbracht. Über das Matteotti-Komitee der Sozialistischen Internationale erhielt Otto Binder ein Visum für Schweden. Gemeinsam mit Paul Neurath begann er dort eine einjährige Ausbildung zum Metallarbeiter. Otto Binder hätte wie Bruno Kreisky die Möglichkeit gehabt, mit einem Affidavit in die USA zu gelangen. Er lehnte aber ab, in der Hoffnung, von Schweden aus mehr für seine Angehörigen im Reich tun zu können. Doch als Unterstützungsempfänger – Binder erhielt Geldzuwendungen vom Flüchtlingskomitee der Gewerkschaften – hatte er keine Möglichkeit, Verwandte nach Schweden zu holen. Im Januar 1942 – als Schweden seine Flüchtlingspolitik änderte – erhielt Binders Mutter Hermine ein schwedisches Visum. Doch es war zu spät, die NS-Behörden stellten keine J-Pässe mehr aus.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Josef Frank erhielt 1939 die schwedische Staatsbürgerschaft, emigrierte 1941 nach New York und kehrte 1947 neuerlich nach Schweden zurück. Er starb 1967 in Stockholm.

Die beiden österreichischen kommunistischen Widerstandskämpferinnen Melanie Ernst und Lisa Gavrič waren bei Kriegsende aus dem KZ Ravensbrück befreit worden und mit den »weißen Bussen« des schwedischen Roten Kreuzes nach Schweden gekommen. Zwischen dem 5. und dem 26. April 1945 gelang es dem Internationalen und dem schwedischen Roten Kreuz, 7.500 Frauen aus Ravensbrück über Dänemark nach Schweden zu evakuieren,<sup>27</sup> darunter auch Ester Tencer, die wegen »Mädelarbeit«<sup>28</sup> verhaftet worden war und im Januar 1945 den Todesmarsch von Auschwitz nach Ravensbrück überlebte. Nach ihrer Rückkehr nach Österreich wurde sie ehrenamtliche Mitarbeiterin des Dokumentationsarchives des österreichischen Widerstandes.<sup>29</sup>

Lisa Gavrič hatte wie Melanie Ernst am Spanischen Bürgerkrieg teilgenommen. 1939 zog sie nach Frankreich und schloss sich dort der Résistance an. 1943 kehrte sie im Auftrag der KPÖ als französische Staatsbürgerin nach Wien zurück und arbeitete als Haushaltsgehilfin eines SS-Angehörigen. Sie wurde als französische Fremdarbeiterin mit gefälschtem Pass enttarnt, im Juni 1944 verhaftet und nach Ravensbrück deportiert. Als Französin »Louise Desmeth« konnte sie in einen Transport des schwedischen Roten Kreuzes eingeschmuggelt und nach Schweden gebracht werden.<sup>30</sup>

Der schwedische Staat gewährte jedem ehemaligen KZ-Häftling im Rahmen dieser Rettungsaktion eine sechsmonatige Erholung und danach wurde es ihm freigestellt, in Schweden zu bleiben oder nach Österreich zurückzukehren.<sup>31</sup> Gavrič wurde gemeinsam mit vierzehn Französinnen und fünf Österreicherinnen in einer Villa in der Nähe von Stockholm untergebracht, wo unter den Österreicherinnen eine große Aufbruchsstimmung herrschte:

Den Frauen dauerte es zu lange, sie wollten nach Hause zu ihren Familien, in das Land, für das sie gekämpft und gelitten hatten. [...] Es galt, eine Welt aufzubauen, die in Trümmern lag, es galt, ein demokratisches Österreich mit Menschen zu errichten, die Jahre unter Hitler gelebt hatte, die von fremden Truppen befreit worden waren. Die Genossinnen wollten die Schwierigkeiten nicht sehen, sie waren vom Glück berauscht: »Gerade jetzt braucht man uns, jetzt ist endlich die Zeit gekommen, und wir sitzen hier und werden gesund gepflegt.«<sup>32</sup>

Mela Ernst war wegen ihrer Arbeit für den französischen Widerstand im Februar 1942 verhaftet worden und engagierte sich in Ravensbrück im illegalen Lagerkomitee. In Schweden gehörten beide Frauen dem politischen Exil

<sup>27</sup> [www.ravensbrueck.de/mgr/neu/deutsch/forschung/zeitleiste.htm](http://www.ravensbrueck.de/mgr/neu/deutsch/forschung/zeitleiste.htm) (12. 6. 2015).

<sup>28</sup> Gemeint ist die Aufgabe österreichischer Aktivistinnen, mit Soldaten Kontakt aufzunehmen und sie gegen den Krieg zu beeinflussen.

<sup>29</sup> [www.univie.ac.at/biografiA/projekt/Widerstandskaempferinnen/Tencer\\_Ester.htm](http://www.univie.ac.at/biografiA/projekt/Widerstandskaempferinnen/Tencer_Ester.htm) (12. 6. 2015).

<sup>30</sup> Lisa Gavrič: Das Fragezeichen Mensch. Erinnerungen an Ravensbrück. In: UTOPIE-kreativ. Diskussion sozialistischer Alternativen, H. 175 (Mai 2005), S. 388–395, S. 391f. [www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/175Gavric.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/175Gavric.pdf) (12. 6. 2015).

<sup>31</sup> Gavrič, Das Fragezeichen Mensch, S. 394.

<sup>32</sup> Ebd.

an und erklärten im Juni 1945 öffentlich ihren Beitritt zur Österreichischen Vereinigung in Schweden in deren Mitteilungsblatt *Österreich* sowie ihre Entschlossenheit, möglichst bald zurückzukehren und am Aufbau Österreichs mitwirken zu wollen.<sup>33</sup> Gavrič kehrte 1945 nach Österreich zurück, wurde für die KPÖ Generalsekretärin der Gesellschaft für Österreichisch-Jugoslawische Freundschaft und Mitarbeiterin der Abteilung für Frauenarbeit.<sup>34</sup> Mela Ernst war nach ihrem Aufenthalt in Schweden im Zentralen Frauenaktiv der KPÖ tätig.<sup>35</sup>

### Netzwerke und ihre Bedeutung in der Frage der Rückkehr

Die emigrierten ÖsterreicherInnen in Schweden bildeten Netzwerke kultureller und politischer Art, so den Klub österreichischer Sozialisten mit ihrem Obmann Bruno Kreisky und die Landesgruppe der KPÖ. Im Sommer 1944 wurde die Österreichische Vereinigung in Schweden (ÖVS) gegründet, ihr erster Obmann war ebenfalls Kreisky.<sup>36</sup> Nach dem Krieg standen die ExilantInnen vor der Entscheidung, ob man in Schweden bleiben oder in ein Nachkriegsösterreich zurückkehren wollte. Der damalige österreichische Vizekanzler Adolf Schärf kam nach Stockholm und riet den ExilantInnen von einer Rückkehr in ein kriegszerstörtes Land, in dem die Bevölkerung hungerte, ab.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> Usaty, Namentliche Erfassung, S. 124.

<sup>34</sup> [www.univie.ac.at/biografiA/projekt/Widerstandskaempferinnen/Gavric.htm](http://www.univie.ac.at/biografiA/projekt/Widerstandskaempferinnen/Gavric.htm) (12. 6. 2015). Weiters Charlotte Rombach: Lisa Gavric [sic] – Kommunistin und Widerstandskämpferin. In: Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft, 4 (2006), S. 19–20, S. 20. [www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Rombach\\_4\\_06.pdf](http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Rombach_4_06.pdf) (12. 6. 2015).

<sup>35</sup> [www.doew.at/erinnern/biographien/spanienarchiv-online/spanienfreiwillige-e/ernst-melanie](http://www.doew.at/erinnern/biographien/spanienarchiv-online/spanienfreiwillige-e/ernst-melanie) (12. 6. 2015).

<sup>36</sup> Zu den Organisationen der politischen österreichischen Flüchtlinge zählten auch die »Landesgruppe österreichischer Gewerkschafter«, die Landesgruppe der KPÖ, weiters die Dachorganisation aller Österreicher in Schweden, »Österrikiska Föreningarna i Sverige« (Österreichische Vereinigung in Schweden). Die Flüchtlinge hatten in den ersten Kriegsjahren von den Behörden die strikte Auflage, sich nicht politisch zu betätigen.

<sup>37</sup> Otto Binder: Rückkehr – wer musste, wer wollte, wer konnte? Beispiele aus dem Leben. In: Sandra Wiesinger-Stock, Erika Weinzierl, Konstantin Kaiser (Hg.): Vom Weggehen. Zum Exil von Kunst und Wissenschaft (Exilforschung heute, Bd. 1). Wien 2006, S. 168–175, S. 171. Weiters Otto Binder: Wien – retour. Bericht an die Nachkommen. 3. Aufl. Wien, Köln, Weimar 2010, S. 104. Schärf besuchte im Mai 1948 den Parteikongress der schwedischen sozialdemokratischen Partei. Zuvor hatte der Wiener Bürgermeister Theodor Körner am 29. 4. 1946 Stockholm besucht. Generell war die SPÖ bekanntlich nicht sehr an der Rückführung der exilierten Parteigenossen interessiert. Der Vorschlag, den Sprechern der Auslandsgruppen – in Schweden Kreisky – den Status »Gesandte« zu geben, wurde vor der Nationalratswahl am 25. 11. 1945 abgelehnt. Unter 76 gewählten SPÖ-Abgeordneten befanden sich lediglich vier zurückgekehrte Exilanten, nach der Wahl 1949 fünf. Zur generellen Haltung der Nachkriegs-SPÖ siehe Peter Pirker: Die Remigration sozialistischer Exilanten nach Österreich: Exil-

Otto Binder besuchte im März 1947 erstmals wieder Wien. Die Reise bezahlte sein schwedischer Arbeitgeber, das Versicherungsunternehmen »Folksam«, zwecks Anbahnung einer Kooperation. Der erste Eindruck vom kriegszerstörten Wien und den Menschen war schockierend: Binder war »erschüttert über den Verlust an Niveau und Persönlichkeit, der durch Isolation, Zerstörung des geistigen Umfelds und nicht zuletzt durch jahrelange Not und Hunger hervorgerufen worden war«. Doch gerade dieser Eindruck bewegte den Vertriebenen, sich am Wiederaufbau aktiv zu beteiligen. »Ich wollte bei der Zurückdrängung konservativer und faschistischer Tendenzen mithelfen.«<sup>38</sup>

Ein halbes Jahr später, im Oktober 1947, erfolgte ein zweiter Besuch in Wien, auch diesmal ohne die Familie.<sup>39</sup> Der Anlass dafür war der »Rote Jugendtag«, an dem über die Sozialistische Jugendinternationale verhandelt wurde. Otto Binder fungierte dabei als Dolmetscher für die schwedische sozialistische Jugenddelegation. Obwohl die Binders 1949 die schwedische Staatsbürgerschaft erhielten, nahm Otto Binder schließlich die Einladung Norbert Liebermanns an, in die Leitung der Wiener Städtischen Versicherung einzutreten.

Siglinde Bolbecher, die Otto Binder noch kurz vor seinem Tod interviewte, berichtet: »In der betrieblichen Situation der ›Wiener Städtischen‹ war Otto Binder zunächst ein Außenseiter, für die meisten Mitarbeiter hatte er einen völlig anderen Hintergrund. Die NS-Zeit hatte ihre Spuren hinterlassen, sichtbar im Mangel an geschulten Mitarbeitern und einer widerständigen Einstellung gegen Modernisierung.«<sup>40</sup> Otto Binder kehrte 1949 mit seiner Familie – Ehefrau Anni und den beiden im Exil geborenen Kindern Margit (die Ehefrau des vormaligen österreichischen Bundespräsidenten Heinz Fischer) und Lennart – nach Wien zurück und leitete bis 1981 die Wiener Städtische Versicherung – »eine rare Karriere eines Verfolgten und Exilierten«.<sup>41</sup>

Walter Figdor, der spätere Generaldirektor des Reisebüros RUEFA und Vizepräsident der Schwedischen Handelskammer in Österreich, war im Mai 1941 als politischer Flüchtling nach Stockholm und wenig später ins Flüchtlingslager Tostarp<sup>42</sup> gekommen, wo er sich seinen Aufenthalt mit Waldarbeit verdiente. Später als Landarbeiter tätig, wurde er nach Kreisksys Gründung der Österreichischen Vereinigung in den Vorstand gewählt. Kreisky vermittelte ihm in der Folge eine Tätigkeit als Packer im deutschsprachigen Exilverlag

---

politik – Netzwerke – Nachkriegsintegration. In: *Yearbook of the Research Center for German and Austrian Exile Studies*, 15 (2014), S. 119–156.

<sup>38</sup> Ebd., S. 132.

<sup>39</sup> Tochter Margit wurde 1943 geboren, Sohn Lennart 1948.

<sup>40</sup> Siglinde Bolbecher: Otto Binder 1910–2005. Zurückgekehrt, um neue Wege zu gehen. In: *Zwischenwelt*, 21 (2005), H. 3–4, S. 17–20, S. 20.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Das Flüchtlingslager in der Nähe von Hässleholm wurde vom Schwedischen Missionsverbund (Svenska Missionsförbundet) 1939 als Transitlager eingerichtet und bestand bis 1947.

Bermann-Fischer.<sup>43</sup> Dort war ein weiterer Österreicher in leitender Position beschäftigt: Justinian Frisch, Vater des Physikers Otto Frisch und Schwager der ebenfalls nach Schweden emigrierten Kernphysikerin Lise Meitner. Beim ersten Rückkehrertransport nach Österreich im August 1946 fungierte Figdor als zweiter Reiseleiter und war ab Ende 1946 im österreichischen Komitee für schwedische Hilfssendungen tätig.

Kurt Hahn, der Kontakt zum norwegischen Widerstand gesucht hatte, nach dem deutschen Überfall auf Norwegen über die Grenze nach Schweden geflohen war und das Glück hatte, nicht wieder von schwedischen Soldaten zurückgeschickt zu werden, lebte sich dort relativ schnell ein. »Trotzdem«, schreibt er in einem kurzen Bericht, »hatte ich nie ein ›gespaltenes Nationalbewußtsein‹, denn, obwohl es mir in Schweden nicht schlecht ging, hatte ich doch das Gefühl, dort nicht ganz zu Hause, irgendwie entwurzelt zu sein«.

Der Ottakringer Kurt Hahn, geboren 1915, stammte aus ärmlichen Verhältnissen.<sup>44</sup> Von früher Jugend an politisch aktiv, gehörte er den sozialistischen Jugendorganisationen der Kinderfreunde und den Roten Falken an, 1932 trat er der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) bei. Nach dem Verbot der Parteien im »Ständestaat« war er im illegalen kommunistischen Jugendverband und beteiligte sich an der Herstellung und Verteilung illegaler Schriften. Im Herbst 1937 wurde er zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Im März 1939 floh er über die Tschechoslowakei mit Hilfe der norwegischen »Nansenhilfe« nach Norwegen. Nach der Besetzung Norwegens konnte Hahn mit Unterstützung norwegischer Gewerkschafter nach Schweden fliehen. Der Gedanke an Rückkehr war stets da:

Da ich, wie die meisten meiner österreichischen Freunde in Schweden, überzeugt war, daß Hitler-Deutschland und seine Verbündeten den Krieg verlieren würden, war es für mich immer klar, daß ich nach Österreich zurückkehren werde. Die Gewißheit vom Wiedererstehen eines selbständigen Österreich, die besonders durch die Moskauer Deklaration der Alliierten 1943 ihre Bestätigung fand, bewirkte einen Zusammenhalt unter uns Exilanten.<sup>45</sup>

Kurt Hahn gehörte innerhalb des österreichischen Exils in Schweden der kommunistischen Gruppe an, in der August Moser, der frühere Betriebsratsobmann der Steyr-Werke, die treibende Kraft war und gute Kontakte zu den österreichischen SozialdemokratInnen hatte. Walter Neuhaus organisierte eine Jugendgruppe, der sich auch Hahn anschloss:

<sup>43</sup> Siehe dazu auch: Irene Nawrocka: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil (1933–1950). Ein Abschnitt aus der Geschichte des S. Fischer Verlags. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens, 53 (2000), S. 1–216.

<sup>44</sup> Interview von Hans Schafranek mit Kurt Hahn, 1984. Zitiert nach Evelyn Adunka, Gabriele Anderl: Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt Ottakring und Hernals. Wien 2013, S. 253.

<sup>45</sup> Kurt Hahn: Als »Flykting« (Flüchtlings) in Schweden. In: Schweden – Österreich, S. 24–28, S. 27.

Als es zu den Verhandlungen einer einheitlichen Organisation der Österreicher in Schweden kam, waren wir von dem Gedanken sehr eingenommen. Als schließlich 1944 die »Österreichische Vereinigung in Schweden« mit Bruno Kreisky als Obmann, August Moser und Franz Kremayr als Stellvertreter gegründet wurde, war unsere Jugendgruppe einer der rührigsten Teile dieser Organisation.

»Es galt vor allem«, erinnert sich Hahn, »vielen dieser jungen Menschen das verlorene Vertrauen an Österreich wieder zu geben, bevor wir an unsere zweite Aufgabe herangehen konnten: In Schweden für ein freies Österreich zu werben.<sup>46</sup>«

Zu dieser Zeit legte man nach einem Mehrheitsbeschluss innerhalb der Österreichischen Vereinigung fest, dass man sich keiner österreichischen Organisation außerhalb Schwedens anschließen sollte. Die Jugendgruppe entschied sich allerdings dafür, der Österreichischen Weltjugendliga beizutreten, und wurde daraufhin vom Vorstand der ÖVS ausgeschlossen. Rückblickend stellte sich Kurt Hahn, der nach dem Krieg in der Kinder- und Jugendorganisation Kinderland tätig war und ehrenamtlicher Mitarbeiter im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes wurde, die Frage,

ob es damals, knapp vor der Befreiung Österreichs, von der einen Seite richtig war, die Einheit der Österreicher aufs Spiel zu setzen und von der anderen Seite mit dem Einsatz von administrativen Mitteln und Obstruktion gegen die Jugendgruppe die Spaltung heraufzubeschwören. Noch dazu, wo es ein halbes Jahr danach zu einer Wiedervereinigung kam.<sup>47</sup>

Die Frage, ob sich die ÖVS an die Free Austria World Movement (FAM) anschließen sollte, führte zu einer Spaltung der Mitglieder: Die Befürworter traten im November 1944 aus und gründeten im April 1945 die Freie Österreichische Bewegung in Schweden (FÖB). Im März 1946 kam es neuerlich zu einer Zusammenführung beider Gruppen in der Österrikiska Föreningen i Sverige (Österreichische Vereinigung in Schweden).<sup>48</sup>

Kurt Hahn kehrte 1946 nach Österreich zurück, wo er erfahren musste, dass sein Vater, sein Zwillingsbruder Erich, seine Schwester Betty und weitere Angehörige im Holocaust umgekommen waren.<sup>49</sup>

Bruno Kreisky, der im Exil seine schwedische Ehefrau Vera Fürth kennengelernt, engagierte sich von Anfang an »auf zweierlei Art« politisch:

Einerseits schloß ich mich gegenüber der österreichischen Emigration nicht ab, zum anderen versuchte ich so rasch als möglich, das politische Leben in Schweden zu ver-

<sup>46</sup> Ebd. Die sozialistischen Flüchtlinge in Schweden traten für die Wiederherstellung eines freien unabhängigen Österreich ein. Siehe dazu auch Josef Hindels: Die österreichische Emigration in Schweden. In: Österreicher im Exil. Protokoll des internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1954. Hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977, S. 189.

<sup>47</sup> Hahn, Als »Flykting« (Flüchtlings) in Schweden, S. 28.

<sup>48</sup> Müssener, Österreichische Wissenschaftler, S. 967.

<sup>49</sup> Adunka, Anderl, Jüdisches Leben, S. 261f.

folgen und zu verstehen. [...] In dieser hohen demokratischen Kultur [...] war man voller Respekt für den politisch Andersdenkenden<sup>50</sup>.

1942 übernahm Kreisky eine neue Aufgabe, »die mich lange beschäftigen sollte und die schon auf jenen unabhängigen Staat Österreich hindeutete, dem mein ganzes Trachten galt«. Wehrmachtssoldaten, die nach Schweden geflohen waren, wurden dort anfänglich inhaftiert oder sogar an die Deutschen ausgeliefert, darunter auch Österreicher. Als zahlreiche Wehrmachtsangehörige versuchten, sich während des deutschen Transits durch Schweden abzusetzen oder sich von Finnland und Norwegen nach Schweden zu retten, setzte sich Bruno Kreisky dafür ein, dass die Österreicher unter ihnen von Schweden nicht als »Deserteure« gesehen, sondern als »Militärfüchtlinge« anerkannt und ihnen Asyl gewährt wurde. Doch diese wurden nicht von allen ExilantInnen akzeptiert:

Allmählich haben wir zur politischen Emigration, die relativ klein war, und zur jüdischen Emigration, die sich zu Österreich bekannte, eine dritte Emigrationsgruppe bekommen, nämlich die Militärfüchtlinge. Alle waren in der »Österreichischen Vereinigung« organisiert. Innerhalb der Vereinigung wollten so manche unter den jüdischen Emigranten die Militärfüchtlinge nicht anerkennen – sie sprachen von ihnen nur als von den »Nazisoldaten«.<sup>51</sup>

Die Militärfüchtlinge wollten unmittelbar nach Kriegsende nach Österreich zurückkehren. Auch für sich und seine Familie drängte Kreisky auf eine schnelle Rückkehr, doch die Nachkriegs-SPÖ hatte große Vorbehalte. Für die Familie Kreisky sollte es noch bis 1951 dauern, bis sie nach Österreich zurückkehrte.<sup>52</sup> Für Kreiskys Sohn Peter, der 1944 in Stockholm geboren worden war, entstand dadurch eine zwiespältige Situation: »Als Kind eines nach Österreich rückkehrenden Vaters und einer ihr Heimatland Schweden verlassenden Mutter stand ich immer zwischen diesen beiden Erfahrungen. Für mich war es keine Rückkehr aus dem Exil, für mich war es der Wechsel von einer Welt zur anderen.«<sup>53</sup>

### »[N]icht allseits erwünschte RückkehrerInnen«<sup>54</sup>

Die österreichische Gesellschaft hieß die RückkehrerInnen nicht gerade willkommen und konfrontierte sie mit dem Vorwurf, sie hätten die Schrecken des Krieges nicht erleben müssen. Den RückkehrerInnen sagte man, wie Otto

<sup>50</sup> Kreisky, Zwischen den Zeiten, S. 365.

<sup>51</sup> Ebd., S. 368f.

<sup>52</sup> Kreisky nahm eine Stelle in der wirtschaftspolitischen Abteilung des Außenamtes an. Im April 1953 wurde er Staatssekretär in der Abteilung Auswärtige Angelegenheiten.

<sup>53</sup> Peter Kreisky: Stockholm – Wien: Spuren der Erinnerung. In: Nawrocka (Hg.), Im Exil in Schweden, S. 178–186, S. 178.

<sup>54</sup> Ebd., S. 180.

Binder berichtet, »Du hast alles – den Krieg, die Bomben und den Hunger – hier nicht mitgemacht«<sup>55</sup>. Lisa Gavrič schildert, wie man sich gleichzeitig auch nicht für das Schicksal der Verfolgten interessierte.

Niemand wollte davon etwas hören. Als der Krieg zu Ende war und ich nach Wien zurückkam, wollte ich mich davon befreien, zu jedem davon sprechen, aber niemand wollte es hören. Die es auch erlebt hatten, wollten es vergessen, um leben zu können. Die anderen wollten ihre Nerven schonen. Gewiß, damals war auch keine Zeit, darüber zu sprechen. Es gab so viel zu tun. Der Schutt mußte weggeräumt, Lebensmittel beschafft werden, alles, was der Krieg zerstört hatte, mußte wieder aufgebaut werden. Die Menschen lebten wie verlorene Tiere, waren hungrig [...] suchten die Teile ihrer Familie zusammen, zählten die Toten – und wollten leben. Wieder leben, neu leben.<sup>56</sup>

Tomas Böhm, Psychologe und Sohn der EmigrantInnen Klara und Paul Böhm, den das Schicksal seiner Eltern in seiner Berufswahl zur Traumafororschung geführt hatte, sieht in den Erfahrungen seiner Eltern in der Vorkriegszeit wie Antisemitismus und Demütigungen die Gründe, warum seine Eltern nicht zurückkehren konnten. Sein Vater, der im Herbst 1946 erstmals wieder nach Wien kam, schrieb in seinen nur in Ausschnitten veröffentlichten Erinnerungen:

Eine Anzahl unserer Freunde hatte leitende Positionen beim Staat, in der Administration und in der Wirtschaft. Karl Waldbrunner war österreichischer Botschafter in Moskau, wurde später Verkehrsminister, Bruno Pittermann, Franz Hintermayer, Paul Schärf, Franz Novy, Hans Menzl hatten hohe Posten [...]. Zu diesem Zeitpunkt hätte ich wahrscheinlich noch die Möglichkeit gehabt, in Österreich eine gute Position zu erhalten. Dazu hätte ich jedoch sofort zurückkehren müssen.<sup>57</sup>

Die Familie blieb in Schweden. Ob diese Entscheidung die richtige war, blieb dennoch ein Diskussionspunkt:

Wir haben untereinander viel diskutiert, ob wir damals richtig gehandelt haben. Wir wissen heute, dass wir in Schweden niemals richtig Wurzeln schlagen können. Je mehr die Jahre vergingen, desto mehr entwurzelt fühlten wir uns. [...] Es ist aber ebenso fraglich, ob wir in Wien unsere Wurzeln, die wir in Schweden nicht haben, wiedergefunden und uns eingelebt hätten.<sup>58</sup>

Im Fall von Wanda Lanzer<sup>59</sup> kam es zu einer – spät erfolgten – Rückkehr, während ihre Töchter in Schweden blieben. Lanzers Mutter war die Publizistin Helene Gumplowicz, die in zweiter Ehe mit Otto Bauer verheiratet war. Wanda Lanzer stammte aus einer jüdischen Familie, trat aber 1918 aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft aus. 1924 dissisierte sie in Wien mit einer

<sup>55</sup> Binder, Rückkehr, S. 170.

<sup>56</sup> Gavrič, Das Fragezeichen Mensch, S. 388.

<sup>57</sup> Tomas Böhm: Aus den Aufzeichnungen meines Vaters Paul Böhm. In: Nawrocka (Hg.), Im Exil in Schweden, S. 194–203, S. 198.

<sup>58</sup> Ebd., S. 199.

<sup>59</sup> Zur Biografie Wanda Lanzers siehe auch Barbara Kintaert: Vertrieben und vergessen? Bibliothekarinnen in der Kinderfreunde- und Arbeiterbewegung. In: Ilse Korotin (Hg.): Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen? Wien 2007, S. 169–212, S. 186ff.

Arbeit über »Marxistische Krisentheorien«. Im selben Jahr trat sie in die Berufsberatung der Arbeiterkammer Wien ein und wurde 1927 Mitarbeiterin in der dortigen Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek. 1925 hatte sie den Juristen Felix Lanzer geheiratet, 1931 kam Tochter Helene und 1933 Gertrude zur Welt. Bereits 1925 entstand auf Anregungen Wanda Lanzers hin der Verein »Mittelschulkurs sozialistischer Arbeiter«, die spätere Arbeitermittelschule. 1934 wurde sie entlassen. Nach dem »Anschluss« im März 1938 flohen Helene und Otto Bauer aus der Tschechoslowakei nach Paris, wo Bauer kurz darauf starb. Felix Lanzer, der von der Gestapo bereits gesucht worden war, kehrte eines Tages nicht mehr nach Hause zurück. Von ihm gab es in der Folge keine Spur mehr.

Mit Hilfe des schwedischen Sozialdemokraten Rickard Sandler konnte Wanda Lanzer mit Gertrude im April 1939 nach Schweden emigrieren. Ihre zu diesem Zeitpunkt achtjährige Tochter Helene war zuvor alleine mit einem Kindertransport nach Stockholm gereist.<sup>60</sup> Helene Bauer kam mit Hilfe der Sozialistischen Internationale ebenfalls nach Stockholm und emigrierte 1941 in die USA, wo sie vereinsamt starb.

Wanda Lanzer wurde Archivarin im Stockholmer Rathaus und 1945 Dolmetscherin sowie Betreuerin für KZ-Überlebende.<sup>61</sup> 1949 erhielt sie eine Anstellung im Stockholmer Archiv der Arbeiterbewegung,<sup>62</sup> wo sie unter anderem den Nachlass Hjalmar Brantings<sup>63</sup> bearbeitete. Ab Anfang der 1950er Jahre stand Wanda Lanzer mit Fritz Brügel, dem ehemaligen Leiter der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek der Arbeiterkammer, in Kontakt. Brügel war 1940 nach England emigriert, 1945 in die Stadt seiner Jugend, Prag, zurückgekehrt und ging 1950 erneut nach London, wo er 1955 starb. In ihren Briefen diskutierten sie unter anderem die Frage der Rückkehr und verliehen ihrer Enttäuschung darüber Ausdruck, dass die in Wien gebliebenen Sozialdemokraten ihre Genossen, die das KZ und das Exil überlebt hatten, nicht zurückholen wollten.<sup>64</sup>

Erst im Herbst 1957 erhielt Wanda Lanzer den Auftrag, für ein geplantes Sozialarchiv mit Beständen aus dem Archiv der *Arbeiter-Zeitung* und der Gewerkschaftsverbände ein Konzept zu erarbeiten. Letztendlich entstand der Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, für den Wanda Lanzer die Bestände von Viktor und Fritz Adler sichtete. Nach ihrer Pensionierung kehrte Wanda Lanzer endgültig nach Wien zurück, wo sie trotz fortgeschrittenen

<sup>60</sup> Siehe auch Helena Lanzer-Sillén: Aus meinem Leben. In: Nawrocka (Hg.), Im Exil in Schweden, S. 236–249.

<sup>61</sup> Ungefähr 300 ÖsterreicherInnen waren aus befreiten KZs nach Schweden gerettet worden; ein Drittel kehrte nach Österreich zurück. Vgl. Kiem, Das österreichische Exil, S. 117.

<sup>62</sup> Arbetarrörelsens arkiv.

<sup>63</sup> Hjalmar Branting war schwedischer Staatsminister.

<sup>64</sup> Wien-Bibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Teilnachlass Fritz Brügel.

Alters eine Stelle als Konsulentin der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek der Arbeiterkammer annahm.

Dag Malm – um noch einmal auf den eingangs erwähnten Band *Schweden – Österreich* zurückzukommen – betont, dass »die Anwesenheit vieler Flüchtlinge auch intellektuelle Stimulans [sic] für Schweden mit sich brachte. Die Österreicher, die aus ihrem Exil in Schweden in ihre Heimat zurückkehrten, waren auch – um es direkt auszudrücken – wertvolle Kräfte im Dienste der schwedisch-österreichischen Beziehungen.«<sup>65</sup>

Wie ambivalent die Erfahrungen des Exils gesehen werden können, zeigt sich in einer Äußerung Paul Böhms: »Es scheint das Schicksal jenes Teiles unserer Generation zu sein, der in der Jugend aus der Heimat vertrieben worden ist, für alle Zukunft wurzellos zu sein und zu bleiben.«<sup>66</sup>

---

<sup>65</sup> Schweden – Österreich, S. 4.

<sup>66</sup> Böhm, Aus den Aufzeichnungen, S. 199.

Alexander Pinwinkler

## Remigration als eine Rückkehr zum Status quo ante?

### P. Thomas Michels OSB (1892–1979) zwischen den Vereinigten Staaten, Österreich und Deutschland

Am 11. März 1945 wandte sich der exilierte Salzburger Benediktinergelehrte Pater Thomas Michels in der New Yorker Steinway Hall an die dort versammelten österreichischen Exilanten.<sup>1</sup> An diesem Tag jährte sich die historische Abschiedsrede von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg (1897–1977) zum siebten Mal. Mit eindringlichen Worten beschwore Michels die Nacht vom 11. auf den 12. März 1938, als er seine österreichische Wirkungsstätte fluchtartig hatte verlassen müssen: »Vor meinem Auge steht die letzte Nacht in Salzburg, die erste unter der Herrschaft der Nazis. Vor der Residenz heulen die Haufen im Unisono der Hölle: Heil Hitler! Nieder mit Schuschnigg, nieder mit dem Erzbischof!«

Vor dem Hintergrund dieser alptraumhaften Szenerie betrachtet, schien die Zukunft in umso leuchtenderen Farben zu erstrahlen. Nach dem bereits absehbaren Ende des »Dritten Reichs« werde es darum gehen, »das alte Österreich neu zu bauen«. Hierfür nannte Michels Vorbilder, an welchen man sich seiner Ansicht nach orientieren solle: Kaiser Karl, Prälat Seipel, Engelbert Dollfuß und Kurt Schuschnigg. Deren »politische[] Taten« könne man zwar »verschieden beurteilen«; niemand könne aber bestreiten, dass sie alle die »Opferstat für Österreich« gemeinsam hätten.<sup>2</sup>

In seiner New Yorker Rede appellierte Michels an einen austrofaschistisch geprägten Österreich-Patriotismus. Zwar wies er in allgemeinen Worten auf

<sup>1</sup> Auf die Setzung des Binnen-Is wurde in diesem Beitrag verzichtet, da es sich um ein weitgehend von Männern dominiertes Milieu handelte und oft nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob es außer Männern auch Frauen in dem angesprochenen Bereich gab. Da dies als durchaus typisch für die hier untersuchten legitimistisch-konservativen Kreise der damaligen Zeit gelten kann, würde diesen Gruppen durch die Verwendung des Binnen-Is ungewollt und in indirekter Weise eine »Modernität« im Sinne einer Parität der Geschlechter zugeschrieben werden, die historisch-empirisch gesehen kaum zutraf.

<sup>2</sup> Thomas Michels: An die österreichischen Kriegsgefangenen: Das tausendjährige Österreich muss gehört werden. In: *Austria – a Conservative-Democratic Paper of Opinion*, 2 (1945), Nr. 4 (15. 4. 1945), S. 5f. Vgl. hierzu auch Archiv der Abtei Maria Laach [im Folgenden AAML], Nachlass Th. Michels, Notizbücher 1932–1978, Eintrag zum 11. 3. 1945: »New York. Kundgebung der Österreicher: Ansprache sehr gut aufgenommen. – Prinz Schwarzenberg etc.«

die umstrittenen »politischen Taten« der von ihm genannten Vorbilder hin. Wichtiger schien es ihm aber zu sein, die regressive Utopie einer Gesellschaft zu beschwören, die von politischen Konflikten und Klassenkämpfen befreit sein sollte. Das Land sollte seine Identität aus seiner angeblich »tausendjährigen« völkerverbindenden Kulturtradition<sup>3</sup> schöpfen: ein katholisch-restauratives Modell, das nach wie vor in der Tradition eines missionarischen Reichsmythos stand.<sup>4</sup>

Der vorliegende Beitrag versteht sich als ein exemplarischer Beitrag zur historischen Erforschung der Remigration der ehemaligen »systemtragenden Eliten«<sup>5</sup> des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes. Das Fallbeispiel des Benediktiners Thomas Michels soll eine empirisch breitere Auseinandersetzung mit einem Themenfeld anstoßen, das in der Exil- und Remigrationsforschung bislang deutlich vernachlässigt worden ist.<sup>6</sup> Im Folgenden wird dabei speziell die Frage untersucht, warum und mit welchen Zielsetzungen Thomas Michels im Jahr 1947 nach Österreich remigrierte. Fand Michels dort aus seiner Sicht geeignete Bedingungen vor, um eine katholisch-konservative Gesellschaftsordnung aufzubauen, oder wurden seine diesbezüglichen Erwartungen enttäuscht? Wie ging er mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen im Nachkriegsösterreich um?

### **Ursachen und Verlauf von Michels' Emigration nach Amerika 1938**

Peter Franz Michels wurde 1892 im rheinländischen Krefeld geboren. Er trat 1910 in das deutsche Benediktinerkloster Maria Laach ein, wurde 1917 zum Priester geweiht und nahm den Ordensnamen Pater Thomas an. Im Jahr 1928 entsandte ihn der Laacher Abt nach Salzburg, wo er im Rahmen der deutschsprachigen Benediktinerkonföderation am Aufbau einer geplanten katholischen Universität mitwirken sollte. Zugleich wurde Michels an der bestehenden staatlichen Salzburger katholisch-theologischen Fakultät habilitiert, woraufhin er in den Fächern Liturgiewissenschaft und Patristik eine Lehrtätigkeit aufnahm. Darüber hinaus betätigte er sich als ein umtriebiger Netzwerker innerhalb des Milieus des österreichischen und deutschen Katholizismus. Die Salzburger Hochschulwochen, die im Jahr 1931 unter seiner

<sup>3</sup> Ebd. (Michels).

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch Richard Faber: Politischer Katholizismus. Die Bewegung von Maria Laach. In: Hubert Cancik (Hg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Düsseldorf 1982, S. 136–158.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Gerhard Hartmann: Eliten im »Ständestaat«. Versuche einer Einordnung. In: Florian Wenninger, Lucile Dreidemy (Hg.): Das Dollfuß-Schuschnigg-Regime 1933–1938. Vermessung eines Forschungsfeldes, Wien, Köln, Weimar 2013, S. 223–240.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu speziell für die Universität Wien den Bericht »Kaum jüdische Rückkehrer an Universität« (<http://wien.orf.at/news/stories/2695363/>) (19. 3. 2015) sowie den Beitrag von Andreas Huber im vorliegenden Band, S. 217–230.

maßgeblichen Beteiligung ins Leben gerufen wurden, boten ihm hierfür einen institutionellen Rückhalt.

Diese jährlich im Sommer stattfindende Veranstaltung sollte den Nukleus einer künftigen Salzburger »katholischen Universität für das deutsche Volkstum« bilden. Es handelte sich dabei dezidiert um ein Vorhaben des politischen Katholizismus, das vor allem die österreichischen Sozialdemokraten heftig bekämpften. Doch erst die 1938 an die Macht gekommenen Nationalsozialisten stoppten dieses Projekt. An seiner Stelle riefen sie die Salzburger Wissenschaftswochen ins Leben, die allerdings nur einmal, im Sommer 1939, tatsächlich abgehalten wurden.<sup>7</sup>

Dem NS-Regime galt der im »Ständestaat« eingebürgerte Michels als einer der »berüchtigsten Hetzpriester« im Umfeld der Erzabtei St. Peter. Seine Kontakte zu bekannten Nazi-Gegnern wie etwa Irene Harand (1900–1975) würden ihn ebenso politisch massiv belasten wie seine Verbindungen zu deutschen katholischen Exilanten, die im »Ständestaat« vorübergehend Zuflucht gefunden hatten.<sup>8</sup> Michels war sich dessen bewusst, dass ihm seitens der NS-Machthaber als Regimegegner eine gnadenlose Verfolgung drohte. Er verließ daher Salzburg noch in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1938, als die deutschen Truppen in Österreich einmarschierten, und emigrierte über Italien, die Schweiz und Frankreich nach New York.

Dank seiner Verbindungen zum Benediktinerorden gelang es Michels, in den USA relativ rasch Fuß zu fassen. Er lehrte unter anderem an verschiedenen katholischen Colleges und wurde zudem Prior einer neu gegründeten Außenstelle der Abtei Maria Laach in Keyport, New Jersey. Wie bereits in den Jahren vor 1938 pflegte er auch in den USA enge Kontakte zu österreichischen legitimistischen Kreisen und er wurde auch selbst politisch neuerlich aktiv: So assistierte er dem ehemaligen »Ständestaat«-Minister Hans Rott (1886–1962) bei dem letztlich gescheiterten Versuch, mit Hilfe der Bewegung Free Austrian Movement eine österreichische Exilregierung aufzubauen.<sup>9</sup> Michels unterzeichnete ferner das »Manifesto on the War« in den USA exilierter euro-

<sup>7</sup> Vgl. Salzburger Wissenschaftswochen. 23. 8. bis 2. 9. 1939, Leipzig 1939.

<sup>8</sup> Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes [im Folgenden DÖW], 9653, Benediktinerstift St. Peter in Salzburg, Feststellung der Volks- und Staatsfeindlichkeit, Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Salzburg, an den Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich, 13. 1. 1940; Bundesarchiv Berlin, R 58/5652, fol. 9–18 (alt ZB I/1059), Der Sicherheitsdienst des Reichsführer SS, Der SD-Führer des SS-Oberabschnittes Süd, an das SD-Hauptamt, 15. 2. 1938.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu u. a. DÖW 8873, Aufruf der Christian Socialist Party »Catholics of America!«, New York, undatiert, unterzeichnet von Rott, Michels u. a., sowie einen Leserbrief von Thomas Michels: »Freedom of Austria Urged«, der am 16. 9. 1944 in der *New York Times* erschien. Vgl. hierzu auch Siegfried Beer: *Exile between Assimilation and Re-Identification: The Austrian Political Emigration to the USA, 1938–1945*. In: Walter Hölbling, Reinhold Wagnleitner (Hg.): *The European Emigrant Experience in the U.S.A.* Tübingen 1992, S. 39–50.

päischer Intellektueller,<sup>10</sup> und er zählte auch zu den Proponenten der Austrian University League of America, die im Jahr 1945 ein »Memorandum on the Reconstruction of Austrian Universities« erarbeitete. Diese Denkschrift legte den österreichischen Behörden nahe, im Hochschulbereich einen deutlichen personalpolitischen Bruch mit der NS-Zeit herbeizuführen. Dem Memorandum war eine Namensliste von 260 rückkehrwilligen Wissenschaftlern beigelegt, die das österreichische Unterrichtsministerium allerdings schlicht ignorierte.<sup>11</sup>

### Remigration nach Österreich und die Wiederaufnahme des katholischen Universitätsprojekts

Bis zum »Anschluss« Österreichs an Deutschland war Michels Privatdozent der Salzburger katholisch-theologischen Fakultät gewesen. Bereits im April 1946 wurde er in dieser Funktion »bis zu seiner Rückkehr« offiziell beurlaubt.<sup>12</sup> Zwar hieß es noch im Februar 1947, dass Michels den »Salzburger Bestrebungen« in den USA besser helfen könne.<sup>13</sup> Entscheidend für seine Rückholung dürfte letztlich aber gewesen sein, dass mit P. Alois Mager (1883–1946) sein früherer Mitstreiter Ende 1946 überraschend verstorben war und das Projekt der katholischen Universität in Salzburg damit vorerst ohne seinen bis dahin wichtigsten Organisator dastand.

Michels selbst hatte bereits vor seiner Remigration nach Österreich, die im Oktober 1947 erfolgte, im amerikanischen Episkopat für dieses Vorhaben geworben und hierfür auch Spendengelder aufgetrieben. Um diesen Bemühungen einen organisatorischen Rückhalt zu geben, rief er 1946 in New York den Verein *Friends of the University of Salzburg* ins Leben. Er selbst übernahm als Vertreter des Salzburger Erzbischofs das Amt eines Präsidenten dieses Vereins. Für den *Advisory Board* des Freundeskreises konnte er unter anderem den Dirigenten Bruno Walter (1876–1962) gewinnen, den er aus der Zeit vor 1938 persönlich gut kannte.<sup>14</sup> Auch der spätere US-Präsident John F. Kennedy (1917–1963), der damals ein noch wenig bekannter katholischer Bostoner

<sup>10</sup> Vgl. *Manifesto on the War*. In: *The Commonweal*, 21. 8. 1942.

<sup>11</sup> Vgl. Austrian University League of America (Hg.): *Memorandum on the reconstruction of Austrian universities*. New York 1945. Vgl. hierzu Christian Fleck: Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 7 (1996), S. 67–92, S. 82–86.

<sup>12</sup> Universität Salzburg, Fakultätsprotokolle, Katholisch-theologische Fakultät, Salzburg 1930–1962, Professorenkonferenz vom 9. 4. 1946 [S. 287].

<sup>13</sup> Ebd., Professorenkonferenz vom 26. 2. 1947 [S. 262].

<sup>14</sup> Vgl. Egon und Emmy Wellesz: *Egon Wellesz. Leben und Werk*. Hg. von Franz Endler. Wien, Hamburg 1981, S. 245.

Kongressabgeordneter war, war Mitglied im *Advisory Board*.<sup>15</sup> Im Mai 1947 beschäftigte sich sogar der US-Kongress mit der Salzburger Universitätsfrage: Ein Mitglied des *Advisory Board*, der Kongressabgeordnete Aime J. Forand (1895–1972), betonte in einer Rede vor dem US-Parlament, dass Salzburg der ideale Ort sei, um dem vermeintlichen Ungeist des in Ost- und West sich zusehends verbreitenden »Materialismus« dezidiert »christliches Denken« entgegen zu setzen.<sup>16</sup> Der zunehmend schärfere werdende weltpolitische Gegensatz zwischen West und Ost ist damit deutlich als Hintergrund für diese Bemühungen zu erkennen. Salzburg schien als traditioneller Hort des Katholizismus, aber auch als Hauptquartier der US-Armee im befreiten Österreich ein idealer Stützpunkt für die politisch-geistige Auseinandersetzung des Kalten Kriegs zu sein.

Die Rückberufung des Laacher Benediktiners an die Salzburger katholisch-theologische Fakultät fügte sich ins Bild der damaligen katholisch-konservativen Restauration an den österreichischen Hochschulen, die der zuständige Minister Felix Hurdes (1901–1974, ÖVP) und dessen Sektionschef Otto Skrbensky (1887–1952) maßgeblich betrieben.<sup>17</sup> Hurdes und Skrbensky personifizierten damit die Kontinuität zum Austrofaschismus. Michels' Vision einer katholischen Universität passte zudem in den Trend der »christlich-abendländischen« Erneuerung der 1950er Jahre. Seine Verbindungen zu Regierungskreisen in konservativ regierten westdeutschen Ländern, aber auch zur österreichischen Bundes- und Landespolitik schienen eine wesentliche Grundlage zu vermitteln, um die Universitätsidee einer baldigen Realisierung zuzuführen: In Heinrich Drimmel (1912–1991), in den Jahren 1954 bis 1964 ÖVP-Unterrichtsminister und prononziertes Vertreter eines konservativen Katholizismus, und in Josef Klaus (1910–2001), ÖVP-Landeshauptmann von Salzburg seit 1949, dann Finanzminister und von 1964 bis 1970 Bundeskanzler, fand Michels denn auch einflussreiche Mitstreiter, die er in der Universitätssache auf seiner Seite wusste.

Wenn man die skizzierten Konstellationen in Betracht zieht, lässt sich Michels' Remigration tatsächlich als eine Art »Bilderbuch-Heimkehr« beschreiben. Michels schien *der* Mann zu sein, der dem Projekt der katholischen Universität ein neues Leben einzuhauchen verstand und der hierfür auch über die nötigen Kontakte und Beziehungen dies- und jenseits des Atlantiks verfügte. In Salzburg wurde er sowohl Obmann des lokalen katholischen Hochschulvereins (1949) wie auch der maßgebliche Präsident des geschäftsführenden Ausschusses der katholischen Hochschulwochen (1950). Die in den Vereinigten Staaten gewonnenen Erfahrungen suchte er in Salzburg durchaus einzubringen:

<sup>15</sup> Archivio Badia Primaziale S. Anselmo, Rom, Congregatio Austriaca, Nr. 1271, Michels an Abtprimas Bernard Kälin, 20. 9. 1947.

<sup>16</sup> Vgl. Congressional Record. Proceedings and Debates of the 80th Congress, First Session, Friends of the University of Salzburg, Remarks of Hon. Aime J. Forand, 29. 5. 1947.

<sup>17</sup> Vgl. hierzu Roman und Hans Pfefferle: Glimpflich entnazifiziert. Die Professorenschaft der Universität Wien von 1944 in den Nachkriegsjahren. Wien 2014.

Während seiner Exilzeit war ihm nämlich verstärkt bewusst geworden, wie wichtig es sei, die öffentliche Meinung für das Universitätsprojekt zu mobilisieren. Zudem schien ihm die Begrenzung der Ausstrahlung der geplanten Universität auf den deutschsprachigen Raum, wie sie noch in der Zwischenkriegszeit ausdrücklich angestrebt worden war, jetzt deutlich zu eng sein: Anstelle des ehemals besonders hervorgehobenen deutschen »Volkstums« wurden daher seit den 1950er Jahren allgemein der »europäische Gedanke« und darüber hinaus der »universale Gedanke« des christlichen Glaubens programmatisch besonders hervorgehoben.<sup>18</sup>

Michels' Remigration verlief allerdings nur auf den ersten Blick gesehen durchwegs erfolgreich. So wurde er für seine 1938 erlittenen materiellen Verluste nie entschädigt, sieht man einmal davon ab, dass die Bundesrepublik Deutschland ihm 1967 das von den Nationalsozialisten entzogene Doktorat sowie die widerrufene deutsche Staatsbürgerschaft neuerlich offiziell zuerkannten.<sup>19</sup> Auch in Salzburg stieß er auf unübersehbare Schwierigkeiten, die sowohl in persönlichen Animositäten zwischen ihm selbst und einzelnen Akteuren des katholischen Hochschulvereins wie auch in – teils damit verknüpften – politisch-ideologischen Gegensätzen zum Ausdruck kamen. Manche gesellschaftlichen Trends in Österreich, die auf einen zunehmend stärkeren Einfluss säkularen Gedankenguts hindeuteten, wichen ebenfalls immer mehr von dem ab, was legitimistisch und »abendländisch« gesinnte Remigrantenkreise als Postulate des politischen Handelns betrachteten. Insbesondere Michels' Affinität zum Legitimismus wies ziemlich realitätsfremde Züge auf. So gründete Michels zusammen mit Thomas Chaimowicz (1924–2002), einem gebürtigen Wiener Juristen und Remigranten, eine *Österreichische Edmund-Burke-Gesellschaft*, die sich nach außen hin dezidiert konservativ gab, deren verdecktes Ziel aber legitimistische Aktivitäten waren. Der damals in Bayern exilierte Otto Habsburg (1912–2011) wurde wie selbstverständlich als Akteur im Hintergrund mit einbezogen. Hatte Michels das Oberhaupt des ehemaligen Kaiserhauses während seines Exils in Briefen schlicht als »den Kaiser« tituliert, firmierte Habsburg in der Korrespondenz zwischen Chajmowicz und Michels jetzt unter dem vielsagenden Kürzel »S. M.<sup>20</sup>

Die neuerliche Niederlassung des Laacher Benediktiners an seiner früheren Salzburger Wirkungsstätte verlief auch deshalb nicht friktionsfrei, weil manche »Daheimgebliebenen« eine gewisse Reserve gegenüber dem Remigranten kaum verbergen konnten: So wurde Michels im altehrwürdigen Salzburger

<sup>18</sup> Vgl. Thomas Michels: Was wir erstreben. Ein Rückblick und Ausblick. In: Mitteilungen des Katholischen Universitätsvereins Salzburg N.F., 1 (1953), S. 3–5.

<sup>19</sup> Universitätsarchiv Bonn, Sig. PF 77-219, Entziehung der Doktorwürde von Peter Franz Michels, 29. 4. 1940; Rückgängigmachung der Doktoratsentziehung, Schreiben von Dekan Prof. Dr. Zorn an Michels, 14. 3. 1967.

<sup>20</sup> Katholisches Hochschulwerk Salzburg [im Folgenden KHW], Archiv, Edmund-Burke-Gesellschaft, Briefwechsel Michels-Chajmowicz 1961/62.

Kloster St. Peter eher zurückhaltend aufgenommen. Erzabt Jakob Reimer (1877–1958) zeigte nur wenig Verständnis für die Motive seiner Flucht aus Salzburg. Noch 1950 hielt ihm Reimer vor, dass die Umstände seiner Emigration im Jahr 1938 beinahe noch schlimmere Folgen nach sich gezogen hätten, als die 1942 von der Gestapo verfügte Aufhebung der Abtei: »Für Ihre Flucht vor Hitler und für Ihre ›politischen Verbindungen‹ in der ›Systemzeit‹ hielt die Gestapo mich verantwortlich und es war sehr schwer, im Jahre 1938 die schlimmsten Folgen – schlimmere als im Jahre 1942 – für mich und die ganze Erzabtei mit dem beständigen Hinweis auf meine Jurisdiktionslosigkeit abzuwenden.«<sup>21</sup>

Seine von Reimer so bezeichneten »politischen Verbindungen« hatte Michels über die Exilzeit hinweg aufrecht erhalten. Das wurde unter anderem in der von Michels selbst so genannten »Affäre Schuschnigg« deutlich: Als Kurt Schuschnigg im Frühjahr 1957 vorübergehend in seine österreichische Heimat zurückkehrte,<sup>22</sup> gab diesem das Direktorium der Salzburger Hochschulwochen erstmals nach Ende des Zweiten Weltkriegs die Gelegenheit, in Österreich öffentlich aufzutreten. Folgt man Michels' diesbezüglichen Angaben, war es der Salzburger Landeshauptmann Josef Klaus gewesen, der die Idee zu Schuschniggs Einladung gehabt hatte und der hierfür auch die Rückendeckung von Bundeskanzler Julius Raab (1891–1964) einholte.<sup>23</sup> Im Sommer 1957 konnte der Ex-Kanzler anlässlich der Eröffnung der Salzburger Hochschulwochen tatsächlich einen Festvortrag zum Thema »Die christlich-europäische Universität« halten.<sup>24</sup> Dass die sozialdemokratische Presse eine »Provokation« witterte, »derer man sich zum gegebenen Zeitpunkt wird erinnern müssen«, dürfte angesichts von Schuschniggs Rolle als einem der Protagonisten des austrofaschistischen Regimes wohl kaum überrascht haben.<sup>25</sup> Bemerkenswert war vielmehr, dass die Salzburger Theologen mehrheitlich gegen den Auftritt Schuschniggs in Salzburg optierten: Carl Holböck (1905 bis 1994), der nachmalige erste geschäftsführende Rektor der staatlichen Salzburger Universität, sprach sich zusammen mit den meisten anderen Professoren der Theologischen Fakultät strikt dagegen aus, ausgerechnet den politisch umstrittenen Schuschnigg als Festredner einzuladen. Dem stand allerdings das aus Erzbischof Andreas Rohracher (1892–1976), Josef Klaus und dem

<sup>21</sup> AAML, NL Th. Michels, Ordner Korresp. Äbte/Mönche, Jakobus Reimer an Michels, 2. 4. 1950. Vgl. hierzu auch Ernst Hanisch: St. Peter in der Zwischenkriegszeit. In: St. Peter in Salzburg. Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum. Salzburg 1982, S. 216–220, S. 220.

<sup>22</sup> Vgl. Lucian O. Meysels: Der Austro-Faschismus. Das Ende der Ersten Republik und ihr letzter Kanzler. Wien, München 1992, S. 295.

<sup>23</sup> AAML, NL Th. Michels, »Humanum dico« [autobiogr. Msgr., undat., um 1972], unpag. [1956/6].

<sup>24</sup> Vgl. Kurt von Schuschnigg: Die christlich-europäische Universität. In: Mitteilungen des Katholischen Universitätsvereins 1957, S. 3–12.

<sup>25</sup> Frechheit siegt nicht immer. In: Demokratisches Volksblatt, 12. 8. 1957, S. 3; vgl. ferner: Schuschnigg hat hier nichts zu plaudern. In: Demokratisches Volksblatt, 6. 8. 1957, S. 3.

Laacher Benediktiner gebildete Triumvirat gegenüber, gegen welches Holböck auf verlorenem Posten stand.<sup>26</sup>

Die Kehrseite von Michels' katholisch-konservativ geprägter politischer Haltung bildete zweifellos ein ausgeprägter Antisozialismus. So meinte er 1953 in einer Rezension der *Lebenserinnerungen* von Friedrich Funder (1872–1959), des einstigen Herausgebers der *Reichspost*, dass die »Sozialisten« »bis zum heutigen Tage in Österreich unvergleichlich radikalere Anhänger der marxistischen Lehre geblieben sind, als sie es jemals in Deutschland waren.« In Österreich Sozialist zu sein, sei nach wie vor »in gewissem Grade ein tragischer Abfall von der katholischen Tradition des Landes«<sup>27</sup>. Dass Michels zeitlebens ein emphatischer Dollfuß-Verehrer war, den er als vermeintlichen Märtyrer der österreichischen Staatsidee besonders würdigte, dürfte ihn umgekehrt in sozialdemokratischen Kreisen zu einem prononzierten Anhänger des »Ständestaats« gestempelt haben.<sup>28</sup> Michels' Position bezüglich Dollfuß dürfte innerhalb des katholisch-konservativen Lagers in der unmittelbaren Nachkriegszeit kaum kontrovers gewesen sein.<sup>29</sup> Seine Haltung zur jüngeren österreichischen Geschichte war hingegen vergleichsweise ungewöhnlich. Er scheute nämlich nicht davor zurück, die verbreitete Ignoranz gegenüber der NS-Vergangenheit zu monieren und Österreichs Umgang mit seinen vertriebenen Wissenschaftlern und Künstlern zu kritisieren. So warnte er Bundeskanzler Klaus davor, den Wiener Neuzeithistoriker Friedrich Engel-Janosi (1893–1978), der nach 1938 an der Catholic University in Washington Karriere gemacht hatte, neuerlich in die USA gehen zu lassen. Österreich, das ohnehin »schon so viele Wissenschaftler außer Landes gehen sieht«, könne sich dies seiner Meinung nach »nicht leisten«<sup>30</sup>. Der Wiener Komponist und Musikwissenschaftler Egon Wellesz (1885–1974) ist ein weiteres Beispiel für Michels' solidarische Haltung gegenüber seinen Freunden, welche vom »Dritten Reich« ins Exil getrieben worden waren. Wellesz war ungarisch-jüdischer Herkunft und konvertierte später unter Michels' Einfluss zum Katholizismus. Im Jahr 1938 emigrierte er nach England, wo er an der Universität Oxford eine erfolgreiche Universitätslaufbahn begann. Aus Österreich erreichte ihn nie ein Angebot, seinen ehemaligen Posten an der

<sup>26</sup> Michels kommentierte dies in seiner Autobiographie mit den folgenden Worten: »Einige sozialistische und kommunistische Zeitungen rumorten zwar gegen Schuschnigg, aber das störte uns nicht. Mit diesem Vortrag war Schuschnigg der Weg nach Österreich freigemacht, allerdings nur zu kurzen Besuchen. Schon im nächsten Jahr sprach er wieder auf den Hochschulwochen.« AAML, NL Th. Michels, »Humanum dico« [autobiogr. Mskr., undat., um 1972], unpag. [1957/6].

<sup>27</sup> Thomas Michels: Das neue Buch: Österreich seit der Jahrhundertwende. In: Westdeutsche Nachrichten, 14. 4. 1953.

<sup>28</sup> Vgl. etwa Thomas Michels, »Meine Pflicht im Kabinett«. Persönliche Erinnerungen an Engelbert Dollfuß und den Juli 1934. In: Die Furche, Nr. 30, 27. 7. 1974, S. 10.

<sup>29</sup> Vgl. hierzu zuletzt Lucile Dreidemy: Der Dollfuß-Mythos. Eine Biographie des Posthumen. Wien, Köln, Weimar 2014.

<sup>30</sup> KHW, Archiv, Ordner Bundeskanzler und Minister, Michels an Josef Klaus, 20. 7. 1965.

Musikuniversität Wien wieder einzunehmen. Michels war sich dessen voll bewusst. Er zögerte daher nicht, im Unterrichtsministerium für seinen Freund zu intervenieren und ihn zumindest für eine längst überfällige offizielle Ehrung vorzuschlagen. Seine Ratlosigkeit angesichts des offenkundigen Desinteresses, welches das offizielle Österreich exilierten Landsleuten entgegenbrachte, drückte er gegenüber Wellesz folgendermaßen aus: »Es ist ja verwunderlich, dass man für einen Toni Sailer nach seiner Abfahrt das goldene Ehrenzeichen bereitet hat, dass man aber die Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet fortgesetzt ignoriert.<sup>31</sup> Insbesondere den bekannt antisemitisch eingestellten Musikhistoriker Erich Schenk (1902–1974) machte er dafür verantwortlich, dass keine Anstalten gemacht wurden, den inzwischen hoch angesehenen Gelehrten und Komponisten Wellesz zurückzuberufen. 1967 schrieb Michels an seinen Freund:

Ich denke daran, wie ich mich über Menghin und Schenk 1937 bei dem ahnungslosen Schuschnigg beschwerte, weil sie Dich nicht aufkommen ließen. Ein Skandal, dass heute so etwas möglich ist. Aber die »Unentwegten« sind immer noch da. Hoffentlich wird Schenk bald emeritiert. Aber wer weiß?<sup>32</sup>

Auch der Fall eines Mitarbeiters des Salzburger Katholischen Hochschulvereins, eines Max Schrey, den er offenbar nicht ohne Grund verdächtigte, nach 1938 in Bad Ischl als »Ariseur« eines jüdischen Betriebs tätig gewesen zu sein, ließ Michels aktiv werden. 1962 veranlasste er, dass zu dieser Frage Erhebungen durchgeführt wurden. Sein Widersacher innerhalb des Salzburger Universitätsvereins, Stefan Rehrl (1912–1997), scheint den Betreffenden zwar vorerst gedeckt zu haben: »Rehrl ist blind, [er] leugnet Arisierung.<sup>33</sup> Michels dürfte es aber als Obmann des Universitätsvereins letztlich doch gelungen sein, Schreys Abberufung explizit wegen dessen Vergangenheit durchzusetzen.<sup>34</sup>

Michels Lebensthema, an welchem er auch während seiner Exilzeit arbeitete, blieb zweifellos das Universitätsprojekt: Trotz aller ideologischer Legitimationsversuche zeigte sich aber spätestens seit den frühen 1960er Jahren,

<sup>31</sup> Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, F13 Wellesz 2470-2473, Briefe an P. Th. Michels, hier undat. [um 1965/67].

<sup>32</sup> Ebd., Michels an Wellesz, 27. 6. 1967 (Hervorhebung durch Michels, A.P.).

<sup>33</sup> AAML, NL Th. Michels, »Humanum dico« [autobiogr. Msgr., undat., um 1972], unpag. [1962/2]. Vgl. Lina-Mareike Dedert: »Arisierung« in Mannheim am Beispiel der Röhrengroßhandlung Leopold Weill. In: Christiane Fritsche, Johannes Paulmann (Hg.): »Arisierung« und »Wiedergutmachung« in deutschen Städten. Köln, Weimar, Wien 2014, S. 285–307, S. 294f.: Max Schrey aus Frankfurt/M. und dessen Sohn Wolf Schrey hätten gegenüber der Mannheimer Röhrengroßhandlung Weill mit der NSDAP gedroht, falls die Firma nicht an den Sohn Schrey verkauft werde. – Wolf Schrey versuchte sich demnach auch in Bad Ischl als »Ariseur«: 1940 ersuchte er die Gestapo Linz, die Villa »Lilly« von David Goldmann in Bad Ischl zum Verkauf an ihn freizugeben, ohne dass er damit allerdings erfolgreich war. Vgl. Daniela Ellmauer, Michael John, Regina Thumser: »Arisierungen«, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Oberösterreich. Wien, München 2004, S. 276f.

<sup>34</sup> So jedenfalls Michels, »Humanum dico«, unpag. [1962/2].

dass die Idee einer katholischen Universität in Salzburg sich endgültig überlebt hatte. Im Jahr 1962 wurde stattdessen die staatliche Paris-Lodron-Universität Salzburg gegründet. Als Ersatz für die katholische Universität war ein Jahr zuvor allerdings bereits das Salzburger Internationale Forschungszentrum für Grundfragen der Wissenschaften ins Leben gerufen worden. Dieses Forschungszentrum – kurz IFZ genannt – beinhaltete damals unter anderem Institute für Wissenschaftstheorie und für kirchliche Zeitgeschichte. Michels war von 1962 bis 1977 der erste Präsident des IFZ.<sup>35</sup>

Ähnlich wie im Fall der lange angestrebten »Internationalen Universität« beschränkte sich die Internationalität dieses Forschungszentrums aber im Wesentlichen darauf, dass am IFZ deutsche und österreichische Wissenschaftler arbeiteten.<sup>36</sup> Der Politologe Ernst Florian Winter (1923–2014), der im Jahr 1960 aus dem US-Exil nach Österreich zurückgekehrt war, war einer derjenigen Wissenschaftler, die das IFZ mit aufbauten. Ab 1961 leitete Winter, der Michels persönlich eng verbunden war, für einige Jahre das sogenannte Ostinstitut am IFZ. Michels' Freundschaft mit Friedrich Engel-Janosi dürfte ferner dazu beigetragen haben, dass Michels die Historikerin Erika Weinzierl (1925–2014), eine Schülerin Engel-Janosis, ans IFZ holte. In den Jahren 1964 bis 1992 stand Weinzierl dem Institut für kirchliche Zeitgeschichte des IFZ vor.<sup>37</sup> Sie erwarb sich bereits damals große Verdienste um die Erforschung der österreichischen Zeitgeschichte, wobei sie unbequeme Fragen wie etwa zur Rolle der römisch-katholischen Kirche im Nationalsozialismus offen thematisierte. Zwar schätzte Michels seine jüngere Kollegin, ihrem kritisch-engagierten wissenschaftlichen Ansatz sowie dem von ihr vertretenen Kirchenbild stand er jedoch deutlich skeptisch gegenüber.<sup>38</sup>

<sup>35</sup> Gerhard Zecha: Vom Traum einer »katholischen« Universität in Salzburg bis zur Errichtung des Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg. In: Ernst Hintermaier u. a. (Hg.): Erzbischof Andreas Rohracher. Krieg, Wiederaufbau, Konzil. Salzburg 2010, S. 319–330, S. 325f.

<sup>36</sup> Ernst Hanisch: Die Wiedererrichtung der Universität 1962 im historischen Kontext. In: Reinhold Reith (Hg.): Die Paris Lodron Universität Salzburg. Geschichte, Gegenwart, Zukunft. Salzburg 2012, S. 81–89, S. 81.

<sup>37</sup> Erika Weinzierl: Zeitgeschichte in der Krise? In: Gerhard Botz (Hg.): Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Frankfurt/M. 2008, S. 132–149, S. 144.

<sup>38</sup> Als Weinzierl den von ihr herausgegebenen Sammelband *Der Modernismus. Beiträge zu seiner Erforschung* (Graz, Wien, Köln 1974) Michels zu dessen 80. Geburtstag widmete, äußerte sich dieser nur wenig erfreut. Noch wenige Monate vor seinem Tod schrieb er Weinzierl, dass er die Beiträge dieses Bandes nur »mit Starkmut ertragen« hätte. KHW, Archiv, Ordner Institut für kirchliche Zeitgeschichte, Michels an Weinzierl, 1. 8. 1978.

## Resümee

Pater Thomas Michels nahm innerhalb des österreichischen und deutschen Katholizismus eine einflussreiche Position ein, die bislang weder in der Exil noch in der Katholizismusforschung genauer analysiert worden ist. Insbesondere seine transnationalen Netzwerke sind hervorzuheben, die ihn in katholischen Akademiker- und Intellektuellenkreisen der Nachkriegsjahrzehnte zeitweise zu einem Mittler zwischen Österreich, Deutschland und den USA werden ließen. Michels hielt zeitlebens an der überkommenen christlichen Abendländischeidee fest, die mit einer ausgeprägten antisozialistischen und antinationalsozialistischen Stoßrichtung verbunden war.

Exilzeit und Remigration waren vor allem im Hinblick auf die Idee einer katholischen Universität in Salzburg bei Michels eng miteinander verwoben. Seine diesbezüglichen Aktivitäten waren vor 1945/47 wesentlich mit seinem legitimistisch verbrämt Eintreten für die Wiedererrichtung der österreichischen Staatlichkeit verbunden. Nach 1947 bildeten sie einen Teil des rechtskonservativen Diskurses um das »christliche Abendland« und »Europa«. Insofern lässt sich durchaus von dem Versuch sprechen, zu einem vorgeblichen »Status quo ante« zurückzukehren. Vor allem das Scheitern der katholischen Universitätsidee machte indes deutlich, dass dieser Versuch sich als zunehmend anachronistisch und daher als unter grundlegend geänderten gesellschaftlichen Bedingungen undurchführbar erweisen sollte.



Dagmar Heißler

## Österreich als »ideelle Lebensaufgabe«. Ideologisierung der Remigration bei Ernst Lothar

Rückkehr nach Wien? Sie sprechen in Ihrem Brief [...] davon als von einer »Unmöglichkeit«. Ich weiß nicht ganz; oder vielmehr, es hängt davon ab, ob und wie viel *Wesentliches* man dort noch tun könnte. [...] Ich habe nun einmal Österreich zu meinem Leben gemacht. Daß es mir das meine fast nahm, ist für mich kein Grund, es als ideelle Lebensaufgabe aufzugeben. Meine Bücher [...] sind österreichisch, [...] sind sogar unverhüllte österreichische Werbung.

Daß sie Erfolg hatten, spricht mehr für Gültigkeit und (von keinem Hitler zu verzerrende) Echtheit der österreichischen Idee als für mich.<sup>1</sup>

Österreich als »ideelle Lebensaufgabe« ist ein Schlüssel einerseits zum Verständnis von Ernst Lothars schriftstellerischem Schaffen in den Jahren 1938 bis 1950, andererseits auch für seine Entscheidung, 1946 trotz der Annahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft und trotz seiner Erfolge und seiner Etablierung am amerikanischen Buchmarkt nach Europa zurückzukehren.

Der jüdische Autor, Kritiker und Regisseur, der von 1935 bis 1938 das Theater in der Josefstadt geleitet hatte, floh im März 1938 vor den NationalsozialistInnen aus Wien. Seit dem Moment seiner Vertreibung, die ihn über die Schweiz und Frankreich in die USA führte, spielte er mit dem Gedanken an eine Rückkehr nach Österreich. Er bemühte sich anfangs sogar noch um eine Arbeitsmöglichkeit im »Dritten Reich«, zog später Italien oder die Tschechoslowakei als Aufenthaltsort in Erwägung.<sup>2</sup> Bereits 1939, gerade ein halbes Jahr in Amerika, träumte er in Briefen von einem Wiedererstehen Österreichs und seiner Heimkehr.<sup>3</sup>

Es gelang ihm relativ rasch, in seinem neuen »Arbeitsland« als Schriftsteller Fuß zu fassen. Einige seiner bekanntesten Bücher entstanden im Exil und wurden in Amerika Bestseller – darunter der Roman *Der Engel mit der Posaune* (1944), der sich hauptsächlich mit der jüngsten Zeitgeschichte aus-

<sup>1</sup> Brief von Ernst Lothar an Heinrich Schnitzler, Scarsdale, 17. 9. 1945. Österreichisches Theatermuseum, Wien [im Folgenden ÖTM], Nachlass Heinrich Schnitzler. E 4812 Schn. 33/20/49/1. – Hervorhebung im Original.

<sup>2</sup> Vgl. Brief von Ernst Lothar an Robert Valberg, Einigen/Thunersee, [18. 4.] 1938; Brief von Ernst Lothar an Adrienne Gessner, Einigen [25. 7. 1938]. Wienbibliothek im Rathaus, Wien [im Folgenden WBR], ZPH 922a.

<sup>3</sup> Vgl. Brief von Felix Salten an Ernst Lothar, Zürich, 30. 12. 1939; Brief von Guido Zernatto an Ernst Lothar, New York, o. D. WBR, ZPH 922a.

einandersetzt und der amerikanischen Öffentlichkeit Österreich als erstes Opfer der nationalsozialistischen Expansionspolitik präsentieren sollte. Das Buch stellt Österreich vor allem als Kulturnation dar und trifft gleichzeitig unter Rückgriff auf diverse Österreich-Ideologien, deren Wurzeln schon in der Zeit vor 1918 liegen, eine klare Unterscheidung zwischen dem österreichischen und dem deutschen »Wesen«. Mit seiner Begriffsbestimmung der »österreichischen Idee« und des »österreichischen Menschen« verfolgte Lothar politische Absichten – sie diente als Basis für die Abgrenzung von Nazi-deutschland.<sup>4</sup>

Die Abgrenzung Österreichs von Deutschland und die Betonung seiner (kulturellen) Eigenständigkeit waren Lothars dringlichste Anliegen, die er auch in seinen Vorträgen und Rundfunkansprachen in den USA niemals aus den Augen verlor.<sup>5</sup> Dementsprechend engagierte er sich in den österreichischen Exilorganisationen (Austro-American Center, Austrian-American League, Austrian Action),<sup>6</sup> etwa durch die Abhaltung »österreichischer Abende«, und legte in deren publizistischen Organen (*Austro American Tribune*, *Aufbau*) seine Vorstellungen von einem unabhängigen, kulturell bedeutenden, neutralen Nachkriegsösterreich dar. 1942 wurde er in die Kommission des Plenums für Kunst und Wissenschaft des Austrian National Committee gewählt,<sup>7</sup> wo er für den Bereich Theater zuständig war. In dieser Funktion wirkte er an einem Projekt mit, das beim kulturellen Wiederaufbau Österreichs nach dem Kriegsende helfen sollte. Geplant war ein Memorandum, an dem sich die in die USA emigrierten RepräsentantInnen der österreichischen Kultur beteiligen sollten, Lothar präzisierte hierfür seine Visionen »über das Theater im neuen Österreich«. Auf diesen Ausführungen beruht wohl sein in der *Austro American Tribune* abgedruckter Artikel *Zum Thema Österreich*, dessen imperiale Kulturkonstruktion, ebenso wie die hier formulierten Kulturphantasien über die Rolle Österreichs, allerdings innerhalb der Exilantenkreise nicht unwidersprochen blieb.<sup>8</sup> Nach einem Vorstellungsgespräch im United

<sup>4</sup> Er wolle »ein österreichischer Propagandist im Roman« sein, seine Bücher seien ein »erzählende[r] Anschauungsunterricht vom österreichischen Wesen und nationalsozialistischen Unwesen«, so Lothar in seiner Autobiographie. Ernst Lothar: Das Wunder des Überlebens. Erinnerungen und Ergebnisse. 2. Aufl. Hamburg, Wien 1961, S. 181.

<sup>5</sup> Ernst Lothar: Justice for Austria. 15-seitiges Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen. WBR, ZPH 922a.

<sup>6</sup> Vgl. Brief von Robert Heine-Geldern (The Austrian-American League) an Ernst Lothar, New York, 2. 1. 1940; Brief von Ernst Karl Winter (Austro-American Center) an Ernst Lothar, New York, 11. 7. 1940; Brief von Ferdinand Trauttmansdorff (The Austrian National Committee) an Ernst Lothar, New York, 22. 5. 1942. WBR, ZPH 922a.

<sup>7</sup> Die Austrian Action unter dem Vorsitz von Ferdinand Czernin hatte sich Anfang der 1940er Jahre mit dem Free Austrian Movement zu einem Österreichischen Nationalkomitee (Austrian National Committee) zusammengeschlossen.

<sup>8</sup> Ernst Lothar: Zum Thema Österreich. (Antwort an eine[n] Pfc. [Private First Class]). In: Austro American Tribune [im Folgenden AAT], Dezember 1944; ders.: Das neue Österreich. Irrtümer und Aufgaben. In: Aufbau, 6. 7. 1945, S. 5. – Berthold Viertel

States Office of War Information skizzierte er »auf Ersuchen der hiesigen Stellen« seine »Ansichten über die Wiederbegründung der Salzburger Festspiele«.<sup>9</sup>

Lothars Aktivitäten, sein soziales Netzwerk, seine persönlichen Fertigkeiten und die Tatsache, dass er 1944 amerikanischer Staatsbürger wurde, eröffneten ihm 1946 die Möglichkeit, für die Information Service Branch (ISB) in Österreich als Music and Theater Officer zu arbeiten. Seine Agenden hierbei waren die Entnazifizierung, die Wiederbelebung des kulturellen Lebens in Österreich und die Verbreitung amerikanischer Theater- und Musikstücke.<sup>10</sup> Als Kulturoffizier konnte er die Theater bestimmen, denen er die besten Stücke übergab, die Hauptdarsteller aussuchen und die Aufführungen »überwachen«, was gleichzeitig die Möglichkeit mit sich brachte, selbst Regie zu führen. Lothar war für alle Theater der US-Zone sowie die Salzburger Festspiele verantwortlich,<sup>11</sup> wodurch sich eine einflussreiche Position für ihn ergab, die ihm noch nach Beendigung seines Dienstes für die US-Behörde Ende 1947 von Vorteil war und die er für seine Neupositionierung im Nachkriegsösterreich nützte: Durch seine Funktion im Kulturbetrieb kam er mit den maßgebenden österreichischen Stellen und Persönlichkeiten in Kontakt; die Salzburger Festspiele beispielsweise luden ihn schon 1946/47, vor Ablauf seines Dienstes für die ISB, für die Zeit danach als Regisseur ein, ebenso seine ehemaligen Wirkungsstätten Burgtheater und Theater in der Josefstadt. Diese Verträge als Gastregisseur sowie der Vertrag mit seinem US-Verleger Doubleday, der ihm die Gelegenheit bot, seine Aufenthalte in Österreich zu verlängern, da für die zu schreibenden Romane eine Recherche vor Ort vonnöten war, sicherten in den ersten Jahren bis zur Wiederannahme der österreichischen Staatsbürgerschaft 1955 seinen Verbleib in Österreich.

Die einflussreiche Stellung, die Lothar im kulturellen Leben 1946–1947 einnahm, erleichterte ihm den Verbleib in Österreich; zugleich erschwerte sie ihn: Da er in der unmittelbaren Nachkriegszeit als eine Art graue Eminenz des österreichischen Kulturlebens galt, hatte er viele GegnerInnen und NeiderInnen. Seine Arbeit für die US-Regierung wurde von seinen österreichischen Landsleuten nicht gerade begrüßt, viele nahmen ihn als »Allgewaltigen in

beispielsweise äußerte sich dazu in der Folgenummer der AAT äußerst kritisch. Zur Lothar-Viertel-Debatte siehe auch Ulrich Weinzierl: Österreich als Wille und Vorstellung. In: Wulf Koepke, Michael Winkler (Hg.): Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930 bis 1960 (Studien zur Literatur der Moderne, Bd. 12). Bonn 1984, S. 242–259, S. 253f.

<sup>9</sup> Brief von Ernst Lothar an Heinrich Schnitzler, Scarsdale, 17. 9. 1945. ÖTM, Nachlass Heinrich Schnitzler. E 4812 Schn. 33/20/49/1.

<sup>10</sup> Vgl. Oliver Rathkolb: Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik. Wien 1981 [Diss].

<sup>11</sup> Die Kulturabteilung der US-Streitkräfte in Österreich (Hauptsitz in Wien und Unterabteilungen in Linz und Salzburg) kontrollierte 17 Theater, ein Opernhaus, ein Festspielhaus, 24 Konzerthallen und 46 Varietétheater.

Wien«<sup>12</sup> wahr, seine oft unnachgiebige Entnazifizierungsarbeit wurde ihm teilweise als Form der persönlichen Rache ausgelegt.<sup>13</sup> Bis in die späten 1980er Jahre wurde er von manchen als »amerikanischer Politmoralist«<sup>14</sup> diskreditiert, in den 1940er Jahren als »Vaterlandsverräter« und »amerikanischer Söldling«<sup>15</sup> bezeichnet. Paradoxe Weise wurde von 1947 bis Anfang der 1950er Jahre eine Nähe Lothars zum Kommunismus behauptet,<sup>16</sup> und zwar wegen seines Engagements für den als Kommunist bekannten Schauspieler Karl Paryla, mit dem er schon in den 1930er Jahren mehrfach zusammengearbeitet hatte, sowie wegen seines konsequenten Eintretens für den Kommunisten Bert Brecht und die Aufführung seiner Werke auch während des sogenannten Brecht-Boykotts. Ebenfalls negativ ausgelegt wurde ihm, dass er auf dem Briefkopf der als kommunistisch geltenden Exilzeitschrift *Astro American Tribune* als Mitglied des Ehrenpräsidiums geführt wurde und im Beratungsausschuss der Austrian Action tätig gewesen war: Die österreichische Exilzeitung *Austria* unter ihrem Chefredakteur Otto Günther unterstellte ihm 1953 vehement eine Verbindung zu den kommunistischen Spionen Otto Verber und Kurt Ponger.<sup>17</sup>

Die ersten Jahre nach seiner Heimkehr wurden darüber hinaus durch einen Konflikt belastet, den er als ein Problem der »geteilten Loyalitäten«<sup>18</sup> beschreibt: Dieser Konflikt lag schon in der Aufgabenstellung, die Lothar für die amerikanischen Behörden zu bewältigen hatte, begründet. Er sollte nicht nur die Interessen Amerikas, sondern auch jene Österreichs wahrnehmen. So erfuhr er »das spezifische Schicksal des Dazwischenstehens«<sup>19</sup>: Er wurde von den ÖsterreicherInnen mit Misstrauen behandelt, da er als Amerikaner zurückgekehrt war (Lothar selbst schrieb in seinen Memoiren, in Österreich sehe man in ihm »einen von Vergeltungsabsicht getriebenen Überläufer«<sup>20</sup>), und zog sich zugleich die Missbilligung seiner amerikanischen Vorgesetzten zu, nach deren Ansicht er die österreichischen Interessen zu sehr in den Vordergrund rückte. Diese Zwischenposition Lothars wurde verschärft durch die (Gewissens-)Frage, ob er sich durch die neuerliche Annahme der österreichischen Staatsbürgerschaft auch nach außen hin zu Österreich bekennen dürfe.

<sup>12</sup> Austria, 25. 5. 1947.

<sup>13</sup> Lothar, Das Wunder des Überlebens, S. 319.

<sup>14</sup> Clemens Krauss-Archiv Wien (Hg.): Der Prinzipal. Clemens Krauss. Fakten, Vergleiche, Rückschlüsse. Text: Signe Scanzoni. Recherchen: Götz Klaus Kende. Tutzing 1988, S. 18.

<sup>15</sup> Lothar, Das Wunder des Überlebens, S. 394; vgl. auch Bild, 7. 4. 1954.

<sup>16</sup> Austria, 25. 5. 1947.

<sup>17</sup> Vgl. u. a. Salzburger Volksblatt, 5. 2. 1953 sowie Volksstimme und Neue Freie Presse, 6. 2. 1953.

<sup>18</sup> Lothar, Das Wunder des Überlebens, S. 257, 334.

<sup>19</sup> Vgl. Editha Maria Grossmann: Die Problematik des Dazwischenstehens (Monographien und Studien zur Konflikt-Psychologie: Abt. 1, Konflikt-Analyse, Bd. 5). München u. a. 1967, S. 37.

<sup>20</sup> Lothar, Das Wunder des Überlebens, S. 322, 357.

Der Gewissenskonflikt, »dem amerikanischen Vaterland dankbar sein zu müssen, aber die Heimat Österreich zu lieben«<sup>21</sup>, ist Dreh- und Angelpunkt seines ersten, nach seiner Remigration veröffentlichten Romans *Die Rückkehr* (1949), in dem er die Auseinandersetzung eines Heimkehrers mit den »Dahheimgebliebenen« schildert und sich dabei in sehr allgemeiner Weise auf Selbsterlebtes stützt. Die Desintegrationserfahrung im Exil und schließlich bei der Remigration ist dabei *ein* Thema, *Die Rückkehr* demgemäß »ein Roman der Enttäuschung«<sup>22</sup>: Der Protagonist muss feststellen, dass »die Restaurierung vertrauter Systeme und Namen vorwiegend – und bewußt – unter dem Ausschluß der Emigration geschieht. Eigentlich geht es nur um die Rehabilitierung und Reintegration der Nichtemigrierten.«<sup>23</sup> Über seine persönlichen Erlebnisse als Rückkehrer schrieb Lothar Ende 1946 an den noch im Exil in den USA verbliebenen Friedrich Torberg:

Um es in wenigen Worten zusammenzufassen: Zuzug ist grundsätzlich unerwünscht. Man wird ihn vielleicht nicht gerade hindern, aber fördern wird man ihn gewiß nicht. War der Nationalsozialismus die Verschwörung zur Austreibung des Talentes, so sind seine Nachfolger ein Provinzverein zur Verhütung der Rückkehr des Talentes. Die Klagenfurter und die Kremser wünschen unter sich zu bleiben, um nicht bekennen zu müssen, wie mittelmäßig sie sind. Das ist keine Vermutung, das habe ich nun an vielen Beispielen beweishaft erfahren. Zunächst einmal wissen die Klagenfurter und Kremser überhaupt nicht, wen sie vertrieben haben. Zum Beispiel: bei meinem ersten Zusammentreffen mit dem Bürgermeister von Wien, Herrn General Körner, einem aufrechten weißbärtigen alten Herrn, der zwischen den Worten altert, die er sagt, fand folgender Dialog statt:

Der Bürgermeister: »Lothar, Lothar? Wo tu i Ihnen gleich hin?«

Ich: »Ich war Direktor des Theaters in der Josefstadt.«

Der Bürgermeister: »So? Josefstadt? Da hab ich gestern abend ein miserables Stück g'sehn. Aber dafür war ich heut früh bei etwas wirklich sehr Gutem – einer Dörr-gemüseausspeisung.«<sup>24</sup>

Die Erfahrung, als (jüdischer) Remigrant nicht willkommen zu sein, und das gegenseitige Aufrechnen des Leidens unter dem Hitler-Regime, das die Heimkehrenden und die in Österreich Verbliebenen betreiben würden – ein zentrales Moment in Lothars Roman *Die Rückkehr* –, fasst er Torberg gegenüber folgendermaßen zusammen:

<sup>21</sup> Karl Müller: Muß Odysseus wieder reisen? Zur weltanschaulichen Unbehaustrheit und Häuslichkeit (Heimatlosigkeit und Heimat). In: Friedbert Aspetsberger, Norbert Frei, Hubert Lengauer (Hg.): Literatur der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre in Österreich (Schriften des Instituts für Österreichkunde, Bd. 44/45). Wien 1984, S. 270–289, S. 278.

<sup>22</sup> Paul Kruntorad: Emigrés und Remigrés. In: Hilde Spiel (Hg.): Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Autoren, Werke, Themen, Tendenzen seit 1945. Bd. 5: Die zeitgenössische Literatur Österreichs I. Frankfurt am Main 1980, S. 143–150, S. 144.

<sup>23</sup> Joseph McVeigh: Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung in der österreichischen Literatur nach 1945 (Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 10). Wien 1988, S. 205.

<sup>24</sup> Brief von Ernst Lothar an Friedrich Torberg, [Wien,] 3. 11. 1946. WBR, ZPH 588.

Was sie [= die ÖsterreicherInnen] hier unmittelbar nach Hitlers Einmarsch und vielleicht noch ein Jahr nachher getan haben, haben sie vergessen. Oder wollen sie vergessen haben. In diesem einen Jahr dürften sehr viele von ihnen Nazis gewesen oder mitgelaufen sein. Seither sind die meisten abgeschwenkt. Auch darüber braucht man sich keiner Vermutung hinzugeben. Ungefähr Ende 1939 waren sie innerlich Hitlerfeindlich und außerdem überzeugt, daß der Krieg verloren gehen würde und verloren gehen müsse. Da sie das so stark fühlen und seither, besonders in den letzten drei Jahren, so schwer gelitten haben, ist es verständlich, daß sie das Jahr 1938 aus ihrer Erinnerung radieren. Wir dagegen, die gerade dieses Jahr so brennend in unserer Erinnerung tragen, wollen und sollen es nicht vergessen. Der sich daraus entwickelnde Zwiespalt ist offenkundig, und weder auf der einen noch der anderen Seite fehlt es an Berechtigung.<sup>25</sup>

Neben dem Hinweis auf die unterschiedliche Selbst- und Fremdwahrnehmung der Vertriebenen und der »Daheimgebliebenen« als Opfer des Nationalsozialismus berichtet Lothar auch über den Einfluss der ehemaligen nichtjüdischen KZ-Insassen (gleichfalls ein Motiv in *Die Rückkehr*), für die im Gegensatz zu den RemigrantInnen Platz in der Nachkriegsgesellschaft sei, in der sie auch wesentliche Positionen bekleiden würden:

Sie sitzen überall in den leitenden Stellungen und sie sind die ersten, die vernehmlich rufen [...]: »Breiten wir den Mantel der christlichen Nächstenliebe darüber. Ziehen wir einen Strich. Vergeben und vergessen.« [...] Den 6 Millionen Vergasten stehen ich weiß nicht wie wenige arische Opfer gegenüber. Aber diese wenigen fühlen sich berechtigt, die 6 Millionen noch nachher mores zu lehren, indem sie den Sühneanspruch mit christlicher Nächstenliebe einfach wegskamotieren und, sich in die Brust werfend, als Regierungschefs, Minister, amtsführende Stadträte oder was immer sie jetzt sein mögen, sagen: »Seht uns an! Wir sind Opfer der Nazis und sind zum Vergeben bereit. Wenn wir es tun, die so viel gelitten haben, wie sollten es da nicht alle andern auch?« [...]

Haben wir die acht Jahre Hitler ertragen müssen, um einen Strich darunter zu ziehen und vor den amtsführenden Stadträten zu verleugnen, wer wir sind und was wir gelitten haben? Das muß jeder so beantworten, wie er kann und darf.<sup>26</sup>

Den Helden seines Romans *Die Rückkehr* – den Juristen Felix von Geldern, der 1938 nicht aus Österreich vertrieben wird, sondern das Land verlässt, weil es ihm aus moralischen Überlegungen »unerträglich [war], Deutscher zu werden«<sup>27</sup> – stattet Lothar mit einem »sentimentalen Patriotismus und naiven Optimismus« aus: Sein Versöhnungswille erlaubt es ihm, vieles zu übersehen, unter anderem, weil er »mehr an der ›Idee Österreich‹ mit ihren ›überzeit-

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Ebd. – Zur Bedeutung des »Mythos der Lagerstraße« in der Zweiten Republik siehe u. a. Oliver Marchart, Vräath Öhner, Heidemarie Uhl: *Holocaust revisited. Lesarten eines Medienereignisses zwischen globaler Erinnerungskultur und nationaler Vergangenheitsbewältigung*. In: Institut für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv (Hg.): *Medien – Politik – Geschichte. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*. Göttingen 2003, S. 307–334, S. 318.

<sup>27</sup> Ernst Lothar: *Die Rückkehr*. Roman. Salzburg 1949, S. 25.

lichen Elementen und Begriffen hängt als an der politischen, sozialen und kulturellen Gegenwart der Zweiten Republik«.<sup>28</sup>

Die positive Bestimmung des »Österreichischen« in diesem Roman und auch später in Lothars Memoiren soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er in beiden Texten trotz der genannten Idealisierungen und der Verwerfung einer Kollektivschuld der »inneren EmigrantInnen« auch negative Aspekte des damaligen politischen und kulturellen Lebens darstellt (Fortbestehen des Antisemitismus, vorschnelle Entnazifizierung der belasteten KünstlerInnen, EmigrantInnenfeindlichkeit der »Ehemaligen« etc.). Bezeichnend für Ernst Lothars differenzierte Sicht ist etwa die von ihm in *Die Rückkehr* eingebaute Figur des Lieben Augustin, der bei ihm zum »Homo Austriacus« wird. Den Geiger in der Pestgrube präsentiert er als »mächtig-symbolische Erscheinung«: »Die Legende vom Lieben Augustin als Gleichnis vom ›Homo Austriacus‹, der im Jahre 1938 quasi in die Pestgrube des Hitler-Faschismus ›gestolpert‹ ist, um sieben Jahre später völlig unbescholten den Höllenschlund wieder zu verlassen, hat wahrhaft symbolische Bedeutung.«<sup>29</sup>

Der Roman blieb trotz seiner Österreich-Verbundenheit und dem deutlich zum Ausdruck gebrachten Versöhnungswillen hinter den erhofften Absatzzahlen zurück, die Druckauflage von 19.000 Exemplaren blieb zum Teil liegen. Die österreichischen LeserInnen taten sich mit einer Beschreibung ihrer jüngsten Vergangenheit und mit der Täter-Opfer-Problematik offensichtlich schwer. Gerade die Gründe, die Lothars Verleger Ernst Schönwiese zur Publikation des Romans bestimmt hatten, schienen die negative Reaktion bei den LeserInnen auszulösen: Zeitgefühle, so Schönwiese, seien »in so glänzender Weise« verdichtet, »Geist, Gefühl und Atmosphäre dieser ersten Jahre nach dem Krieg eingefangen wie nirgends sonst«. Lothar sei es gelungen, »alle Fragen der Nachkriegszeit – Nazi-Schuld oder -Unschuld, D[isplaced] P[erson]s, Volksdeutsche, Juden-Problem usw.« – in dem Buch »Gestalt werden zu lassen«, der Roman habe daher, wie alle anderen Werke Lothars auch, eine »nicht hoch genug zu veranschlagende pädagogische, erzieherische Bedeutung«, wobei er »niemals in Tendenz oder irgend auch noch so geringe Einseitigkeit« verfalle.<sup>30</sup>

Die RezipientInnen allerdings schienen sich gerade an »den Tendenzen« des Romans zu stoßen. Rudolf Kalmar, Chefredakteur des *Neuen Österreichs*, der *Die Rückkehr* 1949 in Fortsetzungen in der Zeitung abdruckte, schrieb, sich auf Leserzuschriften berufend, dass die LeserInnen Stoffe, die das politische Zeitgeschehen berühren, meiden würden: »Vor allem schreiben manche Leute, dass sie nicht gerne Romane lesen, die sich mit den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit beschäftigen. Anderen ist der Roman zu ›politisch‹, wieder

<sup>28</sup> McVeigh, Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung, S. 203.

<sup>29</sup> Claudia Holly: Heimkehrer und Daheimgebliebene. 6 Fallstudien. Wien 1994 [Dipl.], S. 45.

<sup>30</sup> Brief von Ernst Schönwiese an Ernst Lothar, Salzburg, 15. 5. 1949. WBR, ZPH 922a.

andere bezeichnen ihn als tendenziös, u[nd] zw[ar] – merkwürdigerweise – sowohl nach der einen als auch der anderen Richtung.«<sup>31</sup>

Die ersten Jahre nach seiner Rückkehr nehmen auch in Ernst Lothars Autobiographie *Das Wunder des Überlebens* (1960) einigen Raum ein. Lothar versucht, wie schon zum Teil seinen Heimkehrer-Roman, auch seine Memoiren als »Medium zur Darstellung eines idealisierten Österreichs«<sup>32</sup> zu benützen: »Es ist bemerkenswert, daß fast alle im Roman und in der Autobiographie angesprochenen Lebensbereiche von *einem* Thema bestimmt, überlagert, aufgefangen, man könnte auch sagen: ›aufgesogen‹ werden: von der Österreich-Idee.«<sup>33</sup> Dementsprechend fiktionalisiert Lothar seine Remigrationserfahrungen in *Das Wunder des Überlebens*, er übernimmt ganze Passagen des Heimkehrer-Romans wörtlich in seinen Memoiren und greift erneut auf Formeln und Begriffe seiner »Österreich«-Ideologie zurück. Besonders betont werden hier wie dort die vorgeblich unpolitischen »ewigen Werte« der österreichischen Kunst und Kultur, aber auch der österreichischen Landschaft, die dem Autor Lothar lebensnotwendig sind.<sup>34</sup> Die RezendentInnen seiner Autobiographie weisen demgemäß auf seine »Liebe zur Heimat und zur heimatlichen Kultur«<sup>35</sup> hin, sehen in dem Buch »ein großes Panorama eines echt österreichischen Schicksals« geschildert, das »dabei aber doch in allem und jedem von einer Persönlichkeit kündet[t], die am Besten und Bedeutendsten mitgebaut hat, was heute noch Österreichs Geltung ausmacht: am geistigen Leben der Heimat.«<sup>36</sup> Nun wurde Lothars »Liebeserklärung an das Wesen Österreichs«<sup>37</sup> aber auch kritischer gesehen: Durch die scharfe Abgrenzung Österreichs von NS-Deutschland fällt Lothars Distanzierung vom austrofaschistischen Regime nicht deutlich genug aus, da er es hauptsächlich unter dem Aspekt der Nazi-abwehr wahrnahm. Dies bedingt die schonende Darstellung des Ständestaates nicht nur in seinen Exilromanen *Die Zeugin* (1942) und *Der Engel mit der Posaune*, sondern eben auch in seinen Memoiren. Was Ludwig Ullmann 1944 in Bezug auf die amerikanische Version des *Engels* schreibt, kann man auch auf *Das Wunder des Überlebens* übertragen:

Lothar ist [...] ein milder Richter, aber ein strenger Dichter. Er verzeiht die österreichischen Erbsünden der Skepsis, der Ranküne und der moralischen Unpünktlichkeit um des keineswegs allzu stillen Heldentums willen, das aus diesem Geschlecht in bitterer Stunde emporwächst. Er verzeiht einem Schuschnigg-Regime, dieser Epoche der ahnungslosen Eitelkeit, des stornierten Parlaments und der gemordeten Presse-

<sup>31</sup> Brief von Ernst Schönwiese [über Rudolf Kalmars Schreiben] an Ernst Lothar, [Salzburg], 16. 11. 1949. WBR, ZPH 922a.

<sup>32</sup> McVeigh, Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung, S. 151.

<sup>33</sup> Müller, Muß Odysseus wieder reisen?, S. 278. – Hervorhebung im Original.

<sup>34</sup> Lothar, Das Wunder des Überlebens, S. 409.

<sup>35</sup> Bücherei und Bildung, 1 (1961), S. 302f.

<sup>36</sup> Die Bühne, 27 (1960), S. 32.

<sup>37</sup> Ebd.

freiheit, bewegt von der tragischen Schuld einer Diplomatie von Gentlemen, für die sogar Hitlers schlechte Manieren eine Überraschung waren.

Ernst Lothar, der Dichter, widerspricht hier dem Beobachter, dieser stellt die schärfsten und erdrückendsten Formulierungen auf, glänzende dialektische Beweisführungen über das [...] gewissenlose Österreich von gestern.<sup>38</sup>

In seinen Erinnerungen weist Lothar, ebenso wie in *Die Rückkehr*, dezidiert auf den in Österreich nach wie vor vorhandenen Antisemitismus und auf die schwierige Situation als jüdischer Remigrant in Nachkriegsösterreich hin.<sup>39</sup> Schon kurz nach seiner Rückkehr 1946 hat er festgestellt: »Will man gegen Nazismus, Konservatismus, reaktionär, etc. kämpfen, [...] dann soll man kommen und hier bleiben; wenn nicht, dann soll man nicht bleiben und nicht kommen.«<sup>40</sup> Und weiter: »Entschließt man sich, hier mitzuarbeiten, weil die Sehnsucht nach dem Verlorenen einen überwältigt, dann hat man sich, ein für allemal, [da]mit [...] abzufinden [...], daß man unerwünscht ist oder sich seine Erwünschtheit bestenfalls neu zu erwerben hat«<sup>41</sup>.

Dennoch ist die Liebe zu Österreich und die Betonung der »österreichischen Idee« das bestimmende Thema der Autobiographie, dem alles andere untergeordnet wird. Auch die Darstellung der Remigration in *Das Wunder des Überlebens* ist – wie fast alle anderen in den Memoiren thematisierten Bereiche – in Lothars »Österreich«-Ideologie integriert. Insofern erstaunt es auch nicht, wenn Lothar in der Retrospektive sein Dasein mit dem des Landes verknüpft und seine ganze Existenz als auf Österreich gegründet empfindet:

Mit antiösterreichischen Demonstrationen in meiner Geburtsstadt Brünn hatte sie begonnen, die Zerreißung Österreichs war ihre Jugend, Österreichs Vergewaltigung und Schädigung die Mitte, Zorn und Qual durch Österreich, Hoffnung auf Österreich und Sehnsucht nach Österreich waren die Emigration, Wiederkehr nach Österreich das Alter gewesen. Alles andere blieb Beiwerk. [...] Auf Österreich gründete es sich oder stürzte, auf ein einziges Land, ob besser, ob schlechter als andere, blieb gleichgültig.<sup>42</sup>

Diese Argumentation dient in Lothars biographischer Darstellung zumindest zwei Zielen. Einerseits hatte er fünf Jahre vor Veröffentlichung seiner Memoiren die amerikanische Staatsbürgerschaft zurückgelegt,<sup>43</sup> wofür diese starke

<sup>38</sup> Ludwig Ullmann: Ernst Lothars Österreich-Roman. »The Angel With the Trumpet«. In: Aufbau, 24. 3. 1944, S. 8.

<sup>39</sup> Lothar, *Das Wunder des Überlebens*, S. 323, 409; ders., *Die Rückkehr*, S. 509f.

<sup>40</sup> Vgl. Brief von Adrienne Gessner [über Lothars Äußerungen] an Friedrich Torberg, [Wien], 17. 4. 1947. WBR, ZPH 588.

<sup>41</sup> Brief von Ernst Lothar an Friedrich Torberg, [Wien], 3. 11. 1946. WBR, ZPH 588.

<sup>42</sup> Lothar, *Das Wunder des Überlebens*, S. 438.

<sup>43</sup> Das Zurücklegen der amerikanischen Staatsbürgerschaft ist allerdings nicht alleine Lothars Liebe zu Österreich geschuldet, sondern dem Faktum, dass er – nachdem Österreich seit Ende 1947, Anfang 1948 mehr oder weniger ohne Unterbrechungen sein Hauptwohnsitz war – seine US-Staatsbürgerschaft 1952/1953 automatisch verloren hätte. Sein amerikanischer Pass wurde Mitte 1954 auf Antrag seines Verlegers Doubleday nochmals um ein halbes Jahr verlängert, 1955 nahm Lothar die österreichische Staatsbürgerschaft an. – Auf andere Diskrepanzen in der Darstellung der Rückkehr

Österreich-Verbundenheit als Rechtfertigung herhalten muss (Österreich blieb immer »der Maßstab, den er an Amerika anlegt[e]«<sup>44</sup>), andererseits ging es auch nach den Angriffen auf die Person Lothar von österreichischer Seite in ebendiesen vergangenen zehn Jahren um eine Verteidigung der eigenen Position und eine Art Bekenntnis bzw. Standortbestimmung.

Dieses »Liebeswerben« um Österreich, das gleichzeitig wohl die beste »österreichische Werbung« darstellt, war mit ausschlaggebend dafür, dass er 1963 den Würdigungspreis der Stadt Wien für Dichtkunst erhielt. Mit diesem Preis wolle die Stadt »für alle Zeiten zum Ausdruck bringen«, wie sehr seine »verdienstvolle Lebensarbeit auf dem Gebiete der Dichtkunst dazu beigetragen hat, das kulturelle Ansehen Wiens zu mehren«<sup>45</sup>. In der Laudatio wurden die Gründe der Auszeichnung Ernst Lothars präzisiert: Der Preis für Dichtkunst sei auch »ein Dank« für Lothars selbst in der Emigration ungebrochene »Treue« Österreich gegenüber.<sup>46</sup>

---

zwischen Ernst Lothars Autobiographie und Realbiographie hat Oliver Rathkolb hingewiesen: Rathkolb, Politische Propaganda; ders.: Ernst Lothar – Rückkehr in eine konstruierte Vergangenheit. Kulturpolitik in Österreich nach 1945. In: Jörg Thunecke (Hg.): Echo des Exils. Das Werk emigrierter österreichischer Schriftsteller nach 1945. Wuppertal 2006, S. 279–295.

<sup>44</sup> Guy Stern, Jacqueline Vansant: Innenansichten und Außenseiter. Das Bild der USA in Autobiografien zweier Exilschriftsteller [= Franz Schoenberner und Ernst Lothar]. In: Aufbau, 26. 2. 2004.

<sup>45</sup> Preis der Stadt Wien für Dichtkunst. Urkunde, 1. 5. 1963 (unterschrieben von Franz Jonas). WBR, ZPH 922a.

<sup>46</sup> Vgl. Oskar Maurus Fontana: Würdigungspreisträger der Stadt Wien 1963. Österreichische Nationalbibliothek, Wien, 4. 6. 1963. Zweiseitiges Typoskript. WBR, ZPH 922a, S. 1.

Kerstin Putz

## Zufällige Konstanz. Günther Anders' Remigration nach Wien

Der Philosoph und Schriftsteller Günther Anders (1902–1992) kehrte 1950 nach insgesamt siebzehn Jahren des Exils aus den USA nach Europa zurück. Für den »Amerika-Müden« Anders lag die Zeit vor seiner Ausbürgerung, Vertreibung und Flucht aus Deutschland 1933 damals schmerzlich lange zurück.<sup>1</sup> In den 1920er Jahren hatte er, noch unter seinem bürgerlichen Namen »Günther Stern«, Kunstgeschichte und Philosophie bei Edmund Husserl in Freiburg und Martin Heidegger in Marburg studiert. Nach seiner Promotion hatte er sich Anfang der 1930er Jahre in Frankfurt mit einer Arbeit über Musikphilosophie habilitieren wollen. Der aufkommende Antisemitismus jener Jahre war einer der Gründe für das Scheitern dieses Habilitationsprojekts, weswegen Anders auch seine Ambitionen auf eine akademische Laufbahn als Philosoph aufgab. Gemeinsam mit Hannah Arendt, mit der er seit 1929 in erster Ehe verheiratet war, zog er damals von Frankfurt nach Berlin, wo er als freier Journalist arbeitete und seinen antifaschistischen Roman *Die molussische Katakomben* entwarf.<sup>2</sup> Im Frühjahr 1933 emigrierte Anders nach Paris, von dort aus 1936 weiter in die USA. Hannah Arendt blieb in Frankreich und konnte Europa erst 1941 – auch durch Anders' (finanzielle) Unterstützung – verlassen. Die gemeinsame Ehe war bereits 1937 auf dem Postweg zwischen den Kontinenten geschieden worden.

In den USA lebte Anders an der Ost- und Westküste, in New York (1936 bis 1939, 1943–1950) und Kalifornien (1939–1943). Seinen Lebensunterhalt bestritt er mit »odd jobs« in Fabriken, im Kostümfundus eines Hollywood-Studios oder als Nachhilfelehrer.<sup>3</sup> Seine abgebrochene wissenschaftliche Laufbahn konnte er in den USA nicht wieder aufnehmen. Für jene ExilantInnen, die sich wie Anders vor ihrer Flucht nicht habilitiert bzw. keine akademische Stelle

<sup>1</sup> Vgl. zum »Amerika-Müden, wenn nicht-Schockierten« Anders: Hubert Orłowski: Das Wiener Tagebuch des Günther Anders. In: Hubert Lengauer (Hg.): »Abgelegte Zeit«? Österreichische Literatur der fünfziger Jahre. Beiträge zum 9. Polnisch-Österreichischen Germanistenkolloquium Łódź 1990, S. 35–48, S. 37.

<sup>2</sup> Günther Anders: *Die molussische Katakomben*. 2., erweiterte Aufl. Mit Apokryphen und Dokumenten aus dem Nachlaß. Hg. und mit einem neuen Nachwort versehen von Gerhard Oberschlick. München 2012 [1992].

<sup>3</sup> Vgl. Günther Anders: *Leichenwäscher der Geschichte*. In: Ders.: *Tagebücher und Gedichte*. München 1985, S. 1–18, S. 1.

innegehabt hatten, war es besonders schwierig, im US-amerikanischen Wissenschaftsbetrieb Fuß zu fassen.<sup>4</sup> Während der vierzehn Jahre in den USA veröffentlichte Anders dementsprechend wenig Wissenschaftliches, sondern in erster Linie Literarisches für Zeitungen und Zeitschriften. Er schrieb weiterhin bis auf wenige Ausnahmen auf Deutsch, publizierte etwa Gedichte und Kurzprosa in der Wochenzeitung *Aufbau*, später im *Austro-American Tribune*. Sprache, Mentalität und der Wissenschaftsbetrieb in den USA blieben für Anders gelinde gesagt gewöhnungsbedürftig, wiewohl er noch kurz vor seiner Rückkehr nach Europa an der New School for Social Research in New York zwei Vorlesungen über Kunst- und Kulturphilosophie hielt. Anfreunden konnte und wollte er sich indes mit den Gepflogenheiten des akademischen Betriebes nicht. Die zunehmend antikommunistische Stimmung im Land unter Senator McCarthy trug zum Entschluss nach Europa zurückzukehren bei. Gemeinsam mit der Schriftstellerin und Publizistin Elisabeth Freundlich, die er 1945 in New York in zweiter Ehe geheiratet hatte, verließ Anders die USA 1950. Die Wahl des Ortes, in dem beide in Europa zukünftigen lebten sollten, fiel auf Wien, Elisabeth Freundlichs Heimatstadt, in die sie zurückkehren wollte.<sup>5</sup>

### Die österreichische Nachkriegspsyche

Die Stationen seiner Rückkehr hat Günther Anders ausführlich in seinem literarischen Tagebuch *Wiedersehen und Vergessen. Rückkehr nach Europa 1950* festgehalten.<sup>6</sup> Er beschreibt darin zunächst seine Ankunft mit dem Schiff in Southampton im April 1950 und die Weiterreise nach Paris. Dort treten dem Remigranten seine ersten drei Exiljahre nur allzu plastisch in Erinnerung. So kommt Anders etwa an jener Bäckerei vorbei, vor der er seinen Großcousin Walter Benjamin zum letzten Mal vor dessen Tod im September 1940 gesehen hat. Nichts scheint sich dort verändert zu haben. Die langen Jahre der »Exilmisere«, wie Anders sie nennt, scheinen zu einer »ungeschichtlichen Gegen-

<sup>4</sup> Konrad Lotter zählt zum Exil der deutschsprachigen Philosophie ausdrücklich auch Intellektuelle, die nicht an Universitäten gebunden waren. Angesprochen sind damit jene außer-akademischen »Grenzbereiche zwischen Philosophie und freiem Schriftstellertum, Parteiarbeit u. a., in denen damals Ernst Bloch und Georg Lukács noch ebenso angesiedelt waren, wie Siegfried Kracauer oder Günther Anders.« – Konrad Lotter: Exil und Rückkehr. Deutsche Philosophie vor nach 1945. In: Widerspruch, Nr. 18, Restauration der Philosophie nach 1945 (1990), S. 9–25, S. 10.

<sup>5</sup> Vgl. Elisabeth Freundlich: Die fahrenden Jahre. Erinnerungen. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Susanne Alge. Salzburg 1992, S. 132.

<sup>6</sup> Günther Anders: Wiedersehen und Vergessen. Rückkehr nach Europa 1950. In: Ders.: Tagebücher und Gedichte, S. 94–213 [im Folgenden mit der Sigle WuV und der Seitenzahl zitiert]. Vollständig zuerst erschienen in: Ders.: Die Schrift an der Wand. Tagebücher 1941–1966. München 1967, S. 94–213.

wart« zu verschmelzen, ganz so als hätte das »amerikanische Intermezzo« gar nicht stattgefunden. (WuV, S. 96f.)<sup>7</sup>

Über Basel und Zürich kommt Anders schließlich im Mai 1950 in Wien an. Er kehrt in eine Stadt »zurück«, in der er nie zuvor gelebt hat. Nach so vielen Jahren des Exils ist ihm das Fremdsein indes bereits vertraut: »Da wäre ich also ›zurückgekehrt‹. – Aber als sei ich unfähig, mich sofort von der Vertrautheit des Fremdseins, von den Gewohnheiten des langjährigen Exil-Lebens zu trennen, bin ich in ein Land zurückgekommen, in dem ich niemals zuvor gelebt habe.« (WuV, S. 107) Vertraut mit dem Unvertrauten, geübt darin, ein stets nur vorläufiges Leben zu führen, wird umgekehrt das *Ankommen* zur Schwierigkeit:

Wer während seines ganzen erwachsenen Lebens unterwegs war; nirgendwo länger als ein paar Jahre; in keinem Zimmer länger als ein Jahr; wer, ohne daß die Etappen seiner Reisereien denen seiner éducation morale entsprochen hätten, Berlin, Kalifornien, Paris, New York »zuhause« genannt hat; wer (weil Philosophie nirgends gefragt ist) einmal hier, einmal dort, aber stets im falschen Beruf tätig war; wer in den wechselnden Milieus und Arbeitsstellen, wer in den Augen der (jedesmal anderen) Anderen stets als ein Anderer (obwohl nirgends etwas) gegolten hat; hier als Hauslehrer, dort als Jude, dort als Holzsleifer, dort als Deutscher, dort als Kunsttheoretiker, dort als Hitlergegner, dort als Amerikaner, dort als ungelernter Hilfsarbeiter und so fort ad infinitum – also für den ist es keine einfache Aufgabe, seine Identität durchzuhalten. (WuV, S. 185)

Nicht *ein* Leben, das sich in einer einzigen konsistenten Vita zusammenfassen ließe, habe er geführt, sondern mehrere: »Vitae, nicht vita«<sup>8</sup>. Denn die Konstanz einer geschlossenen, überschaubaren Welt, die für die Generation vor ihm noch selbstverständlich gewesen sei und deren Habitus geprägt und verbürgt habe, sei für die ExilantInnen bereits verloren gewesen. Sie hätten nur *einen* ruhenden Pol in ihrer Biographie vorzuweisen, nämlich ihre Arbeit: Nur das Schreiben verbürgte Konstanz inmitten aller Unbeständigkeit. Ob das Geschriebene anstatt einer selbst Wurzeln schlagen würde können, blieb dabei freilich ungewiss. (WuV, S. 185f.) Aber auch dann, wenn im Exil keine oder nur wenige Veröffentlichungsmöglichkeiten bestanden, schrieb man – »für die Schublade oder für den Handkoffer« und »öfter auf unseren Knien als an Schreibtischen«, wie Anders einmal bemerkt.<sup>9</sup> Jenen Handkoffer hoffte man bald schon – zurück aus dem Exil, zurück in Deutschland – wieder öffnen zu können. »Texte für übermorgen« habe man verfasst, adressiert an eine Zeit

<sup>7</sup> Vgl. zur »Exilmisere«: Günther Anders: Post festum. In: Ders.: Tagebücher und Gedichte, S. 64–93, S. 93. Vgl. zu Anders' Reflexionen zum Verhältnis von »Gegenwart und geschichtlicher Kontinuität«: Ann-Kathrin Pollmann: Die Rückkehr von Günther Anders nach Europa – Eine doppelte Nach-Geschichte. In: Simon Dubnow Institute Yearbook, 11 (2012), S. 3–23, S. 6.

<sup>8</sup> Günther Anders, Post festum, S. 64.

<sup>9</sup> Ebd., S. 92.

nach der Rückkehr, und das Wort »übermorgen« habe unter ExilantInnen eine geradezu magische Rolle gespielt.<sup>10</sup>

In seinem Wiener Tagebuch aus den Jahren 1950 und 1951 notiert Günther Anders Alltagsbeobachtungen, Erlebnisse und Gespräche mit der Wiener Bevölkerung. In einem Brief an seinen Freund aus Studientagen Hans Jonas nennt er sein Schreibprojekt ein »philosophisches Tagebuch über die Nachkriegspsyche«, das – so Anders an Thomas Mann – den »moralischen Zustand der Nachkriegs- und Nach-Hitler-Seelen« dokumentieren soll.<sup>11</sup> In Wien wird der Tagebuchschreiber umgehend mit den Problemen der österreichischen Nachkriegsgesellschaft konfrontiert: Die erste Unterkunft, die er und Elisabeth Freundlich beziehen, befindet sich in einer »arisierter« Wohnung. Anders beschreibt die gespenstische Situation rund um die Rückerstattung »arisierter« Eigentums und damit einen traurigen Aspekt rund um den österreichischen »Komplex der Wiedergutmachung«<sup>12</sup>. Er berichtet von der Empörung, die die Rückforderungen der jüdischen RückkehrerInnen in Teilen der Wiener Bevölkerung auslösen. Dabei stehen die RemigrantInnen unausweichlich unter Verdacht, dann nämlich, wenn sie ihr Eigentum zurückzufordern, und auch dann, wenn sie es nicht tun. Wer es nicht tut, kann als feige oder faul gelten, oder gar – weil er oder sie offenbar so wenig Wert auf Eigentum legt – als KommunistIn. Wer hingegen seine Eigentumsansprüche anmeldet, gilt als Dieb, der jenen ihr Eigentum streitig machen will, die dieses immerhin vor über einem Jahrzehnt – damals rechtmäßig – erworben haben. (WuV, S. 149) Es sind »Gespensterfälle« der Rückerstattung, schreibt Anders, denn »gespenstisch« erscheint die Rückforderung »arisierter« Häuser und Wohnungen durch die RemigrantInnen den jetzigen EigentümerInnen: »so als stünden Tote auf, um ihre Rechte geltend zu machen«. (WuV, S. 148) Dies ist für Anders nur ein Beispiel dafür, wie die RückkehrerInnen und die jüdischen Überlebenden für ihr Überleben von der österreichischen Nachkriegsgesellschaft nachgerade bestraft werden. Die antisemitischen Ressentiments, mit denen man ihnen begegnet, beobachtet Anders auch in vielen alltäglichen Situationen und attestiert den ÖsterreicherInnen dabei eine grundlegende Geschichtsverdrossenheit, einen dezidierten Wunsch zu vergessen. Es sei eine »Gespenstergesell-

<sup>10</sup> »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an?« Gespräch mit Günther Anders. In: Mathias Greffrath (Hg.): *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*. Frankfurt/M., New York 1989, S. 17–55, S. 35.

<sup>11</sup> Brief von Günther Anders an Hans Jonas, Wien, 5. 7. 1950; Nachlass Hans Jonas, Philosophisches Archiv der Universität Konstanz; vgl. auch den Briefwechsel Anders-Jonas im Nachlass Günther Anders, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien [im Folgenden LIT (ÖLA)], 237/B1494. / Brief von Günther Anders an Thomas Mann, Wien, 23. 9. 1952, LIT (ÖLA) 237/B227. – In Zitaten aus unveröffentlichten Briefen wurden Umlaute und die ss/ß-Schreibung durchgängig normiert.

<sup>12</sup> Siegwald Ganglmaier: Rückkehr aus dem Exil und seine Rezeptionsgeschichte: Österreich. In: Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul, Lutz Winckler (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt 1998, S. 1188–1195, S. 1191f.

schaft«, die sich in eine gute alte, unversehrte Vergangenheit zurücksehne. Die historischen Zeitverhältnisse geraten dabei zwangsläufig durcheinander, Geschichte wird geklittert und verfälscht: »Da man den Krieg, als wäre er nicht gewesen, überspringt, ebenso die Hitlerzeit, kommt es schon nicht mehr darauf an, noch etwas weiter zurückzuspringen. Wo man landet, schreibt man etwa 1912.« (WuV, S. 137) Nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie habe sich Wien in eine Provinzstadt, und zwar in einem erweiterten, geschichtlichen Sinne verwandelt, sei »Provinz seiner eigenen, glänzenden, weitentfernten Vergangenheit« geworden. (WuV, S. 127) Mit diesem weit rückwärtsgewandten Blick auf die eigene Geschichte verbindet sich der Wunsch, ein privates, unpolitisches Leben unter Tarnkappen zu führen, in Ruhe vor der Weltgeschichte. Unpolitisch sei man jetzt, um zu beweisen, dass man es auch damals gewesen sei, und weil man nicht wissen könne, wer morgen an der Macht sein werde. Noch nie sei er, schreibt Anders, so oft als »Herr Doktor« angesprochen worden wie in Wien, wo niemand von seiner Promotion wisse. Diese übertriebene Höflichkeit bringt er in Zusammenhang mit einer »[t]heorielosen Skepsis«, die zur »Attitüde« der ÖsterreicherInnen gehöre: »Die Wiedergeburt der Höflichkeit aus dem Geiste des Mißtrauens«. (WuV, S. 169)

Anders berichtet von Menschen, die aus dem Konzentrationslager nach Wien zurückkehrten und nun mit denjenigen in einem Betrieb zusammenarbeiten müssten, die sie damals bei der Gestapo denunziert hatten. Wie dies möglich und erträglich sein könne, erklärt sich für Anders dadurch, dass niemand auf Dauer ein und dieselbe Person gewissermaßen in zwei Teile spalten könne, in einen Mitmenschen, mit dem man den Alltag verbringe einerseits, und einen Denunzianten andererseits. Diese Abstraktionsleistung würde ein ständiges Doppelleben erfordern, das im Alltag unmöglich durchzuhalten sei. Darum arrangiere man sich und begegne ausgerechnet denjenigen freundlich, die einen vor Jahren denunziert hatten. (WuV, S. 187)

Auffällig ist für Anders weiters, dass in keinem Gespräch der Name »Hitler« erwähnt wird. Für ihn liegt die Befürchtung nahe, dass dies kein »Tot-Schweigen« bedeute, sondern im Gegenteil ein »Lebendig-Schweigen«, sprich die Arbeit an einem Mythos. (WuV, S. 179)<sup>13</sup> Auch über die Kriegstoten werde geschwiegen, im Gegensatz zu den Wiener Opfern des Luftkriegs, an die im Alltag oft erinnert werde. Dass nicht nur Wien, sondern auch viele andere europäische Städte – oft ungleich schwerwiegender – zerstört wurden, wolle man hier nicht zur Kenntnis nehmen. (WuV, S. 135) – Elisabeth Freudlich beschreibt in ihren Lebenserinnerungen das Ressentiment in jenen Teilen der Wiener Bevölkerung, die die RemigrantInnen gewissermaßen für den Luftkrieg, die Zerstörung Wiens und ihre eigene ärmliche Lage verantwortlich machten. Aus deren Perspektive schreibt sie über sich und die RückkehrerInnen: »Wir waren ja ›die reichen Amerikaner‹ und obendrein noch Juden.

<sup>13</sup> Vgl. Jason Dawsey: Where Hitler's Name is Never Spoken: Günther Anders in 1950s Vienna. In: Günter Bischof, Fritz Plasser, Eva Maltschnig (Hg.): Austrian Lives (Contemporary Austrian Studies, Bd. 21). New Orleans, Innsbruck 2012, S. 212–239.

Alle Amerikaner waren Juden, dieser Herr Rosenfeld, wie die Nazis Roosevelt nannten, hatte ihnen Armut und zerbombte Städte eingebrockt. Die Chronologie war ihnen durcheinandergeraten.<sup>14</sup> Diese durcheinandergeratene Chronologie war eine der Grundlagen für den österreichischen Opfermythos.<sup>15</sup> »Erziehung« oder »Vergessen« – dies seien die beiden möglichen Alternativen im Umgang mit Schuld und Mittäterschaft, notiert Anders. (WuV, S. 162) Dass man sich in Österreich vielfach für das Vergessen entschieden habe, ist für Anders indes keinerlei Grund, die ÖsterreicherInnen im Kollektiv anzuklagen. Im Gegenteil, es gelte jederzeit zu differenzieren: Für diejenigen, die damals die »moralische Leistung« aufzubringen in der Lage waren, die Bomben der Alliierten im Luftschutzbunker gutzuheißen, ja nachgerade zu begrüßen, müsse man die größte Bewunderung aufbringen. (WuV, S. 116f.)

Der letzte Eintrag in Anders' literarischem Tagebuch stammt aus dem Juli 1951. Er sehe die Stadt und ihre BewohnerInnen nicht mehr mit »Tagebuchaugen«, bemerkt er, vielleicht weil ihm die »Chance der Fremdheit« schon ein wenig abhanden gekommen sei. (WuV, S. 213) Nicht mehr außenstehender Beobachter der Verhältnisse ist Anders also, sondern längst in sie involviert.

### **Briefe aus dem »Dorf« Wien – Anders' Netzwerke der Remigration**

Wien ist für den Rückkehrer Anders in erster Linie eine Stadt ohne Juden: »Die Judenlosigkeit der Welt hier ist hardly bearable«, schreibt er 1956 an Hannah Arendt.<sup>16</sup> Auch Mitte der 1960er Jahre wird sich daran nichts geändert haben: Herbert Marcuse gegenüber spricht Anders von einer »völlig judenlosen« Welt, mit der er sich in Wien konfrontiert sehe.<sup>17</sup> Intellektuell sei die Stadt völlig isoliert, sei ein provinzielles Dorf, gelegen im Nirgendwo, in einem »dörflichen Land«.<sup>18</sup> Ein »geistige[s] Vakuum« habe er hier vorgefunden, schreibt er an Thomas Mann, internationale Presse sei nicht zugänglich, viele Bücher aus Deutschland könne man nicht bekommen.<sup>19</sup> Es gebe

<sup>14</sup> Freundlich, Die fahrenden Jahre, S. 133.

<sup>15</sup> Jason Dawsey bezeichnet Anders als einen der ersten Kritiker des österreichischen Opfermythos. Vgl. Dawsey, Where Hitler's Name is Never Spoken, S. 214.

<sup>16</sup> Brief von Günther Anders an Hannah Arendt, Wien, 20. 2. 1956. In: Hannah Arendt, Günther Anders: Schreib doch mal *hard facts* über Dich. Briefe 1939 bis 1975. Texte und Dokumente. Hg. von Kerstin Putz. München 2016, S.62.

<sup>17</sup> Brief von Günther Anders an Herbert Marcuse, Wien, 18. 10. 1965, LIT (ÖLA) 237/B1501.

<sup>18</sup> Brief von Günther Anders an Jean-Paul Sartre, Wien, 8. 8. 1968, LIT (ÖLA) 237/B 1508.

<sup>19</sup> Brief von Günther Anders an Thomas Mann, Wien, 23. 9. 1952, LIT (ÖLA) 237/B227; Brief von Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 5. 3. 1951: »Kann man einmal Ihren musikphilosophischen Band sehen? Hier gibt es ihn soweit wie die meisten in Deutschland erschienenen Bücher. Durch das Buchhändlerbörsenblatt weiß man immerhin laufend, was man versäumt ... was hier übrigens bereits als das Optimum an Belesenheit gilt.«

keine »von Parteien unabhängige ›Intelligentsia‹«, lässt er Jean-Paul Sartre wissen.<sup>20</sup> Von der Metropole New York hatte es Anders in die – nicht nur intellektuelle – Provinz verschlagen: Wer an den Anblick der Wolkenkratzer Manhattans gewöhnt war, dem mussten die kriegszerstörten Häuser in Wien zwangsläufig klein und schmucklos erscheinen.<sup>21</sup>

Sich in Wien persönlich und beruflich einzurichten, erscheint Anders lange Zeit mehr als schwierig. Seine Chancen auf eine Stelle an der Wiener Universität stehen schlecht, er und Elisabeth Freundlich wollen sich darum erst einmal »weiter in Europa umsehen«, schließlich könne man nur dort leben, »wo man sein living machen kann«, wie Anders an Erich Kahler schreibt.<sup>22</sup> Und Helmuth Plessner berichtet er 1953, in der Hoffnung auf eine mögliche Stelle an einer deutschen Universität: »Hier in Wien, wo die Universität ein gegen die Außenwelt hermetisch abgeschlossenes Leben einer Auster führt, die nur durch Zaubersprüche der politischen Parteien zum Öffnen ihrer Schalen veranlasst werden kann, ist für mich absolut nichts zu machen.« Auf längere Sicht sei das vorläufige und finanziell prekäre Leben, das er und Freundlich in Österreich führten, nicht durchzuhalten. Sie lebten »aus der Hand in den Mund« von journalistischen und wissenschaftlichen Arbeiten.<sup>23</sup>

Ob der schlechten Arbeitsbedingungen in Wien erwägt Anders noch jahrelang – zumindest bis zum Erscheinen des ersten Bandes seines philosophischen Hauptwerkes *Die Antiquiertheit des Menschen* 1956 – einen Umzug nach West- oder Ost-Deutschland. Sobald er eine Zusage von einer Universität habe, werde er das Land wechseln, schreibt Anders 1953 an Paul Tillich, denn: »Hier in Wien, wo wir erst einmal versuchsweise gelandet waren, gibt es für uns keinerlei solide Möglichkeiten. Meine ›Landschaft‹ im nicht-geographischen Sinne, als da sind Finanzquellen und Echowände, liegt ausschließlich in Deutschland.«<sup>24</sup> Publikationsmöglichkeiten in Österreich gibt es für Anders während der 1950er Jahre und darüber hinaus nicht, er veröffentlicht ausschließlich in westdeutschen Zeitschriften und Verlagen, bestreitet sein Einkommen mit Rundfunkbeiträgen zu kunsthistorischen Themen. Seine »Finanzquellen«, sein Wirkungskreis und seine Öffentlichkeit liegen in der BRD. Alle Pläne aber, an einer deutschen Universität Fuß zu fassen – ob in Jena, Halle

<sup>20</sup> Brief von Günther Anders an Jean-Paul Sartre, Wien, 4. 12. 1956, LIT (ÖLA) 237/B1508.

<sup>21</sup> Vgl. Freundlich, Die fahrenden Jahre, S. 133: »Die Häuser [in Wien; K.P.] schienen zusammengeschrumpft, ich hatte eben lange zwischen Wolkenkratzern gelebt; so schäbig waren sie, verwahrlost, rauchgeschwärzt, mit häßlichen Narben von Einschüssen, abgeblättert der Verputz.«

<sup>22</sup> Brief von Günther Anders an Erich Kahler, Wien, 25. 1. 1952, LIT (ÖLA) 237/B188.

<sup>23</sup> Brief von Günther Anders an Helmuth Plessner, Wien, 16. 4. 1953, LIT (ÖLA) 237/B276a.

<sup>24</sup> Brief von Günther Anders an Paul Tillich, [Wien], 28. 7. 1953, LIT (ÖLA) 237/B356.

oder an der Freien Universität Berlin – zerschlagen sich.<sup>25</sup> Anders bleibt als freier Schriftsteller und Philosoph in Wien.

Bei all den Klagen über das provinzielle Österreich gerät Anders in seiner Korrespondenz zunehmend in Argumentationsnot. In den Briefen seiner Freunde und Freundinnen, Bekannten und KollegInnen – darunter viele deutsch-jüdische Intellektuelle, die ebenfalls aus Europa hatten fliehen müssen – taucht wiederholt die Frage auf, warum Anders denn ausgerechnet nach Österreich gegangen sei, und allen voran: warum er dort bleibe. Die Entscheidung für Wien bedarf also einer Erklärung, wenn nicht der Rechtfertigung. An Hannah Arendt schreibt Anders ganz in diesem Sinn: »Warum ich hier in Wien bleibe, weiß ich nicht. Einfach, weil ich keinen Grund habe, einen bestimmten anderen Ort zu wählen. Und Arbeiten eben ein minimum (wenn auch noch so zufälliger) Konstanz benötigt.«<sup>26</sup> Aus dem zunächst nur versuchsweisen Aufenthalt in Wien war also eine – wenn auch weiterhin als zufällig empfundene – Konstanz geworden. Dies hält Anders indes nicht davon ab, andere vor einem Umzug nach Wien zu warnen. An Robert Jungk, der damals noch in den USA lebt, schreibt Anders 1956, ein Jahr nach der Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrags:

Dass Sie daran denken, nach Wien zu kommen, ist bei der geistigen Öde, die hier (ohne dass ein Öder das bemerkte) herrscht, eine sehr erfreuliche Mitteilung. Aber Sie werden hier nicht gerade Anregungen finden; die Isolierung, die Sie »facen« würden, wäre absolut (Warnende ausgenommen). Zum Arbeiten ist das freilich gut; und wenn man, wie Sie, à deux ist, ist das eine Zeit lang erträglich. Und unbestreitbar ist, dass die Neutralisierung des Landes den Schein von Liberalität erzeugt.<sup>27</sup>

Robert Jungk lässt sich von Anders' Schilderungen der intellektuellen Ödnis in Österreich freilich nicht abschrecken und übersiedelt 1957 nach Wien. Anders selbst beschreibt die Stadt auch Ende der 1950er Jahre noch als provinziellen Ort, sieht darin aber mehr und mehr – wie bereits Jungk gegenüber angedeutet – einen Ort *produktiver* Isolation. Seinen seit 1955 an der New Yorker New School lehrenden Freund Hans Jonas stimmt er 1959 mit einem launigen Brief auf einen geplanten Besuch in Wien ein. Anders diktiert

<sup>25</sup> Für eine Berufung Günther Anders' an die Universität Jena setzte sich Ernst Bloch ein, wie er in einem Brief an Jochen und Sylvia Schumacher 1949 berichtet. (Vgl. Brief Ernst Bloch an J. und S. Schumacher, Leipzig, 7. 7. 1949; in: Ernst Bloch: Briefe 1903 bis 1975. 2. Bd. Hg. von Karola Bloch u. a. Frankfurt/M. 1985, S. 599–601, S. 600.) Anders selbst spricht in einem späteren Interview 1979 von einem Ordinariat für Philosophie in Halle, das ihm »Bloch, wie er sagte, in Halle ›reserviert‹ hatte«. (Vgl. »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an?« Gespräch mit Günther Anders, S. 40.) Eine mögliche Stelle an der Freien Universität Berlin schlug Anders 1957 bereits im Vorfeld einer etwaigen Berufung aus. (Vgl. Anders' Briefwechsel mit Richard Alewyn, LIT (ÖLA) 237/B4 u. 237/B433.)

<sup>26</sup> Brief von Günther Anders an Hannah Arendt, Wien, 20. 2. 1956. In: Arendt/Anders, Schreib doch mal *hard facts* über Dich, S. 62.

<sup>27</sup> Brief von Günther Anders an Robert Jungk, Wien, 14. 12. 1956, LIT (ÖLA) 237/B1495.

ihn seiner damaligen dritten Ehefrau Charlotte Zelka, einer US-Amerikanerin, auf Englisch, und zeichnet darin ein eindrückliches Bild der Stadt:

Vienna is the very incarnation of provincialism, an imperial city filled with faceless milkmaids, not the slightest shadow of any intellectual, artistic, moral life (except for Robert Jungk). Ideal though, for productive isolation and in summer time sort of an open air museum. Compared with all other European countries still inexpensive, at least so far as Knödelpreise are concerned. In case you should come care free but not car free, the surroundings are incredibly beautiful, the mountains cleverly erected close to the village of Vienna. (Instead of »Hier zu Lande« we always say »Hier zu Dorfe«). Library conditions criminally bad (libraries closed during the summer vacations. July – August!), National Bibliothek owns *one* hand written catalogue, accessible only to Hofräten and similar Saurians.<sup>28</sup>

Auch Herbert Marcuse, der seit seiner Emigration in die USA 1934 in Kalifornien lebte und Österreich während einer Europareise besuchte, vermutet dort Dinosaurier und Ewiggestrige. Sein Eindruck ist eindeutig: Österreich sei mit Abstand das reaktionärste Land Europas. Warum also hier bleiben?<sup>29</sup> – Anders antwortet in einem Brief vom 27. Januar 1967: »Sie staunen darüber, dass ich noch in Österreich lebe. Wenn Sie mir etwas Besseres vorschlagen können, bin ich Ihnen dankbar. Jedes Land ist das falscheste.«<sup>30</sup> Er lebe und arbeite, so Anders weiter, zwar im »Dorf« Wien, mache aber keinerlei Gebrauch vom hiesigen sogenannten »Kulturleben«. Über Letzteres weiß er auch sonst kaum Gutes zu berichten. Wien mangele es an einem interessierten oder gar begeisterungsfähigen Publikum, »for Austria is the most indolent country imaginable«.<sup>31</sup>

Wie man sich jenen Ewiggestrigen gegenüber verhalten solle, deren nationalsozialistische Vergangenheit sie nicht daran hinderte, ihre ehemaligen Posten und gesellschaftlichen Positionen wieder einzunehmen, wird im Briefwechsel zwischen Günther Anders und Theodor W. Adorno zum Thema. Adorno – selbst 1949 nach Deutschland zurückgekehrt – bekräftigt, dass jeder Remigrant sich darüber im Klaren hatte sein müssen, in der deutschen und österreichischen Nachkriegsgesellschaft zwangsläufig mit ehemaligen Nazis zu tun zu haben. Günther Anders freilich bleibt in diesem Punkt unnachgiebig und weigert sich etwa Arnold Gehlen, als dieser sich für einen Vortrag in Wien aufhält, auch nur die Hand zu schütteln, seiner politischen Vergangenheit wegen. Adorno gegenüber bezieht Anders in dieser Sache klar Position:

Sie fragen, was ich bei meiner Weigerung, mit Ex-Nazis das Minimum an Verkehr aufzunehmen, in Wien tun kann. Antwort: z.B. die hiesige Antiatombewegung hier orga-

<sup>28</sup> Brief von Günther Anders an Hans Jonas, Wien, 19. 2. 1959; Nachlass Hans Jonas, Philosophisches Archiv der Universität Konstanz.

<sup>29</sup> Vgl. Brief Herbert Marcuse an Günther Anders, 22. 1. 1967, LIT (ÖLA) 237/B1501.

<sup>30</sup> Brief von Günther Anders an Herbert Marcuse, Wien, 27. 1. 1967, LIT (ÖLA) 237/B1501.

<sup>31</sup> Brief von Günther Anders an Earle L. Reynolds, Wien, 27. 6. 1962, LIT (ÖLA) 237/B294.

nisieren. Im übrigen ist Wien für mich vor allem Arbeitsplatz und headquarters, denn ich bin ja sehr häufig im Ausland. Ein paar Männer sind hier, die absolut unantastbar geblieben sind, mit denen stehe ich freundschaftlich; ein paar Rückkehrer, die ebenfalls völlig in Ordnung sind; und viele Jugendliche, die keine Vergangenheit zu bewältigen haben, und die sehr erfreulich und durchaus erreichbar sind.<sup>32</sup>

## Rückblick auf die Rückkehr

Seine Entscheidung für Wien hat Günther Anders in späteren Selbstauskünften als die Wahl eines »Weder-Noch«, eines gewissermaßen exterritorialen Ortes abseits des geteilten Deutschlands beschrieben.<sup>33</sup> Die Tatsache, dass seine damalige Frau Elisabeth Freundlich in ihre Heimatstadt Wien zurückkehren wollte, war der pragmatische Grund für diese Wahl. Die Entscheidung aber, letzten Endes in Wien zu bleiben, schildert Anders in der Rückschau als eine politisch-engagierte und für seine philosophische Arbeit wesentliche. In Wien konnte er sich als freier engagierter Intellektueller installieren, ohne die Kompromisse eingehen zu müssen, für die er andere oftmals vehement kritisierte, jene nämlich, die sich aus seiner Sicht etwas zu gut in ihren akademischen Positionen eingerichtet hatten:

Ich wollte nicht dieselben Kompromisse machen, die Adorno später hat machen müssen: das Establishment zwar in Grund und Boden kritisieren, aber zugleich zum Teil des Establishments werden. Westdeutschland also nicht. Und daß ich in der DDR nicht hätte philosophieren dürfen, war mir klar.

Auf seiner Unabhängigkeit als nonkonformistischer Intellektueller beharrend, wird Wien für Anders (unverhofft) zur Chance: »weder – noch, dein Name ist Wien – hier bin ich also hängengeblieben – und das war die große Chance, um nun wirklich meine Philosophie zu entwickeln.«<sup>34</sup> In Wien, abseits der ideologischen Fronten des Kalten Kriegs, bezieht Anders sein »Hauptquartier«, versorgt von dort aus die Anti-Atombewegung, die Friedens- und Studentenbewegung mit theoretischen und praktischen Texten. Zu Österreich bleibt Anders, der 1951 die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, zeitlebens auf Distanz. Er sei »kein gebürtiger, auch kein ›gelernter‹ Österreicher«, stellt er in einem Brief an Georg Lukács 1970 klar; er bleibe wohl immerzu ein »travelling salesman«, schreibt er an Hannah Arendt.<sup>35</sup> Keinen

<sup>32</sup> Brief von Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 6. 12. 1963; LIT (ÖLA) 237/B1479.

<sup>33</sup> »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an?« Gespräch mit Günther Anders, S. 40.

<sup>34</sup> Günther Anders: »Brecht konnte mich nicht riechen«. Gespräch mit Fritz J. Raddatz [1985]. In: Fritz J. Raddatz: *Zeit-Gespräch 3*. Frankfurt/M. 1986, S. 7–30, S. 18f. Vgl. zu Anders als nonkonformistischem Intellektuellen: Susanne Martin: *Denken im Widerspruch. Theorie und Praxis nonkonformistischer Intellektueller*. Münster 2013.

<sup>35</sup> Brief von Günther Anders an Georg Lukács, Wien, 9. 12. 1970, LIT (ÖLA) 237/B1500; Brief von Günther Anders an Hannah Arendt, Wien, 20. 2. 1956. In: Arendt/Anders, Schreib doch mal hard facts über Dich, S. 62.

Groschen habe er je in Österreich verdient, betont er 1979 in einem Interview. Seine Zurückgezogenheit und Unbekanntheit in Wien habe ihm indes die »schönste Arbeitsruhe« ermöglicht.<sup>36</sup> Bescheiden jedenfalls blieben Anders' hiesige Lebensverhältnisse: Nach einem Besuch in dessen spärlich eingerichteter Wohnung im 9. Wiener Gemeindebezirk notiert Fritz J. Raddatz am 31. Januar 1985 in sein Tagebuch, dass für Anders' intellektuellen Habitus eine absolute »care-less-ness gegenüber allem Irdischen« charakteristisch sei: »Ein Clochard als Philosoph.«<sup>37</sup> Würdigungen und Preise nahm Anders dementsprechend nur an, wenn ihm die Ehrendoktorat der Universität Wien etwa lehnt er mit der Begründung ab, dass einer der Geldgeber der Universität während der NS-Zeit deutschnationalen »Tendenzen« finanziert habe und dies auch heute noch tue.<sup>38</sup>

Auch wenn Günther Anders seit seiner Rückkehr nach Europa bis zu seinem Tod 1992 in Wien lebte, behielt diese – immerhin 42 Jahre lang andauernde – Konstanz für ihn ihr Zufälliges. Zeitlebens zählte er sich zu den »versehentlich noch existierenden Emigranten«<sup>39</sup>. Prägend und stets präsent blieb also die Exilzeit als »Misere« und »Lehrmeisterin« zugleich.<sup>40</sup> Daran hatte die Rückkehr nichts ändern können: »Und wie der Emigrant stets sein Zuhause mit sich weiterträgt, so der Remigrant seinen verfluchten Exilantenstil.«<sup>41</sup>

---

<sup>36</sup> »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an?« Gespräch mit Günther Anders, S. 41.

<sup>37</sup> Fritz J. Raddatz: Tagebücher. Jahre 1982–2001. Reinbek bei Hamburg 2010, S. 75.

<sup>38</sup> Günther Anders: Offener Brief an den Rektor der Universität Wien, Wien, 8. 4. 1992. In: Die Zeit, Nr. 18, 24. 4. 1992, S. 57. Gemeint ist Alfred C. Toepfer.

<sup>39</sup> Brief von Günther Anders an Fritz J. Raddatz, Wien, 26. 2. 1987, zitiert nach: Raddatz, Tagebücher, S. 172–173, S. 173.

<sup>40</sup> Günther Anders, Post festum, S. 92f.

<sup>41</sup> Brief von Günther Anders an Erich Kahler, Wien, 25. 1. 1952, LIT (ÖLA) 237/B188.



## Wenn die Zeitgeschichte die »Teile« eines Lebens zersprengt. Friederike Manners Romanbericht *Die dunklen Jahre*

### 1. Leben und Lieben

1948 veröffentlichte Friederike Manner ihren Roman *Die dunklen Jahre*<sup>1</sup> unter dem Pseudonym Martha Florian nach dem Mädchenname ihrer Mutter. Die Handlung setzt ein mit der Politisierung der Erzählerin durch den Arbeiteraufstand im Februar 1934 und endet in der Silvesternacht 1945 mit der Enttäuschung über den ausgebliebenen politischen Neuanfang. Das kennzeichnet das Buch als politische Befragung der »dunklen Jahre«, die nicht wie eine Naturkatastrophe über die Menschen hereinbrachen und daher auch nicht zu Ende waren mit der Beseitigung des Schutts.

Eine besondere private Tragik liegt im Roman wie in Manners eigenem Leben in der Vorgeschichte und ist indirekt schon im vorangestellten Motto aus Friedrich Hölderlins Gedicht *Lebenslauf* verborgen:

Dies erfuhr ich. Denn nie, sterblichen Meistern gleich,  
Habt ihr Himmlischen, ihr Alleserhaltenden,  
Daß ich wüßte, mit Vorsicht  
Mich des ebenen Pfads geführt.

So lautet das Motto, die erste Strophe dieses Gedichts aber beginnt mit:

Größers wolltest auch du, aber die Liebe zwingt  
All uns nieder [...]<sup>2</sup>

1938 lebten Friederike Manner, geboren am 19. Dezember 1904 in Wien, und ihr Mann Hans Brauchbar, geboren am 13. Jänner 1890, in Trennung, genau wie die Hauptfigur des Romanberichts, Klara, und ihr Gatte Ernst; beide Männer sind Ärzte, beide Frauen verstrickt in die Liebe zu einem anderen Mann, der sich schließlich nicht für sie entscheidet. Doch die Scheidung ist langwierig, vor allem wegen der gemeinsamen Kinder Elisabeth (geb. 1928) und Georg (geb. 1930) – im Roman Stella und Gottfried. Das Sorgerecht für

<sup>1</sup> Martha Florian (d. i. Friederike Manner): *Die dunklen Jahre*. Roman. Wien 1948 [Im Folgenden mit der Sigle DJ und der Seitenzahl zitiert.].

<sup>2</sup> Friedrich Hölderlin: *Lebenslauf*. In: Ders.: *Gedichte*. Hg. von Gerhard Kurz in Zusammenarbeit mit Wolfgang Baumgart. Stuttgart 2000, S. 216.

geschiedene Mütter bedurfte nicht nur der wohlwollenden Zustimmung des Ehemanns, sondern einer entsprechenden juridischen Absicherung. Bertha Eckstein-Diener alias Sir Galahad ist an diesem Problem 1909 noch gescheitert; sie musste ihren zweiten Sohn heimlich zur Welt bringen und zu Pflegeeltern geben, um das Besuchsrecht bei ihrem ehelichen Sohn nicht zu verlieren.<sup>3</sup> »Es ist schon ein paarmal in der Weltgeschichte vorgekommen, daß Menschen aneinander vorbeigeliebt haben« (DJ, S. 23), heißt es im Roman, doch schon hier hat Klara das Gefühl, »die verschiedenen Teile« ihres Lebens »passen nicht mehr zusammen« (DJ, S. 38f.), und diese Kluft vertieft sich durch die historischen Ereignisse von nun an in existenzieller Art und Weise.

Friederike Manner veränderte der Einmarsch der NS-Truppen – im Roman wie in der Wirklichkeit – alle Parameter des politischen wie privaten Lebens radikal. »Es überläuft mich eiskalt bei dem Gedanken, daß, wäre Hitler wenige Wochen später gekommen, Ernst und ich bereits geschieden gewesen wären; ich hätte ihm nicht einmal das bißchen fragwürdigen Schutz bieten [...] können. [...] Unser Räumungstermin ist in sechs Wochen« (DJ, S. 95 u. S. 87), heißt es im Roman und so war es auch in der Realität für die Familie Brauchbar. Die Stadt Wien kündigte dem Arzt Hans Brauchbar die Wohnung samt Ordination in 1150 Wien, Alliogasse 27–33, per November 1938.<sup>4</sup> In einer Eingabe an das Wohnungsamt der Gemeinde Wien vom 7. August 1938 reklamiert Friederike Brauchbar-Manner, dass zwar ihr Mann Österreich verlassen werde, sie selbst »als Arierin mit meinen beiden Kindern jedoch weiterhin hier bleibe« und daher die »Zuweisung einer anderen Wohnung«<sup>5</sup> notwendig sei.

Auch im Roman ist Klara noch einige Zeit in Wien, nachdem ihr Mann die Stadt bereits verlassen konnte und die Kinder in die sichere Schweiz verbracht worden sind, um die Abwicklung ihres bisherigen Familienlebens zu organisieren. Das, was aus Klaras Sicht zum Scheitern der Ehe beitrug, das Fehlen von Freiräumen und die Überlastung mit dem Familienalltag, fällt mit einem Schlag weg. Doch Befreiung als individuelles Projekt der Selbstverwirklichung ist nun nicht mehr möglich. »Jetzt endlich bin ich ein ›freier Mensch‹, habe ein Zimmer für mich allein, Ruhe zum Arbeiten und zum Weinen – und das alles kommt zu spät.« (DJ, S. 101)

<sup>3</sup> Vgl.: Evelyne Polt-Heinzl: Sir Galahad (1874–1948). In: Dies.: *Zeitlos. Neun Porträts. Von der ersten Krimiautorin Österreichs bis zur ersten Satirikerin Deutschlands*. Wien 2005, S. 52–75, S. 56–58.

<sup>4</sup> Eingabe der Stadt Wien beim Bezirksgericht Fünfhaus, Kopie im Konvolut zu Friederike Manner im Tagblatt-Archiv der Wienbibliothek im Rathaus.

<sup>5</sup> Friederike Brauchbar-Manner an das Wohnungsamt der Gemeinde Wien, 7. 8. 1938, Kopie im Konvolut zu Friederike Manner im Tagblatt-Archiv der Wienbibliothek im Rathaus.

Dabei hatte das Jahr 1938 für Friederike Manner eigentlich vielversprechend begonnen. Nach kleineren publizistischen Versuchen<sup>6</sup> schickte sie Ende 1937 einige unpublizierte Gedichte an Josef Weinheber<sup>7</sup> und Hermann Hesse<sup>8</sup> – eines davon erscheint dann 1938 in der Exilzeitschrift *Mass und Wert*.<sup>9</sup> Weinheber wie Hesse reagierten wohlwollend. Ihre erste Veröffentlichung aber brachte ein Artikel von Moriz Scheyer, in dem er zwei ihrer Gedichte – »Der Traum« und »Bitte des Sterbenden« – abdruckte.<sup>10</sup> Für Scheyer war dieser Artikel vom 27. Februar 1938 der letzte im *Neuen Wiener Tagblatt*, bei dem er seit 1917 gearbeitet hatte. Im August emigrierte er nach Frankreich, wo er 1949 starb.

## 2. Leben und Politik

Manners Romanbericht *Die dunklen Jahre* beginnt nicht nur mit Klaras persönlichem Beziehungswirrwarr, sondern eben auch mit den Februarkämpfen 1934, dem ersten bewaffneten Widerstand gegen eines der faschistischen Regime in Europa. Die Niederschlagung des Aufstand markiert – nach der Ausschaltung des Parlaments durch Engelbert Dollfuß am 4. März 1933 – das Ende der Ersten Republik. Friederike Manner trafen die Ereignisse als eigentlich wenig politischen Menschen. Klara drückt das im Roman so aus: »Früher dachte ich nicht viel an Politik. Erst der 12. Februar hat mich aufgeweckt.« (DJ, S. 163) Auch beim »gewalttätige[n] Einbruch in Österreich« 1938, so Klara, hätte gekämpft werden müssen: »Selbst wenn jede Gegenwehr nutzlos schien, hätte sie versucht werden müssen; man kann auch für Verlorenes kämpfen.« (DJ, S. 49) Als Klara später im Exil in Serbien gewarnt wird, sie solle vorsichtiger sein, weil sie zu »deutsch« aussehe, reagiert sie zuerst verblüfft. Das serbische Regime würde die Deutschen doch schonen, es seien doch »Freunde«. »Offiziell ja. Inoffiziell – jedenfalls wird erst einmal geprügelt. Du weißt nichts von den Methoden hier – es ist ein vollendeter Faschismus«. Das versteht Klara sofort, denn es »ist so, wie es bei uns war,

<sup>6</sup> Vgl. Friederike Brauchbar an Andreas Thom, 8. 5. 1936, Wienbibliothek, Handschriften-sammlung, Teinachlass Andreas Thom HIN 201.528, 1 Bl., eh.

<sup>7</sup> Friederike Manner an Josef Weinheber, 1. 12. 1937, Österreichische Nationalbibliothek [im Folgenden ÖNB], Handschriftensammlung, Autogr. 887/69-1 Han, 2 Bl., Typ., Bl. 1; Friederike Manner an Josef Weinheber, 5. 12. 1937, ÖNB Handschriftensammlung, Autogr. 887/69-2 Han, 2 Bl., Typ., Bl. 2.

<sup>8</sup> Brief Friederike Manner an Hermann Hesse, 23. 12. 1937, Deutsches Literaturarchiv Marbach [im Folgenden DLA Marbach], D:Hesse, HS002427444, 1 Bl.; Beilage Gedichte von Friederike Manner, DLA Marbach, D:Hesse, HS00808168, 19 Bl. Vgl. dazu: Evelyn Polt-Heinzl: Friederike Manner (1904–1956). In: Literatur und Kritik, 495/496 (Mai 2015), S. 99–109.

<sup>9</sup> Friederike Manner: Dieser Frühling wird viel Regen bringen ... In: *Mass und Wert*. Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur, 2 (1938), H. 1, September–Oktober, S. 91.

<sup>10</sup> Moriz Scheyer: Eine Dichterin. In: *Neues Wiener Tagblatt*, 27. 2. 1938, S. 24.

eh Hitler kam – das sind einfach Konkurrenten, die großen und die kleinen Faschismen –.« (DJ, S. 153)

Wie viele, die von Karl Kraus fasziniert waren, hält Manner ihm ein Leben lang die Treue, doch in einem ihrer ersten Texte nach 1945 kritisiert sie seine Haltung zum Austrofaschismus scharf.<sup>11</sup> »Es zu verstehen«, wird sie zehn Jahre später anfügen, »ist indes nicht schwer: es war die uralte Pogromangst, die ihn dazu verleitete, bei dem ›kleineren Übel‹ Schutz zu suchen«, auch weil Kraus eben »niemals politischer Revolutionär« war, »dies von ihm zu glauben, war der Irrtum seiner Anhänger [...]. Er war kein Demokrat, sondern ein Gewaltmensch.«<sup>12</sup>

Manner wie ihre Romanfigur Klara denken schon beim Einmarsch das historische »Danach« mit: »Später wird das alles niemals passiert sein. Aber auf mein gutes Gedächtnis können sie sich verlassen – auch die Staats- und Kirchenoberhäupter können sich darauf verlassen, die plötzlich ihr nationales Herz entdecken.« (DJ, S. 62) Hier könnte jene Passage gefolgt sein, von der Oskar Wiesflecker, langjähriger Obmann des KZ-Verbands, in seinem Nachruf auf Friederike Manner gesprochen hat. Damit ihr Roman erscheinen konnte, musste sie ihn »um jene ihr am Herzen liegende Stelle kürzen, in der sie Karl Renners menschliches und daher auch politisches Versagen kritisiert hatte«<sup>13</sup>. Wiesflecker sah darin ein Symptom ihrer Lebensmisere nach 1945 und interpretierte auch ihren Freitod am 6. Februar 1956 nicht mit dem »Gram über den Tod ihres Lebensgefährten«<sup>14</sup> Friedrich Korger (1909–1955), sondern politisch: Sie sei »an dieser geistigen Verlogenheit, der sie sich nicht beugen konnte, noch wollte, zugrunde gegangen.«<sup>15</sup>

»Wir kommen um die innere Auseinandersetzung mit der Diktatur nicht herum [...]; sie ist wahrscheinlich der Sinn unserer Zeit«<sup>16</sup>, schrieb Manner 1951 in einem Aufsatz, in dem sie Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis*, George Orwells 1984, Graham Greenes *Die Kraft und die Herrlichkeit* und Albert Camus' *Die Pest* vorstellt, denn es gehe darum, diesen Büchern »das Echo zu sichern«<sup>17</sup>. Diese Formulierung zeigt deutlich, dass ihr längst klar war, dass es um eine »innere Auseinandersetzung« genau nicht mehr ging. Am 21. April 1948 beschloss das Parlament die Amnestie für minderbelastete, am 18. Juli 1952 jene für belastete ehemalige NationalsozialistInnen.

<sup>11</sup> Friederike Manner: Karl Kraus. (Zum zehnten Todestag am 12. Juni). In: Plan. Literatur. Kunst. Kultur, 1 (1946), H. 6, Mai–Juni, S. 507–512.

<sup>12</sup> Friederike Manner: Lesen – Aber was? Frankfurt/M., Wien 1955, S. 176.

<sup>13</sup> Oskar Wiesflecker: Die Schriftstellerin Friederike Manner. In: Tagebuch 11 (1956), Nr. 5, 10. März, S. 5.

<sup>14</sup> [N.N.] Friederike Manner gestorben. In: Arbeiter-Zeitung, 7. 2. 1956, S. 5.

<sup>15</sup> Wiesflecker, Die Schriftstellerin Friederike Manner.

<sup>16</sup> Friederike Manner: Weltanschauliche Romane der letzten Jahre. In: ÖGB Bildungsfunktionär, 5 (1951), H. 27, Februar–März, S. 37–43, S. 37.

<sup>17</sup> Ebd.

Symptomatisch für diese Entwicklung war der Fall Josef Nadler. Bereits im vierten Heft des *Plan* 1946 beschäftigte sich der Mittelschullehrer und Schulbuchautor Friedrich Korger, der immer wieder gegen das allzu rasche Vergessen der NS-Gräuel auftrat,<sup>18</sup> mit Nadlers Rolle im Nationalsozialismus.<sup>19</sup> Nadler war 1945 als Germanistikprofessor der Universität Wien suspendiert und ein Jahr später in den Ruhestand versetzt worden. 1948 veröffentlichte ein Linzer Verlag seine *Literaturgeschichte Österreichs*, die 1918 endet und jüdische AutorInnen von Karl Emil Franzos bis Robert Musil systematisch verschweigt. Diese Publikation wurde mit Recht als Signal dafür interpretiert, dass Nadler seine Rückkehr an die Universität vorbereite.<sup>20</sup> Mit einer Resolution erhoben »76 Intellektuelle« beim Unterrichtsminister »öffentlichen Protest«, dass »Männer, die in der nationalsozialistischen Periode führende Stellungen im Kulturleben innehatten, sich unter Berufung auf demokratische Behandlung für berechtigt glauben, ihre alten Positionen wieder zu beanspruchen und dabei seltsamerweise die Unterstützung namhafter Persönlichkeiten und Körperschaften des öffentlichen Lebens finden.«<sup>21</sup> Organisatoren der Aktion waren der Redakteur der *Wiener Zeitung* und Präsident des Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten Edwin Rollett und der Redakteur der *Arbeiter-Zeitung* Felix Hubalek.

Man kann nur erahnen, was es etwa für Felix Hubalek, der wiederholt in Gestapokellern gefoltert worden war, bedeutet hat, daraufhin in der rechtsradikalen Zeitschrift *Freie Stimmen* »in einer Art von Femeliste auf der ersten Seite, vielleicht ›zum späteren Gebrauch‹ [...] fein säuberlich schwarz umrandet«<sup>22</sup> unter dem Titel »73 Saboteure der NS.-Amnestie«<sup>23</sup> seinen Namen zu lesen und im ungezeichneten Artikel dazu die Aufforderung, Unterrichtsminister Felix Hurdes möge den 73 – es waren 76, Friederike Manner beispielsweise fehlt in der Aufzählung – UnterzeichnerInnen klarmachen, »daß es für sie besser sein werde, ihr Amt hingebungsvoll und im Bewußtsein ihrer Verantwortung zu verwälten, als ihren Namen auf eine derartige Schandliste setzen zu lassen.«<sup>24</sup>

<sup>18</sup> Vgl. z. B.: Friedrich Korger: Der SS-Staat. Eine Bericht über KZ-Bücher. In: Buch und Bücherei. Hefte für das österreichische Volksbüchereiwesen, H. 6 (1950), S. 161–165.

<sup>19</sup> Friedrich Korger: Der Fall Nadler. In: Plan. Literatur. Kunst. Kultur, 1 (1946), H. 4, Februar, S. 340–346.

<sup>20</sup> Vgl.: Edwin Rollett: Zum Fall Nadler. In: Österreichisches Tagebuch, 3 (1948), Nr. 11, 12. März, S. 4.

<sup>21</sup> Felix Hubalek: Die Femetafel der »Freien Stimmen«. In: Die Zeit. Halbmonatsschrift für Kunst, Kultur und Politik, 2 (1949), Nr. 4, S. 4–6, S. 4. Abgedruckt ist die Denkschrift in: Österreichisches Tagebuch, 4 (1949), Nr. 2, S. 31.

<sup>22</sup> Hubalek, Femetafel, S. 4.

<sup>23</sup> 73 Saboteure der NS.-Amnestie. Die berüchtigte Denkschrift des »demokratischen« Schriftstellerverbandes – Hier scheiden sich die Geister. Rollett und seine »Mitläufer«. In: Freie Stimmen. Unabhängiges österreichisches Wochenblatt, 22. 1. 1949, S. 1f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 1.

Dieser Protest gegen Nadler war die letzte Initiative, den Fall Nadler »über dessen Person und Werk hinaus zu einer grundsätzlichen Debatte zu nutzen«<sup>25</sup>, bevor das politische Klima des Kalten Krieges die antinazistische Koalition von 1945 endgültig sprengte. Am 11. Februar 1949 bat Friederike Manner noch Hans Weigel um Unterstützung für die »Angelegenheit der >76 Intellektuellen«<sup>26</sup>, die offenbar fortgesetzt werden sollte, doch Weigel hatte die Stoßrichtung seines Kampfes schon klar auf Antikommunismus umgestellt. Als 1951 Nadlers *Geschichte der deutschen Literatur* im Wiener Günther Verlag erschien, reduzierte sich der Protest auf eine Glosse im *Tagebuch*.<sup>27</sup> Für Opfer des NS-Terrors inkludierte diese gesellschaftspolitische Wende auch, dass ihre literarischen Verarbeitungen des Schreckens oft mehr als ein halbes Jahrhundert in Vergessenheit gerieten. Das gilt für Hubaleks Roman *Die Ausweisung*, der 1962 posthum und weitgehend unbeachtet erschien und erst 2011 wieder aufgelegt wurde, ebenso wie für Friederike Manners *Die dunklen Jahre*.

### 3. »Auch der Haß gegen die Niedrigkeit / verzerrt die Züge«<sup>28</sup>

Der Exilweg führt Klara wie ihre Autorin zuerst in die Schweiz und weiter nach Serbien, wohin ihr Mann fliehen konnte. In der Schweiz ist das Leben organisatorisch und ökonomisch noch vergleichsweise unbeschwert, was für Klara das Ertragen der Situation nicht unbedingt einfacher macht. Das freundliche Wohlwollen der außerhalb der Ereignisse stehenden Schweizer ist ihr unerträglich.

Alles in mir lehnt sich auf, wenn man mir andeutet, dies Elend sei eine Prüfung, zu Gottes höherer Ehre mir auferlegt. Mögen doch lieber die andern geprüft werden und sich »vollenden« ... Vielleicht ist ein Korn Wahrheit in dieser Auffassung; aber daß die Saturierten sie predigen, geht mir auf die Nerven. (DJ, S. 115)

Manner thematisiert damit ein prinzipielles Problem, das Exilberichte, die in der Regel vom Standpunkt des glücklichen Lebens *danach* geschrieben sind, gerne aussparen. Es ist das Beharren auf Fragen wie: Warum ich? Warum nur wir? Warum ihr nicht? Das hat auch mit ihrer Suche oder doch Sehnsucht nach der Vorstellung einer göttlichen Gerechtigkeit zu tun, die sich im Roman

<sup>25</sup> Sebastian Meissl: Der »Fall Nadler« 1945–1950. In: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley, Oliver Rathkolb (Hg.): *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955*. Wien 1986, S. 281–301, S. 298.

<sup>26</sup> Brief Friederike Brauchbar-Manner an Hans Weigel, 11. 2. 1949. Wienbibliothek, Handschriftensammlung, Nachlass Hans Weigel, ZPH 847, Archivbox 4.

<sup>27</sup> E.R. [Edwin Rollett]: Nadler und seine Freunde. In: *Tagebuch*, 6 (1951), Nr. 16, 4. August, S. 4.

<sup>28</sup> Das Zitat stammt aus Bertolt Brechts Gedicht »An die Nachgeborenen«, das Manner in ihrer Literaturgeschichte als das »einsichtsvollste« der Exilgedichte zitiert (Manner, Lesen, S. 254).

vom Erzählrahmen herschreibt. Am Anfang steht eine »Widmung«, am Ende ein Brief an Christian, den katholischen Freund im englischen Exil. Dieser Silvesterbrief vom 31. Dezember 1945 bildet das letzte der sieben Kapitel des Romans. Es ist ein Brief ins Leere, eine Art Flaschenpost, die ohne Antwort bleibt.

Das Hiob'sche Hadern mit dem Schicksal hindert Klara daran, Freundlichkeit, Zuwendung und angebotene Nähe anzunehmen oder gar zu erwidern. Dass Hiob aufgrund einer Wette Gottes mit dem Satan Hab und Gut und seine Kinder verlieren muss, beschreibt Manner noch in ihrer Literaturgeschichte als schwer verständlichen Kern der Geschichte.<sup>29</sup> Dabei weiß sie sehr wohl um das tendenziell Ungerechte ihrer Haltung gegenüber den neuen Bekannten im Gastland. Immer wieder versucht sie, die verschiedenen Phasen ihres eigenen Lebens miteinander zu verknüpfen, also sich zu erinnern, wie ihr Leben vor der politischen Katastrophe war, um dem Gegenüber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. »Ich war [...] zu gehemmt, um Freundschaft mit Freundschaft zu vergelten«, denkt Klara, »und wenn sie von einem Ehezerwürfnis, einem treulosen Freunde sprachen, dachte ich bitter: was für kindische Sorgen –. Und war doch selber nicht besser gewesen, genau so kindisch, genau so verstrickt in einen engen Lebenskreis!« (DJ, S. 117f.)

In Belgrad wird der Überlebenskampf härter und das verändert den Charakter: Es isoliert, macht misstrauisch und verhärtet. »Wir haben Abschiede genommen zu Dutzenden, und zuletzt blieb unser Herz stumpf und unser Auge trocken, wir liefen davon vor soviel Leid, und auf dieser Flucht haben wir uns selber verloren« (DJ, S. 120), schreibt Klara schon über ihre Schweizer Zeit. Trotzdem versucht sie immer wieder, ihr Schicksal zusammenzudenken mit jenem all derer, die sich nicht retten können, wie letztlich auch ihr Mann. Von seinem Tod erfährt Klara – wie ihre Autorin – zunächst indirekt durch die Nachricht von der Niederschlagung des Aufstands serbischer Partisanen in Schabatz/Sabac, wo er in einem Lager lebte. »Von den Serben, die in Schabatz gelebt hatten, war mehr als die Hälfte ermordet worden« (DJ, S. 252), auch Hans Brauchbar wurde am 13. Oktober 1941 im Zuge der Vergeltungsaktionen erschossen. Mehr als ein halbes Jahr später, am 23. Mai 1942, erhält Friederike Manner dann die offizielle Mitteilung vom »Bevollmächtigten des Auswärtigen Amtes beim Militärbefehlshaber in Serbien«<sup>30</sup>.

Trotz aller Drangsal aber bricht sich ein Wunsch nach Normalität in allen Lebenslagen Bahn – das hat etwas so Tröstliches wie Erschreckendes. Als Klara in Belgrad eine winzige Wohnung bezieht, wird ein »großes Putzfest« veranstaltet: »Mitten im Weltbrand gebürstetes Parkett ... Und doch, ich kann nicht anders, mein Herz hängt an dem bißchen Leuchten« (DJ, S. 234). »[W]er weiß, an welchem Diebsgut ich mich da bereichere« (DJ, S. 235), denkt sie, als sie aus irgendeinem Depot Decken bekommt und nimmt sie doch.

<sup>29</sup> Manner, Lesen, S. 31.

<sup>30</sup> Kopie der Abschrift im Konvolut zu Friederike Manner im Tagblatt-Archiv der Wienbibliothek im Rathaus.

Ich sehe ja an mir selbst, wie enthemmend Hunger und Bedrückung wirken. Wenn es um Brot geht oder um Holz, um eine Tasse Milch oder auch nur um ein Stück Gummi, mit dem man die Schuhe besohlen könnte: dann verliere ich alle Beherrschung, und im Augenblick ist mir, als könnte ich den Nächsten ermorden, um meinen Kindern dieses jämmerliche bißchen Gut zu sichern. Nachher schäme ich mich (DJ, S. 243),

schreibt sie ohne jede Illusion. Gleichzeitig weiß sie um das Bedürfnis nach Wärme und Trost, den die ganze Familie etwa mit der aufgenommenen Katze erlebt, auch wenn es ungeheure Mühsal kostet, das Tier durchzubringen – mitten im bombardierten Belgrad und auf der Rückreise nach Wien.<sup>31</sup>

»Dieser Roman schenkt niemandem etwas; den Freunden nicht und nicht den Feinden und am wenigsten den Lauen, die zwischen beiden ›in Deckung‹ gingen«<sup>32</sup>, schrieb Felix Hubalek in einer der wenigen Besprechungen. Im Überlebenskampf im Exil wie im KZ mischten sich unheilvoll und quer durch jedes Einzelschicksal empfangene und geleistete Akte der Solidarität wie solche der Rücksichtslosigkeit. Manners schonungsloser Bericht relativiert auch feministische Ansätze in der Exilforschung, die in den erzwungenen Bruch mit familiären Strukturen eine Befreiung von Bevormundung und Unterdrückung hineinlasen. Unbestritten verlangte die Situation den Frauen selbständige Entscheidungen, Mut und Tatkraft ab, aber, so zeigt dieser Roman, der Preis dafür ist enorm hoch und eigentlich menschenunwürdig.

#### 4. »Eine Heimkehr gibt es nicht« (Hilde Zaloscer)

Die Problematik der Rückkehr wird in Manners Buch schon 1938 mitgedacht: »Später einmal – auch das sehe ich voraus – wird dies alles nie geschehen sein, nicht nur vor den mahnenden Blicken der Welt, auch vor sich selber werden die Menschen leugnen, daß sie jubelten.« (DJ, S. 61) Während des Bombenkriegs in Belgrad, als sie eine Rückkehr nach Wien zu erwägen beginnt, ist ihr zugleich klar, dass sie nicht gelingen kann: »[I]ch weiß längst, daß das Daheim keine Heimat mehr ist, auch wenn wir eines Tages zurückkehren.« (DJ, S. 338)

Die mentale Entfremdung ist dann vielleicht noch um einiges schlimmer. Als Klara, lange nach der Ermordung ihres Mannes, mit den beiden Kindern nach Wien zurückkommt, »rechtzeitig« zum ersten großen Bombenangriff am 10. September 1944, ist einer der ersten Sprüche, die sie zu hören bekommt: »Diese Luftgangster. Wir haben ihnen doch nichts getan!« (DJ, S. 409) Der ideologische Transmissionsriemen für den kollektiven Schwenk von der Täterin in die Opferrolle war nach Kriegsende das Konstrukt des Heimkehrers, in dem sich Täter wie Opfer, Mitläufer wie Vertriebene unieren zur homogenen, nicht

<sup>31</sup> Friederike Manner widmet ihr das berührende Gedicht »Die Katze«. In: Hugo Huppert, Roland Links (Hg.): Verlassener Horizont. Österreichische Lyrik aus vier Jahrzehnten. Berlin 1980, S. 69.

<sup>32</sup> Hub [Felix Hubalek]: Frauen sehen unsere Zeit. In: Arbeiter-Zeitung, 23. 1. 1949, S. 6.

weiter differenzierbaren Masse aller vom Krieg Dislozierten, die alle, in der einen oder anderen Form, von den Erlebnissen psychisch wie physisch überfordert und zerstört zurückkamen. »Heimkehr« übertitelt selbst Heinrich Drimmel seinen Bericht aus dem US-Umerziehungslager für Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher in Glasenbach bei Salzburg.<sup>33</sup> In der Imago des Heimkehrers – 1947 in einer Briefmarkenserie fixiert – verschwammen Fragestellungen nach politischer Verantwortung ebenso effektiv wie die Kriegsgefangenenlager »das Schicksal anderer Österreicher in den anderen, den nationalsozialistischen Lagern verblassen«<sup>34</sup> ließen.

»Die in diesem Krieg gelitten haben, machen einander den Rang streitig«, schreibt Manner 1955, »aber die Entscheidung ist nicht schwer. Immer ist der, der eine Waffe trägt, selbst wenn er sie mit größtem Widerwillen trägt und die Waffe des Gegners auf sich gerichtet weiß, noch eine Kleinigkeit besser daran als der, der waffenlos den Bewaffneten ausgeliefert ist«, denn: »Wo immer in Deutschland und [...] in den besetzten Gebieten zeitig früh an eine Tür geklopft wurde, war es fast niemals der Milchmann ...«<sup>35</sup>

Hitler »lebt in uns allen weiter – wir haben nicht vergessen, wie es war, die einen nicht, die andern nicht« (DJ, S. 429), schreibt Klara im abschließenden Silvesterbrief an Christian.

[D]a ist der bittere Zwist derer, die aus den Konzentrationslagern, und derer, die aus dem Kriege heimkehren, die einander eifersüchtig vorrechnen, wer mehr gelitten habe, und sich um den allzu knappen Bissen Brot raufen; alte Lüge wird wieder ausgegraben und auf Hitlers blutgetränkte Trümmer gehäuft. Die Eigentumsbegriffe waren lange Zeit völlig aufgehoben, jeder wollte behalten, was er hatte, oder etwas dazubekommen, was nicht ihm gehörte. Es gibt nur wenige Menschen, die nicht, direkt oder indirekt, sich etwas aneigneten, »organisierten«, wie der Fachausdruck lautet. (DJ, S. 430f.)

Auch Dankbarkeit für das eigene Überleben ist in dieser Situation ein moralisch schwieriger Begriff: »[...] ich versuchte, Gott dafür zu danken, daß wir nicht auf Bahnhöfen erfroren, nicht in Auschwitz vergast wurden, daß er mir half, die Kinder bis hierher zu retten«, denkt Klara am Ende des Romans, »mittendrin in meinem Dankgebet aber hielt ich inne: warum rettete er nicht auch die andern Millionen?!« (DJ, S. 445)

Wie alle RemigrantInnen musste auch Friederike Manner um Verlorenes und Geraubtes ebenso kämpfen wie um Anerkennung für Erlittenes. Datiert mit »6.47« erhält sie mit einer »Eidesstattlichen Erklärung« des KZ-Verbands die Zuweisung ihrer Wohnung in der Alliogasse 31. Nachweisbar ist für die Jahre 1946/47 eine Halbtagsstelle im Schnittarchiv der Zeitung *Neues Österreich*.

<sup>33</sup> Heinrich Drimmel: Heimkehr. In: Jochen Jung (Hg.): *Vom Reich zu Österreich. Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich erinnert von Augen- und Ohrenzeugen*. Salzburg, Wien 1983, S. 134–142.

<sup>34</sup> Wolfgang Kos: *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*. Wien 1994, S. 99.

<sup>35</sup> Manner, Lesen, S. 246.

reich.<sup>36</sup> Erhalten ist auch eine sechs Jahre nach Manners Tod in »Beograd, den 11. März 1962«<sup>37</sup> verfasste Erklärung von Elisabeta Bihalji, geb. Ascher, verheiratet mit dem Schriftsteller Oto Bihalji-Merin, über das Elend der Familie Brauchbar im Belgrader Exil und die Ermordung Hans Brauchbars in Sabac.

## 5. Die brüchigen Anker der schönen Literatur

Der holländische Journalist Nico Rost berichtet in seinen 1946 erschienenen Tagebuchaufzeichnungen aus dem KZ Dachau von einem »Spiel«, das mit der Frage eines Mitgefangenen begann: »Wie würde sich Goethe wohl benommen haben, wenn er hier bei uns in Dachau säße?«<sup>38</sup> Für eine ganze Reihe von Größen der Geistesgeschichte fantasieren die Gefangenen in der Folge mögliche Verhaftungsgründe – die sind meist rasch gefunden – sowie Verhaltensmuster im KZ-Alltag. Als sie nach Schiller, Büchner, Kleist, Hölderlin, Schopenhauer, Nietzsche als nächsten Namen Gerhart Hauptmann notieren, werden sie von einem Luftalarm unterbrochen. Das ist eine gute Dramaturgie, denn musste man bei historischen Persönlichkeiten nur ausblenden, falls die Nationalsozialisten sie vereinnahmten, konnte bei lebenden AutorInnen die Frage nach deren politischer Haltung die künstlerische Wertschätzung überlagern. Hauptmann, so Nico Rost, hat »den Nazis etwas sehr Kostbares gegeben: seinen Namen. Der wird nun für immer diesen Makel tragen!«<sup>39</sup>

Auch für Manner ist »Hauptmanns Bild durch seine Verbeugung vor Hitler befleckt«, ebenso wie das von Knut Hamsun, doch ihr Werk wird dennoch »weiterwirken«<sup>40</sup>. In Belgrad bekommt Klara Ina Seidels Roman *Das Wunschkind* (1930) geschenkt und »brenn[t] darauf, zum Lesen zu kommen.« (DJ, S. 190) Ist es möglich, dass Manner von Seidels Parteinahme für die Nationalsozialisten nichts wusste? Seidel gehörte im Oktober 1933 zu jenen 88 SchriftstellerInnen, die das Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Hitler unterschrieben und blieb eine eifrige Verfasserin von Hitlerhuldigungen, was ihr von Werner Bergengruen den Spitznamen »Glückwunschkind« einbrachte und 1944 die

<sup>36</sup> Nachlass Rudolf Kalmar. Dokumentationsstelle für neuere Österreichische Literatur. Sammlung Archiv Neues Österreich. Box 35 ANÖ 5. Wichtiges 1946-49. Mappe 1947: Redaktionsorganisation 1947, 1 Bl., und Mappe 1946: Redaktionsorganisation 1946, 1 Bl.

<sup>37</sup> Abschrift im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands, Wien, DÖW 2962, 1 Bl.

<sup>38</sup> Nico Rost: *Goethe in Dachau* (Bibliothek der verbrannten Bücher). Vorwort von Anna Seghers, Nachwort von Ernst Antoni. Frankfurt/M. 1983, S. 146.

<sup>39</sup> Ebd., S. 66.

<sup>40</sup> Manner, Lesen, S. 172.

Aufnahme in die Sonderliste der sechs wichtigsten Schriftsteller in Hitlers »Gottbegnadeten-Liste«<sup>41</sup>.

Ein besonderer Fall war für Friederike Manner Josef Weinheber, dem sie einst als literarische *und* moralische Instanz ihre Gedichte geschickt hatte. Noch in ihrem Romanbericht zitiert sie ihn zustimmend, weil sie ihn sprachkritisch, nicht völkisch interpretiert. »»Arter, kauft nur bei Arter!« (Ja, Sprache ist eines Volkes große Beichte, sagt Weinheber.)« (DJ, S. 62) Der Vers ist aus Weinhebers 1938 erschienem Band *Zwischen Göttern und Dämonen*.<sup>42</sup> Im Roman sagt Klara, Weinhebers »Ode an die Rüstungsarbeiter« sei »ein Meisterwerk und ein Schandfleck zugleich.« (DJ, S. 344f.) Sie ist enthalten in Weinhebers Band *Blut und Stahl*,<sup>43</sup> erschienen 1941 in 100 nummerierten Exemplaren auf handgeschöpftem Büttenpapier, gemeinsam mit der *Ode an die Straßen Adolf Hitlers* und dem *Hymnus auf den Frontarbeiter*, verfasst 1940/41 für Fritz Todt, Reichsminister für Bewaffnung und Munition und Beauftragter für den Bau der Reichsautobahnen, des West- und des Atlantikwalls. Noch in Weinhebers besten Gedichten, so Manner, seien seine »Hochmutsschuld und -qual«<sup>44</sup> enthalten. Es hat einen verzweifelten Unterton, wenn Klara mit Blick auf Weinheber behauptet: »Daß einer Nationalsozialist ist, beweist weder sein Künstlertum noch das Gegenteil; daß einer kein Nationalsozialist ist, beweist ebensowenig« (DJ, S. 345). Differenzierter ist Manners Essay »Kunst und Charakter«, abgedruckt im *Plan* 1946 und geschrieben »in der Emigration, Serbien 1944«<sup>45</sup>. Auch hier fragt sie vor allem nach dem »Danach«:

Wieder dort anfangen, wo wir aufhörten [...]? Wo doch die Seele, ebenso wie der Körper, nicht das geringste mehr galten in dem Augenblick, als es darauf ankam, sich zu ihnen zu bekennen! Wo wir doch, Dichter wie Leser, so jammervoll versagten, als es Gesinnung zu beweisen galt!<sup>46</sup>

Romain Rollands *Johann Christof*, dieses »Bekenntnis zu Pazifismus und Humanität«, fand im Deutschland der Zwischenkriegszeit bei »Millionen den stärksten Widerhall – und doch haben sie nicht vermocht, die Brutalität des Nationalsozialismus zu verhindern.«<sup>47</sup>

<sup>41</sup> Ernst Klee: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt/M. 2007, S. 564f.

<sup>42</sup> Josef Weinheber: Sämtliche Werke. Bd. 2. Salzburg 1972, S. 415. Vgl. dazu Christoph Fackelmann: Die Sprachkunst Josef Weinhebers und ihre Leser. Annäherungen an die Werkgestalt in wirkungsgeschichtlicher Perspektive. Bd. 1: Darstellung (Literarhistorische Studien. Literatur aus Österreich und Bayern, Bd. XI/1). Wien 2005, S. 122f.

<sup>43</sup> Josef Weinheber: Blut und Stahl. Drei Oden (Schriftenreihe der Presseabteilung des Reichsministers Dr. Todt, Bd. 4). Potsdam 1941.

<sup>44</sup> Manner, Lesen, S. 240.

<sup>45</sup> Friederike Manner: Kunst und Charakter. In: Plan, 1 (1946), H. 5, März–April, S. 399–404, S. 399.

<sup>46</sup> Ebd., S. 403.

<sup>47</sup> Manner, Lesen, S. 197f.

## 6. Eine antifaschistische Literaturkritikerin nach 1945

Ab 1949 schrieb Friederike Manner regelmäßig Rezensionen und Essays. Als eine Art Synthese daraus erschien 1955 ihr Buch *Lesen – Aber was?*, das eigentlich eine Geschichte der Weltliteratur in einem Band ist. Viele ihrer Beiträge erschienen in der Zeitschrift *ÖGB Bildungsfunktionär*. Den Grad der Verstrickung ins Unrechtsregime scheint sie dabei oft mit Großmut zu übersehen. Erika Mitterer nennt sie eine »Dichterin von hohem Rang«<sup>48</sup>. Kein Wort über ihr Verhalten im Nationalsozialismus, immerhin für Mitterer die erfolgreichste Zeit als Autorin. Ihr Roman *Der Fürst der Welt* erschien 1940, erreichte eine Auflage von 50.000 Stück und wurde von der offiziellen NS-Literaturkritik positiv bis hymnisch aufgenommen.<sup>49</sup> Ganz ähnlich würdigt Manner 1951 Rudolf Brunngraber als einen »der klarsten und klügsten Autoren unseres Landes«<sup>50</sup>; zwar nennt sie *Opiumkrieg* nicht sein bestes Buch, erwähnt aber mit keinem Wort, dass es Brunngrabers größter Erfolg im Nationalsozialismus war.

Auch Alma Holgersens Erzählung *Geleitet sie, Engel* über befreite KZ-Kinder und einen Arzt, der den Gottesglauben verliert, weil er den zerstörten Kinderseelen nur unzureichend zu helfen vermag, bespricht Manner 1951 wohlwollend. Holgersen, die während des Nationalsozialismus unbehelligt weitergeschrieben und Buch um Buch veröffentlicht hat, stellt dabei kein einziges Mal die Frage, weshalb Menschen wie auch sie selbst nichts getan haben, um die Gräuel zu verhindern, was Manner so kommentiert: Die Autorin versage »sich in diesem Buch die Anklage, daß soviel Unmenschlichkeit überhaupt möglich war, sie schildert nur; gerade dadurch wirkt das Buch vielleicht am stärksten, daß es mehr auf die Wirkung der Untaten als auf diese selbst eingeht.«<sup>51</sup> Freilich hat Holgersen 1946 auch den Roman *Großstadtlegende* veröffentlicht – eine der frühen und radikal vergessenen literarischen Verarbeitungen von NS-Schuld und Bombenkrieg.

Auch mit Hans Carossa setzt sich Manner auseinander, der ihr einst als feinsinniger Dichter galt und sich doch von Goebbels »zum Präsidenten der ›Europäischen Schriftstellervereinigung‹ machen ließ.«<sup>52</sup> »Dafür gibt es keine Entschuldigung«<sup>53</sup>, schreibt Nico Rost, während Manner Carossas Rechenschaftsbericht *Ungleiche Welten* (1951) zu verstehen versucht. Er beschreibt darin, dass er »in ein ›inneres Reich‹ mit einer ›höheren Wahrheit‹« ge-

<sup>48</sup> Friederike Manner: Österreichische Schriftstellerinnen unserer Zeit. In: *ÖGB Bildungsfunktionär*, 5 (1951), H. 30, Juli–August, S. 35–40, S. 38.

<sup>49</sup> Esther Dür: Erika Mitterer und das Dritte Reich. Schreiben zwischen Protest, Anpassung und Vergessen. Wien 2006, S. 86–106.

<sup>50</sup> Friederike Manner: wirtschafts-, rohstoff- und technische romane der weltliteratur. In: *ÖGB Bildungsfunktionär*, 5 (1951), H. 31, September–Oktober, S. 55–62, S. 61.

<sup>51</sup> Manner, Österreichische Schriftstellerinnen unserer Zeit, S. 40.

<sup>52</sup> Ebd., S. 54.

<sup>53</sup> Rost, Goethe in Dachau, S. 130.

flüchtet sei. Diese »höhere Wahrheit«, so Manner, »hat aber keinem einzigen von Hitler Verfolgten das Leben gerettet. [...] ›Der Mann, den alle schlagen, schlag du nicht‹, schrieb er in einem früheren Roman. Und dann schwieg er dazu, als ›alle den Mann schlügen‹, und ging in die ›innere Emigration‹«<sup>54</sup>. Als Leserin bleibt Manner Carossa treu, »ich wünschte nur, ich hätte ihm – im Namen der Geschundenen – nichts zu verzeihen.«<sup>55</sup>

1955 bespricht sie unter dem Titel »Die öffentliche Beichte« die Selbstrechtfertigungsbücher von Arnolt Bronnen, Hans Habe und Arthur Koestler. Was Titel wie *Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll* oder *Habes Ich stelle mich schon klar machen*, analysiert Manner ohne Häme. Zwischen »Gesehenwerden und Angesehensein ist eben doch ein Unterschied«<sup>56</sup>, lautet ihr Resümee zu Bronnen, während Habe dazu neige, »alles zu überwerten: die Angriffe seiner Feinde [...], Geld, Besitz und Ruhm; den Erfolg bei Frauen; und vor allem sich selbst.«<sup>57</sup> Bei Koestler wiederum störe nicht seine Vergangenheit als Kommunist, sondern seine Art, das »weitere Leben ganz auf diesen Abfall aufzubauen und sich sozusagen als Kronprinz der Abtrünnigen zu gebärden. [...] Nicht der Klubwechsel, sondern die Publicity, mit der Koestler ihn umgibt, ist das Verstimmende«<sup>58</sup>.

War Friederike Manner in ihren Urteilen stets moderat und nie untergriffig, schlug die Gegenseite oft heftig zurück. In Heft 5/1951 der Zeitschrift *Buch und Bücherei. Hefte für das österreichische Volksbüchereiwesen*, herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Unterricht, besprach Manner Bruno Brehms *Am Rande des Abgrunds. Von Lenin bis Truman*, das 1950 in der zweiten Auflage erschien. Brehm war 1941 Präsident der Wiener Kulturvereinigung geworden, nahm im selben Jahr am Weimarer Dichtertreffen teil und stand seit 1944 auf Hitlers »Gottbegnadeten-Liste«. Es sei »bestürzend«, so Manner, »wenn ehemalige Nationalsozialisten, am Unheil der Hitler-Zeit so tief mitschuldig, eben diese Zeit heute ›sachlich‹ beurteilen und ihren Mitmenschen Lehren erteilen.«<sup>59</sup> Daraufhin erhielt Manner einen Brief Brehms, in dem es heißt: »[...] da sie offen Ihre Meinung heraussagen, so will ich die meine auch nicht verschweigen: daß ich Sie nämlich für eine Klugscheißerin und obendrein noch für eine dumme Gans halte.« Manners Rezension wie Brehms Brief und ihre Antwort wurden in der 1945 vom britischen Informationsdienst gegründeten Tageszeitung *WeltPresse* vom 17. März 1952 abge-

<sup>54</sup> Manner, Lesen, S. 252.

<sup>55</sup> Ebd., S. 253.

<sup>56</sup> Friederike Manner: Die öffentliche Beichte. Arnolt Bronnen, Hans Habe, Arthur Koestler. In: ÖGB Bildungsfunktionär, 9 (1955), H. 50, November–Dezember, S. 54–61, S. 57.

<sup>57</sup> Ebd., S. 59.

<sup>58</sup> Ebd., S. 60.

<sup>59</sup> Eine Buchbesprechung und zwei Briefe. Drei Dokumente ohne Kommentar. In: WeltPresse, 17. 3. 1952 (Dank an die Alfred Klahr-Gesellschaft, Wien, in deren Archiv sich die Zeitungsausschnitte erhalten haben.).

druckt; am 25. März folgte noch die Zuschrift einer Gertrude Dax aus Wien-Donaustadt:

[...] mir persönlich ist der Name Manner in Verbindung mit Schnitten sympathischer. Wie kann man einen so süßen Namen haben und so humorlos schreiben? Es ist natürlich traurig, wenn »am Unheil der Hitlerzeit tief Mitschuldige« ihre Bücher schon in zweiter Auflage herausbringen können und Mitglieder des Pen-Klubs es zu nichts weiter bringen als zum Abfassen von sauren Buchkritiken. [...] Pech für Fräulein Manner!<sup>60</sup>

Schmerzlich berührt in dieser Geschichte – abgesehen vom bekannten Weiterleben der alten Geisteshaltungen – der Begriff »humorlos«. Für Friederike Manner war nach der Zerrüttung durch die Zeit der Verfolgung und des Exils »Humor« tatsächlich eine schwierige Kategorie. Das Ringen mit ihrem Schicksal und ihren Verletzungen sowie die vergebliche Suche nach einem – auch religiösen – Halt, haben ihr eine Leichtigkeit zu bestimmten Themen verunmöglich. Das scheint auch der Grund zu sein für ihre überraschend heftige Reaktion auf Ulrich Bechers eher harmlos satirische Geschichte *Der Armenhäusler* über den heiligen Josef im Altmännerheim, der mit üblichen Nachreden auf seinen Sohn konfrontiert ist. »Immer mit diesen Fischerkumpanen, arbeitsscheuen Raudaibrüdern ... manche Nacht in der Kneipe durchzecht ... Soll sogar, mit Verlaub, äh, mit Huren an einem Tisch –«. So lauten die Vorwürfe, auf die Bechers Josef jedes Mal etwas derb mit »Halt's Maul«<sup>61</sup> reagiert. Am Ende allein geblieben, liegt »ein witziges müdes, doch listig bescheidwissendes, erinnerungsverliebtes Spitzbubenlächeln«<sup>62</sup> auf seinem Gesicht. »Die Art der Darstellung«, so Manner in einem Leserbrief, müsse »auch den religiös nicht Gebundenen chokieren«<sup>63</sup>, denn die Erzählung zeichne die historische Figur des Gottessohnes »aus dem Blickwinkel eines kleinbürgerlichen Schlaucherls und macht eine ›g'spaßige G'schicht‹ daraus«. Es ist, so weit Manners literaturkritische Arbeiten bisher bekannt sind, der einzige Fall, wo ihre Lebenstragik sie zu einem schwer nachvollziehbaren, vielleicht auch ungerechten Urteil veranlasst hat.

<sup>60</sup> Manner kontra Brehm. In: *Weltpresse*, 25. 3. 1952.

<sup>61</sup> Ulrich Becher: *Der Armenhäusler*. In: *Die Schau. Halbmonatsschrift für Kultur und Politik*, Nr. 7 (1953), S. 7–9, S. 8.

<sup>62</sup> Ebd., S. 9.

<sup>63</sup> Friederike Manner: *Der Armenhäusler oder Literatur von heute*. In: *Die Schau. Halbmonatsschrift für Kultur und Politik*, Nr. 8 (1953), S. 15.

Sharon Weiner

## Leo Perutz – from Celebrated Novelist to Forgotten Author. A Remigration Enigma

### I. Introduction

On March 3, 1938, Leo Perutz wrote in his notebook, »Finis Austriae.«<sup>1</sup> The year would be a caesura for him personally, as for Austria.<sup>2</sup> Perutz, one of the most popular German language authors during the interwar period, fled Vienna for Palestine, where he would remain for the rest of his life. Beginning in 1950 he made annual summer visits to Austria and weighed returning. He went so far as to renounce his Israeli citizenship and reapply for Austrian citizenship, yet never actually moved back to Austria. While the reasons for this remain open to speculation, it is clear that he struggled to reestablish himself in the Austrian postwar literary scene.

In the context of remigration, Perutz is an intriguing case to explore: He simultaneously serves as a study in counterfactuals (could it have been otherwise?), a kind of *Grenzfall* (he neither renounced his connection to Austria nor fully reestablished it) and a curiosity or even paradox (while interest in Perutz has experienced a recent revival catalyzed in large part by Hans-Harald Müller's scholarship, his work is seldom considered among the body of Austrian or exile literature). To address these puzzles I focus on Perutz' life after 1938 and briefly consider one of his last novels, *Nachts unter der Steinernen Brücke*.

Perutz is neither a prominent case study for remigration nor a story of success in exile; after 1938, he had little success other than posthumous. I will argue that he ultimately fell through the cracks of a war-shattered world into obscurity because there was no place for him in the post-war Austrian literary landscape.

---

<sup>1</sup> Hans-Harald Müller: Leo Perutz, Mainacht in Wien. In: Donald G. Daviau (Ed.): Austrian Writers and the Anschluss. Understanding the Past – Overcoming the Past. Riverside, CA 1991, pp. 187–206, p. 187.

<sup>2</sup> Lorenz argues that Austria's »Stunde Null« was not 1945 but 1938: »Hier bricht durch staatliches *fiat* und Gewaltakte wie Bücherverbrennungen, Druckverbote und Zensur die Tradition ab, wird eine neue Scheintradition diktiert, deren Wertvorstellungen freilich bis über die Nachkriegsjahre hinausreichen«. See: Dagmar Lorenz: 1938 – Die Stunde Null. In: Daviau (Ed.), Austrian Writers and the Anschluss, pp. 125–135, p. 132.

## II. Writer without a Home

### A. Life in Exile

At the height of his popularity, Perutz received praise from such diverse contemporaries as Hermann Broch, Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch, Carl von Ossietzky, Kurt Tucholsky, Theodor Adorno, Jorge Luis Borges and Alfred Hitchcock.<sup>3</sup> His life in interwar Vienna was a full one in which he wrote, worked as an actuary until 1923, had a family and enjoyed an active social life. His Stammtisch in Café Herrenhof welcomed not only writers but historians, philosophers, physicists, mathematicians, artists and cabaret performers. The conversations there ranged from politics to higher mathematics, from positivism to mysticism.<sup>4</sup> This vibrant social life, which offered intellectual stimulation as well as an important source of feedback on ongoing projects, was sorely lacking in exile. Perutz' lack of a social circle was the one complaint that never ceased in his letters from Palestine.<sup>5</sup>

To be sure, Perutz had friends with whom he played bridge, and he had loose contact with Max Brod and Arnold Zweig. But he never reproduced his rich social milieu in exile, and the deaths of many other friends and his difficulty writing and publishing contributed to his depressive mood. In a 1945 letter to his friends Annie und Hugo Lifczis, whom Perutz had known since the late 1920s in Vienna, he described dismal working conditions: »Ich habe hier weder Anregungen noch Quellenmaterial, nichts, nicht einmal *einen* Menschen, dem ich meine Geschichten oder Einfälle erzählen könnte.«<sup>6</sup>

In April 1939 Perutz gained some unexpected fame when a major daily newspaper published his novel *Zwischen neun und neun* without permission. He threatened legal action in response, and the stir this created turned him into a small overnight celebrity. His dry sense of humor shows in a letter to Richard A. Bermann: »Schließlich habe ich durch die ganze Sache sehr profitiert, ein normaler Abdruck nach vorhergegangenem Verkauf hätte lang nicht dieses Aufsehen gemacht.«<sup>7</sup> However, this unauthorized publication would be his only publication in Palestine or Israel for over a decade, and his early optimism gradually faded. Perutz soon felt himself a foreign body within Palestine's literary world.<sup>8</sup> Disheartened after being ignored by countless publishers, Perutz wrote to the Lifczis' in an irony-laden 1945 letter that the only thing more miserable than being an obsolete author was to be his literary

<sup>3</sup> Jan Christoph Meister: Leo Perutz (1892–1957). In: Donald G. Daviau (Ed.): Major Figures of Austrian Literature. The Interwar Years 1918–1938. Riverside, CA 1995, pp. 327–353, p. 331, 347.

<sup>4</sup> Hans-Harald Müller: Leo Perutz. München 1992, p. 48.

<sup>5</sup> Ibid., p. 71.

<sup>6</sup> Quoted after ibid., p. 82.

<sup>7</sup> Ibid., S. 72.

<sup>8</sup> Ibid.

agent.<sup>9</sup> Of course, authors in exile typically faced similar problems due to the psychological and practical factors defining their situation: They were forced into an environment where their mother language was obsolete, cut off from the reading audience that constituted their means of making a living, and thrust into an unfamiliar literary publishing environment.<sup>10</sup>

Thanks to help from Annie und Hugo Lifczis in Buenos Aires, Perutz had unusual success in the Latin-American market. Their efforts on his behalf led to translations of several of his books and even films based on his stories. When *Der Meister des Jüngsten Tages* appeared in 1946 it received high praise from Jorge Luis Borges. Indeed, Perutz' success in Latin America is a glowing example of how transnational refugee networks aided exile authors. However, he had still broader vision and dreamed of publishing again in Germany.<sup>11</sup> He also retained a complicated attachment to Vienna and felt a pang when it was bombed in March of 1944. He wrote to a friend: »Man ist mit einem Land oder einer Stadt nie fertig, solange man seine Träume noch dort lokalisiert, und alle meine nächtlichen Träume haben noch immer das Wiener Stadtgebiet, wenn auch phantastisch verzerrt, zu Kulisse.«<sup>12</sup>

### B. Life post-war

As Rommel pressed towards Israel in late 1942 and Tel Aviv and other cities were bombed, friends and family urged Perutz to move to the United States or South America. He showed little interest; indeed, when Rommel was defeated in the second battle of El Alamein he seemed glad of an excuse to politely decline. Given his lack of interest in the Americas, Perutz' two most obvious choices after 1945 were to remain in Israel or return to Vienna.

Upon arriving in Palestine Perutz had resumed working as actuary, which afforded him a decent living and work he enjoyed. However, he was troubled

<sup>9</sup> The 14. 5. 1945 letter reads: »Ich habe mich an Dramaturgen, Regisseure, Übersetzer, an Zeitungen, Iwrith-Verleger und englische Middle-East-Verleger gewendet. Ich bekam nie eine Absage. Aber auch nie eine Zusage, sondern einfach überhaupt keine Antwort. Auch auf Mahnungen nicht. Nur mit Hilfe von Anwaltsbriefen konnte ich die eingesendeten Bücher und Manuskripte zurücklangen, aber auch das nicht immer. In einem Fall z. B. mußte ich mein Buch (es war ›Morgen ist Feiertag‹) aus der Wohnung eines Regisseurs, wo es monatenlang herumgelegen war, durch eine gemeinsame Bekannte stehlen lassen. (Ich mahne ihn übrigens noch heute, wenn ich ihm begegne, und bewundere seinen Einfallsreichtum an Ausreden.) Kurz, es gibt nur etwas, was trost- und hoffnungsloser ist als das Dasein eines überholten Schriftstellers, und das ist, hier sein literarischer Agent zu sein.« Wiebke Skalicky. Literaturagenten in der literarischen Emigration 1933–1945. Beobachtungen zu Rolle und Wirkung. In: Ernst Fischer (Ed.): *Literarische Agenturen: die heimlichen Herrscher im Literaturbetrieb?* Wiesbaden 2001, pp. 101–123, p. 101.

<sup>10</sup> See i.a. *ibid.*, pp. 101–103.

<sup>11</sup> See Müller, Leo Perutz, pp. 84–85.

<sup>12</sup> Quoted after *ibid.*, p. 88.

by the nationalism and patriotism that prevailed in Israel around its founding. He wrote to the Lifczis: »Ich mag auch das Nationalgefühl nicht und auch nicht den Patriotismus, beide sind schuld an jenem Unheil, das seit 150 Jahren über die Welt gekommen ist.«<sup>13</sup> Although Müller paints Perutz' disillusionment with life in Israel as coinciding sharply with the founding of the state, other factors surely contributed to his increasing dissatisfaction. The years living in a foreign land, language and culture with a temporary mindset began to wear on him. He never managed to recreate the stimulating intellectual milieu of his vanished Vienna, nor to feel at home in the dominant *sabra* culture. Israel was not interested in old world European Jewish culture and German language writers were in low demand. Perutz spent the war years hoping for better publishing opportunities once the war ended, but he never managed to gain a solid footing. As more years passed without the hoped-for comeback, he grew bitter about his prospects.

While Israel was not paradise, neither was Austria. Perutz felt understandable trepidation about returning after the war. He wrote in a letter before his first visit: »Ob ich es lange in Wien ertragen werde, weiß ich nicht, denn nicht die Deutschen, sondern die Wiener waren die wahren Pogromisten.«<sup>14</sup> At the same time, he expressed homesickness for Austria and interest in returning. In 1950, he made the first of what would become annual summer visits to Europe and reestablished contact with many old friends. However, the losses of many other friends affected him deeply. A letter to Paul Wiegler captures his painful ambivalence toward post-Holocaust Austria and Germany:

Den meisten meiner Freunde kann ich nicht mehr schreiben. Es ist entsetzlich, wie viele von ihnen, die jünger als ich waren, ich überlebt habe. [...] Ich vergesse das Wien nicht, das einmal war und nie wieder sein wird. Und ich kann Deutschland nicht vergessen, dem ich mich für das, was ich vor 1933 geistig von ihm empfing, für immer verschuldet fühle.<sup>15</sup>

While post-war German and Austrian politics formed dominant themes for many authors in exile, Perutz was seldom politically active. Müller found it difficult to glean any political leaning from his personal papers. His letters mentioning Austria most often concern either the destruction of European Jewry and of his own written testament (his work had of course been banned and burned, so post-war German readers could not obtain his books had they even known of him) or – on the other hand – a nostalgia for Vienna, the Austrian countryside, coffeehouses and culture (in other words, those old-world charms which never ceased to feel like home). He did not appear to take a deep interest in Austria's self-styled rebirth after the war, the divided Germany or the emerging East-West conflict. His primary concern was that any books he published would be able to reach the German market,

<sup>13</sup> Quoted after *ibid.*, p. 91.

<sup>14</sup> Quoted after *ibid.*, pp. 92–93.

<sup>15</sup> Quoted after *ibid.*, p. 90.

and he was infuriated when his own career suffered from post-war anti-Semitism. Yet he apparently managed to value Austria apart from the »Wiener Gesindel« which had supported and perpetrated the genocide and truncated his own literary career.

Perutz wrote in 1946 to Bruno Brehm: »Was mir hier fehlt ist eigentlich nur die europäische Landschaft. Eigentlich wäre mein Lebensproblem gelöst, wenn ich ein kleines Haus bauen könnte, von dessen vorderen Fenstern man die Omarmoschee sieht und von den hinteren den Kahlenberg.«<sup>16</sup> Perhaps in the end, not wanting to uproot again and knowing there was no perfect solution, he compromised by taking turns with each view.

After the war, Perutz managed to find a publisher in Austria, the Linzer Verlag für Belletristik und Wissenschaft, which published new editions of several earlier novels. However, the publisher died in 1948 and the publishing house proceeded to pawn off his books for years, damaging their value. Perutz then returned to his old publisher, Paul Zsolnay, who published new editions of *Der Schwedische Reiter* and *St. Petri-Schnee* in 1950 and 1951, but these sold poorly.

Perutz encountered frustrating difficulties with *Nachts unter der Steinernen Brücke*. He had begun the novel, which for most of its existence bore the working title *Meisl's Gut*, in 1924. After setting it aside for many years, he resumed work in 1943 and completed it in 1951. Paul Zsolnay declined *Meisl's Gut* for two stated reasons: Firstly, the other recently republished novels had sold poorly and secondly, Zsolnay worried about the book's success amid virulent post-war anti-Semitism. Perutz appears to have focused on the second reason and wrote bitterly to the Lifczis': »Zsolnay schont die Empfindlichkeiten jenes Wiener Gesindels, das nicht gerne daran erinnert werden will, daß es Juden gibt, gegen die es sich schlecht benommen hat.«<sup>17</sup> His bitterness could only have grown when his story *Des Kaisers Tisch* was published in 1956 in the Viennese *Presse* omitting all reference to Jews. The editor, Ernst Molden, justified the omissions by saying one had to be very delicate with certain sensibilities.<sup>18</sup>

After Rowohlt and Piper had rejected *Meisl's Gut*, Perutz finally signed a contract with Eugen Kogons Frankfurter Verlagsanstalt in fall of 1952. The novel appeared the following summer with the title of *Nachts unter der Steinernen Brücke* and received excellent reviews.<sup>19</sup> However, Perutz' ill luck with publishers continued as Frankfurter Verlagsanstalt went bankrupt and the book never achieved successful sales.

<sup>16</sup> Ibid., p. 355.

<sup>17</sup> Quoted after ibid., p. 86.

<sup>18</sup> See Hans-Harald Müller: Zur Rezeption des Werks von Leo Perutz. In: Dieter Sevin (Ed.): Die Resonanz des Exils. Gelungene und mißgelungene Rezeption deutschsprachiger Exilautoren. Atlanta 1992, pp. 326–337, p. 327.

<sup>19</sup> See Müller, Leo Perutz, p. 48.

An oft-quoted line from Perutz' letters reads: »Ich bin für Europa ein Forgotten writer.«<sup>20</sup> Written in May 1946, eleven years before the author' death, this lament would apply for the remainder of his life and several decades beyond. In 1954, Friedrich Torberg mentioned the still-living Perutz as one of many authors who had established their literary rank prior to 1938 and had remained abroad either by choice or by necessity, noting, »as much as they all belong to Austrian literature, they do not take part in it anymore.«<sup>21</sup>

### C. »Life after Death«

Perutz cast a shadowy presence in the post-war Austrian literary landscape much like one of his own elusive narrators. He was largely neglected by publishers and literary critics<sup>22</sup> and remained an obscure author for decades, his work appearing only occasionally. It is unsurprising that this neglect occurred in a period when the *Großer Österreichischer Staatspreis* was frequently awarded to writers like Max Mell and Heimito von Doderer who had supported Austro-fascism and/or Nazism. A further disadvantage for Perutz was that while the interest accorded by critics and scholars to Austrian Jewish exile authors (both those who remigrated and those still abroad) often focused on their political positions and/or treatment of the Holocaust,<sup>23</sup> he did not take up post-war political debates and his later novels do not directly portray the Holocaust, although it is certainly between the lines.

Tellingly, during this period of obscurity Perutz was included in a 1969 Piper anthology of German stories, whereupon one reviewer praised the decision to include him as an author who had »undeservedly fallen into oblivion.«<sup>24</sup> A shift occurred in the late 1980s when Zsolnay issued new editions of several of his novels. The turn was solidified in 1989 when Hans-Harald Müller co-ordinated an exhibit on Perutz in Frankfurt and arranged for his Nachlass to be brought from Israel to Frankfurt (German National Library, Exile Collections), enticing literary scholars with never-before-seen materials.<sup>25</sup> The 1994 *German Quarterly* held talk of a »rediscovery« of the master storyteller<sup>26</sup> and

<sup>20</sup> Quoted after *ibid.*, p. 85.

<sup>21</sup> Friedrich Torberg: Austrian Literature since 1927. *Books Abroad*, 28 (1954), No. 10, pp. 15–20, p. 19.

<sup>22</sup> See Müller, *Zur Rezeption des Werks von Leo Perutz*, p. 332.

<sup>23</sup> See Sonja Niederacher: The Myth of Austria as Nazi Victim, the emigrants and the Discipline of Exile Studies. In: *Austrian Studies*, 11 (2003), pp. 14–32, p. 15.

<sup>24</sup> Ulrich Weissstein. Review: *Gesichtete Zeit. Deutsche Geschichten 1918–1933* by Marcel Reich-Ranicki. *Books Abroad*, 44 (1970), No. 3, p. 466.

<sup>25</sup> Annie Zdenek: *Leo Perutz (1882–1957), Nachts unter der steinernen Brücke. Ein Roman aus dem alten Prag* (1953). In: *Recherches germaniques*, 41 (2001), pp. 59–71, pp. 60–61.

<sup>26</sup> Hans Eichner. *Leo Perutz, Meister des Erzählens. Bemerkungen aus Anlaß seiner Wiederentdeckung*. In: *The German Quarterly*, 67 (1994), No. 4, pp. 493–499, p. 495.

by the mid-1990s one could speak of a Perutz comeback. He was featured in Daviau's 1995 collection on major figures of Interwar Austrian Literature. The following year, Werner Berthold, director of the German exile archives, published an essay on Perutz' friendship with Richard A. Bermann (a.k.a. Arnold Höllriegel).<sup>27</sup> Perutz is still not a »must-have« name in anthologies of 20<sup>th</sup> century Austrian literature or exile literature, but he now appears fairly consistently in conferences and publications concerned with 20<sup>th</sup> century Austrian and Austrian-Jewish authors.

Perutz' rediscovery by publishers in particular should be considered within broader trends in the German literary marketplace. Because German publishers own the copyright for much Austrian literature, decisions to re-launch the work of Austrian writers through new editions are often made outside Austria.<sup>28</sup> (Even Zsolnay, although it remains in Vienna, was sold to a West German publisher in the 1980s and is currently owned by Munich-based Carl Hanser Verlag.) This market, perpetually seeking fresh material, periodically turns to Austria. This was the case, for example, when the 1995 Frankfurt Book Fair chose Austria as its main theme and »introduced to a surprised international public the sheer volume and range of literary activity in this small Alpine republic.«<sup>29</sup> In this context, Perutz may have offered an appealing novelty, especially with his brilliant storytelling which was probably undervalued even in the heyday of his popularity.<sup>30</sup>

Perutz' work defies straightforward genre categorization. His tales, which are frequently told by a shadowy first-person narrator who highlights the uncertain nature of the events recounted, often combine intricate historical research with mysterious, magical or unsettling elements. He has at turns been considered a writer of fantasy, detective stories and historical novels. Stephan Berg groups Perutz firmly into the fantastic genre along with Lernet-Holien and Meyrink in his discussion of 20<sup>th</sup> century fantastical literature, arguing rightly enough that Perutz' novels espouse the pessimistic position that history cannot be faithfully reconstructed but can only subjectively constructed for individuals – »und zwar als bedrohliche Vergangenheit, deren Präsenz das Individuum zerstört.«<sup>31</sup> Müller, however, argues against the

<sup>27</sup> Werner Berthold: *Exilliteratur und Exilforschung. Ausgewählte Aufsätze, Vorträge und Rezensionen*. Wiesbaden 1996.

<sup>28</sup> Vgl. Anthony Bushell: Writing in Austria after 1945. In: Katrin Kohl, Ritchie Robertson (Ed.): *A history of Austrian Literature 1918–2000*. Rochester 2006, pp. 163–179, p. 175.

<sup>29</sup> *Ibid.*, p. 177.

<sup>30</sup> Carl von Ossietzky wrote of Perutz in 1925: »Er steht trotz gewissen Erfolgen ein wenig im Schatten [...], denn der Deutsche holt spannende Bücher vornehmlich aus dem Ausland. Der Deutsche erwartet von vornherein nicht von seinen Autoren, daß sie Dichter sein und zugleich unterhaltsam schreiben können.« Quoted after Eichner, Leo Perutz, p. 498.

<sup>31</sup> Stephan Berg: *Schlimme Zeiten, böse Räume. Zeit- und Raumstrukturen in der phantastischen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart 1991, p. 132.

label of fantasy, noting that it is one element but not *the* defining feature of Perutz' stories. Jan Christoph Meister eschews it as well, asserting that his oeuvre »should rather be read and appreciated as an investigation into the possibilities of reinstating the category of ›meaning‹ in a modern world apparently governed by blind coincidence.«<sup>32</sup> The matter will likely remain open for debate given the eclectic nature of Perutz' body of work.

### III. *Nachts unter der Steinernen Brücke*

The last novel Perutz published in his lifetime, *Nachts unter der Steinernen Brücke*, is rich in typical Perutz themes such as philosophical, epistemological, mathematical, historical and mystical explorations. It also embodies the trauma of World War II and the Holocaust and may further be read as expressing the loss of Perutz' European homes.<sup>33</sup> It is of particular interest for this paper because it was completed during Perutz' exile years and its multiple rejections by publishers played a role in Perutz' troubled return to the German-speaking literary world.

The novel consists of fourteen short stories playing out in Bohemia at the turn of the 17<sup>th</sup> century and centering loosely around the historical figures of Rabbi Mordechai Meisl and Kaiser Rudolf II. A forbidden love affair between Rudolf and the Rabbi's wife unfolds in achronological sequence within multiple layers and frames, creating a veritable labyrinth in time. The novel's structure embodies a traumatic aspect in that it tells a fractured tale, as well as an intact aspect in that the narrative tapestry fits elegantly together once one collects the disordered pieces. The final frames, however, undermine its intactness. The book closes with demolition of Prague's Jewish quarter around the year 1900, the anonymous narrator watching as the dust rises and disappears in the wind. His tutor lists the buildings by name: »Das Haus ›Zum Mäuseloch.‹ Das Haus ›Zum linken Handschuh.‹ Das Haus ›Zum Tode.‹ Das Haus ›Zur Pfeffernuß.‹ Und das kleine Haus mit einem sonderbaren Namen, hier in der Gasse, das Häuschen ›Keine Zeit.‹«<sup>34</sup> The unique names suggest references to individuals, as if listing names of the dead. The house »No Time« now has no place, and the physical destruction of Prague's Jewish Ghetto functions as a cipher for the European Jewry that has gone up in smoke. Perutz' decision to encrypt loss in the destruction of unique homes also may signal a wish to address his own lost home(s), mirroring sentiments expressed in so many of his exile letters.<sup>35</sup>

<sup>32</sup> Meister, Leo Perutz, p. 328.

<sup>33</sup> See Zdenek, Leo Perutz, p. 71.

<sup>34</sup> Leo Perutz: *Nachts unter der Steinernen Brücke*. München 2012, p. 261.

<sup>35</sup> He writes, for example, of his distress in Israel after 1945: »So geht es einem, der allzu-viele Vaterländer hat. Ich habe deren drei gehabt, und alle drei wurden mir weg-eskamotiert.« Quoted after Hans-Harald Müller: *Prag*, Wien, Tel Aviv: Zu Leben und

Scholars such as Dagmar Lorenz<sup>36</sup> and Alfred Thomas<sup>37</sup> have rightly connected *Nachts unter der Steinernen Brücke* with Prague's famous Golem legend, and Perutz does tie himself into the rich traditions of Jewish mysticism in 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> century Prague. Yet he is not telling a Golem story and never even mentions the Golem. This reference-without-naming constructs an implicit void, drawing the careful reader's attention to the absence of a rich piece of Habsburg culture and lore.<sup>38</sup> Likewise, the stone bridge and other physical spaces in the novel serve as sites of memory, holy spaces and loci of loss, creating a sense of place at the same time as they are being actively dismantled in the frame story. Like the novel's mysterious first-person narrator, Perutz would have been old just enough to recall Prague's Jewish quarter before its destruction. Written half a century later, during Perutz' exile in a foreign land and following the Shoah, the novel may rightly be viewed as a reflection of multiple traumas compounded by lack of any one true home.

#### IV. Conclusion

Müller, whose 2007 biography is the most comprehensive single secondary source on Perutz as a person and writer, admits he does not have a ready answer to the question of why Perutz never remigrated to Austria. One immediate challenge in finding an answer is that Perutz did not keep extensive journals and did not want his biography to be a lens through which people read his work. As such, his personal testament is sparse. Müller infers that Perutz' steady work as an actuary played a role in his remaining in Israel.<sup>39</sup> Perutz' writing productivity also improved after the war as he was able to complete his final two novels. It is also clear from Perutz' letters that while

Werk von Leo Perutz (1882–1957). In: Der Deutschunterricht; Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung, 5 (2004), No. 3, pp. 30–37, p. 37.

<sup>36</sup> Dagmar Lorenz: Transcending the Boundaries of Space and Culture. The Figures of the Maharal and the Golem after the Shoah – Friedrich Torberg's *Golems Wiederkehr*, Leo Perutz' *Nachts unter der steinernen Brücke*, and Nelly Sachs's *Eli. Ein Mysterienspiel vom Leiden Israels*. In: Dagmar Lorenz, Renate Posthofen (Ed.): Transforming the Center, Eroding the Margins. Essays on Ethnic and Cultural Boundaries in German-Speaking Countries. Columbia/SC 1998, pp. 285–302.

<sup>37</sup> Alfred Thomas: Prague Palimpsest. Chicago, London 2010.

<sup>38</sup> Some of the best-known Golem myths were widely popularized at the fin de siècle amid rising anti-Semitism and emerging Jewish nationalism. Lorenz writes that »the literary and oral tradition of Prague's Rabbi Loew, the Maharal – the exalted one – is as much a part of Habsburg culture as the popular legends about Christian emperors and saints. [...] After the Shoah, the Maharal, the Golem, and Emperor Rudolf II were reconfigured by Jewish authors into paradigms of the destroyed Jewish culture of Central Europe. They became literary devices to examine the Holocaust experience« (Lorenz, Transcending, pp. 287–288).

<sup>39</sup> See Müller, Leo Perutz, pp. 92.

Israel was an imperfect home, Vienna remained full of ghosts. In the end, he settled on a balance that perhaps best met his impossible needs.

Müller's narrative eschews an exegesis on Austrian post-war political forces in favor of detailing the various factors that were important to Perutz on an individual level – language, culture, friendships, ability to publish, ability to work, and inability to feel pleasure in belonging to *any* homeland. Perhaps this less political narrative is a necessary reflection of the fact that Perutz ultimately did not return to Austria and as such could enjoy Europe as a tourist without concerning himself with its political tensions.

A worthy counter-factual question is, what might have happened if Perutz had returned to Vienna? How might he have fit into the emerging post-war literary scene? Perutz was troubled by Austria's lack of interest in its emigrated authors.<sup>40</sup> The Second Republic did not welcome its Jewish exiles back (consider the case of Albert Drach, who faced a protracted legal fight to get his home back and remained on the margins of post-war literary Vienna), and studies on the reception of Austrian authors show that Austrian publishers seldom managed to bring living authors back from obscurity.<sup>41</sup> Perutz' friends and contacts were of an older generation and many were likewise scattered, so his network could be of limited help. While the West German Gruppe 47 offered a literary forum for Austrian authors such as Ilse Aichinger and Ingeborg Bachmann, Eichner notes that the early work of Gruppe 47 was about something very different than »pure« literature without relation to the present, and that most successful post-war novels owed their popularity to volatile contents, be it *Vergangenheitsbewältigung* or East-West conflict or critique of affluent society. This was not what Perutz had to offer, further rendering unlikely any possibility of a »fairytales homecoming«.

Perutz never gave up writing, nor did he cease trying to publish. There was simply little room for him in the post-war literary landscape during his lifetime. His decision to remain in Israel may have represented resignation to this fact while his visits to Austria and Europe offered a means of salvaging what was possible from his former life. In a letter penned shortly after his first trip back to Austria, Perutz wrote the following – and this is notable coming from an author whose work plays extensively with notions of chance and fate: »Vier Wochen lang bin ich als Revenant im Wienerwald, in Simmering und in den alten Gassen des 1. Bezirks herumgegeistert. [...] Wien ist wieder schön geworden. [...] Ich jedoch weiß nicht, ob ich von dem Platz, an den mich das Schicksal blöderweise gestellt hat, desertieren soll und kann.<sup>42</sup>

<sup>40</sup> See *ibid.*, p. 94.

<sup>41</sup> See Eichner, Leo Perutz, p. 498.

<sup>42</sup> Quoted after Müller, Biographie, p. 332.

Françoise Kreissler

## Remigration aus China – Die soziopolitischen Kontexte im Shanghai der Nachkriegszeit (1945–1946)

Seit Mitte der 1970er Jahre wurde die Geschichte der Shanghai-Emigration (1938–1945) aus historischer und populärwissenschaftlicher Perspektive wiederholt thematisiert.<sup>1</sup> Die Problematik der Remigration nach Europa bleibt hingegen bis heute in den wissenschaftlichen Untersuchungen, in der Erinnerungsliteratur und in den meisten Zeitzeugnissen systematisch ausgeblendet. Die AutorInnen gehen ausnahmslos davon aus, dass nach der Vernichtung der Jüdinnen und Juden in Europa, eine Rückkehr nach Deutschland bzw. Österreich nicht mehr in Betracht kam, während gleichzeitig die herannahende »kommunistische Gefahr« jeden Integrationsversuch in China zukünftig ausschloss.

So stellte zum Beispiel David Kranzler, der Initiator der Shanghai-Exilgeschichte, im Epilog seines Buches folgende endgültige Beurteilung auf: »For the German-Jewish refugees, however, the Allied victory could not even reprieve for them a brief return to their homeland, since the full details of the Nazi slaughter of their families made this impossible«<sup>2</sup>. Fast vierzig Jahre später fällt das Urteil der israelischen Historikerin Irene Eber über die Frage nach den Nachkriegsperspektiven für die Shanghai-ExilantInnen ähnlich aus: »Anxieties mounted as the months went by: Where to after Shanghai? Return to Germany? Or Austria? Or Poland? Most had reconciled themselves to there no longer being a ›home‹«<sup>3</sup>. Diese paradigmatischen Aussagen wurden von SpezialistInnen der Emigrationsgeschichte einvernehmlich adoptiert, die für Shanghai-ExilantInnen nach Ende des Krieges im pazifischen Raum keine andere Alternative als die Weiterwanderung in ein Drittland (vornehmlich USA, Australien, Lateinamerika, Kanada, Palästina bzw. Israel) in Betracht ziehen.

---

<sup>1</sup> Hier seien nur zwei grundlegende Buchpublikationen angeführt: David Kranzler: Japanese, Nazis & Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945. New York 1976; Irene Eber: Wartime Shanghai and the Jewish Refugees from Central Europe. Survival, Co-Existence, and Identity in a Multi-Ethnic City. Berlin, Boston 2012.

<sup>2</sup> Kranzler, Japanese, Nazis & Jews, S. 581.

<sup>3</sup> Eber, Wartime Shanghai, S. 189f.

Obwohl die Remigrationsgeschichte seit geraumer Zeit vor allem in Europa aus einer Gesamtperspektive erforscht wird, ist die Thematik der Remigration aus Shanghai bis heute nur ansatzweise wissenschaftlich aufgearbeitet worden, unter anderem auch von österreichischen HistorikerInnen, deren Analyse sich allerdings schwerpunktmäßig auf die Aufnahmebedingungen im Nachkriegsösterreich fokussiert.<sup>4</sup> Diese auf die österreichischen Nachkriegskontexte zentrierte Lesart führt bei den AutorInnen zu folgender übereinstimmender, historisch zutreffenden Feststellung: »Das Verhalten der österreichischen Regierung und Bevölkerung gegenüber den ›Shanghai-Emigranten‹ zählt zu den beschämendsten Kapiteln der österreichischen Nachkriegsgeschichte«.<sup>5</sup>

Die jeweiligen Schlussfolgerungen führen zur naheliegenden Hypothese, dass im Shanghaier Kontext Exil- und Remigrationsgeschichte zwei entkoppelte Forschungsbereiche darstellen, welche das Bild einer *disconnected history* vermitteln. Anhand einer mikro-historischen chronologischen Analyse der Shanghaier Nachkriegskontexte soll hier der Versuch unternommen werden, die historischen Leerstellen nachzuzeichnen, zwischen Herbst 1945, als sich bei Kriegsende die akute Frage nach den Zukunftsperspektiven der Shanghai-ExilantInnen stellte, und Dezember 1946, als die ersten österreichischen RemigrantInnen Shanghai verlassen konnten.

Die bisher von der Shanghai-Exil- beziehungsweise -Remigrationsforschung unberücksichtigte gebliebene Aufarbeitung der Shanghaier soziopolitischen Nachkriegskontexte bietet klärende Anhaltspunkte für eine Gesamtdarstellung der Thematik. Wie bereits angedeutet geben weder wissenschaftliche Publikationen noch Zeitzeugnisse Auskunft über die Umstände, welche Shanghai-ExilantInnen zur Rückkehr in ihre frühere Heimat bewogen. Folglich basieren nachstehende Ausführungen vornehmlich auf der zeitgenössischen Shanghaier Presse sowie auf größtenteils unausgewerteten Archivbeständen, die zur Entschlüsselung dieses noch wenig bearbeiteten Forschungsgebietes wesentlich beitragen könnten.<sup>6</sup>

Mit der Ankündigung der Kapitulation Japans am 15. August 1945 zeichneten sich in der chinesischen Metropole grundlegende militärische, politische und soziale Veränderungen ab, welche das Ende der kolonialen Vorkriegssituation signalisierten. Noch unter der japanischen Besetzung waren die

<sup>4</sup> Siehe z. B. Gabriele Anderl: Der Weg zurück. In: Zwischenwelt, 18 (2001), H. 2/Doppelheft (August), S. 47–53.

<sup>5</sup> Helga Embacher: Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945. Wien 1995, S.123. Siehe auch: Historikerkommission (Hg.): Hannelore Burger, Harald Wendelin: Staatsbürgerschaft und Vertreibung. Vertreibung, Rückkehr und Staatsbürgerschaft. Die Praxis der Vollziehung des Staatsbürgerschaftsrechts an den österreichischen Juden. Wien 2002, S. 106.

<sup>6</sup> Es wurden insbesondere folgende Archive ausgewertet: American Jewish Joint Distribution Committee (New York) [im Folgenden AJJDC]; Archives Nationales (Paris) [AN]; National Archives and Records Administration (Washington D.C.) [NARA]; Österreichisches Staatsarchiv (Wien) [ÖStA]; Shanghaishi dang'anguan (Stadtarchiv Shanghai) [SAS]; United Nations Archives (New York) [UN Archives].

ausländischen Enklaven – Internationale Niederlassung und Französische Konzession – bereits 1943 abgeschafft worden. Ab September 1945 gingen die Kontrolle und die Verwaltung der Stadt an die nunmehr souveräne Republik China über, deren Nationalregierung erstmals seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen chinesischen Bürgermeister (Qian Dajun) ernannte, der die Stadtverwaltung des wiedervereinten Shanghai übernahm. Ab Herbst 1945 waren die chinesischen Behörden allein für Gesetze und Regelungen zuständig, denen sowohl die chinesischen als auch die ausländischen Staatsangehörigen in China unterstanden. Die Bestimmungen der neuen Shanghaier Stadtverwaltung galten auch für staatenlose ExilantInnen (*Stateless Refugees*) aus Mitteleuropa, die bis dahin den Vorschriften der ausländischen Verwaltungen beziehungsweise der japanischen Besatzer unterlagen.<sup>7</sup>

Mit Ende der Ghettoisierung der ExilantInnen im Herbst 1945, welche mit Errichtung der *Designated area* im Stadtteil Hongkou durch die japanischen Besatzungsbehörden im Frühjahr 1943 eingesetzt hatte, unterstanden die *Stateless Refugees* in Shanghai nun ausschließlich den Gesetzen der chinesischen Regierung in Chongqing und der Shanghaier Stadtverwaltung.<sup>8</sup> Auch nach Kriegsende blieb die überwiegende Mehrheit der ExilantInnen auf die finanzielle und materielle Unterstützung durch Hilfsorganisationen angewiesen. Nachdem die vorwiegend aus staatenlosen Juden und Jüdinnen russischer und polnischer Herkunft bestehende lokale Hilfsorganisation, die während der Jahre der Ghettoisierung (1943–1945) zwischen der Exilgemeinde und den japanischen Besatzern vermittelt hatten, aufgrund ihrer Kollaboration mit den Japanern im August 1945 aufgelöst worden war, schaltete sich wieder der *Joint (American Jewish Joint Distribution Committee)* ein. Bereits am 29. August 1945 konnte der aus japanischer Gefangenschaft befreite Vorkriegsvertreter des *Joint* (Manuel Siegel) die ExilantInnen in Hongkou besuchen, bevor in den darauffolgenden Wochen und Monaten die Vertreter der *UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration)* und des *IGCR (Intergovernmental Committee on Refugees)* in China eintrafen.

Schon im Laufe der ersten Unterredung zwischen Manuel Siegel und der neuen chinesischen Stadtverwaltung wurde von chinesischer Seite die Frage aufgeworfen, ob denn die ExilantInnen nicht in ihr Land zurückkehren sollten. Angesichts einerseits des extremen Wohnungsmangels in der Stadt, in die nun hunderttausende chinesische Flüchtlinge aus dem zerstörten Umland strömten, und andererseits der Frage des Status der *Stateless Refugees* war diese erste Kontaktaufnahme mit den Lokalbehörden ein schlechtes Vorzeichen für die Zukunftsperspektiven der ExilantInnen in Shanghai.<sup>9</sup> Beide

<sup>7</sup> Im November 1941 hatte eine NS-Reichsverordnung alle jüdischen ExilantInnen, die sich außerhalb des Reichsgebiets aufhielten, ausgebürgert.

<sup>8</sup> Die chinesische Regierung hatte zwischen 1938 und 1946 ihren Sitz in Chongqing (in der westlichen Provinz Sichuan) und verlegte diesen Anfang Mai 1946 wieder in die frühere Hauptstadt Nanjing.

<sup>9</sup> Die im Dezember 1946 von den Shanghaier Behörden durchgeführte Volkszählung ergab eine Einwohnerzahl von über 4 Millionen Shanghaiern, wovon etwa 65.000 Ausländer

Fragen, die schließlich über das Los der Shanghai-ExilantInnen entscheiden sollten, verursachten innerhalb kürzester Zeit Konfliktsituationen sowohl mit den chinesischen Behörden, als auch mit der lokalen Bevölkerung.

Die regelmäßigen Interventionen der Hilfsorganisationen (*Joint, UNRRA, IGCR*) bei der chinesischen Regierung zugunsten einer Regelung des Status der ExilantInnen führten zu komplexen und langwierigen Verhandlungen und wiesen eindeutig darauf hin, dass China den internationalen Organisationen nicht denselben Status einräumte, wie die von den Alliierten befreiten bzw. besetzten europäischen Länder. Von chinesischer Seite wurden sie als ausländische Organisationen auf chinesischem Boden geduldet, hatten auch die Befugnis ausländische *Displaced Persons* finanziell und materiell zu unterstützen, ihre Handlungsfreiheit wurde jedoch dadurch eingeschränkt, dass die chinesischen Behörden sich als alleinige Kontrollinstanz in Fragen des Status der ExilantInnen verstanden. Schließlich betrachtete sich China als Großmacht, die an der Seite der Alliierten den Krieg gewonnen hatte und als eine der Siegermächte Gründungsmitglied der UNO und permanentes Mitglied des Weltsicherheitsrats war.

Die Spannungen zwischen den chinesischen Behörden und den Vertretern der Hilfsorganisationen fanden bald ihren Niederschlag in der chinesischen Lokalpresse, in der bereits im Herbst 1945 einige Artikel starke Kritik an der »illegalen Einwanderung« der ExilantInnen übten, von denen manche der Kollaboration mit den Japanern beschuldigt wurden. Die chinesische Redaktion der englischsprachigen Zeitschrift *China Critic* initiierte eine heftige Polemik gegen ExilantInnen, die Anlass zu zahlreichen Beschwerden gegeben hatten, und erinnerte daran, dass »the conduct of the refugees themselves has given rise to complaints from almost every side. Even the Japanese [sic], for whom many refugees labored and sweated, came to realize in time that it would be a lesser evil to confine them to one designated quarter than let them work mischief one way or another throughout the city<sup>10</sup>. Diese eigenwillige Interpretation der Ghettosierung der ExilantInnen durch die japanischen Besatzungsmächte im Jahre 1943, deren Motivationen die *China Critic* auf die vermeintliche Kriminalität der ExilantInnen zurückführte, wurde vonseiten vieler Vertriebenen als eine unberechtigte, antisemitische Kritik aufgefasst, die auch bei der Shanghaier angelsächsischen Presse bestürzte Reaktionen hervorrief.<sup>11</sup> Auf die emigranteneindliche Pressekampagne folgte am 4. Oktober 1945 die Einrichtung einer *German Affairs Commission* durch die Shanghaier Stadtverwaltung, wobei anzunehmen ist, dass diese Entscheidung auf Druck der US-Armee fiel, da die amerikanischen Behörden in China auf die Repatriierung der Mitglieder der alteingesessenen auslandsdeutschen Gemeinde

waren, die sich auf 38 Nationalitäten verteilten. *Shanghai tongzhi dashiji* (1943–1948), <http://tieba.baidu.com/p/3342036609> (26. 4. 2015).

<sup>10</sup> The Stateless Refugees. In: *The China Critic* (Shanghai), 27. 9. 1945.

<sup>11</sup> Brief von Howard Levin. In: *The China Critic* (Shanghai), 11. 10. 1945; Anti-Semitism in Shanghai. In: *The China Weekly Review* (Shanghai) [im Folgenden CWR], 10. 11. 1945.

bestanden.<sup>12</sup> Anhand einer minuziösen Fragebogenaktion registrierte die Kommission für deutsche Angelegenheiten alle, meist nationalsozialistisch eingestellten, Shanghai-Deutschen.

Für manch ehemalige Nazi-AktivistInnen<sup>13</sup> folgte anschließend die Überführung in ein Internierungslager in Shanghai, später dann die Zwangsrepatriierung nach Deutschland.<sup>14</sup> Für die ExilantInnen sollte die Einrichtung der Kommission unvorhergesehene Konsequenzen haben, denn sie ließ eigenwillige Interpretationen zu, insofern als ExilantInnen gelegentlich als »Deutsche« eingestuft und von den deutschfeindlichen Bestimmungen betroffen wurden.

Angesichts der exilantenfeindlichen Stellungnahmen mancher Behörden hatte für die internationalen Hilfsorganisationen die Klärung des Status der Emigranten absolute Priorität. Im November 1945 wurde Moses W. Beckelman, außerordentlicher Vertreter des *IGCR*, beauftragt, mit der chinesischen Regierung in Chongqing die Lage der ExilantInnen zu erörtern. Doch bis zu seiner Ankunft im Februar 1946 in der chinesischen Hauptstadt hatte sich die Situation für die ExilantInnen bereits weitgehend zugespitzt. Denn schon wenige Wochen nach der exilantenfeindlichen Pressekampagne und der Gründung der *German Affairs Commission* beschloss die chinesische Nationalregierung in Chongqing einen Erlass, der über das Los der ExilantInnen in China entscheiden sollte. Die Verordnung vom 27. November 1945 (*Regulations for Treatment of German Residents*) bestimmte die Regierungspolitik bezüglich der in China ansässigen Deutschen und gab bekannt, dass die Behörden die Repatriierung der in China ansässigen »Deutschen, Ex-Österreicher und deutschen Juden« ausdrücklich wünschte und plante, mit Ausnahme derer, die vom chinesischen Innenministerium bzw. Außenministerium eine Aufenthaltsgenehmigung ausgestellt bekämen. Die Gleichstellung der ExilantInnen (»deutsche Juden«) mit den in China alteingesessenen – meist nationalsozialistisch eingestellten – Deutschen und ÖsterreicherInnen, wie sie mit dem ab Mitte Dezember 1945 in der Shanghaier Presse veröffentlichten Erlass vorgenommen wurde, konsternierte die Shanghai-ExilantInnen. Für den Exi-

<sup>12</sup> Die Zahl der alteingesessenen Deutschen in Shanghai wurde von der *German Affairs Commission* auf etwa 2.000 geschätzt. <http://www.shtong.gov.cn/node2/node2245/node4530/node22742/node60833/userobject1ai53050.html> (26. 4. 2015).

<sup>13</sup> Das bezieht sich auf »aktive« NSDAP-Mitglieder, die in Shanghai in Presse und Rundfunk NS-Propaganda betrieben haben. Das deutsche Generalkonsulat in Shanghai war seinerseits aktiv an der Ausbürgerung von ExilantInnen beteiligt, indem es auf Anfragen der Gestapo (Wien und Berlin) Informationen über die Shanghai-ExilantInnen weiterleitete. Vgl. Françoise Kreissler: Nationalsozialisten in China. Ein verdrängtes Kapitel der Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen? In: Bettina Gransow, Mechthild Leutner (Hg.): China-Nähe und Ferne. Deutsch-chinesische Beziehungen in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt/M. 1989, S. 265–274.

<sup>14</sup> Die *German Affairs Commission*, die im Sommer 1946 wieder aufgelöst wurde, stand unter Leitung von Yang Yin, einem ehemaligen Mitarbeiter von Siemens China. Vgl. Wolfram Adolphi und Peter Merkel: Deutschland und China 1937–1949. Berlin 1998, S. 542.

lanten Alfred Edel hatte ein neuer Krieg gegen die Shanghai-ExilantInnen eingesetzt:

After all these long years of misery, after so many people have been tortured to death for their religion or for their anti-totalitarian convictions and after so many lives have been sacrificed to win victory for democracy, right now, when those responsible for crimes, torture and persecution face the tribunal, a new war is declared on the Stateless Refugees of German or Austrian origin and the Jews by the Chinese authorities<sup>15</sup>.

Aus dem Brief von Alfred Edel liest sich die Verzweiflung vieler ExilantInnen heraus, die in Shanghai den Krieg zwar überlebt hatten, doch durch die neuen Maßnahmen der chinesischen Regierung nun wieder zur Zielscheibe antisemitischer Angriffe wurden. In seinem Brief an die Herausgeber der *China Weekly Review* brachte Alfred Edel seine Fassungslosigkeit zum Ausdruck: »The gas chambers of Hitlerite Germany may prove to have been a more human solution than the present one of chasing the Jews around the world like criminals«<sup>16</sup>.

Während viele ExilantInnen ihre Empörung, Verzweiflung und Verständnislosigkeit in der Exilpresse aussprachen, versuchte ihrerseits die Redaktion der *China Weekly Review* der Frage nachzugehen, aus welchen Gründen sich die chinesische Regierung veranlasst sah, einen solchen Erlass zu proklamieren, welcher jüdische ExilantInnen mit alteingesessenen Deutschen gleichsetzte, der jedoch weder Angehörige der anderen Achsenmächte noch andere jüdische BewohnerInnen Shanghais betraf. Für die angelsächsische Zeitschrift blieb der Entschluss der chinesischen Regierung schlichtweg unverständlich:

Apart from legal niceties, that as the questions of who is a Jew and who is not; apart from questions of international law, such as to the status of persons who have lost their citizenship by a law of a state that has been occupied by military victors who have cancelled the laws of the conquered country; apart from all these technical details, it is the spirit of the proclamation that sets one thinking. Why has such a proclamation been issued? What may have been the motives of the authorities concerned? [...]. These and numerous other questions are crowding in upon the baffled reader, who tries in vain to disentangle the nice conundrum represented by the recent proclamation. [...]. It is unbelievable, indeed, that tolerant China, of all nations, should start upon a Jew-baiting career [...].<sup>17</sup>

Während in Shanghai die »ausländische« Öffentlichkeit nach Erklärungen für die chinesische Politik gegenüber den ExilantInnen suchte, alarmierte Manuel Siegel umgehend alle Instanzen, die zugunsten der ExilantInnen intervenieren konnten: das US-amerikanische Generalkonsulat in Shanghai, den *Joint* in New York, den Direktor der *UNRRA* in China und die *UNRRA* in Washington.<sup>18</sup> Die internationalen Hilfsorganisationen nahmen den chinesischen Regierungs-

<sup>15</sup> Alfred Edel: Ghost of Hitler. To The Editor. In: CWR, 22. 12. 1945.

<sup>16</sup> Ebd., siehe auch North China Daily News, 17. 12. 1945.

<sup>17</sup> Camps for Jews? In: CWR, 22. 12. 1945.

<sup>18</sup> Manuel Siegel: Bericht an den *Joint* (New York), 19. 12. 1945, AJJDC, AR 3344, Nr.464.

erlass mit Unverständnis zur Kenntnis, und die *UNRRA* verfasste einen sachlichen Kommentar:

The usual practice in other countries has been to make no reference to »refugees« or »Jews« in the law and in practice to exempt refugees from the disabilities imposed on »enemy nationals«. [...] The 27 November Promulgation is likewise the only one of its kind which specifies that refugees shall be repatriated unless they obtain permission to remain in China<sup>19</sup>.

Das von der Regierung in Chongqing angeführte grundlegende Argument wies darauf hin, dass die jüdischen ExilantInnen ohne vorherige Genehmigung der chinesischen Nationalregierung illegal nach Shanghai eingewandert seien und folglich nach Deutschland repatriert werden müssten. Dies umso mehr, so bekundete ein Sprecher des chinesischen Außenministeriums, als die »Umstände«, die sie zur Flucht aus Europa veranlasst hatten, nun nicht mehr vorhanden seien, sodass einer Rückkehr nach Deutschland nichts mehr im Wege stünde.<sup>20</sup> Mit offenkundiger Genugtuung veröffentlichte die Zeitschrift *China Critic* einen zynisch formulierten Artikel, der zur Aufklärung seiner LeserInnen beitragen sollte:

The Jews who entered China without the sanction of the National Government will be repatriated to Germany. The decision, as announced by Mr. Chen Kuo-lien, Director of the Shanghai Office of the Ministry of Foreign Affairs, has given rise to vociferous protests from the Jews and their sympathisers. [...] The Jews affected by the decision are unfortunately German in nationality, even if not in race, and are to be repatriated as any other Germans. [...] Furthermore, those Jews who are not supporters of nazism and who may be granted permission by the Ministry of Foreign Affairs and the Ministry of the Interior will be privileged to remain in this country. If anyone should be found undesirable by the Chinese authorities concerned, the fault must be attributed to himself alone. [...] We are not so callous as to feel no compassion for the sufferings which the Jews have had to endure in the hands of mad rulers, dictators and religious fanatics, but the responsibility cannot be placed at China's doorsteps. Their fate has been sealed not by China but by Germany, and it is the German Nazis whom they should condemn, not the Chinese Government.<sup>21</sup>

<sup>19</sup> Report on Displaced Persons Operation in China, 10. 9. 1946, UN Archives, UNRRA, PAG.4/3.1.0.0.1.5.

<sup>20</sup> China Press (Shanghai), 24. 12. 1945 und Shanghai Herald, 28. 12. 1945.

<sup>21</sup> The *China Critic* (Shanghai), 6. 1. 1946. In der westlichen und chinesischen Geschichtsschreibung bleibt der Regierungserlass vom 27. 11. 1945 bis heute meist unerwähnt bzw. unkommentiert. Ohne darauf näher einzugehen, führt Irene Eber (Wartime Shanghai, S. 193f.) verharmlosend kurz an: »The Chinese government had published an announcement in November 1945 which called for the repatriation of all German and Austrian nationals as enemy aliens, regardless of their refugee status. [...] Although this may have been an inadvertent slip-up [sic] by the Chinese government, to the refugees it was a clear sign that they were no longer welcome in China«. Der Shanghaier Historiker Tang Peiji erwähnt seinerseits in einem seiner Artikel den Regierungserlass und fügt in seinem anschließenden Kommentar hinzu, dass die nach China emigrierten deutschen und österreichischen Juden schließlich »Staatsangehörige eines besiegt Landes« gewesen seien, so dass sich die Repatriierung der ExilantInnen als gerecht-

Als souveräner Staat wollte China selbstverständlich seine Rechte ausüben und den Aufenthalt der AusländerInnen auf chinesischem Boden reglementieren, doch stellte sich für viele die Frage, weshalb Chongqing darauf bestand, die »jüdische Frage« prioritär zu lösen.<sup>22</sup>

Aufgrund dieser Lage beschlossen die jüdischen Gemeinden Chinas schließlich direkt bei der chinesischen Regierung zu intervenieren und ließen Anfang Jänner 1946 dem chinesischen Präsidenten Jiang Jieshi ein Telegramm zukommen, das um die Zurückziehung der ungerechten Proklamation ersuchte, während die Shanghaier ExilantInnen-Organisationen ihrerseits dem chinesischen Außenministerium eine Petition überreichten, die um Klärung des Status der jüdischen ExilantInnen bat und die Hoffnung aussprach, dass keine Zwangsrepatriierung nach Europa erfolgen werde.<sup>23</sup> Parallel zu den Aktionen der jüdischen Gemeinden in China und der Emigrantengemeinde in Shanghai, führte ab Februar 1946 der Sonderbeauftragte des *IGCR*, Moses W. Beckelman, mit hohen Beamten des chinesischen Außenministeriums Gespräche, um die Frage der »illegalen Einwanderung« zu klären. Der Standpunkt seiner GesprächspartnerInnen blieb unverändert: Die ExilantInnen hatten in den Jahren 1938–1940 die damalige Situation ausgenutzt, als für China infolge der japanischen Invasion keine Möglichkeit bestand, seine Rechte durchzusetzen.<sup>24</sup> Auch zeigten sich die Regierungsvertreter zunehmend irritiert durch die zahlreichen durch ExilantInnen eingereichten Proteste und erinnerten daran, dass sich diese keineswegs in Gefahr befänden.

Mit sichtlicher Erleichterung berichtete ab März 1946 die Emigrantenpresse über die Abreise der ersten Shanghai-ExilantInnen. Die Möglichkeit Shanghai zu verlassen wurde somit zur Wirklichkeit. Am 11. März meldete die Zeitung *Shanghai Herald*, dass die Wienerin Betty Kohn zu ihren Kindern nach Bombay gereist war und als erste Exilantin Shanghai verlassen hatte.<sup>25</sup> In den darauffolgenden Tagen berichtete die Emigrantenpresse über die Ausreise von Shanghai-ExilantInnen nach Australien, vorwiegend ÖsterreicherInnen, die zu ihren Familienangehörigen fuhren.<sup>26</sup> Und kurz darauf wurde die Abreise der ersten RemigrantInnen nach Europa bekanntgegeben.<sup>27</sup> Auch wenn bis zum Sommer 1946 nur einzelne ExilantInnen Shanghai verließen,

fertigt erwiesen habe. Tang Peiji: *Youtairen zai Shanghai* (Juden in Shanghai). In: *Shanghai yanjiu luncong* (Papers on Shanghai Studies). 1993/Bd. 8, S. 313–324, S. 322.

<sup>22</sup> Camps for Jews? In: CWR, 22. 12. 1945. Refugee Problems. In: CWR, 5. 1. 1946. Siehe auch Heinz Ganther: Ist das möglich? In: *Die Neue Zeit* (Shanghai), 18. 12. 1945 und Ganther: Wir sind keine Feinde! In: *Die Neue Zeit* (Shanghai), 27. 12. 1945.

<sup>23</sup> Petition an das Ministerium des Äußenen in China. In: *Shanghai Journal/Die Neue Zeit*, 17. 1. 1946.

<sup>24</sup> Summary of Conversation at Chinese Ministry of Foreign Affairs, Chungking, 26. 2. 1946, AN, 43AJ/699.

<sup>25</sup> Erste Emigrantin in Bombay angekommen. In: *Shanghai Herald*, 11. 3. 1946.

<sup>26</sup> 36 Emigranten verlassen Shanghai. In: *Shanghai Herald*, 18. 3. 1946.

<sup>27</sup> Ernst Pollak. Die erste Repatriierung. In: *Shanghai Herald*, 27. 3. 1946.

so bestand doch die Aussicht, der emigrantenfeindlichen Umgebung in absehbarer Zeit zu entkommen.

Ende März 1946 schien sich auch die lokale Situation zu entspannen, als die *German Affairs Commission* die Bestimmungen der Proklamation vom 27. November 1945 etwas abmilderte. Deutsche und österreichische Staatsangehörige, die nicht der Spionage oder der Kollaboration mit den Japanern verdächtigt wurden, durften beim Außen- und Innenministerium eine Repatriierungsdispens oder eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen. Allerdings musste der Antrag, mit Ausnahme von Namen und Adresse des Antragstellers, in chinesischer Sprache abgefasst werden.<sup>28</sup> Doch angesichts der emigrantenfeindlichen Gesetzgebung und der sie begleitenden Schikanen war Anfang des Jahres 1946 die Mehrheit der ExilantInnen bereits darauf eingestellt China zu verlassen, sei es um in ein Drittland zu emigrieren oder nach Deutschland bzw. Österreich zurückzukehren.

Nach Bekanntgabe der neuen Bestimmungen durch die *German Affairs Commission*, welche ExilantInnen und Hilfsorganisationen etwas optimistischer gestimmt hatten, trat schon wenige Tage später ein Ereignis ein, das zweifellos darauf hindeutete, dass es für ExilantInnen in China keine Zukunft mehr gab. Anfang April 1946 drang eine Gruppe von Shanghaier Bewohnern in eine ExilantInnen-Wohnung in der Ward-Road in Hongkou ein und forderte die sofortige Räumung der Wohnung. Durch Intervention von Charles Jordan, der seit Anfang 1946 Manuel Siegel als Vertreter des *Joint* abgelöst hatte, und seines chinesischen Rechtsberaters, konnte der Konflikt vorübergehend beigelegt werden, doch schon in den darauffolgenden Tagen kam es mehrmals zu ähnlichen Angriffen auf ExilantInnen-Wohnungen durch ChinesInnen, die sich als frühere Mieter der Wohnungen ausgaben. Mit Hilfe der chinesischen Polizei gelang es Charles Jordan immer wieder, die besetzten Wohnungen frei zu bekommen, doch war zu befürchten, dass angesichts der in Shanghai herrschenden Wohnungsnot solche Aktionen sich wiederholen würden. Auf Anordnung der *German Affairs Commission* kam es im Laufe des Frühjahrs 1946 auch zur Delegierung einzelner ExilantInnen, die von der Kommission als »Deutsche« eingestuft wurden und als solche ihre Wohnung zu verlassen hatten. Charles Jordan und die MitarbeiterInnen des *Joint* waren immer öfter damit beschäftigt, bei der Stadtverwaltung und den Polizeibehörden Protest gegen die Hausbesetzungen in Hongkou einzulegen. Doch eine Besserung der Lage war kaum abzusehen, nachdem die Shanghaier Behörden und die chinesische Regierung von den Hilfsorganisationen die Abreise der ExilantInnen in den kommenden Monaten forderten.<sup>29</sup> Bereits in den ersten Apriltagen 1946 berichtete Moses W. Beckelman an das *IGCR* nach London über die unerfreulichen Verhältnisse in Hongkou:

As foreigners concentrated for the most part in a small section of a crowded Chinese city, the refugee group has what may be described as a »high index of visibility« and

<sup>28</sup> Notiz Nr. 9 vom 25. 3. 1946: German Affairs Commission, SAS, U78/108.

<sup>29</sup> Charles Jordan: Memorandum an den *Joint*, 4. 5. 1946, AJJDC, AR 3344, Nr. 501.

in the absence of a government to protect their interests, they are naturally in a very exposed situation. Through no fault of their own, and even though there be no active unfriendliness on the part of local or national authorities, their very presence under existing circumstances creates hostility towards them and exposes them to ill-will, insecurity and innumerable daily difficulties.<sup>30</sup>

Die Einschätzung von Beckelman, dass die lokalen und nationalen Behörden »keine aktive Feindseligkeit« an den Tag legten, wurde bald darauf widerlegt, als es zu antisemitischen Demonstrationen kam. Wohnungskonflikte und antisemitische Aktionen in den Straßen Hongkous gehörten nun zum Alltag der ExilantInnen. Die wiederholten Interventionen zugunsten der ExilantInnen wurden seitens der höchsten chinesischen Regierungsinstanzen immer wieder als Einmischung in innerchinesische Angelegenheiten ausgelegt und bewirkten radikale Reaktionen. Im Sommer 1946 wurde schließlich das Büro der UNRRA in Shanghai vom Bürgermeister Wu Guozhen informiert, dass von chinesischer Seite binnen der kommenden sechs Monate die Abreise der europäischen ExilantInnen erwartet wurde, um chinesischen Flüchtlingen Platz zu machen.<sup>31</sup>

Die mehrmaligen betont emigrantenfeindlichen Stellungnahmen sowohl der Shanghaier Stadtverwaltung als auch der chinesischen Nationalregierung ließen für Shanghai-ExilantInnen keinen Zweifel daran, dass sie im Nachkriegs-shanghai unerwünscht waren und sich die Frage der Integration im »Gastland« somit nicht mehr stellte. Mit Unterstützung der internationalen Hilfsorganisationen bemühten sie sich um die Weiterwanderung in ein Drittland bzw. um die Remigration in ihre frühere Heimat. Bis Ende 1946 hofften noch viele ExilantInnen auf eine Weiterreise nach USA und erwarteten Hilfe von den amerikanischen Regierungsbehörden: »Wie auf einen Moses, der die Juden aus Europa aus der Nachkriegswüste herausführen soll, setzen die 15.000 des fernen Osten ihre letzte Hoffnung auf Präsident Truman. Unerwünscht in dieser Stadt, enttäuscht in ihren fieberhaften Anstrengungen ein Land zu finden, in dem sie willkommen sind, haben sie an Präsident Truman appelliert ihnen aus ihrer ›unhaltbaren und verzweifelten‹ Situation herauszuhelfen«.<sup>32</sup> Doch für österreichische ExilantInnen ließ die US-amerikanische Quotenregelung wenig Hoffnung zu, so dass für die ältere Generation, die mehrheitlich ein zweites Exil ausschloss, aber auch für ExilantInnen, deren nicht-jüdische EhepartnerInnen in Österreich bzw. Wien zurückgeblieben waren, die Remigration nach Österreich nahe lag. Auch wenn dies für manche von ihnen keine freiwillige Entscheidung war, so war sie im Hinblick auf die soziopolitischen Nachkriegsverhältnisse in Shanghai nur zu verständlich.

<sup>30</sup> Beckelman: Bericht an das *IGCR* (London), 9. 4. 1946, AN, 43AJ/699.

<sup>31</sup> Ernst Stoeri: Brief an das Bundeskanzleramt (Wien), 17. 7. 1946, ÖStA, AdR, BMfAA, Konsulat Shanghai.

<sup>32</sup> Juden in Shanghai. Appell an Truman um Hilfe für Emigranten. In: *Die Neue Zeit*, 9. 10. 1946.

Am 5. Dezember 1946 konnten die ersten zwei österreichischen ExilantInnen Shanghai verlassen, bevor am 17. Dezember 1946 weitere 37 RemigrantInnen sich nach Wien einschifften, wo sie Ende Jänner 1947 eintrafen.<sup>33</sup>

---

<sup>33</sup> UN Archives, UNRRA PAG.4/1.0.4.0.2.:1.



# Bibliographie

## Wissenschaftliche Literatur

Ableitinger, Alfred, Beer, Siegfried und Staudinger, Eduard G. (Hg.): Österreich unter alliierter Besatzung 1945–1955. Wien u. a. 1998.

Adolphi, Wolfram und Merkel, Peter: Deutschland und China 1937–1949. Berlin 1998.

Adunka, Evelyn u. a. (Hg.): Exilforschung: Österreich. Leistungen, Defizite & Perspektiven. Wien 2015.

Agazzi, Elena und Schütz, Erhard (Hg.): Handbuch Nachkriegskultur. Literatur, Sachbuch und Film in Deutschland (1945–1962). Berlin, Boston 2013.

Åmark, Klas: Att bo granne med ondskan. Sveriges förhållande till nazismen, Nazityskland och Förintelsen. Stockholm 2011.

Andersson, Lars M. und Geverts, Karin Kvist: En problematisk relation? Flyktingpolitik och judiska flyktingar i Sverige 1920–1950. Uppsala 2008.

Arnau, Frank: Der verchromte Urwald. Licht und Schatten über Brasilien. Frankfurt/M. 1956.

Asmus, Sylvia und Eckl, Marlen (Hg.): »... mehr vorwärts als rückwärts schauen ...«. Das deutschsprachige Exil in Brasilien 1933–1945. Berlin 2013.

Aspetsberger, Friedbert, Frei, Norbert und Lengauer, Hubert (Hg.): Literatur der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre in Österreich (Schriften des Instituts für Österreichkunde, Bd. 44/45). Wien 1984.

Assmann, Aleida und Frevert, Ute: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999.

Azuélos, Daniel (Hg.): Alltag im Exil. Würzburg 2011.

Bailer-Galanda, Brigitte: Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung. Die Republik Österreich und das in der NS-Zeit entzogene Vermögen (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 3). Wien, München 2003.

Battistella, Graziano (Hg.): Global and Asian Perspectives on International Migration. Cham u. a. 2014.

Bauer, Gerald M. und Peter, Birgit (Hg.): Das Theater in der Josefstadt. Kultur, Politik, Ideologie für Eliten? Wien u. a. 2010.

Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Hamburg 2005.

Benz, Wolfgang (Hg.): Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration. München 1991.

Benz, Wolfgang und Scholz, Michael F.: Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 22. Stuttgart 2009.

Berg, Stephan: Schlimme Zeiten, böse Räume. Zeit- und Raumstrukturen in der phantastischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1991.

Berger, Heinrich u. a. (Hg.): Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz. Wien 2011.

Berger, Karin und Dimmel, Nikolaus (Hg.): *Vollzugspraxis des »Opferfürsorgegesetzes«. Analyse der praktischen Vollziehung des einschlägigen Sozialrechts*. Wien 2004.

Berger, Karin u. a. (Hg.): *Der Himmel ist blau. Kann sein. Frauen im Widerstand. Österreich 1938–1945*. Wien 1985.

Bergmann, Werner, Erb, Rainer und Lichtblau, Albert (Hg.), *Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt/M., New York 1995.

Bienek, Horst (Hg.): *Werkstattgespräche mit Schriftstellern*. München 1965.

Bischof, Günter, Plasser, Fritz und Maltschnig, Eva (Hg.): *Austrian Lives (Contemporary Austrian Studies, Bd. 21)*. New Orleans, Innsbruck 2012.

Blumesberger, Susanne (Hg.): *Frauen schreiben gegen Hindernisse. Zu den Wechselwirkungen von Biografie und Schreiben im weiblichen Lebenszusammenhang*, Bd. 2. Wien 2010.

Blumesberger, Susanne, Doppelhofer, Michael und Mauthe, Gabriele (Red.): *Handbuch österreichischer AutorInnen jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert*. Hg. von der Österr. Nationalbibliothek. München 2002.

Bolbecher, Siglinde (Hg.): *Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien*. Wien 1995.

Bolbecher, Siglinde und Kaiser, Konstantin (Hg.): *Lexikon der österreichischen Exilliteratur*. Wien 2000.

Boll, Monika und Gross, Raphael (Hg.): »Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«. *Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945*. Frankfurt/M. 2013.

Bollauf, Traude: *Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39*. 2. Aufl., Wien u. a. 2011.

Böttiger, Helmut: *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*. München 2012.

Botz, Gerhard (Hg.): *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*. Frankfurt/M. 2008.

Bovenkerk, Frank: *The sociology of return migration. A bibliographic essay*. The Hague 1974.

Braese, Stephan u. a. (Hg.): *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*. Frankfurt/M. 1998.

Brandstetter, Carina: *Die vertriebenen Studierenden der Universität Wien im Exil in Großbritannien 1938–1945*. Wien 2007. [Dipl.]

Brechtken, Magnus (Hg.): *Life Writing and Political Memoir. Lebenszeugnisse und Politische Memoiren*. Göttingen 2012.

Briegleb, Klaus: *Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage: »Wie antisemitisch war die Gruppe 47?«* Berlin, Wien 2003.

Brinson, Charmian und Dove, Richard: *A matter of intelligence. MI5 and the surveillance of anti-Nazi refugees, 1933–50*. Manchester, New York 2014.

Cancik, Hubert (Hg.): *Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik*. Düsseldorf 1982.

Clemens Krauss-Archiv Wien (Hg.): *Der Prinzipal. Clemens Krauss. Fakten, Vergleiche, Rückschlüsse*. Tutzing 1988.

Cohen, Gerard Daniel: *In War's Wake. Europe's Displaced Persons in the Postwar Order*. Oxford 2012.

Conway, Martin und Gotovitch, José (Hg.): *Europe in Exile. European Exile Communities in Britain 1940–45*. New York, Oxford 2001.

Cull, Nicolas und Culbert, David (Hg.): *Propaganda and Mass Persuasion. A Historical Encyclopedia. 1500 to the Present*. Santa Barbara 2003.

Cziborra, Pascal: *Frauen im KZ. Möglichkeiten und Grenzen der historischen Forschung am Beispiel des KZ Flossenbürg und seiner Außenlager*. Bielefeld 2010.

Dahlke, Birgit, Tate, Dennis und Woods, Roger (Hg.): *German Life Writing in the Twentieth Century*. Woodbridge, Rochester/N.Y. 2010.

Danielczyk, Julia: *Selbstinszenierung. Vermarktungsstrategien des österreichische Erfolgsdramatikers Hermann Heinz Ortner* (Blickpunkte, Bd. 8). Wien 2003.

Daviau, Donald G. (Hg.): *Major Figures of Austrian Literature. The Interwar Years 1918–1938*. Riverside, CA 1995.

Daviau, Donald G. (Hg.): *Austrian Writers and the Anschluss. Understanding the Past – Overcoming the Past*. Riverside/CA 1991.

Denkler, Horst und Prümm, Karl (Hg.): *Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen*. Stuttgart 1976.

Dietze, Carola: *Nachgeholtes Leben. Helmuth Plessner 1892–1985*. Göttingen 2006.

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.): *Erzählte Geschichte. Berichte von Männern und Frauen in Widerstand wie Verfolgung*. Bd. 3: *Jüdische Schicksale – Berichte von Verfolgten*. Wien 1992.

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.): *Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation*. Wien 1992.

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.): *Österreicher im Exil. USA 1938–1945. Eine Dokumentation*. Bd. 2. Wien 1995.

Douer, Alisa und Seeber, Ursula (Hg.): *Wie weit ist Wien. Lateinamerika als Exil für österreichische Schriftsteller und Künstler*. Wien 1995.

Dove, Richard und Wallace, Ian (Hg.): *Vision and Reality: Central Europe after Hitler (The Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies, Bd. 15)*. Amsterdam, New York 2014.

Dreidemy, Lucile: *Der Dollfuß-Mythos. Eine Biographie des Posthumen*. Wien, Köln, Weimar 2014.

Dür, Esther: *Erika Mitterer und das Dritte Reich. Schreiben zwischen Protest, Anpassung und Vergessen*. Wien 2006.

Eber, Irene: *Wartime Shanghai and the Jewish Refugees from Central Europe. Survival, Co-Existence, and Identity in a Multi-Ethnic City*. Berlin, Boston 2012.

Eckl, Marlen: »Das Paradies ist überall verloren.« *Das Brasilienbild von Flüchtlingen des Nationalsozialismus*. Frankfurt/M., Madrid, Orlando 2010.

Ellmauer, Daniela, Michael John und Regina Thumser: »Arisierungen«, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Oberösterreich. Wien, München 2004.

Embacher, Helga: *Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945*. Wien 1995.

Enderle-Burcel, Gudrun (Hg.): *Adolf Schärf. Tagebuchnotizen des Jahres 1952*. Innsbruck 2010.

Oppel, Peter u. a. (Hg.): *Wo die Wuchtel fliegt. Legendäre Orte des Wiener Fußballs. 347. Sonderausstellung des Wien Museums*, Wien 2008.

Eßlinger, Eva u. a. (Hg.): *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*. Berlin 2001.

Eugster, David und Marti, Sibylle (Hg.): *Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa*. Essen 2015.

Fackelmann, Christoph: *Die Sprachkunst Josef Weinhebers und ihre Leser. Annäherungen an die Werkgestalt in wirkungsgeschichtlicher Perspektive*. Bd. 1: *Darstellung (Literaturhistorische Studien. Literatur aus Österreich und Bayern, Bd. XI/1)*. Wien 2005.

Fehler, Anne, Heitz, Raymond und Darras, Gilles (Hg.): *Friedrich Schiller in Europa. Konstellationen und Erscheinungsformen einer politischen und ideologischen Rezeption im europäischen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Heidelberg 2013.

Fetz, Bernhard und Schweiger, Hannes (Hg.): *Die Ernst Jandl Show. Ausstellungskatalog*. St. Pölten 2010.

Filla, Wilhelm: *Von der freien zur integrierten Erwachsenenbildung. Zugänge zur Geschichte der Erwachsenenbildung in Österreich. Ein Studienbuch*. Frankfurt/M. 2014.

Fischer, Ernst (Hg.): *Literarische Agenten – die heimlichen Herrscher im Literaturbetrieb?* Wiesbaden 2001.

Fischer, Ernst: *Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch.* Elbingen 2011.

Fischer, Ernst: *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur.* Auswahl und Nachwort von Karl-Markus Gauß unter Mitarbeit von Ludwig Hartinger. Frankfurt/M. 1991.

Fleck, Christian und Heinrich Berger: *Gefesselt vom Sozialismus. Der Austromarxist Otto Leichter (1897–1973).* Frankfurt/M. 2000.

Frank, Sonja: *Young Austria. ÖsterreicherInnen im britischen Exil 1938–1945. Für ein freies, demokratisches und unabhängiges Österreich.* Wien 2014.

Fritsch, Elisabeth: *Wie die Pharmazie ein Frauenberuf wurde. Materialien zu den in Wien ausgebildeten und berufstätigen Pharmazeutinnen mit Schwerpunkt 1905 bis 1945.* Berlin, Wien 2007.

Fritzsche, Christiane und Johannes Paulmann (Hg.): »Arisierung« und »Wiedergutmachung« in deutschen Städten. Köln, Weimar, Wien 2014.

Fröhwald, Wolfgang und Schieder, Wolfgang (Hg.): *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933–1945.* Hamburg 1981.

Gansel, Carsten und Zimniak, Paweł (Hg.): *Kriegskindheiten und Erinnerungsarbeit. Zur historischen und literarischen Verarbeitung von Krieg und Vertreibung.* Berlin 2012.

Geller, Jay Howard: *Jews in Post-Holocaust Germany, 1945–1953.* Cambridge 2005.

Geverts, Karin Kvist: *Ett främmande element i nationen. Svensk flyktingpolitik och de judiska flyktingarna 1938–1944.* Uppsala 2008.

Ghosh, Bimal (Hg.): *Return Migration. Journey of hope or despair?* Genf 2000.

Goffman, Erving: *The Presentation of Self in Everyday Life.* Edinburgh 1956.

Gordan, Paulus (Hg.): *Um der Freiheit willen. Eine Festschrift für und von Johannes und Karin Schauff zum 80. Geburtstag.* Pfullingen 1983.

Goschler, Constantin: *Wiedergutmachung: Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus 1945–1954.* Wien, München 1992.

Graf, Georg: *Die österreichische Rückstellungsgesetzgebung. Eine juristische Analyse (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 2).* Wien, München 2003.

Graf, Philipp und Gerber, Jan (Hg.): *Überschreibungen – Zur Gedächtnisgeschichte des Holocaust in der europäischen Arbeiterbewegung (Leipziger Beiträge zu jüdischen Geschichte und Kultur, Bd. 9),* Leipzig 2015.

Gransow, Bettina und Leutner, Mechthild (Hg.): *China-Nähe und Ferne. Deutsch-chinesische Beziehungen in Geschichte und Gegenwart.* Frankfurt/M. 1989.

Grenville, Anthony u. a.: *Wien – London, hin und retour.* Wien 2004.

Grossmann, Editha Maria: *Die Problematik des Dazwischenstehens (Monographien und Studien zur Konflikt-Psychologie: Abt. 1, Konflikt-Analyse, Bd. 5).* München u. a. 1967.

Grünzweig, Walter und Seeber, Ursula (Hg.): *Fred Wander. Leben und Werk.* Bonn 2005.

Hafer, Andreas und Wolfgang: *Hugo Meisl oder die Erfindung des modernen Fußballs.* Göttingen 2007.

Haider-Pregler, Hilde und Roessler, Peter (Hg.): *Zeit der Befreiung. Wiener Theater nach 1945.* Wien 1998.

Hall, Murray G.: *Der Fall Bettauer.* Wien 1978.

Hall, Murray G.: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938. Band 2: Belletristische Verlage der Ersten Republik.* Wien, Köln, Graz 1985.

Hammerschmid, Michael und Neundlinger, Helmut: »von einen sprachen.« Poetologische Untersuchungen zum Werk Ernst Jandls. Innsbruck, Bozen 2008.

Hansel, Michael und Rohrwasser, Michael (Hg.): *Kalter Krieg in Österreich. Literatur – Kunst – Kultur*. Wien 2010.

Heiß, Gernot u. a. (Hg.): *Willfährige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938 bis 1945*. Wien 1989.

Heiß, Gernot, Grandner, Margarete und Rathkolb, Oliver (Hg.): *Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945 bis 1955 (Querschnitte, Bd. 19)*. Innsbruck, Wien, Bozen 2005.

Hiebel, Hans H.: *Das Spektrum der modernen Poesie. Interpretationen deutschsprachiger Lyrik 1900–2000 im internationalen Kontext der Moderne. Teil II*. Würzburg 2005.

Hintermaier, Ernst u. a. (Hg.): *Erzbischof Andreas Rohracher. Krieg, Wiederaufbau, Konzil*. Salzburg 2010.

Historikerkommission (Hg.): Hannelore Burger, Harald Wendelin: *Staatsbürgerschaft und Vertreibung. Vertreibung, Rückkehr und Staatsbürgerschaft. Die Praxis der Vollziehung des Staatsbürgerschaftsrechts an den österreichischen Juden*. Wien 2002.

Hiti, Max J.: *Leopold Ungar. Ein Porträt*. Graz 1992.

Hochbruck, Wolfgang u. a. (Hg.): *Achtundvierziger / Forty-Eighters. Die deutschen Revolutionen von 1848/49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg*. Münster 2000.

Hödl, Klaus (Hg.): *Nicht nur Bildung, nicht nur Bürger. Juden in der Populärkultur*. Innsbruck 2013.

Holly, Claudia: *Heimkehrer und Daheimgebliebene. 6 Fallstudien*. Wien 1994 [Dipl.].

Holz, Klaus: *Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung*. Hamburg 2010.

Holzheu, Barbara: *Zurückgekehrt oder nur zu Besuch? Zur Problematik der österreichischen Remigration am Beginn der Zweiten Republik*. Wien 2001 [Dipl.]

Holzner, Johann und Müller, Karl (Hg.): *Literatur der »Inneren Emigration« aus Österreich*. Wien 1998.

Holzner, Johann, Scheichl, Sigurd Paul und Wiesmüller, Wolfgang (Hg.): *Eine schwierige Heimkehr. Österreichische Literatur im Exil 1938–1945*. Innsbruck 1991.

Honold, Alexander (Hg.): *Ost-westliche Kulturtransfers. Orient – Amerika (Postkoloniale Studien in der Germanistik, Bd. 1)*. Bielefeld 2011.

Hovorka, Nikolaus: *Der Kampf um die geistige Wiedergeburt Österreichs*. Wien 1946.

Huber, Andreas: *Rückkehr erwünscht. Im Nationalsozialismus aus »politischen« Gründen vertriebene Lehrende der Universität Wien*. Wien 2015.

Institut für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv (Hg.): *Medien – Politik – Geschichte. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*. Göttingen 2003.

Jabloner, Clemens u. a.: *Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 1)*. Wien, München 2003.

Jablowska, Joanna und Pótrola, Małgorzata (Hg.): *Gegenwart, Debatten, Skandale. Deutschsprachige Autoren als Zeitgenossen*. Lodz 2002.

Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.): *Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen*. Wien 1995.

Karnbaum, Silvia: *Die Kinder der Entwurzelung ... Kehren sie zurück? Beweggründe der jüdischen Nachkommengeneration für eine Re-Migration nach Deutschland*. Herbolzheim 2004 [Dipl.].

Kaukoreit, Volker und Schmidt-Dengler, Wendelin (Hg.): *Otto Basil und die Literatur um 1945. Tradition – Kontinuität – Neubeginn*. Wien 1998.

Kiem, Thomas: *Das österreichische Exil in Schweden 1938–1945*. Innsbruck u. a. 2001.

King, Russell (Hg.): *Return migration and regional economic problems*. London 1986.

Klee, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt/M. 2007.

Knight, Robert (Hg.): »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«. Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–1952 über die Entschädigung von Juden. Wien 2000.

Knobloch, Hans-Jörg und Koopmann, Helmut (Hg.): *Das verschlafene 19. Jahrhundert? Zur deutschen Literatur zwischen Klassik und Moderne*. Würzburg 2005.

Koch, Edita und Trapp, Frithjof (Hg.): *Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse*. Frankfurt/M. 2006.

Koepke, Wulf u. a. (Hg.): *Exil und Remigration (Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 9)*. München 1991.

Koepke, Wulf und Winkler, Michael (Hg.): *Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930 bis 1960 (Studien zur Literatur der Moderne, Bd. 12)*. Bonn 1984.

Kohl, Katrin and Robertson, Ritchie (Hg.): *A History of Austrian Literature 1918–2000*. Rochester 2006.

Kolonovits, Dieter, Burger, Hannelore und Wendeling, Harald: *Staatsbürgerschaft und Vertreibung (Veröffentlichung der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 7)*. München 2004.

Korotin, Ilse (Hg.): *Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen?* Wien 2007.

Korotin, Ilse und Schrottd, Heidi (Hg.), Gertrud Herzog-Hauser (1894–1953). Klassische Philologin, Universitätsdozentin und Schuldirektorin. Wien 2009.

Kos, Wolfgang und Rigele, Georg (Hg.): *Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik*. Wien 1996.

Kos, Wolfgang: *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*. Wien 1994.

Kranzler, David: *Japanese, Nazis & Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945*. New York 1976.

Krauss, Marita: *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945*. München 2001.

Kriegleder, Wynfrid und Pogatschnigg, Gustav-Adolf (Hg.): *Literarische Narrationen der Migration Europa – Nordamerika im 19. Jahrhundert (SealsfieldBibliothek, Bd. 9)*. Wien 2012.

Kriegleder, Wynfrid: *Vorwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855 (Edition Orpheus, Bd. 13)*. Tübingen 1999.

Krohn, Claus-Dieter und Lutz Winckler: *Exilforschung im historischen Prozess*. München 2012.

Krohn, Claus-Dieter (Hg.): *Jüdische Emigration zwischen Assimilation und Verfolgung, Akkulturation und jüdischer Identität*. München 2001.

Krohn, Claus-Dieter und Kohlhaas, Elisabeth (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt 1998.

Kroll, Thomas: *Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956)*. Köln, Weimar, Wien 2007.

Kucher, Primus-Heinz (Hg.): *Erste Briefe / First letters aus dem Exil 1945–1950. (un)mögliche Gespräche; Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils*. München 2011.

Kunzelmann, Heide und Martin Liebscher (Hg.): *Kontinuitäten und Brüche. Österreichs literarischer Wiederaufbau nach 1945*. Oberhausen 2006.

Kuschey, Bernhard: *Die Wodaks – Exil und Rückkehr: eine Doppelbiografie. Jüdische Linke – Wissenschaft und Politik im englischen Exil – Diplomatie für Österreich*. Wien 2008.

Lange, Sigrid (Hg.): Raumkonstruktionen in der Moderne. Kultur – Literatur – Film. Bielefeld 2001.

Lengauer, Hubert (Hg.): »Abgelegte Zeit«? Österreichische Literatur der fünfziger Jahre. Beiträge zum 9. Polnisch-Österreichischen Germanistenkolloquium. Łódź 1990.

Lewinsky, Charles: Ein ganz gewöhnlicher Jude. Berlin 2008.

Lughofer, Johann Georg (Hg.): Ernst Jandl, Interpretationen, Kommentare, Didaktisierungen. Wien 2011.

Lühe, Irmela von der und Krohn, Claus-Dieter (Hg.): Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945. Göttingen 2005.

Lukács, Georg: Der historische Roman. Werke, Bd. 6: Probleme des Realismus III. Neuwied, Berlin 1965.

Maimann, Helene: Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 62). Wien, Graz 1975.

Mainka, Peter Johann: Roland und Rolândia im Nordosten von Paraná. Gründungs- und Frühgeschichte einer deutschen Kolonie in Brasilien (1932–1944/45). São Paulo 2008.

Marschik, Matthias und Müllner, Rudolf (Hg.): »Sind's froh, dass Sie zu Hause geblieben sind«. Mediatisierung des Sports in Österreich. Göttingen 2010.

Marschik, Matthias und Spitaler, Georg: Leo Schidrowitz. Autor und Verleger, Sexualforscher und Sportfunktionär. Berlin 2015.

Martin, Ralf-Peter: Wunschkonten. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May. Königstein/Ts. 1983.

Massey, Douglas S. u. a.: Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium. Oxford 1998.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim 2000.

McClure Zeller, Nancy Anne: Ulrich Becher. A Computer-Assisted Case Study of the Reception of an Exile. Frankfurt/M. u. a. 1983.

McVeigh, Joseph: Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung in der österreichischen Literatur nach 1945 (Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, Bd. 10). Wien 1988.

Meissl, Sebastian, Mulley, Klaus-Dieter und Rathkolb, Oliver (Hg.): Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Wien 1986.

Merritt, Anna J. und Richard L (Hg.): Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys, 1945–1949. Urbana 1970.

Mesner, Maria (Hg.): Entnazifizierung zwischen politischem Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ. Wien, München 2005.

Mettauer, Philipp: Erzwungene Emigration nach Argentinien. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten. Münster 2010.

Metzger, Nicole: »Alles in Szene setzen, nur sich selber nicht.« Der Regisseur Leopold Lindtberg. Wien, Basel 2002.

Meysels, Lucian O.: Der Austro-Faschismus. Das Ende der Ersten Republik und ihr letzter Kanzler. Wien, München 1992.

Mikoletzky, Juliane: Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 23). Tübingen 1988.

Möller, Horst: Aufklärung und Demokratie. Historische Studien zur politischen Vernunft. München 2003.

Möller, Horst: Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933. München 1984.

Moser, Jonny: Demografie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945. Wien 1999.

Muchitsch, Wolfgang: Mit Spaten, Waffen und Worten. Die Einbindung österreichischer Flüchtlinge in die britischen Kriegsanstrengungen 1939–1945. Wien, Zürich 1992.

Muchitsch, Wolfgang: Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation. Wien 1992.

Müller, Hans-Harald: Leo Perutz. München 1992.

Müller, Julian und Wie, Liu (Hg.): Österreich im Reich der Mitte – Österreichische Literatur und China. Wien 2012.

Müller-Salget, Klaus und Scheichl, Sigurd Paul (Hg.): Nachklänge der Aufklärung im 19. und 20. Jahrhundert. Innsbruck 2008.

Münzel, Martin: Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Paderborn 2006.

Müssener, Helmut: Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933. München 1974.

Nawrocka, Irene (Hg.): Im Exil in Schweden. Österreichische Erfahrungen und Perspektiven in den 1930er und 1940er Jahren. Wien 2013.

Neugebauer, Wolfgang: Der österreichische Widerstand 1938–1945. Wien 2008.

Neumann, Bernd: Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie. Frankfurt/M. 1970.

Otruba, Gustav (Red.): Johannes Kepler Universität Linz. Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 1966–1976. Linz 1976.

Otto, Volker und Schlutz, Erhard (Hg.): Erwachsenenbildung und Emigration. Biographien und Wirkungen von Emigrantinnen und Emigranten. Bonn 1999.

Patzelt, Werner J.: Parlamente und ihre Symbolik. Programm und Beispiele institutioneller Analyse. Opladen 2001.

Peiffer, Lorenz und Schulze-Marmeling, Dietrich (Hg.): Hakenkreuz und rundes Leder. Fußball im Nationalsozialismus. Göttingen 2008.

Peter, Birgit und Martina Payr (Hg.): »Wissenschaft nach der Mode«? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943. Wien 2008.

Pfefferle, Roman und Hans: Glimpflich entnazifiziert. Die Professorenschaft der Universität Wien von 1944 in den Nachkriegsjahren. Göttingen 2014.

Pirker, Peter: Subversion deutscher Herrschaft. Der britische Kriegsgeheimdienst SOE und Österreich (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 6). Göttingen 2012.

Polt-Heinzl, Evelyne: Zeitlos. Neun Porträts. Von der ersten Krimiautorin Österreichs bis zur ersten Satirikerin Deutschlands. Wien 2005.

Posch, Herbert und Stadler, Friedrich (Hg.): »... eines akademischen Grades unwürdig«. Nichtigerklärung von Aberkennungen akademischer Grade zur Zeit des Nationalsozialismus an der Universität Wien. Wien 2005.

Posch, Herbert, Ingrisch, Doris und Dressel, Gert: »Anschluß« und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien. Wien 2008.

Posch, Herbert: Akademische »Würde«. Aberkennungen und Wiederverleihungen akademischer Grade an der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert. Wien 2008 [Diss.]

Prutsch, Ursula und Zeyringer, Klaus: Die Welten des Paul Frischauer. Ein »literarischer Abenteurer« im historischen Kontext Wien – London – Rio – New York – Wien. Wien, Köln, Weimar 1997.

Rathkolb, Oliver (Hg.): Der lange Schatten des Antisemitismus. Kritische Auseinandersetzungen mit der Geschichte der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2013.

Rathkolb, Oliver: Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2010. Aktualisierte Neuausgabe. Innsbruck, Wien 2011.

Rathkolb, Oliver: Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik. Wien 1981 [Diss.].

Reisigl, Martin und Wodak, Ruth: Discourse and Discrimination. Rhetorics of racism and anti-Semitism. London, New York 2001.

Reiter, Franz Richard (Hg.): Wer war Leopold Ungar? Wien 1994.

Reiter, Margit: Unter Antisemitismus-Verdacht. Die österreichische Linke und Israel nach der Shoah. Innsbruck, Wien, München 2001.

Reith, Reinhold (Hg.): Die Paris Lodron Universität Salzburg. Geschichte, Gegenwart, Zukunft. Salzburg 2012.

Ritter, Alexander (Hg.): Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung (SealsfieldBibliothek, Bd. 8). Wien 2011.

Röder, Werner und Caplan, Hannah (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration. Band 2. München 1983.

Röder, Werner und Strauss, Herbert A. (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band 1. München 1980.

Röhrlich, Elisabeth: Kreisksys Außenpolitik. Zwischen österreichischer Identität und internationalem Programm (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 2). Göttingen 2009.

Roessler, Peter und Kaiser, Konstantin (Hg.): Dramaturgie der Demokratie. Theaterkonzeptionen des österreichischen Exils. Wien 1989.

Rosenberg, Jakob und Spitaler, Georg: Grün-weiß unterm Hakenkreuz. Der Sportklub Rapid im Nationalsozialismus (1938–1945). Wien 2011.

Rost, Nico: Goethe in Dachau (Bibliothek der verbrannten Bücher). Frankfurt/M. 1983.

Rotschädl, Daniela: Kommunistischer Boulevardjournalismus während der Besatzungszeit am Beispiel des Wiener »Abend« unter der Leitung von Bruno Frei. Wien 1994 [Dipl.]

Ruxandoiu, Liliana (Hg.): Parliamentary Discourse Across Cultures: Interdisciplinary Approaches. Cambridge 2012.

Sammons, Jeffrey L.: Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America. Chapel Hill, London 1998.

Scheuer, Georg: Nur Narren fürchten nichts. Szenen aus dem dreißigjährigen Krieg 1915–1945 (Biografische Texte zur Kultur- und Zeitgeschichte, Bd. 10). Wien 1991.

Schlegel, Armin: Die österreichische Wiedergutmachungs- und Entschädigungsgesetzgebung und -vollziehung nach 1945 im Vergleich der unterschiedlichen Opfergruppen unter besonderer Berücksichtigung der Angehörigen der slowenischsprachigen Minderheit in Kärnten. Wien 2009 [Diss.]

Schmitz, Walter, Fiala-Fürst, Ingeborg und Gruber, Bettina (Hg.): Wissen durch Sprache? Historische und systematische Positionen. Dresden 2014.

Schneider, Dieter Marc: Johannes Schauff (1902–1990). Migration und »Stabilitas« im Zeitalter der Totalitarismen. München 2001.

Schniedewind, Karen: Begrenzter Aufenthalt im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Bremer Rückwanderer aus Amerika 1850–1914. Stuttgart 1994.

Schweiger, Hannes und Nagy, Hajnalka (Hg.): Wir Jandln! Didaktische und wissenschaftliche Wege zu Ernst Jandl. Innsbruck 2013.

Sevin, Dieter (Hg.): Die Resonanz des Exils. Gelungene und mißgelungene Rezeption deutschsprachiger Exilautoren. Atlanta 1992.

Seydel, Heinz (Hg.): Die Judenverfolgung des Dritten Reiches im deutschen Gedicht. Berlin 1969.

Shain, Yossi: The Frontier of Loyalty. Political Exiles in the Age of the Nation-State. Hanover, London 1989.

Siblewski, Klaus (Hg.): A Komma Punkt. Ernst Jandl. Ein Leben in Texten und Bildern. München 2000.

Sigusch, Volkmar und Grau, Günter (Hg.): Personenlexikon der Sexualforschung, Frankfurt/M., New York 2009.

Spalek, John (Hg.): Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. USA, Teil 1. Bern 1989.

Speiser, Wolfgang: Die sozialistischen Studenten Wiens 1927–1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 40). Wien 1986.

Spiel, Hilde (Hg.): Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Autoren, Werke, Themen, Tendenzen seit 1945. Bd. 5: Die zeitgenössische Literatur Österreichs I. Frankfurt /M. 1980.

Sporrer, Maria und Herbert Steiner (Hg.): Rosa Jochmann. Zeitzeugin. Wien, München, Zürich 1983.

Stadler, Friedrich (Hg.): Kontinuität und Bruch. 1938 – 1945 – 1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Münster 2004.

Stadler, Friedrich (Hg.): Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940. 2. Auflage. Münster u. a. 2004.

Stadler, Karl R.: Adolf Schärf. Mensch – Politiker – Staatsmann. Wien 1982.

Stadler, Karl R.: Austrian resistance to German rule and the development of Austrian national aspirations 1938–1945. Nottingham 1969 [Thesis].

Stocker, Günther und Rohrwasser, Michael (Hg.): Spannungsfelder. Zur deutschsprachigen Literatur im Kalten Krieg 1945–1968. Wuppertal 2014.

Stögner, Karin: Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen. Baden-Baden 2014.

Straub, Wolfgang (Hg.): Hans Weigel. Kabarettist – Kritiker – Romancier – Literaturmanager. Innsbruck 2014.

Strauss, Herbert A. u. a.: Die Emigration der Wissenschaften nach 1933. Disziplingeschichtliche Studien. München u. a. 1991.

Szondi, Peter: Schriften I. Hg. von Jean Bollack. Frankfurt/M. 1978.

Tálos, Emmerich u. a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Wien 2000.

Taschwer, Klaus: Hochburg des Antisemitismus. Der wissenschaftliche Niedergang der Universität Wien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien 2015.

Thirring, Walter: Lust am Forschen. Lebensweg und Begegnungen. Wien 2008.

Thomas, Alfred: Prague Palimpsest. Chicago, London 2010.

Thunecke, Jörg (Hg.): Echo des Exils. Das Werk emigrierter österreichischer Schriftsteller nach 1945. Wuppertal 2006.

Troch, Harald (Hg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit (Sozialistische Bibliothek, Abt. 3: Die sozialdemokratische Bewegung, Bd. 4). Wien 1997.

Vansant, Jacqueline: Reclaiming Heimat. Trauma and Mourning in Memoirs by Jewish Austrian Reémigrés. Detroit 2001.

Volkov, Shulamit: Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays. München 2000.

von der Lühe, Irmela und Krohn, Claus-Dieter (Hg.): Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945. Göttingen 2005.

Wagener, Hans: Robert Neumann. Biografie. München 2007.

Wall, Renate (Hg.): Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil 1933–1945. Gießen 2004.

Wallace, Ian (Hg.): Feuchtwanger and Remigration (Feuchtwanger Studies, Bd. 3). Oxford u. a. 2013.

Wangenheim, Bettina von und Metz, Ilseluise (Hg.): Vokabular der Erinnerungen. Zum Werk von Hilde Domin. Frankfurt/M. 1998.

Weber, Fritz: Der Kalte Krieg in der SPÖ. Koalitionswächter, Pragmatiker und Revolutionäre Sozialisten 1945–1950. Wien 1986.

Wellesz, Egon und Wellesz, Emmy: Egon Wellesz. Leben und Werk. Hg. von Franz Endler. Wien, Hamburg 1981.

Wenninger, Florian und Dreidemy, Lucile (Hg.): Das Dollfuß-Schuschnigg-Regime 1933–1938. Vermessung eines Forschungsfeldes. Wien, Köln, Weimar 2013.

Wiegmann, Steffen: Transnationale Perspektiven im 19. Jahrhundert. Studien zum Identitätsbewusstsein politisch motivierter deutscher Auswanderer in die USA. Frankfurt/M. 2014.

Wiesinger-Stock, Sandra, Weinzierl, Erika und Kaiser, Konstantin (Hg.): Vom Weggehen. Zum Exil von Kunst und Wissenschaft (Exilforschung heute, Bd. 1). Wien 2006.

Wilder-Okladek, Friederike: The Return Movement of Jews to Austria after the Second World War. With special consideration of the return from Israel. The Hague 1969.

Wirth, Maria: Christian Broda. Eine politische Biographie (Zeitgeschichte im Kontext, Bd. 5). Göttingen 2011.

Wodak, Ruth und Auer Borea, Gertraud (Hg.): Justice and Memory. Confronting traumatic pasts. An international comparison. Wien 2009.

Wodak, Ruth und Meyer, Michael (Hg.): Methods of Critical Discourse Analysis. London 2001.

Wodak, Ruth: The Discourse of Politics in Action. Politics as Usual. Hounds mills, Basingstoke 2009.

Zoppel, Christina: Linientreue und Liberalität. Die Rezeption der zeitgenössischen österreichischen Literatur im kommunistischen »Tagebuch« 1950–1960. Wien 1995 [Dipl.].

## Beiträge in Zeitschriften

Anderl, Gabriele: Der Weg zurück. In: Zwischenwelt, 18 (2001), H. 2/Doppelheft (August), S. 47–53.

Ausch, Karl: Das London-Büro der österreichischen Sozialisten. In: Die Zukunft, 1970, H. 14, S. 16–19.

Bach, Ulrich F.: Sittengeschichten der Weimarer Republik als kulturgeschichtliche Sammlung. Eduard Fuchs, Leo Schidrowitz und Magnus Hirschfeld. In: Aus dem Antiquariat, NF 12 (2014), H. 3+4, S. 148–155.

Bailer-Galanda, Brigitte: 120 Milliarden Schilling für die NS-Opfer? In: Informationen der GFPA, Nr. 59 (Dezember 1998), S. 1–3.

Berg, Matthew Paul: Reinventing »Red Vienna« after 1945: Habitus, Patronage, and the Foundations of Municipal Social Democratic Dominance. In: The Journal of Modern History, 86 (2014), S. 603–632.

Bolbecher, Siglinde: Otto Binder 1910–2005. Zurückgekehrt, um neue Wege zu gehen. In: Zwischenwelt, 21 (2005), H. 3–4, S. 17–20.

Boyle, Julia u. a.: Ein Lichtblick für Flüchtlinge: Der Tauber Fonds. In: Gedenkdienst. H. 1a (2007).

Cassarino, Jean-Pierre: Theorising return migration. The conceptual approach to return migrants revisited. In: International Journal on Multicultural Societies, 6 (2004), S. 253–279.

Cerase, Francesco P.: Expectations und reality. A case study of return migration from the United States to Southern Italy. In: International Migration Review, 8 (1974), S. 245–279.

Currlé, Edda: Theorieansätze zur Erklärung von Rückkehr und Remigration. In: soFid (Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst) 2006/2 (Migration und ethnische Minderheiten), S. 7–23

Depkat, Volker: Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. In: Geschichte und Gesellschaft, 29 (2003), S. 441–476.

Eichner, Hans: Leo Perutz, Meister des Erzählens. Bemerkungen aus Anlaß seiner Wiederentdeckung. In: The German Quarterly, 67 (1994), H. 4, S. 493–499.

Fleck, Christian: Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 7 (1996), H. 1, S. 67–92.

Fleck, Christian: Wie Neues nicht entsteht. Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 11 (2000), H. 1, S. 129–178.

Fröschl, Thomas und Prutsch, Ursula (Hg.): Österreich und die Amerikas (=Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit, 5 (2005), H. 1).

Gabriel, Eberhard: »Berichte aus dem Irrenhaus« (Reports from the Lunatic Asylum), Vienna 1924. In: Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde, 16 (2010), S. 433–448.

Gavrič, Lisa: Das Fragezeichen Mensch. Erinnerungen an Ravensbrück. In: UTOPIE-kreativ. Diskussion sozialistischer Alternativen, H. 175 (Mai 2005), S. 388–395.

Gmelch, George: Return Migration. In: *Annual Review of Anthropology*, 9 (1980), S. 135–159.

Grüttner, Michael und Kinas, Sven: Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 55 (2007), H. 1, S. 123–186.

Hockerts, Hans Günter: Wiedergutmachung in Deutschland. Eine historische Bilanz 1945–2000. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 49 (2001), H. 2, S. 167–214.

Jilani, Sarah: Writing Exile: Displacement and Arrival in Eva Hoffman's »Lost in Translation« and Edward Said's »Out of Place«. In: *Life Writing*, 12 (2015), H. 1, S. 59–73.

King, Russell: Return migration. A neglected aspect of population geography. In: *Area*, 10 (1978), S. 175–182.

Lang, Birgit: Die Erotik in der Photographie. Zum Habitus von Sexualwissenschaften. In: *LiThEs. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie*, 5 (2010), S. 3–24.

Lin, M. H., Kwan u. a.: Stereotype content model explains prejudice for an envied outgroup: Scale of anti-Asian American stereotypes. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 31 (2005), H. 1, S. 34–47.

Lotter, Konrad: Exil und Rückkehr. Deutsche Philosophie vor nach 1945. In: *Widerspruch*, Nr. 18, Restauration der Philosophie nach 1945 (1990), S. 9–25.

Marschik, Matthias und Spitaler, Georg: Leo Schidrowitz. Propagandist des Wiener Fußballs. In: *SportZeiten*, 8 (2008), H. 2, S. 7–30.

März, Eveline: Familie März und der März 1938. In: *Jüdisches Echo*, 36 (1987), H. Oktober, S. 178–181.

Michels, Thomas: Was wir erstreben. Ein Rückblick und Ausblick. In: *Mitteilungen des Katholischen Universitätsvereins Salzburg N.F.*, 1/1953, S. 3–5.

Mugrauer, Manfred: »Angelegenheit Matejka«. Viktor Matejkas KPÖ-Mitgliedschaft im Spannungsfeld von Konflikt und Freiraum. In: *Zeitgeschichte*, 32 (2005), H. 6, November/Dezember, S. 371–398.

Mugrauer, Manfred: »Privatdomäne« und »regsame geistige Auseinandersetzung«. Viktor Matejka als Herausgeber, Redakteur und Mitarbeiter der kommunistischen Kulturzeitschrift *Tagebuch*. In: *Spurensuche. Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenschaftspopularisierung*, 16 (2005), H. 1–4, S. 90–106.

Müller, Hans-Harald: Prag, Wien, Tel Aviv: Zu Leben und Werk von Leo Perutz (1882–1957). In: *Der Deutschunterricht; Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung*, 5 (2004), H. 3, S. 30–37.

Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil (1933–1950). Ein Abschnitt aus der Geschichte des S. Fischer Verlags. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 53 (2000), S. 1–216.

Neugebauer, Wolfgang und Ganglmaier, Siegwald: Remigration. In: *DÖW-Jahrbuch* 2003, Berlin 2003, S. 96–102.

Niederacher, Sonja: The Myth of Austria as Nazi Victim, the Emigrants and the Discipline of Exile Studies. In: *Austrian Studies*, 11 (2003), S. 14–32.

Olenhusen, Albrecht Götz von: Die »nichtarischen« Studenten an den deutschen Hochschulen. Zur nationalsozialistischen Rassenpolitik 1933–1945. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 14 (1966), H. 2, S. 175–206.

Österreichisch-Schwedische Gesellschaft (Hg.): *Schweden – Österreich*, 11 (1988), H. 2.

Palonen, Kari: Begriffsdebatten und Debattbegriffe. Das parlamentarische Paradigma des Begriffsstreits und -wandels. In: *Zeitschrift für Politische Theorie*, 1 (2010), H. 2, S. 155–172.

Pirker, Peter: Die Rückkehr sozialistischer Exilanten nach Österreich. Exilpolitik – Netzwerke – Nachkriegsintegration. In: *Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies*, 15 (2014), S. 119–156.

Pollmann, Ann-Kathrin: Die Rückkehr von Günther Anders nach Europa. Eine doppelte Nach-Geschichte. In: *Simon Dubnow Institute Yearbook*, 11 (2012), S. 3–23.

Putzschögl, Martin: »Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen«. Die Exilpublizisten des »Austrian Labor Committee« und ihre oft vergeblichen Bemühungen, nach Österreich zurückkehren zu können. In: *medien&zeit*, 22 (2007), H. 4, S. 16–24.

Rathkolb, Oliver: Ludwig Jedlicka. Vier Leben und ein typischer Österreicher. Biographische Skizze zu einem der Mitbegründer der Zeitgeschichtsforschung. In: *Zeitgeschichte*, 32 (2005), H. 6, S. 351–370.

Rombach, Charlotte: Lisa Gavric. Kommunistin und Widerstandskämpferin. In: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 4 (2006), S. 19f.

Sandner, Günther: Hegemonie und Erinnerung. Zur Konzeption von Geschichts- und Vergangenheitspolitik. In: *Austrian Journal of Political Science*, 30 (2001), H. 1, S. 5–17.

Schuschnigg, Kurt von: Die christlich-europäische Universität. In: *Mitteilungen des Katholischen Universitätsvereins* 1957, S. 3–12.

Weissmann, Dirk: Stop making sense? Ernst Jandl et la traduction homophonique. In: *Études Germaniques*, H. 2/2014, S. 289–306.

Wodak, Ruth: Pragmatics and Critical Discourse Analysis. A cross-disciplinary inquiry. In: *Pragmatics & Cognition*, 15 (2007), H. 1, S. 203–225.

## Literatur und Memoiren

Améry, Jean: Jenseits von Schuld und Sühne. Unmeisterliche Wanderjahre. *Örtlichkeiten. Werke*, hg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 2. Stuttgart 2002.

Anders, Günther: Tagebücher und Gedichte. München 1985.

Anders, Günther: Die molussische Katakombe. 2., erweiterte Aufl. Mit Apokryphen und Dokumenten aus dem Nachlaß. Hg. und mit einem neuen Nachwort versehen von Gerhard Oberschlick. München 2012.

Becher, Ulrich: Spiele der Zeit 2. Niemand, Makumba, Mademoiselle Löwenzorn. Berlin, Wien 1968.

Becher, Ulrich: Ich lebe in der Apokalypse. Briefe an die Eltern. Hg. von Martin Roda Becher, Dieter Häner und Marina Sommer. Wien 2013.

Berichte aus dem Irrenhaus. Aufzeichnungen eines durch dreißig Jahre im Wiener Irrenhaus Internierten. Wien 1924.

Berl-Lee, Maria: Schaumwein aus meinem Krug. Wien 1974.

Berl-Lee, Maria: Lieder einer Doppelzunge. St. Michael 1982.

Biernatzki, Johann Christoph: Der braune Knabe, oder die Gemeinden in der Zerstreuung. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Erste vollständige Gesamtausgabe in 8 Bden., Bd. 5–7. Altona 1844.

Binder, Otto: Wien – retour. Bericht an die Nachkommen. 3. Aufl. Wien, Köln, Weimar 2010.

Bock, Rudolf: Gratefully Looking Back. A Doctors Special Journey. Riverside 2002.

Boernstein, Henry: Memoirs of a Nobody: The Missouri Years of an Austrian Radical, 1849–1866. Übersetzt und herausgegeben von Steven Rowan. St. Louis 1997.

Börnstein, Heinrich: Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. Zwei Bände. Leipzig 1881. Bd. 2.

Braunthal, Julius: The Tragedy of Austria. London 1948.

Deutscher, Isaac: Der nichtjüdische Jude. Essays, Berlin 1988.

Domin, Hilde: Das zweite Paradies. Roman in Segmenten. München 1968.

Edvardson, Cordelia: Gebranntes Kind sucht das Feuer. München, Wien 1986.

Fischer, Ernst: Der österreichische Volkscharakter. Wien 1945.

Fischer, Ernst: Wie stehen wir Kommunisten zur Nazifrage? Wien 1945.

Fischer, Ernst: Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945–1955. Wien, München, Zürich 1973.

Fischer, Ernst: Erinnerungen und Reflexionen, Frankfurt/M. 1987.

Frei, Bruno: Israel zwischen den Fronten. Utopie und Wirklichkeit. Wien, Frankfurt/M., Zürich 1965.

Frei, Bruno: Der Papiersäbel. Autobiographie, Frankfurt/M. 1972.

Freundlich, Elisabeth: Die fahrenden Jahre. Erinnerungen. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Susanne Alge. Salzburg 1992.

Gedye, G. E. R.: Fallen Bastions. The Central European Tragedy. London 1939.

Goethe, Johann Wolfgang: Den Vereinigten Staaten. In: Ders., Sämtliche Werke. Letzte Jahre. München, Wien 1997 (Münchener Ausgabe 18/1).

Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Lehrjahre. München, Wien 1988 (Münchener Ausgabe 5).

Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Wanderjahre. München, Wien 1991 (Münchener Ausgabe 17).

Graf, Oskar Maria: Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918–1933, München 1966.

Grossberg, Mimi (Hg.): Österreichisches aus Amerika. Vers und Prosa. Wien 1973.

Grossberg, Mimi (Hg.): Die k. u. k. Armee in der österreichischen Satire. Wien 1974.

Grossberg, Mimi (Hg.): Geschichte im Gedicht. Das politische Gedicht der austro-amerikanischen Exilautoren des Schicksalsjahres 1938. New York 1982.

Hakel, Hermann: Zu Fuß durchs Rote Meer. Impressionen und Träume. Wien 1995.

Haslinger, Josef: Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich, überarbeitete Neuauflage. Frankfurt/M. 1995.

Herz-Kestranek, Miguel, Kaiser, Konstantin und Strigl, Daniela (Hg.): In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Lyrik des Exils und des Widerstands. Wien 2007.

Hochwälder, Fritz: Im Wechsel der Zeit. Autobiographische Skizzen und Essays. Graz, Wien, Köln 1980.

Hölderlin, Friedrich: Lebenslauf. In: Ders.: Gedichte. Hg. von Gerhard Kurz in Zusammenarbeit mit Wolfgang Baumgart. Stuttgart 2000.

Huppert, Hugo und Links, Roland (Hg.): Verlassener Horizont. Österreichische Lyrik aus vier Jahrzehnten. Berlin 1980.

Jung, Jochen (Hg.): Vom Reich zu Österreich. Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich erinnert von Augen- und Ohrenzeugen. Salzburg, Wien 1983.

Kaschnitz, Marie Luise: Tagebücher aus den Jahren 1936–1966. Bd. 2. Hrsg. von Christian Büttrich, Marianne Büttrich und Iris Schnebel-Kaschnitz. Frankfurt/M. 2000.

Kesten, Hermann (Hg.): Ich lebe nicht in der Bundesrepublik. München 1964.

Kienzl, Heinz und Susanne Kirchner (Hg.): Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen. Erinnerungen und Spurensuche. Wien 2002.

Klang, Marcell: Die geistige Elite Österreichs. Ein Handbuch der Führenden in Kultur und Wirtschaft. Wien 1936.

Knaus, Herwig und Leibnitz, Thomas (Hg.): Altenberg bis Zuckerkandl. Briefe an Alban Berg. Liebesbriefe von Alban Berg. Wien 2009.

Kollisch, Eva: Der Boden unter meinen Füßen. Wien 2010.

KPÖ (Hg.) Unsterbliche Opfer: Gefallen im Kampf der Kommunistischen Partei für Österreichs Freiheit. Wien 1946.

Kreisky, Bruno: Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten. Berlin 1986.

Kürnberger, Ferdinand: Der Amerikamüde. Mit einem Nachwort von Hubert Lengauer. Wien, Köln, Graz 1985.

Lenau, Nikolaus: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 5/1. Hg. von Hartmut Steinecke und András Vizkelety in Zusammenarbeit mit Norbert Otto Eke und Karl Jürgen Skrodzki. Wien 1992.

Lieben, Fritz: Aus der Zeit meines Lebens. Erinnerungen. Wien 1960.

Lingens, Ella: Gefangene der Angst. Ein Leben im Zeichen des Widerstandes. Wien u. a. 2003.

Lothar, Ernst: Die Rückkehr. Roman. Salzburg 1949.

Lothar, Ernst: Das Wunder des Überlebens. Erinnerungen und Ergebnisse. 2. Auflage, Hamburg. Wien 1961.

Lothar, Ernst: König Ottokars Glück und Ende. In: Ders.: Macht und Ohnmacht des Theaters. Reden, Regeln, Rechenschaft. Wien, Hamburg 1968.

Manner, Friederike (als Martha Florian): Die dunklen Jahre. Roman. Wien 1948.

Manner, Friederike: Lesen – Aber was? Frankfurt/M., Wien 1955.

Matejka, Viktor: Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen. Wien 1984.

Neumann, Robert: Mit fremden Federn: Parodien. 2 Bde. Desch 1955.

Neumann, Robert: Die Parodien. Gesamtausgabe, Desch 1960.

Neumann, Robert: Ein leichtes Leben. Bericht über mich selbst und Zeitgenossen. Wien u. a. 1963.

Neumann, Robert: Vielleicht das Heitere. Tagebuch aus einem anderen Jahr. München u. a. 1968.

Neumann, Robert: Parodien. Überarbeitete Gesamtausgabe in 3 Bänden. Desch 1969.

Neumann, Robert: Die Puppen von Poshansk. Wien 2012.

Österreichische Volksstimme (Hg.): Die Kommunisten – die treuesten Söhne der Nation. Wien 1946.

Pollak, Susanne: Familientreffen. Eine Spurensuche. Wien 1994.

Raddatz, Fritz J.: Tagebücher. Jahre 1982–2001. Reinbek bei Hamburg 2010.

Rosenstraub, Hazel: Beim Sichten der Erbschaft. Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur. Eine Nacherzählung. Mannheim 1992.

Schidrowitz, Leo: Geschichte des Fußballsportes in Österreich. Wien, Wels, Frankfurt/M. 1951.

Schidrowitz, Leo: Das Bilderbuch von der Fußball-Weltmeisterschaft 1954. Hg. vom Österreichischen Fußballbund, Wien 1954.

Schoeller, Wilfried F. (Hg.): Diese merkwürdige Zeit. Leben nach der Stunde Null. Frankfurt/M. 2005.

Schultz, Hans Jürgen (Hg.): Mein Judentum. Stuttgart 1978.

Schwarz, Vera: Meine roten Großmütter. Politische Aktivität aus der KPÖ ausgetretener/ ausgeschlossener Frauen. Frankfurt/M. u. a. 2010.

Siblewski, Klaus (Hg.): Ernst Jandl. Aus dem wirklichen Leben. Gedichte und Prosa. München 1999.

Siblewski, Klaus (Hg.): Ernst Jandl. Briefe aus dem Krieg 1943–1946. München 2005.

Sonnenschein, Bronia: Victory over Nazism. A Journey of a Holocaust Survivor. Vancouver 2003.

Stadler, Franz (Hg.): Robert Neumann. Mit eigener Feder. Aufsätze. Briefe. Nachlassmaterialien. Innsbruck u. a. 2013.

Strubberg, Friedrich Armand: Bis in die Wildniß. Von Armand. 2. Auflage. [Breslau] 1863, Bd. 4.

Strubberg, Friedrich Armand: Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. Erster Band. Leipzig 1867.

Tidl, Marie: Die Roten Studenten. Dokumente und Erinnerungen 1938–1945. Wien 1976.

Ude, Karl (Hg.): Besondere Kennzeichen. Selbstporträts zeitgenössischer Autoren. München 1964.

Viertel, Berthold: Die Überwindung des Übermenschen. Exilschriften (Studienausgabe, Bd. 1). Wien 1989.

Wander, Fred: Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken. Erinnerungen. München 2009.

Weigel, Hans: Das Land der Deutschen mit der Seele suchend. Zürich 1978.

Weigel, Hans: Eine Bilderbuch-Heimkehr. In: Gerhard Amanshauser, Jochen Jung (Hg.): Vom Reich zu Österreich. Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich erinnert von Augen- und Ohrenzeugen. Salzburg 1983, S. 60–66.

Weinheber, Josef: Sämtliche Werke. Bd. 2. Salzburg 1972.

Zuckmayer, Carl: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt/M. 1966.

## Autorinnen und Autoren

*Karin Bischof*, Lektorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und Redakteurin der *Österreichischen Zeitschrift für Politikwissenschaft*. Forschungsschwerpunkte: Diskursforschung, Integration/(Anti-)Rassismus/Antisemitismus und politische Theorie.

*Marlen Eckl*, Historikerin und Literaturwissenschaftlerin. Wissenschaftlerin am Laboratório de Estudos sobre Etnicidade, Racismo e Discriminação (LEER) der Universidade de São Paulo. Forschungsschwerpunkte: deutschsprachiges Exil in Brasilien, die Geschichte Brasiliens 1933–1945, brasilianisch-jüdische Literatur des 20. Jahrhunderts.

*Desiree Hebenstreit*, Historikerin und Literaturwissenschaftlerin. Seit 2016 Mitarbeiterin am FWF-Projekt »Andreas Okopenko: Tagebücher aus dem Nachlass (Hybridedition)«. Forschungsschwerpunkte: Österreichische Literatur, Literatur und Politik, Begriffsgeschichte, Exil- und Biographieforschung, Editionswissenschaft.

*Dagmar Heißler*, Literaturwissenschaftlerin, Lektorin und Korrektorin. Studium der Ethnologie und Deutschen Philologie an der Universität Wien.

*Nikola Herweg*, Leiterin des Helen und Kurt Wolff Archivs für Exilliteratur im Deutschen Literaturarchiv Marbach; Publikationen zum Thema Exil, Exilliteratur und Gegenwartsliteratur; (Co-)Herausgeberin der Sämtlichen Gedichte Hilde Domin sowie verschiedener Werke Felix Hartlaubs u. a.

*Andreas Huber*, Wissenschafts- und Zeithistoriker, Soziologe. Seit 2013 Universitätsassistent am Institut für Zeitgeschichte, Forschungen zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, insbesondere zur Entnazifizierung der Studierenden und zu den vertriebenen Lehrenden der Universität Wien.

*Katharina Kniefacz*, Wissenschafts- und Zeithistorikerin. Mitarbeiterin Webprojekt »650 plus | Geschichte der Universität Wien« (<http://geschichte.univie.ac.at>) im Archiv der Universität Wien, sowie Mitarbeiterin im Archiv der KZ-Gedenkstätte Mauthausen; Forschungen zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert, Gedenk- und Erinnerungskultur.

*Olena Komarnicka*, Promotion in Deutscher Literaturwissenschaft (2014) an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznan über österreichische Dichterinnen im New Yorker Exil zwischen 1938 und Beginn der 1980er Jahre. Forschungen zur deutschsprachigen Exilliteratur seit 1933.

*Marita Krauss*, Professorin für Europäische Regionalgeschichte sowie Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg; ihre Arbeiten und Herausgeberschaften zum Thema sind Grundlagenwerke der deutschsprachigen Remigrationsforschung.

*Françoise Kreissler*, Univ.-Prof. für chinesische Zeitgeschichte am Institut des Langues et Civilisations orientales (INALCO, Paris). Forschungsschwerpunkte: Chinesische Historiographie zum Zweiten Weltkrieg, Geschichte Shanghais im 20. und 21. Jahrhundert, Emigration nach Shanghai (1933–1949).

*Wynfrid Kriegleder*, a.o. Professor am Institut für Germanistik der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: deutsche und österreichische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, literarische Wechselbeziehungen zwischen dem US-amerikanischen und dem deutschsprachigen Raum.

*Marion Löffler*, Forschungsassistentin im FWF-Projekt »Antisemitism as a political strategy and the development of democracy« und Lehrbeauftragte am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Schwerpunkte: Demokratie- und Staatstheorien, politikwissenschaftliche Geschlechterforschung sowie fiktionale Literatur in der politischen Ideengeschichte.

*Matthias Marschik*, Kulturwissenschaftler und habilitierter Historiker, Lehrbeauftragter an den Universitäten Wien, Salzburg und Klagenfurt. Derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität für Angewandte Kunst im FWF-Projekt »Jüdische Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit«.

*Christoph Mentschl*, Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Wien. Langjährige Tätigkeit am Institut Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, seit 2012 am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien beschäftigt.

*Philipp Mettauer*, Mitarbeiter des Oral History-Forschungsprojekts »ÖsterreicherInnen im Exil: Argentinien 1938–1945«. Seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für jüdische Geschichte Österreichs in St. Pölten. Forschungsschwerpunkte: Nationalsozialismus und Shoah im Familiengedenknis, die Zwangsumsiedlung in jüdische Sammelwohnungen in Wien 1938–1942 sowie die »Heil- und Pflegeanstalt« Mauer-Öhling in der NS-Zeit.

*Irene Nawrocka*, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung, Österreichisches Biographisches Lexikon), Exilforscherin und Verlagshistorikerin; Publikationen zu Exilliteratur, Exilverlagen und zum österreichischen Exil in Schweden.

*Alexander Pinwinkler*, Dozent für Zeitgeschichte an der Universität Wien und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Wissenschafts- und Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschichte Österreichs bzw. des österreichischen legitimistischen Exils im Nationalsozialismus.

*Peter Pirker*, Institut für Staatswissenschaft, Universität Wien. Co-Projektleiter des WWTF-Projekts »Politics of Remembrance and the Transition of Public Spaces«. Forschungen und zahlreiche Publikationen zu Nationalsozialismus, Widerstand, Exil, Vergangenheits- und Geschichtspolitik.

*Evelyne Polt-Heinzl*, Literaturwissenschaftlerin und Ausstellungskuratorin. Publikationen vor allem zur österreichischen Literatur um 1900, der zwanziger Jahre und der Nachkriegszeit, Frauenliteratur, Lesekultur und Buchmarkt sowie kulturwissenschaftliche Motivuntersuchungen.

*Herbert Posch*, Zeit- und Wissenschaftshistoriker und Museologe, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien; Forum »Zeitgeschichte der Universität Wien«; Forschungsarbeiten zu Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftskommunikation, Biografie- und Exilforschung, Erinnerungspolitik, u. a.

*Katharina Prager*, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte und Theorie der Biographie in Wien sowie der Handschriftensammlung der Wienbibliothek, Monographien zu Salka und Berthold Viertel.

*Kerstin Putz*, Mitarbeiterin des FWF-Projekts »Günther Anders: Medienästhetik und intellektuelle Netzwerke« am Literaturarchiv und im Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek.

*Margit Reiter*, Dozentin für Zeitgeschichte, lehrt und forscht an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Nationalsozialismus, Exil in Shanghai, Linker Antisemitismus und Israel-Kritik, Antiamerikanismus, NS-Nachgeschichte.

*Peter Roessler*, Professor für Dramaturgie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, Max Reinhardt Seminar. Arbeiten zu Theater und Literatur; Dramaturgie, Regie und Schauspielkunst, Exil- und Nachkriegstheater, Rückkehr, Fragen des zeitgenössischen Theaters.

*Ulrike Schneider*, Mitarbeiterin am Institut für Germanistik/Jüdische Studien und Religionswissenschaft an der Universität Potsdam, Redaktionsmitglied der Zeitschrift »Argonautenschiff« der Anna-Seghers-Gesellschaft; Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: deutsch-jüdische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, deutsch-deutsche Nachkriegsliteratur, Exil- und Holocaustliteratur, Zeitzeugenschaft und Erinnerungsdiskurse.

*Günther Stocker*, assoziiertes Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Leseforschung, Literatur und Medien, Literatur des Kalten Krieges, moderne österreichische Literatur.

*Wolfgang Straub*, Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Wien, 2014–2016 Leiter eines Forschungsprojekts zu den Exil- und Remigrationsnetzwerken des Kritikers und Schriftstellers Hans Weigel, seit 2015 Mithg. der kommentierten Gesamtausgabe der Prosawerke Werner Koflers.

*Katja Stuckatz*, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Göttingen. Zuletzt erschienen: *Ernst Jandl und die internationale Avantgarde. Ein Beitrag zur modernen Weltdichtung* (Berlin/Boston 2016). Forschungsschwerpunkte: internationale Avantgardeforschung, Poetologie literarischer Mehrsprachigkeit, Forschung zum Goethe-Nationalmuseum als kulturpolitischer Erinnerungsort.

*Sharon Weiner*, Dissertantin der Germanic Studies an der University of Illinois, Chicago.

# Personenregister

Abelis de Hacker (Hacker), Eva 113–115  
Abs, Hermann Josef 68  
Acht, Peter 142  
Ackermann, Manfred 271  
Adamovich, Ludwig 220  
Adenauer, Konrad 66, 88, 89  
Adler, Friedrich 262, 263, 265, 270, 289  
Adler, Victor 289  
Adorno, Theodor W. 70, 321, 322, 340  
Aichinger, Ilse 46, 74, 120, 180, 348  
Altenburger, Erwin 196, 197  
Altschul, Heinz 63, 68, 69, 75, 76  
Åmark, Klas 278  
Améry, Jean 10, 121, 180  
Amonesta, August Emil 98  
Anders, Günther (geb. Günther Stern) 120, 313–323  
Andersch, Alfred 186, 188  
Apotheker, Léo 115  
Arendt, Hannah 313, 318, 320, 322  
Arnau, Frank 83–85  
Arruda, Ivo 89  
Artmann, H. C. 120  
Arzt, Leopold 220, 223  
Assmann, Aleida 204  
Bachmann, Ingeborg 47, 180, 348  
Back, Marcel 239, 240  
Bailer-Galanda, Brigitte 206  
Barber, Alfred 240  
Barnes, Carman 95  
Basil, Otto 151, 158–160  
Bauer, Helene 289  
Bauer, Otto 262, 288, 289  
Bauman, Zygmunt 192, 201  
Bayer, Konrad 120  
Becher, Johannes R. 183, 186, 189  
Becher, Ulrich 80, 81, 83, 88  
Beckelman, Moses W. 353, 356–358  
Becker, Franziska 183  
Beethoven, Ludwig van 10  
Beneš, Edvard 25  
Benjamin, Walter 314  
Berber, Anita 95  
Berg, Alban 98, 104  
Berg, Helene (geb. Nahowski) 98  
Berg, Matthew Paul 258, 267  
Berg, Stephan 345  
Bergengruen, Werner 334  
Berl, Arthur 55–58  
Berl, Gunda 55, 57, 58  
Berl-Lee, Maria 55–62  
Bermann, Richard A. (Arnold Höllriegel) 340, 345  
Bernhard, Thomas 51, 120  
Bernstein, Charles 131  
Berthold, Werner 345  
Bettauer, Hugo 95  
Bieneck, Horst 183  
Biernatzki, Johann Christoph 33  
Bihalji, Elisabeta (geb. Ascher) 334  
Bihalji-Merin, Oto 334  
Binder, Anni (Anna) 284  
Binder, Hermine 281  
Binder, Lennart 284  
Binder, Margit (verh. Fischer) 284  
Binder, Otto 275, 281, 284, 288  
Bingen, Hildegard von 95  
Bismarck, Otto 40  
Bloch, Iwan 105  
Bock, Rudolf 241, 242  
Boehlich, Walter 73  
Boernstein, Heinrich 38–41  
Böhm, Johann 196, 252  
Böhm, Karl 147  
Böhm, Klara 288  
Böhm, Paul 288, 290  
Böhm, Tomas 288  
Bohrer, Karl-Heinz 187  
Bolbecher, Siglinde 16, 284  
Bonaparte, Napoleon 165, 166  
Borges, Jorge Luis 340, 341  
Bovenkerk, Frank 12  
Brahms, Johannes 154  
Brandt, Willy 21, 23  
Brantings, Hjalmar 289  
Brauchbar, Elisabeth 325  
Brauchbar-Manner (auch: Manner), Friederike 325–338

Brauchbar, Georg 325  
 Brauchbar, Hans 325, 326, 331, 334  
 Braunthal, Julius 265, 266  
 Brecht, Bertolt 13, 14, 140, 186, 306  
 Brehm, Bruno 148, 337, 343  
 Brehm, Doris 139  
 Brentano, Heinrich von 87  
 Briegleb, Klaus 186, 188  
 Brill, David 241  
 Brill, Ludwig Heinrich (Henry L. Brill) 241  
 Broch, Hermann 340  
 Brod, Max 179, 340  
 Broda, Christian 244, 247–249, 252, 253  
 Bronnen, Arnolt 337  
 Brügel, Fritz 289  
 Brunner, Karl 212  
 Brunngraber, Rudolf 336  
 Büchner, Georg 334  
 Buttlinger, Joseph 262, 263  
 Camus, Albert 328  
 Carossa, Hans 336, 337  
 Celan, Paul 120, 121  
 Chaimowicz, Thomas 296  
 Chen Kuo-lien 355  
 Christie, Agatha 95  
 Claudel, Paul 174  
 Crane, Hart 127  
 Csokor, Franz Theodor 139, 144, 174  
 Cummings, E. E. 122  
 Currle, Edda 11  
 Czermak, Wilhelm 220  
 Czernetz, Karl 196, 197, 246, 260, 271, 272  
 Dax, Gertrude 338  
 de Cilia, Rudolf 204  
 Degenfeld-Schonburg, Ferdinand 220  
 Depkat, Volker 45  
 Desch, Kurt 181  
 Deutsch, Ernst 174  
 Deutsch, Julius 269, 270, 314  
 Dietze, Carola 70, 72  
 Doderer, Heimito von 344  
 Dollfuß, Engelbert 178, 217, 219–221, 224, 229, 291, 292, 298, 327  
 Domin, Hilde 63, 73–77, 120  
 Dor, Milo 120  
 Dove, Richard 14  
 Drach, Albert 348  
 Drimmel, Heinrich 295, 333  
 Droste, Sebastian 95  
 Eber, Irene 349  
 Eckstein-Diener, Bertha 326  
 Edel, Alfred 354  
 Edvardson, Cordelia 72  
 Ehrenburg, Ilja 140  
 Ehrenhaft, Felix 226, 227  
 Eichmann, Adolf 249  
 Eichner, Hans 348  
 Eigruber, August 154  
 Eisenhower, Dwight D. 67  
 Eisler, Hanns 140  
 Eliot, T. S. 127  
 Ellmann de Velten, Liselotte 112  
 Embacher, Helga 257  
 Enderle-Burcel, Gertrude 266  
 Engel-Jánosi, Friedrich 227, 228, 298, 300  
 Engels, Friedrich 38, 310  
 Ernst, Melanie (Mela) 282, 283  
 Feigl, Friedrich 228  
 Felix, Herbert 279  
 Felmayer, Rudolf 158  
 Figgdr, Walter 275, 284, 285  
 Figl, Leopold 159, 205  
 Firner, Walter 144  
 Fischer, Ernst 136–139, 149, 157, 164, 165, 189, 194, 212, 213, 215, 220, 284  
 Fischer, Ernst (Buchwissenschaftler) 180  
 Fleck, Christian 15, 221  
 Forand, Aime J. 295  
 Frank, Josef 281  
 Frank, Leonhard 180  
 Franz I. von Österreich 39  
 Franz Joseph I. von Österreich 98  
 Franzos, Karl Emil 329  
 Frei, Bruno (geb. Benedikt Freistadt) 49, 136, 137, 139, 141, 142, 149, 151, 189  
 Freud, Sigmund 143  
 Freudenfeld, Vera (verh. Armstrong) 234, 235  
 Freundlich, Elisabeth 51, 314, 316, 317, 319, 322  
 Fried, Erich 121, 140, 151  
 Friedell, Egon 94  
 Friedenbach, Felix 110  
 Friedenthal, Richard 189  
 Friedmann, Berta (verh. Regner) 236  
 Friedmann, Hans 236  
 Friedmann, Regina (verh. Stadler) 234, 244, 245  
 Frisch, Justinian 285

Frisch, Max 35  
Frisch, Otto 285  
Frischauer, Paul 80  
Frost, Robert 127  
Fuchs, Albert 142  
Fučík, Julius 157  
Funder, Friedrich 298  
Fürnberg, Louis 140  
Fürth, Vera (verh. Kreisky) 286  
Gavrič, Lisa 282, 283, 288  
Gehlen, Arnold 72, 321  
Gerö, Josef 101  
Gielen, Josef 167  
Giller, Monika 102  
Giller, Viktoria 93, 100, 102  
Glaser, Hugo 139  
Gmelch, George 11  
Gödel, Kurt 228  
Goebbels, Joseph 178, 336  
Goethe, Johann Wolfgang 32, 33, 40, 93, 100, 334  
Goldschmidt, Hans 139  
Goodman, Benny 10  
Gorbach, Alfons 193, 196  
Gordan, Paulus 90  
Görgen, Hermann Mathias 80, 85, 88–90  
Göring, Hermann 48  
Gorki, Maxim 140, 174  
Goschler, Constantin 203  
Goyert, Georg 183  
Graf, Oskar Maria 96, 179  
Grass, Günter 187  
Gredler, Willfried 197  
Grillparzer, Franz 164–166, 168, 174  
Grimm, Kurt 271  
Grimm, Reinhold 158  
Grossberg, Mimi 59  
Grosz, George 81  
Gumplowicz, Helene (verh. Landau, verh. Bauer) 288  
Günther, Otto 306  
Habe, Hans 181, 189, 337  
Habsburg, Otto 55, 296  
Hacker (Abelis de Hacker), Eva 113–115  
Hacker, Fritz 113, 114  
Hacker, Hans 108  
Hacker, Jorge 114  
Hacker, Walter 264, 266–268, 272  
Hahn, Betty 286  
Hahn, Erich 286  
Hahn, Kurt 275, 285, 286  
Haider, Jörg 113  
Hakel, Hermann 51, 121, 151–153, 158, 160  
Hamsun, Knut 334  
Hannak, Jacques 268, 269  
Hantsch, Hugo 251  
Hanzlik, Schella 272  
Harand, Irene 293  
Harrison, Geoffrey 265  
Haupt, Herbert 198  
Hauptmann, Gerhart 334  
Hauser, Carry 129, 226  
Hausmann, Raoul 121  
Havel, Vaclav 25  
Hecht, Rudolf 96  
Heer, Friedrich 137  
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 169  
Heidegger, Martin 313  
Heine, Heinrich 38  
Heine-Geldern, Robert 227  
Heinrich, Kurt 108  
Heinrich, Rudolf 116  
Heinz, Wolfgang 53, 166  
Helmer, Oskar 193, 194  
Hemingway, Ernest 122  
Hengerer, Evelyn 179  
Hershman, Stella 110  
Herzog-Hauser, Gertrud 225, 226  
Heß, Rudolf 48  
Hesse, Hermann 327  
Hildebrand, Dietrich 228  
Hildesheimer, Wolfgang 72, 73, 75, 76  
Hindels, Josef 275  
Hintermayer, Franz 288  
Hirschfeld, Magnus 95, 96, 105  
Hitchcock, Alfred 340  
Hitler, Adolf 71, 109, 151, 159, 160, 165, 171, 178, 184, 185, 188, 208, 246, 262, 280, 282, 285, 291, 297, 303, 307–309, 311, 316, 317, 326, 328, 333, 334, 335, 337  
Hochwälder, Fritz 170–174  
Hockerts, Hans Günter 203  
Hoegner, Wilhelm 23  
Hoff, Hans 227  
Hoffmann, Johannes 80, 88, 89  
Holböck, Carl 297, 298  
Hölderlin, Friedrich 334  
Holgersen, Alma 336  
Höllerer, Walter 187  
Hollitscher, Walter 53, 139, 143, 150, 151, 157, 158, 235  
Holz, Klaus 192

Holzner, Johann 15  
 Honner, Franz 194, 196  
 Horkheimer, Max 70  
 Horn, Otto 139, 155  
 Hubalek, Felix 329, 332  
 Huppert, Hugo 139, 151, 154–157  
 Hurdes, Felix 220, 295, 329  
 Husserl, Edmund 70, 313  
 Illie, Cornelia 198  
 Issatschenko, Alexander 225  
 Jabloner, Kurt H. 140  
 Jacobsson, Malte 280  
 Jandl, Ernst 17, 119–131  
 Jandl, Victor (Vater Jandls) 122  
 Jedlicka, Ludwig 248–251  
 Jeidels, Otto 68, 75, 76  
 Jelinek, Elfriede 51  
 Jelinek, Stephan 228  
 Jelusich, Mirko 148  
 Jens, Walter 73  
 Jensen, Fritz 139  
 Jettmar, Heinrich 227  
 Jiang Jieshi 356  
 Jirgal, Ernst 158  
 Jonas, Hans 316, 320  
 Jordan, Charles 357  
 Jungk, Robert 320, 321  
 Kahler, Erich 319  
 Kaiser, Konstantin 16  
 Kalmar, Rudolf 309  
 Kaltenbrunner, Ernst 48  
 Kamitz, Reinhard 196  
 Karajan, Herbert 147  
 Karnbaum, Silvia 116, 117  
 Karl I. von Österreich 291  
 Kaschnitz, Marie Luise 77  
 Kastanek de Katz, Maria 109  
 Katz, Henry William 66  
 Kavan, Jan 25  
 Kawalek, Marceli 239  
 Kawalek, Roman 239  
 Kennedy, John F. 294  
 Kernmayr, Erich 148  
 Khol, Andreas 205  
 Kienzl, Heinz 15  
 Kiesinger, Kurt Georg 87  
 Kindermann, Heinz 164, 173, 175  
 King, Russell 11, 12  
 Kirschner, Therese 104  
 Kisch, Egon Erwin 142, 340  
 Klaus, Josef 295, 297, 298  
 Kleiber, Erich 142, 147  
 Klein-Löw, Stella 109  
 Kleist, Heinrich von 334  
 Klüger, Ruth 51  
 Knepler, Georg 150  
 Knight, Robert 153, 208  
 Knoll, August Maria 137  
 Koch-Weser, Erich 80, 85  
 Koch-Weser, Geert 85  
 Koestler, Arthur 181, 337  
 Kohn, Betty 356  
 Kolb, Ernst 209–212, 215  
 Kollisch, Eva 57  
 Kollisch, Margarete 57, 59  
 Kollisch, Peter 57  
 Kollwitz, Käthe 140  
 Koplenig, Johann 194, 196  
 Koppel, Helga 184, 185  
 Koppers, Wilhelm 224, 225  
 Koref, Ernst 196  
 Korger, Friedrich 328, 329  
 Körner, Theodor 307  
 Kortner, Fritz 21  
 Kosinetz de Heller, Valerie 110  
 Kostmann, Jenö 139, 148  
 Kramer, Theodor 16, 140, 143  
 Kranzler, David 349  
 Kraus, Karl 94, 141, 328  
 Kraus, Rosl (verh. Ebner) 237  
 Krause, Walter 238  
 Krauss, Marita 13  
 Krauß, Werner 172  
 Kreiser, Walter 88  
 Kreisky, Bruno 21, 23, 233, 249, 250,  
     253, 260, 263, 268, 271, 275, 279–281,  
     283, 284, 286, 287  
 Kreisky, Peter 287  
 Kremayr, Franz 286  
 Krenek, Ernst 143  
 Krohn, Claus-Dieter 14, 180  
 Kuh, Anton 94  
 Kühn, Heinz 23  
 Kürnberger, Ferdinand 33, 40  
 Lanzer, Felix 289  
 Lanzer, Gertrude 289  
 Lanzer, Helene 289  
 Lanzer, Wanda (geb. Landau) 288, 289  
 Lee, Ray E. 58  
 Leichter, Otto 268, 269  
 Leist, Stella 111  
 Leitmaier, Markus 208  
 Lemberger, Ernst 264, 265, 272  
 Lenau, Nikolaus 33

Lenhoff, Arthur (Löwy) 229  
Lernet-Holenia, Alexander 345  
Leskoschek, Axl 81  
Lieben, Fritz 227  
Lifczis, Annie 340–343  
Lifczis, Hugo 340–343  
Likwornik, Ellen Ruth (verh. Pawlowitz) 234  
Lincoln, Abraham 39  
Lindtberg, Leopold 167  
Liszt, Franz 38  
Lobe, Friedrich 53  
Loewi, Otto 143  
Loos, Lina 95  
Lorenz, Dagmar 347  
Lorenz, Einhart 276  
Lothar, Ernst 60, 164, 165, 168, 303–312  
Lübbe, Hermann 71, 76  
Lübke, Heinrich 87  
Lukács, Georg 188, 322  
Lustig-Prean, Karl 82, 83  
Lutz, Heinrich 251  
Mack, William 265, 266, 269  
Mager, Alois P. 294  
Mahler-Werfel, Alma 59  
Maier, Max Hermann 79, 86  
Maimann, Helene 261  
Malm, Dag 275, 277, 290  
Mandel, Erna (verh. Wodak) 235  
Mandl, Felix 227  
Mandl, Fritz 194, 201  
Mann, Erika 189  
Mann, Heinrich 50, 140  
Mann, Klaus 180  
Mann, Thomas 21, 80, 140, 177, 181, 316, 318  
Manner (auch: Brauchbar-Manner; Pseudonym Martha Florian), Friederike 325–338  
Marcuse, Herbert 318, 321  
Marcuse, Max 105  
Mark, Hermann 228  
Martini, Fritz 72, 73  
Marx, Karl 38  
März, Eduard 235, 272  
Matejka, Viktor 136–139, 141, 259  
Mayer, Thomas 43  
Mayreder, Rosa 95  
McCarthy, Joseph 314  
Medelsky, Lotte 94  
Meister, Jan Christoph 346  
Meitner, Lise 143, 285  
Mell, Max 148, 174, 344  
Menasse, Robert 51  
Menger, Karl 229  
Menghin, Oswald 299  
Menzel, Johann 268  
Menzl, Hans 288  
Merkl, Adolf 222  
Meßner, Johannes 224  
Metternich, Klemens Wenzel Lothar von 40  
Meyer, Conrad Ferdinand 172  
Meyerbeer, Giacomo 38  
Meyrink, Gustav 345  
Michels, Thomas P. (Pater) 291–301  
Migsch, Alfred 210, 213, 215  
Mitterer, Erika 336  
Molden, Ernst 343  
Molden, Fritz 264  
Moll, Albert 105  
Möller, Horst 225  
Molo, Walter von 21  
Monteser, Adele (verh. Wardle) 240  
Morgenstern, Oskar 225, 230  
Moser, August 285, 286  
Mostny, Grete 239  
Mozart, Wolfgang Amadeus 10  
Müller, Hans-Harald 339, 342, 344, 345, 347, 348  
Müller, Herta 131  
Münzel, Martin 68  
Muschik, Johann 158  
Musil, Robert 329  
Myrdal, Gunnar 280  
Nadler, Josef 148, 329, 330  
Nahowski, Anna 98  
Nahowski, Helene (verh. Berg) 98  
Nannen, Henri 84  
Negrão de Lima, Francisco 89  
Nestroy, Johann Nepomuk 166, 170  
Neuhaus, Walter 275  
Neumann, Michael 185  
Neumann, Robert 177–190  
Neumann, Theo 260, 264, 266, 272  
Neurath, Paul 275, 280, 281  
Nietzel, Benno 204  
Nietzsche, Friedrich 334  
Noel-Baker, Philip 245  
Novotny, Alexander 251  
Novy, Franz 263, 267, 273  
Orwell, George 328  
Ossietzky, Carl von 88, 340  
Palm, Erwin Walter 75

Palonen, Kari 209  
 Paneth, Peter 110  
 Papanek, Ernst 268  
 Paryla, Karl 166, 306  
 Passer, Rolf 104  
 Perkonig, Josef Friedrich 148  
 Perón, Juan Domingo 115  
 Perutz, Leo 339–348  
 Pesser, Hans 100  
 Peter, Franz 227  
 Pichler, Elfriede (verh. Dubois) 242  
 Pittermann, Bruno 288  
 Pius XII. (Papst) 87  
 Plessner, Helmuth 70–72, 75, 76, 319  
 Pleyl, Josef 268, 281  
 Plöchl, Willibald 223, 224, 227  
 Polcar, Fritz 196, 197  
 Polgar, Alfred 145, 340  
 Pollak, Heinz 238  
 Pollak, Marianne 196, 197, 273  
 Pollak, Oscar 246, 260, 263, 266–273  
 Ponger, Kurt 306  
 Pound, Ezra 127  
 Prager, Theodor 139  
 Priester, Eva 139  
 Prinke, Franz 196, 197  
 Probst, Otto 198  
 Puschkin, Alexander 100  
 Pusterer, Anna 281  
 Qian Dajun 351  
 Raab, Julius 196, 297  
 Raab, Wilhelm 228  
 Rabinovici, Doron 51  
 Raddatz, Fritz J. 188  
 Ramlo, Gertrud 9  
 Rankl, Karl 142  
 Rapp, Marie 139  
 Rehrl, Stefan 299  
 Reichert, Klaus 128  
 Reich-Ranicki, Marcel 73, 74  
 Reimer, Jakob 297  
 Reiner, Ella (verh. Lingens) 237  
 Reinhardt, Max 114  
 Reinprecht, Christoph 15  
 Reisetbauer, Rudolf 196  
 Reisigl, Martin 192  
 Reitbauer, Alois 268, 275, 279, 280  
 Reiter, Wolfgang L. 226  
 Remarque, Erich Maria 181  
 Renner, Karl 205, 252, 262, 269, 328  
 Reuter, Ernst 23  
 Richter, Hans Werner 186–188  
 Riha, Carl 53  
 Robinson, Edwin Arlington 127  
 Roda Roda, Alexander 81, 82, 88  
 Röder, Hilde 139  
 Röder, Karl 139  
 Rohracher, Andreas 297  
 Rolland, Romain 335  
 Rollett, Edwin 173, 329  
 Römer, Ilse Maria (verh. Aschner) 234  
 Rommel, Erwin 341  
 Rosè, Arnold 142  
 Rost, Nico 334, 336  
 Rotha, Paul 185  
 Rothacker, Erich 70  
 Rothschild, Kurt 140, 194, 201  
 Rott, Adolf 169, 172, 174  
 Rott, Hans 293  
 Rowan, Steven 39  
 Rubin, Marcel 139  
 Rubinstein, Anton 94  
 Rudolf II. von Österreich 346  
 Ruge, Arnold 38  
 Sacher-Masoch, Alexander 135, 136, 139, 144  
 Sachs, Nelly 63  
 Sagan, Françoise 185  
 Sailer, Karl Hans 260, 262, 263, 268–270  
 Sailer, Toni 299  
 Sandburg, Carl 122, 127  
 Sandler, Rickard 289  
 Sartre, Jean Paul 140, 319  
 Schacherl, Max 227  
 Schärf, Adolf 262, 264–266, 269, 271, 283  
 Schärf, Paul 288  
 Schauff, Johannes 80, 85–88  
 Schauff, Karin 86  
 Scheff, Otto 211, 212  
 Schenk, Erich 299  
 Scheuer, Oskar F. 96  
 Scheyer, Moriz 327  
 Schidrowitz, Leo 93–105  
 Schidrowitz, Martha (geb. von Wagner) 93–95, 98–100, 102  
 Schidrowitz, Ursula 93, 98, 100  
 Schiller, Friedrich 163, 170, 174, 334  
 Schindel, Gerti 108  
 Schindel, Robert 51  
 Schlesinger, Wilhelm 237  
 Schlomi-Strauss, Charlotte 199  
 Schmidjell, Christine 47  
 Schmidt, Karl 227  
 Schmidt, Wilhelm 228, 229

Schmidt-Dengler, Wendelin 129  
Schmitt, Kurt 68  
Schnitzler, Arthur 95  
Scholl-Schneider, Sarah 21, 24  
Schön, Kurt (Schoen) 240  
Schönberg, Arnold 142, 143, 147  
Schönwiese, Ernst 309  
Schopenhauer, Arthur 334  
Schrey, Max 299  
Schrödinger, Erwin 143, 225  
Schurawitzki, Reinhard 226  
Schuschnigg, Kurt 217, 219–221, 229, 291, 292, 297, 299, 310  
Schütz, Erhard 130  
Schwarz, Ernst 275  
Schwarzenberg, Karel 21, 25  
Schwimmer, Walter 199, 200  
Sealsfield, Charles (Postl, Carl Anton) 34, 35, 39, 41  
Sedlnitzky, Josef 40  
Seeber, Ursula 14  
Seghers, Anna 140, 186  
Seidel, Ina 334  
Seipel, Ignaz 291  
Shakespeare, William 100, 163, 167–169  
Sieburg, Friedrich 189  
Siegel, Manuel 351, 354, 357  
Sigal, Bernhard (Sheridan, Bernard) 237  
Simko, Liesl 113  
Simko, Paul 113  
Simon, Eric 10  
Sinclair, Upton 140  
Skrbensky, Otto 220, 227, 295  
Slánský, Rudolf 25  
Smrká, Rita (verh. Krause) 238  
Spangenberg, Berthold 180  
Speck, Eduard 82  
Speiser, Wolfgang 247  
Spinadel, Erich 116  
Srbik, Heinrich 148  
Stadler, Friedrich 15  
Stadler, Karl Rudolf (geb. Stavaritsch) 234, 243–253, 265, 266  
Stalin, Josef 141, 149, 246, 262  
Starhemberg, Ernst Rüdiger 194, 201  
Stavaritsch, Franziska 244  
Stavaritsch, Karl Rudolf 243, 244  
Stein, Gertrude 122, 123, 125, 127  
Steiner, Herbert 249, 251  
Steiner, Mona Lisa (geb. Lindenberg) 236  
Steinmetz, Melanie 181  
Steinmetz, Selma 139  
Stern, Leo 150  
Sternberg, Fritz 188  
Strubberg, Armand Friedrich 34–39, 41  
Strubberg, Emilie 36  
Stüber, Fritz 195  
Sturm, Peter 53  
Sturmthal, Adolf 271  
Sugar, Tibor Sandor 240, 241  
Szecsi, Maria 249  
Tauber, Grete 236  
Tauber, Robert 236  
Tawada, Yoko 131  
Tencer, Ester 282  
Thirring, Walter 227  
Thomas, Alfred 347  
Thunecke, Jörg 14  
Tillich, Paul 319  
Todt, Fritz 335  
Torberg, Friedrich 9, 189, 190, 307, 344  
Troller, Georg Stefan 20, 24  
Truman, Harry S. 337, 358  
Tucholsky, Kurt 340  
Ullmann, Ludwig 164, 310  
Ungar, Hans 49  
Ungar, Leopold 235  
Usaty, Simon 276  
Vargas, Getúlio 79, 80, 99  
Verber, Otto 306  
Viertel, Berthold 167–169  
Voegelin, Erich 228  
von der Lühe, Irmela 14, 180  
Walch, Hans 102, 103  
Waldbrunner, Karl 288  
Waldheim, Kurt 113, 199, 200  
Waldinger, Ernst 151  
Wallace, Ian 14  
Walter, Bruno 142, 294  
Wander, Fred 43–54, 63, 149  
Wander, Maxie 49–51  
Wang, Robert 112  
Wassermann, Georg 88  
Wassermann, Jakob 88  
Weibel, Peter 15  
Weichmann, Herbert 23  
Weigel, Hans 9, 10, 46, 47, 77, 121, 149, 151, 154–156, 159, 160, 189, 330  
Weigl, Karl 268  
Weinheber, Josef 327, 335  
Weinmann, Otto 238  
Weinzierl, Erika 251, 300  
Wellesz, Egon 142, 298, 299  
Wels, Otto 225

Wernher der Gärtner 171  
Wessel, Horst 84  
Wessely, Rudolf 53  
Wiegler, Paul 342  
Wiesflecker, Oskar 328  
Wigforss, Ernst 280  
Wilkinson, Peter 266  
Winter, Ernst Florian 300  
Wittner, Victor 151, 153  
Wodak, Ruth 192, 204, 205  
Wodak, Walter 235, 264, 266, 272, 273  
Wu Guozhen 358  
Zaharoff, Basil 178  
Zak, Eduard 53  
Zaloscer, Hilde 332  
Zawisch-Ossenitz, Carla 223  
Zelka, Charlotte 321  
Zsolnay, Paul 343–345  
Zuckmayer, Carl 55, 63, 74, 174, 179, 189  
Zweig, Arnold 140, 189, 340  
Zweig, Stefan 104

Christoph Steker: Böhmisches Erinnerungsraume in W. G. Sebalds Austerlitz. 138 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-58-7, €24/SFr32

P. Becher / J. Džambo / A. Knechtel (Hrsg.): Prag – Provinz. Wechselwirkungen und Gegensätze in der deutsch-sprachigen Regionalliteratur Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens. 312 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-53-2, €39/SFr49

G. Stocker / M. Rohrwasser (Hrsg.): Spannungsfelder. Zur deutschsprachigen Literatur im Kalten Krieg (1945–1968). 360 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-55-6, €38/SFr47

Nikola Mizerová: Die Groteske in der deutschen Literatur aus den Böhmischem Ländern 1900–1930. 208 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-51-8, €32/SFr 48

Peter Demetz: Auf den Spuren von Bernard Bolzano. Essays. 80 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-49-5, €18/SFr27

Johannes Barth/Stefan Neumann (Hrsg.): Auf meines Herzens Bühne – 100 Jahre Else Lasker-Schülers Schauspiel »Die Wupper«. 196 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-34-1, €29/SFr44

Pavel Novotný: Die Vorformen der literarischen Montage. 250 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-47-1, €34/SFr52

Kunio Nojima: Ehre und Schande in Kulturanthropologie und biblischer Theologie. 536 Seiten, Paperback, Großformat, ISBN 978-3-938375-41-9, €64/SFr96

Gudrun Lehmann: Fallen und Verschwinden. Daniil Charms – Leben und Werk. Sonderband, 736 Seiten, Hardcover, Abbildungen, ISBN 978-3-938375-21-1, €39,90/SFr60

Jan Drees: Rainald Goetz – Irre als System. 86 Seiten. ISBN 978-3-938375-30-3, €18/SFr27

Barbora Šrámková: Max Brod und die tschechische Kultur. 406 Seiten, Paperback, Abbildungen, ISBN 978-3-938375-27-3, €42/SFr63

Armin A. Wallas: Deutschsprachige jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. 960 Seiten in drei zusammenhängenden Teilbänden, Paperback, ISBN 978-3-938375-23-5, €118/SFr180

Armin A. Wallas: Österreichische Literatur-, Kultur- und Theaterzeitschriften im Umfeld von Expressionismus, Aktivismus und Zionismus. 372 Seiten, Paperback, ISBN 978-3-938375-24-2, €39/SFr60

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Der Wissenschaftsfonds.

Die Drucklegung dieses Buches wurde gefördert durch den **Austrian Science Fund (FWF): Projektnummer PUB 377-G29**.

Diese Publikation ist als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative Commons Lizenz CC BY 4.0 International unter <http://phaidra.univie.ac.at/o:528754> abzurufen. Eine Kopie dieser Lizenz ist unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0> einzusehen.

Arco Wissenschaft, Band 30

© Arco Verlag, Wuppertal 2017

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Praxis für visuelle Kommunikation, Wuppertal

Printed in Germany

ISBN 978-3-938375-77-8

Arco Verlag GmbH, Obergrünewalder Str. 17, D-42103 Wuppertal

Arco Verlag Wien, Löwengasse 44/12, A-1030 Wien

Tel.: +43 (0)1 715 46 06 / Fax: +43 (0)1 253 033 300 06

[www.arco-verlag.com](http://www.arco-verlag.com) | [service@arco-verlag.com](mailto:service@arco-verlag.com)